



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

---

---

*GENERAL LIBRARY of the  
UNIVERSITY OF MICHIGAN*

---

---

PRESENTED BY

Paul J. N. Scott.

Dec 4 1890

838

S3340

S3275



Biblioph. 4)

# ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstäcker,  
Georg von Tausack, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred  
Reissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria  
Dettinger, Robert Putz, Johannes Scherr, Levin  
Schücking, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

**J. L. KOBER.**

Fünfter Jahrgang.

Einundzwanzigster Band.

Schiller.

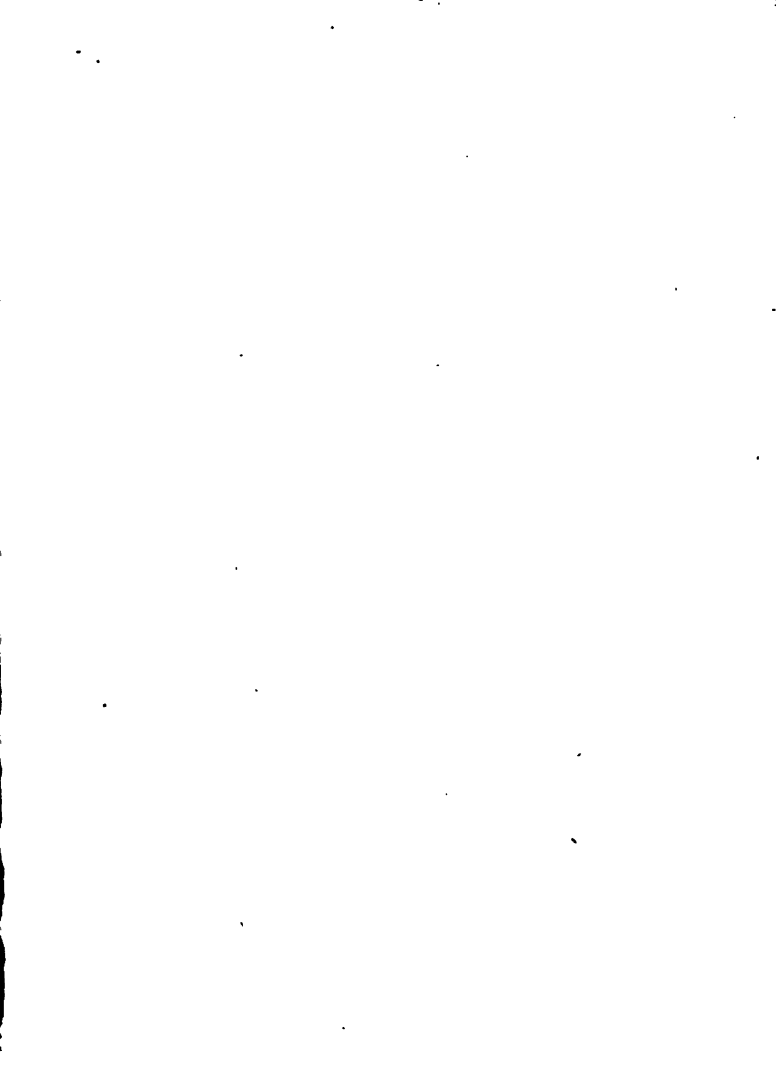
I.

1856.

Prag & Leipzig,  
Expedition  
des Albums.

New-York,  
B. Westermann & Comp.  
290, Broadway.







# ALBUM.

---

Bibliothek deutscher Originalromane der  
beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von  
**J. L. Kober.**

---

**Elfter Jahrgang.**

Einundzwanzigster Band.

**Schiller.**

I.

---

**1856.**

**Wrag & Leipzig,  
Expedition des Albums.**

# Schiller.

34-663

Culturgehichtlicher Roman

in sechs Bichern.

Von

Johannes Scherr.

Das Jahrhundert  
ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,  
Ein Btirger derer, welche kommen werden.  
Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Erster Band.

---

1856.

Prag & Leipzig,  
Expedition des Albums.



19

**Vorspiel.**

---



## Erstes Capitel.

Gesetzt, ein Fremder wäre in unseren Tagen nach Stuttgart gekommen, in der Absicht, von da aus durch Naturschönheit oder historische Erinnerungen vorragende Orte des würtemberger Landes zu besuchen, so würde ihm auf seine erkundigenden Fragen unter anderen Antworten sicherlich auch die zu Theil werden: „Ludwigsburg müssen Sie jedenfalls sehen.“ — Ludwigsburg ist das Versailles der guten Stuttgarter. Es knüpfen sich, freilich in etwas kleinerem Maasstab, nicht weniger bunte, pompose und tragische Denkwürdigkeiten daran, als an den berühmten Sitz der bourbonischen Monarchen. Falls unser Fremder an den rechten Mann gerathen, würde ihm in der Geschichte der jetzt kaum anderthalb Jahrhunderte alten Stadt Ludwigsburg ein bedeutendes Stück württembergischer Geschichte aufge-

rollt werden, ein Stück Geschichte voll Glanz und Jammer. Der Zuhörer müßte allen geschichtlichen Sinnes haar sein, wenn er nicht lebhaft wünschen würde, die Scenen in Augenschein zu nehmen, welche für die wechselnden Szenen der Regierungzeit der Herzoge Eberhard Ludwig, Karl Alexander und Karl Eugen, sowie König Friedrichs I., die Schauplätze abgegeben haben.

Unser Reisender besitzt aber historischen Sinn. Er geht daher eines Morgens nach dem zwischen der Schloßstraße und der Kronenstraße gelegenen Stuttgarter Bahnhof und fährt mit dem ersten nach Nord gehen den Zug aus dem Thalleffel der schwäbischen Residenz hinaus. Das Dampftröß lenkt zuerst langsam den Schienenweg hinan, linksab von der „Salgensteige,“ auf deren Höhe der eiserne Salgen stand, an welchem der berühmte Finanzkünstler Joseph Stöckl Dppenheimer seine glänzende Laufbahn schmählich beschloß, am 4. Februar 1788. Der Bahnzug durchbraust den nicht enden wollenden „Bruggtunnel,“ läßt Feuerbach links, berührt Juffenhausen und Kornwestheim, gewährt den Passagieren zeitweilig den Anblick des zur Linken über eine bewaldete Bergwand hochherstragenden Lustschloßes „Solitude“ und hält bald darauf beim Stationshaus der Stadt

**Ludwigsburg.** Sie liegt drei Wegstunden nördlich von Stuttgart, auf einer Hochebene, deren Abhang vom linken Ufer des Neckars begrenzt wird. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stand da nur ein einsamer Hof, dem Kloster Bebenhausen gehörend. Diesem nahm der Herzog Eberhard Ludwig das Gut widerrechtlich und machte daraus eine Stadt, deren Ursprung demnach die lange Reihe von Willkürakten, abhakte, welche in ihren Mauern vorgehen sollten. Des Herzogs Wittwe, Christine Wilhelmine von Braunschweig, eine Mecklenburgerin, deren Name zu den schlimmsten Erinnerungen der Geschichte Altwürttembergs gehört, wollte da residiren. In Stuttgart fühlte sie sich durch die Anwesenheit der unglücklichen, aber standhaft ihr Recht und ihre Würde währenden Gemahlin des Herzogs beengt. Dem Hochmuth der Königin gelästete es, schrankenlos allen Pomp einer souverainen Herrin ihres bethörten Liebhabers zu entfalten, und der Fürst beeilte sich, wie in Allem, so auch hierin ihrem Willen nachzuleben. Erst entstand auf dem bärren Plateau mit ungeheurem Aufwand ein Palast, dann, mit noch vermehrtem, eine Stadt, — nicht die einzige, die zu jener Zeit in deutschen Landen aus ähnlichen Motiven erbaut wurde.



Ludwigsburg ist jetzt nur noch eine Ruine, obgleich seine Häuser von Zeit zu Zeit neu angestrichen werden. Wenn der Reisende, welchen wir von Stuttgart herbegleiteten, die Stadt durchwandert, wird er unschwer bemerken, daß dieselbe durchweg den Stempel ihres Ursprungs trägt. Es waren hier in keiner Weise die naturgemäßen Bedingungen städtischer Existenz gegeben. Ludwigsburg ist nicht geworden und gewachsen, sondern durch ein fürstliches Machtwort aus dem Nichts hervorgezwungen worden, zu einem künstlichen Dasein. Das Geschöpf einer Fürstenlaune, hat dieser Ort in Zeiten, wo der württembergische Hof zu wiederholten Malen darauf Anspruch machte, der glänzendste Deutschlands zu sein, seine schönen Tage gesehen, falls nämlich ein Glanz, welcher mit so viel Elend erkauft wurde, überhaupt schön genannt werden darf. Jetzt lebt die Stadt, schnell gealtert, nach verfliegenem Jugendrausch so zu sagen nur von einer Staatspension. Sie war einmal da, man konnte, als der Hof weggezogen, ihren Bewohnern doch die Häuser nicht über den Köpfen zusammenfallen lassen. Der leere Titel einer „zweiten Residenz“ oder einer „guten Stadt“ sättigt nicht. Die Regierung hatte daher für neue Nahrungsquellen zu sorgen und sie that dieß, so gut sie es vermochte. Sie

machte Ludwigsburg zum Sitz einer obersten Kreisbehörde, schuf die weitläufigen Bauwerke, welche früher einen zahllosen Schwarm von Höslingen beherbergten, in Kasernen um und füllte dieselben mit Soldaten aller Waffengattungen. Von diesen vornehmlich lebt die Stadt.

Betrittst Du ihre breiten, hellen langgestreckten Straßen, die nach der Schnur gezogen sind, so gewinnst Du den Eindruck der Dede. An gewöhnlichen Tagen begegnen Dir sehr viele Soldaten, aber wenige Bewohner. Zwischen dem Pflaster guckt das Gras neugierig hervor, ein grüner Protest der Natur gegen die ihr aufgedrungene Stadt. Du begreifst jetzt, wie ein Sohn derselben den Ort „Grassburg“ nennen konnte, obgleich die guten Ludwigsburger diesen humoristischen Namen nicht gerne hören. Weniger begreifst Du es, wie in der uniformirten Prosa dieses Ortes ein Poet und Geistesfischer, wie Justinus Kerner, zur Welt kommen konnte. Allein die Extreme beharren sich überall und dann schwebte zur Zeit von Kerners Geburt noch ein Nachhall der Romantik von Herzog Karls Tagen, die freilich mit der Kerner'schen wenig gemein hat, über Ludwigsburg. Viel mehr jedoch harmonirt es mit der heutigen Nüchternheit

der Stadt, daß sie dem unerbitlich nächsternen Kritiker David Friedrich Strauß das Leben gegeben.

Aber Du eilst dem Schloß zu. An diesem wenigstens, meinst Du, müssen Erinnerungen von Ludwigsburgs „guter alter“ Zeit in Fülle haften. Aber auch da haben viele sich verwischt. Die Vergänglichkeit, welche auf alles Menschliche ihren Stempel drückt, hat auch hier ihr Recht geübt. Man sieht es dem Palast und seinen Gärten leicht an, daß sie seit langen Jahren nur noch Anstands halber unterhalten werden. König Wilhelm hat diese Residenz immer nur sehr vorübergehend bewohnt und hat sie nie geliebt: es knüpften sich für ihn an dieselbe Jugenderinnerungen, welche trübe genug waren. So ist denn das Ludwigsburger Schloß allerdings sehenswerth als historische Rarität, aber es fehlt ihm durchaus der Zauber der Wohnlichkeit und des Comforts. Gehst Du durch die einsamen Corridore, durch die hohen hallenden Säle und Gemächer, fühlst Du Dich angefröstelt. Das verblüehene Mobiliar sieht Dich halb gespenstlich an und in der Atmosphäre liegt etwas wie Modergeruch. Du wirst auf Deiner Wanderung gerne von Zeit zu Zeit ein Fenster öffnen, um die frische Luft einzuathmen, welche draußen in den Wipfeln der alten Bäume des Parks spielt.

In der Ahnengallerie, wo die lebensgroßen Silber der fürsten Württembergs hängen, betrachte Dir das fünfte in der langen Reihe. Es stellt einen kraßaufgerichteten Herrn dar, in der Pospstracht des zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ein vornehmer und intelligenter Kopf, aus dessen stark geröthetem Gesicht ein Paar große blaue Augen klug und gebieterisch blicken. Es ist Herzog Karl, der „Karl Herzog,“ wie ihn das Landvolk von Altwürttemberg nennt. Betrachte Dir ihn nur genau: Du wirst ihm in der Geschichte, welche ich erzählen will, da und dort begegnen.

Doch Dein Führer, ungeduldig zwispelnd, mahnt Dich zum Weitergehen. Er ist so ein altes Inventarstück, wie man sie in den verlassenen Balken der Großen zu finden pflegt. Ihm ist das alles, was Du da mit Neugier betrachtest, ein gewohntes Ding, das weiter keinen Reiz mehr auf ihn übt. Er schnarrt seine Erklärungen ab wie ein Automat: hat er doch schon hundertmal, schon tausendmal dasselbe gesagt. Siehst Du aber genauer zu, wirst Du bemerken, daß der alte Mann an dieser oder jener Stelle Deines Umgangs im ludwigsburger Schloß einige Bewegung verräth und einen bellomeneren oder gehobeneren Ton anstimmt. So wird

er Dir in einem der unzähligen Kabinete mit flüsternder Stimme sagen, daß hier in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten März 1737 der Herzog Karl Alexander, des Juden Süß Öbner, eines plötzlichen Todes verblieben sei, gerade, als er das steif-lutherische Land Württemberg „katholisch machen“ und die altherkömmliche landständische Verfassung umstürzen wollte. Der Alte läßt Dich etwas Unheimliches mehr nur errathen, als daß er es Dir erzählt.

Du gehst mit Deinem Führer weiter, und in einem blau und gelb ausgeschlagenen Gemach zeigt er Dir das eigentliche Prunk- und Prachtstück des Schlosses, ein breites Bett, dessen Spitzen und Seidenbeden freilich die pietätslose Zeit vergilbte und zermürbte. „Hier hat Napoleon geschlafen!“ sagt der Alte mit Pathos. Was dieser Name für ein Echo weckt in der ludwigsburger Palaströbe! Ja, hier hat der Gewaltige die ersten Octobernächte des Jahres 1805 zugebracht, mehr wohl über seinen gigantischen Plänen brütend als schlafend. Damals, bevor er seine Adler nach Austerlitz trug, hat er zum Kurfürsten Friedrich als Antwort auf dessen Bitte um Neutralität das barsche Wort gesagt: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!“ Der Kurfürst wollte lieber mit ihm als gegen ihn sein, auch mußte er so

welen und zum Dank für seine Klugheit war er drei Monate später König von Württemberg — von Napoleons Gnaden. Jetzt schläft er schon lange den ewigen Schlaf in der ludwigsburger Gruft. Auch der große Despot, welcher mit Königskronen spielte wie Knaben mit Nüssen, ist wenige Jahre nach König Friedrich gestorben und hat auf dem einsamen Felsen im Weltmeer, wohin ihn der Gott, der „in der Geschichte Vergeltung heißt,“ geschleudert, im Lobe keine Ruhe gefunden, hervorgezerrt aus seinem des Heldengedichts seiner Laufbahn würdigen Grab, um der Eitelkeit eines Komödiantenvolkes zum Schauspiel zu dienen . . . . . des wunderbaren Mannes Gestalt steigt vor Dir auf, der ungeheure Tumult seines Emporkommens und Fallens braust Dir in den Ohren. Du hast die Lust verloren, noch Anderes im ludwigsburger Schloß zu sehen, was mit den Silberm, die Napoleons Lager in Dir angeregt, in gar zu großem Contrast stände. So enteilst Du denn dem oben Schloß und draußen gähnen Dich die breiten leeren begrasteten Straßen der Stadt an. Du empfindest eine peinliche Ernüchterung und gehst mit großen Schritten dem Bahnhof zu. Aber halt, bleibe noch und folge mir! Ich hebe den Zauber-

hab: hundert Jahre, weniger sechszehn, rauschen zurück . . . . . siehe da, Ludwigsburg zur Zeit seines Glanzes.

## Zweites Capitel.

Ein ungewöhnlich milder Februar hatte einem noch milderen März die Wege gebahnt, den Frühling ungewöhnlich frühzeitig heraufzuführen. Laue Lüfte trieben mit flatternden Wolken ein lustig Spiel, welchem die Sonne, aus tiefblauem Himmel lachend, wohlgefällig zusah. In den Schloßgärten sproßte und knospete es mächtig und die Linden und Kastanien der herrlichen Allee, welche die eine Seite der langen, vom Schloßplatz zum stuttgarter Thor hinaufführenden Straße säumt, begannen auszuschlagen. Aber die Bewohner Ludwigsburgs hatten keine Zeit, um des Frühlings Ankunft sich sonderlich zu bekümmern. Sie waren noch viel zu sehr von dem rauschenden Wirbel des Carnevals befangen, welcher seine Zerstreuungen und Feste mit vollen Händen spendete.

Zwar war es nicht mehr die Zeit, wo Herzog Carl in unersättlicher Genußfreude das ganze Jahr zu einem ununterbrochenen Fest gemacht hatte, aber an der glänzenden Feier des Carnevals wurde einst-

wollen noch festgehalten. Ein wiederholter Aufenthalt in Venedig hatte dem Fürsten eine nachhaltige Vorliebe für diesen südländisch bunten Zeitvertreib eingeflößt. Er hatte denselben nach Ludwigsburg verpflanzt, wo alljährig von nah und fern ein Schwarm von Fremden zusammenströmte, um den reichen Wechsel der Carnivalsvergünstungen mitzugenießen. Der großartige Hintergrund, vor welchem sich die Szenen des venetianischen Faschings abspielten, fehlte hier freilich. Es war da keine Weltstadt, groß durch tausendjähriges Bestehen, durch eine von heroischen und romantischen Episoden erfüllte Geschichte, durch kolossalen Reichthum und durch den naturwüchsigsten Besitz aller Zaubereien der Künste, — es war da nur eine kleine deutsche Residenz. Aber soweit diese und andere locale Vorzüge der Abriastadt, der Marcaspiaz, die Piazzetta, die prachtvolle Palasteinfassung der Canäle mit ihren Gondeln, durch fürstliche Verschwendung ersetzt werden konnten, war es vollauf geschehen. Das württembergische Versailles hatte seine kippige und frivole Carnavalstracht angelegt. Da gab es Bälle, Concerte, militärische Paraden, Festinjagden, französische Schauspiele und italische Opern. Heuer begünstigte noch überdies die freundliche Witterung solche Carnivalsfreuden, deren Schauplatz im Freien

1858. XXI. Schiller. I. 2



war, so daß die ganze Menge des fremden und einheimischen Publicums daran theilnehmen konnte, sei es in der Rolle von Mitspielern, sei es in der von Zuschauern.

So jetzt in der breiten Allee. Da waren Buden aufgeschlagen, in welchen Herren und Damen vom Hofe allerlei Galanteriewaaren feilboten oder Glückstöpfe hielten oder als Wahrsager und Zigeunerinnen oder als Händler mit Süßfrüchten und Liqueurs oder als Waffelbäckerinnen agirten, oder zum Klange von Drehorgeln französische Couplets absangen. Alle waren entweder in vollständigem, ihren verschiedenen Rollen passenden Maskenanzug oder trugen wenigstens den Domino und die venetianische Halbmaske vor dem Gesicht. Zu der letzteren mußte sich Jung und Alt, wer immer die Allee betreten wollte, bequemen, denn das Ganze sollte eine ‚venetianische Messe‘ vorstellen. Es war eine höchst belebte Szene. Da wurde kokettirt, intrigulirt, satirirt und die etwas freien Carnevalscherze der Cavaliere beantwortete das silberne Lachen der Damen. Es rauschte und wogte in der Allee von Sammet und Seide in scheinbar zwanglosestem Durcheinander. Französische Actricen und italische Ballettänzerinnen schlüpfen durch das Gewühl und verriethen durch freies, neckisches Ge-

lehren, daß sie sich hier so recht in ihrem Element befanden, weit mehr, als die einheimischen Schönen, denen der deutsche Ernst doch mitunter verwehrt, in der frivolen Atmosphäre einer venetianischen Feste mit souveräner Heiterkeit zu athmen.

An Zuschauern fehlte es nicht. Haufen von mächtigem Volk standen die Straße entlang und reckten lange Hälse, um von dem wunderlichen Treiben da drüben auch was zu haben. Sie verstanden nicht viel davon, am wenigsten die französischen und italienischen Lebensarten, welche da umliefen; aber soviel begriffen sie doch, daß es die Vornehmen und ihr Anhang vertauselt gut hätten auf der Welt. „Ja sell isch woahr!“ sagte ein Bäuerlein in kurzen gelben Lederhosen und weißem Zwillischittel zu einem ebenso gekleideten Nachbar. „Sell isch woahr, Hanäjärg. Aber 's isch g'späßig, die fürnehme Leut' do kommet mer halt doch wie lauter Narra für.“ — „Was thut Er davon verstehen, Er Tolpatich?“ schauzte eine mächtige Bassstimme hinter dem bäuerlichen Kritiker, welcher sich erschrocken umwandte und einen hümmellangen Korporal von den Leibgrenadieren des Herzogs, welche „Legioner“ hießen, vor sich stehen sah. Das mochte dem Bauer nicht sehr geheuer vorkommen. Er riß eiligst seinen Nebelspalter vom

Kopf und bückte sich tief, der Hansbürg that ebenso und Beide verschwanden rasch im Gedränge. Dieses Eindruck seiner majestätischen Persönlichkeit froh, wandte sich der Korporal zu einigen seiner Kameraden, welche in der Nähe waren. Die Legioner hatten es auch gut auf der Welt, wenigstens was das Zuschauen anging, denn sie ragten um eines Kopfes Länge über das übrige gaffende Volk hinweg. Sie standen da, in Größe und Gestalt von Pappelbäumen, unbeschreiblich stolz auf ihre rothen Uniformfräcke mit schwarzen Aufschlägen und auf ihre hohen, spitzen, mit gelbem Blech beschlagenen Grenadiermützen, die über steinharten, weit den Rücken hinabbaumelnden Zöpfen saßen.

---

### Drittes Capitel.

Es ging gegen Mittag zu, als zwei Herren vom Gasthaus zum Waldhorn die Straße heraufkamen. Sie waren in eifrigem Gespräch begriffen und achteten daher des Carnevalstreibens um sie her nur nebenbei.

„Und Sie haben also Ihren Neveu richtig in die Sklavenplantage auf der Solitude abgeliefert, Herr Bechtold?“ fragte der Eine seinen Begleiter.

Der Fragende war ein Mann in den ersten Dreißigen und von quecksilbriger Beweglichkeit. Er schritt rasch aus und schwenkte im Gehen den mo-  
 nischen Chapeau mit der rechten Hand in der Luft. Er war von etwas mehr als mittlerer Statur und von rüstigem, wenn auch hagerem Gliederbau. Auf seiner breiten, hochgewölbten Stirne leuchtete ein Strahl des Genius, welcher auch aus den hellen, unruhigen, feuerwerfenden Augen blickte. Zu der auffallend großen Peripherie des Kopfes stand die Kleinheit und Zierlichkeit der Hände und Füße in angenehmem Gegensatz. Augen, Nase, Mund und Kinn waren sehr nahe zusammengedrückt. Zwischen den Brauen lag eine tiefe Furche, die Spur lebhafter Gedankenarbeit. Die Lippen waren ungewöhnlich roth, aber die schlaff gegen das Kinn hinabsinkenden Mundwinkel verriethen, wie das verschleimt aufgedunsene Untergesicht überhaupt, wenig Charakterfestigkeit. Er trug sich comme il faut, denn er ging im borbirten Rock, gestickter Weste, kurzer Plüschhose, seidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, den Galanteriebeugen an der Seite. Sein frisirtes und starkgepubertes Haar war über jedem Ohr in eine dicke Papillote gedreht

und im Nacken in einen mobilsch langen Zopf gebunden. Ein nachlässig über den linken Arm geworfener Domino und die mit ihrem Band an einen Rockknopf befestigte schwarze Halbmaske deuteten an, daß der Mann keineswegs ein Feind der Carnevalsfreuden war. Uebrigens lag in seiner ganzen Erscheinung etwas Unsicheres, Schwankendes, eine ebenso schrankenlos offenerzige und gutmüthige als unzuverlässige Sanguinität, etwas Poetisches, Virtuosenhaftes, eine ruhelose, fahrig-e Genialität, die mit sich selbst uncinis war.

Sein Begleiter, ein Fünfziger, hager, lang, war von viel gefesteterem Wesen. Er hatte nicht gerade ungewöhnliche, aber doch entschieden geschweibte Züge. Sein Auftreten machte den Eindruck, als stehe er fest auf den Füßen und habe sich viel in der Welt umgetrieben. Er ging weit einfacher oder wenigstens weit einfarbiger gekleidet als der Andere, aber man hätte wetten mögen, er sei gewohnt, eine gutgefüllte Börse in der Tasche zu tragen.

Was wollen Sie doch mit Ihrer Sklavenplantation, Herr Schubart?" entgegnete Bechtold seinem Begleiter. „Ich habe in der militärischen Pflanzschule auf der Solitude Nichts wahrgenommen, was diese schlimme Benennung rechtfertigte.“

„O, das glaub' ich,“ versetzte der Poet und  
 Rufens, Christian Friedrich Daniel Schubart, ber-  
 molen Organist an der ludwigsburger Stadtkirche,  
 mit Lachen. „Wenn Einer über das Weltmeer her-  
 herkummt, um einen neuen Zögling zu bringen, so  
 wird man natürlich Allem aufbieten, sich im günstig-  
 sten Lichte zu zeigen.“

„Rein lieber Magister, ich bin lange nicht  
 eitel genug, zu glauben, daß man sich meinetwegen  
 besondere Mühe gegeben habe. Der Herzog hat mich  
 allerdings sehr gnädig empfangen . . . .“

„Natürlich, ganz natürlich! Ich wette, er schwelgt  
 jetzt bereits in dem Gedanken, daß Sie seinen Ruhm  
 drüben in der neuen Welt ausposaunen werden. Ich  
 will verdammt sein, in meinem Leben nie mehr etwas  
 Anderes zu hören, als Zilling'sche Predigten, wenn  
 der Herzog im Nothfall nicht den Herostrot spielen  
 würde, nur um von sich reden zu machen.“

„In diesem und in jedem Falle hätte er sich  
 in meiner Person ein schlechtes Sprachrohr ausge-  
 wählt. Aber Sie müssen mir schon erlauben, lieber  
 Freund, Ihre etwas, wie soll ich sagen? — etwas  
 poetische Ansicht von der Sachlage auf das prosaische  
 Maas der Wirklichkeit zurückzuführen. Wir Ameri-  
 caner, denn einen solchen darf ich mich ja wohl

nennen, wir lieben das Reelle. Nun sehen Sie, es ist, amerikanisch gesprochen, ein Fact, daß sich in dieser langen Reihe von Jahren, seit ich als junger Springinsfeld mit meinen Eltern die schwäbische Heimat verließ, hier Manches und Vieles sogar zum Besseren gewendet hat. Auch gestehe ich, daß es mir wohlgefiel, den Fürsten inmitten der dreihundert Jügelinge seiner Pflanzschule so zwanglos und verständlich sich bewegen zu sehen, als wäre die Pädagogik sein eigentliches Element.“

Schubart nahm eine Prife aus der dargebotenen Dose seines Begleiters, zog dann die Mundwinkel höhntisch herab und versetzte:

„Ja, ganz recht, mein werther Herr und Gönner, die Pädagogik ist jetzt das Element, in welchem er lebt und webt; denn: —

Well Dionys von Syrakus  
Aufhören muß  
Tyrann zu sein,  
So ward er ein Schulmeisterlein.“

„Ei, lieber Ragister,“ sagte Bechtold lächelnd, „mit der Tyrannei muß es doch nicht so gar viel auf sich haben, wo man solche blutigen Sarkasmen ausgehen lassen darf.“

„Ausgehen lassen? Gott behüte mich! Da läme man schön an! Aber es ist meine verdamnte Ge-

schreit, wenn ein Impromptu mir auf die Zunge  
fließt, dasselbe abzuschnelles . . . doch Einerlei! . . .  
Bauertlich kommt es mir immerhin vor, daß ein  
Amerikaner, der noch dazu ein englischer Lord ist,  
seinen Sohn in eine von Herzog Karl gestiftete Er-  
ziehungsanstalt herübersenden mochte.“

„O, mein Lieber, die Sache ist nicht so wunder-  
lich, wie Sie Sich vorstellen. Mein seliger Schwager  
Kaleigh, welcher übrigens kein Lord, sondern  
nur ein schlichter, wenn auch großer, Grundbesitzer  
und Kaufmann am Potomac war, — mein Schwager  
Kaleigh, sag' ich, hatte eine große Vorliebe für  
die deutsche Art. Ich darf wohl sagen, daß meine  
gute Schwester ihrem Gatten diese Vorliebe einge-  
flößt hat, denn sie ist eine vortreffliche Frau. Als  
er, viel zu früh für seine Familie, dahingegangen,  
sand sich in seinem Testament die Bestimmung, daß  
von seinen zwei Söhnen der ältere in Amerika, der  
jüngere aber in Deutschland erzogen werden sollte.  
Jener, nun fünf Jahre älter als dieser, befindet sich  
jetzt auf dem Colleg Cambridge bei Boston. Mit  
meinem jüngeren Neffen hab' ich mich als Vollstrecker  
des letzten Willens meines Schwagers nach Europa  
und Deutschland aufgemacht. Ich beabsichtigte zuerst,  
den Knaben im Philanthropinum zu Dessau unterzu-



bringen; allein ich muß gestehen, daß mir das dortige Treiben nicht gefiel und daß ich bezweifle, es werde diese spielerische, breiweiße Methode Männer erziehen, welche den Geschäften und Stürmen des Lebens gewachsen wären. Basedow selber, der große Pädagog und Philanthrop, von welchem ich in London auf meiner Herrreise Wunder gehört hatte, mißfiel mir ganz entschieden . . .“

„Er ist ein Cyniker, hörte ich.“

„Ein entschiedener, ein solcher, daß ich mich versucht fühlte, auf den berühmten Mann unser gutschwäbisches Wort Schweinigel anzuwenden . . .“

„Aber doch, bitt' um Verzeihung, ein genialer Mann. Es hat Keiner den Rousseau so gut verstanden, wie Basedow, Keiner sich so energisch bemüht, der Rousseau'schen Reform der Erziehung in Deutschland Raum zu schaffen.“

„Das mag sein; aber sehen Sie, Werthecker, es ist mit dem Rousseau doch eine gar eigene Sache. Mein trefflicher Schwager war ganz begeistert von des Mannes Schriften und ließ nicht ab, bis auch ich, der ich sonst von Büchern meist nur die Comptoirbücher zur Hand nehme, die Rousseau'schen las. Sie umnebelten auch mir Anfangs den Kopf nicht schlecht, doch wurde ich früher wieder nüchtern als mein guter

Schwager, der ein hochherzigster und heißblütigster Anginer war. In Amerika ist nicht der Boden, wo die Schwärmerci für das Naturevangelium Rousseau's in die Länge gedeihen kann."

„Wie, in den Urwäldern, in den Savannen, unter den harmlosen Indianern nicht? Und warum denn nicht?“

„Weil man dort mit der Natur und mit den harmlosen Indianern, wie Sie dieselben charakterisiren, viel zu viel zu schaffen und zu kämpfen hat, als daß man nicht bald zur Erkenntniß gelangte, es seien, um mit heiben fertig zu werden, ganz andere Mittel vonnöthen als Rousseau'sche Ideen.“

„Das klingt nicht sehr poetisch.“

„Ist aber desto wahrer. Amerika, lieber Freund, braucht Männer, praktische Männer, statt poetischer Träumer. Wir haben dort keine Zeit zum Phantastiren.“

„O weh!“

„Keineswegs. Die Wirklichkeit, die baare Wirklichkeit bietet dort Bedeutendes und Großes genug. Eine neue Welt, ein neuer Staat ist dort im Werden und gerade jetzt sind die bestimmtesten Anzeichen da, daß die nordamerikanischen Colonien reif und entschlossen sind, von dem Jängelband Englands sich

loszumachen. Doch davon red' ich Ihnen ein andermal, bevor ich meine Rückreise antrete . . . Ich fand also die Basedow'sche Erziehungsmethode für meinen Neffen und Mündel nicht passend, und da ich ihm ohnehin das Heimatland seiner Mutter zeigen wollte, ging ich über Leipzig und Frankfurt, wo ich Geschäfte hatte, hieher. Allenthalben auf meinem Wege hör' ich viel Rühmlisches von der herzoglichen Anstalt auf der Solitude. Ich besuchte sie, sie gefiel mir und so hab' ich ihr meinen George anvertraut."

"Und Sie glauben, der Knabe werde dort befähigt werden, herrscht ein freier Amerikaner zu sein?"

"Ja, denn wer wahrhaft frei sein will, muß die Disziplin kennen und achten lernen. Glauben Sie mir, ich habe die Sache mit aller Gewissenhaftigkeit überlegt; denn da ich selber kinderlos bin, liebe ich die Söhne meiner Schwester, als wären sie die meinigen. Den Ausschlag für meinen Entschluß gab übrigens der glückliche Umstand, daß ich meinen Neffen auf der Solitude in der Nähe einer befreundeten Familie weiß."

"Was ist das für eine?"

"Die des Hauptmanns Schiller, welcher die Aufsicht über die Gärten des herrlichen Lustschlosses hat."

Ich habe in ihm zu meiner großen Freude einen Freund aus der Jugendzeit ganz unvermuthet wieder gefunden. Er ist ein tüchtiger und würdiger Mann.“

„Allerdings, daneben freilich ein Bedant.“

„O, ihr Herren Poeten habt darüber Aufschreien, die ein Geschäftsmann nicht immer unterschreiben kann. Mein Freund, der Hauptmann, wird mit seiner Frau . . . .“

„Ach, das ist ein liebes Weibchen! Hat eine poetische Ader, sag' ich Ihnen, und dabei viel Humor. Der kleine Fritz, der hier am Lycäum studirt, hat was von der Mutter abbekommen. Ist ein verteuftelt aufgeweckter Junge, der Fritz. Macht lateinische Verse, daß es eine Art hat. Und dabei hat der Bursch so Etwas in seinem Auge, so Etwas wie Genie.“

„Freut mich, das zu hören, Herr Schubart. Ich hab' dem jungen Schiller einen Gruß von seinen Eltern zu sagen und daß sie ihn heute besuchen werden. Die Frau Hauptmännin will ihrem Sohn eine Extra-Freude machen, weil das letzte Zeugniß so gut ausgefallen. Er wohnt, . . . warten Sie ich hab' mir's notirt . . . .“

„Lassen Sie Ihre Notiztafel nur stehen. Der Fritz wohnt bei dem Präceptor Winter und der Onkel des armen Jungen hat, wie ich weiß, schon

oft und schmerzlich empfunden, was das für ein grim-  
miger Schulfuchs und Hautyrann ist. Ich zeige  
Ihnen das Haus . . . . . Aber hören Sie doch,  
wie plaisirlich es da drüben in der Allee zugeht.“

In der That klang helles Lachen aus der Allee  
herüber, wo die verschiedenen „Plaisirs“ einer „vene-  
tiantischen Messe“ im vollen Gange waren.

Die beiden Männer blieben stehen und Herr  
Bechtold hätte es seinem Begleiter leicht ansehen  
können, daß derselbe gar zu gern in das untere Ge-  
wühl sich gemischt hätte.

„So Etwas haben wir freilich nicht in unse-  
rem Amerika,“ sagte der amerikanisirte Deutsche. „Es  
geht dort durchweg ernst und nüchtern zu und sogar  
bei den Vergnügungen domirt eine gewisse purita-  
nische Steifheit, insbesondere in den nördlichen Colo-  
nien, in den eigentlichen Neu-Englandstaaten.“

„Das muß aber allmächtig langweilig sein,“  
bemerkte Schubart.

„Für einen Mann, der wie Sie an das rau-  
schende Leben einer europäischen Residenz gewöhnt  
ist, allerdings. Indessen hat das Leben in Amerika  
auch seine eigenthümlichen geselligen Reize und bei  
uns, in Virginien, ist Alles zwangloser als in Neu-

England, wenn auch die Grenzen ehrbarer Sitte überall streng eingehalten werden.“

Trommelwirbel schallte vom Schloßhofs herauf.

„Ah,“ sagte Schubart, „die Schloßwache tritt ins Gewehr: Unser Durchlauchtigster wird also die Bewohner seiner guten Stadt mit seiner Erscheinung beglücken.“

Von der Allee her kam in diesem Augenblick eine Dame in elegantester Carnevalstollette über die Straße. Sie war von schönem Wuchs und unter ihrem weitbäuschigen Rock kamen ein paar niebliche Füße zum Vorschein, welche in Schuhen von blauem Sammet, mit zollhohen rothen Absätzen stachen. Indem sie an den beiden Männern vorüberkam, erwiderte sie Schubarts tiefen Bückling mit einer Art majestätischer Herablassung. Sie hatte die Halbmaske abgenommen und enthüllte Züge, welche von Augen voll südlischen Feuers belebt waren, allein im Uebrigen trotz meisterhaft angewandter Schminckkunst doch ziemlich verlehrt und veraltet ausfahen. Dießseits der Straße blieb sie stehen und schaute, wie alle Welt, erwartend gegen das Schloß hinab.

Von dorthier kam die herzogliche Equipage die Straße herauf. Vorreiter in gelb und schwarzer Livree sprengten vor dem von acht Schimmeln gezoge-

nen Wagen her. Leibjäger in grünen goldbesetzten Röcken ritten rechts und links am Schlag, ein halb Duzend Leibhusaren in prächtigen, mit kostbarem Pelzwerk verbrämten rothen Wämsern escortirte den Wagen, in welchem Herzog Karl mit dem Oberst von Montolieu, einem seiner Adjutanten, saß. Man sah dem Fürsten, welcher in der Mitte der vierziger Jahre stand, seine wildverlebte Jugend nicht an. Eine außerordentlich robuste Gesundheit hatte ihm über die Folgen eines Wandels hinweggeholfen, welcher einen Andern geistig und körperlich hätte ruiniren müssen.

Karl war noch immer ein schöner Mann. Sein blaues Auge leuchtete von Geist, und wie er so da saß im offenen Wagen, mit seinem goldbordirten dreieckigen Hüthen, seiner mit Boucien versehenen, gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschrothen Rock, seiner gelben Battenweste und hohen Stiefeln, hatte seine Erscheinung etwas Impoßantes, obwohl dieser Aufzug unserem veränderten Geschmack barock genug vorkommen mag.

Er hatte eines jener so wirkungsreichen Mittel, womit Fürsten die Menschen zu bezaubern vermögen, all sein Lebenlang vollkommen in seiner Gewalt: ein äußerst leutseliges Gebahren gegen die Menge. Auch heute machte er von diesem Mittel reichlichsten

Schranz, indem er die devoten Reverenzen, welche ihm rechts und links dargebracht wurden, mit freundlichem Lächeln erwiderte. Nur einmal fuhr eine Wolke über sein Gesicht, als ihn beim Vorüberfahren die Dame, deren wir erwähnten, in sehr grazitöser und unterwürfiger, aber dabei auffallender Weise mit dem Fächer grüßte. Karl wandte sich ab, ohne diesen Gruß einer Erwiderung zu würdigen, und der Wagen rollte dahin.

Nun rings ein Gemurmel und Geflüster, wie man es eben nur von Residenzbewohnern bei solchen Gelegenheiten hören kann: —

„Wie gut Se. Durchlaucht ausseh'n!“ — „Wo fährt er hin? Nach der Solitude oder bloß nach dem Salon?“ — „Will er die Gräfin von Hohenheim besuchen?“ — „Er ist halt doch ein charmanter Herr und einen zweiten Karl gibt's in der Welt nicht!“

Die Dame jedoch schien den Herrn nicht sehr „charmant“ zu finden. Sie murmelte Etwas zwischen den Zähnen, was auf ein Haar einem mit echtem italischem Accent gesprochenen Maledotto! gleich,kehrte sich um und verschwand mit eiligeren Schritten, als ihrer vornehmen Lournüre eigentlich zulamen, in einer Seitenstraße.



Schubart sah ihr mit schallendem Gelächter nach.

Herr Bechtold blickte ihn verwundert an und fragte:

„Was war denn das?“

„Ein Wechsel, ausgestellt auf die Erinnerung an vergangene Schäferstunden, aber nicht acceptirt!“ erwiderte der Poet, noch immer lachend.

„Ich verstehe Sie nicht ganz. Wer ist die Madame?“

„Die Madame? Ja, das war vor Zeiten ihr offizieller Titel und es hatte derselbe eine ganz andere Geltung, als der Titel „Ihre herzogliche Durchlaucht,“ welchen die bayreuther Prinzessin Elisabetha Friederike Sophie, die Gemahlin unseres Durchlauchtigsten, führt. Die Madame, welche Sie dem Herzog so ungeschickt sich ins Gedächtniß zurückrufen sahen, ist keine geringere Person als Augusta Garbella, Tochter eines venetianischen Gondoliers oder Lastträgers, vormals Tänzerin an der herzoglichen Oper, dann in ihren schönen Tagen Favoritsultantin unseres allergnädigsten — Sultans. Schon seit lange ist sie aber eine gefallene Größe. Haben Sie nicht bemerkt, daß die alte Närrin noch immer blaue Schuhe trägt?“

„Blaue Schuhe?“

„Nun ja. Haben Sie denn nie gehört, daß in Karls pompossten Tagen seine offiziellen Oballisten das vielbenedete Vorrecht hatten, blaue Schuhe zu tragen? Es waren freilich meist italienische und französische Füße, welche in solchen Schuhen stachen, aber ich könnte Ihnen doch mehr als eine württembergische Mutter von vielen Ahnen namhaft machen, welche viel darum gegeben hätte, die Füße ihrer Töchter mit blauem Sammt oder Atlas bekleidet zu sehen. Die privilegierten Schuhe der Garbella sind jedoch so unreparierbar angetreten, daß sie dieselben auf den nächsten besten Composthaufen werfen sollte, Sie transit gloria mundi sandaliorumque . . . . . Was meinen Sie?“

„Ich meine, den Leuten in Amerika würde so ein Schuh-Vorrecht noch unletztlicher vorkommen als die Privilegien der englischen Krone. Das ist ja eine beispiellos freche Verhöhnung von Sitte und Anstand.“

„Beruhigen Sie Sich, mein Werthefter. Wir sind jetzt darüber hinweg, über die blauen Schuhe nämlich. Seit die tugendsame Donna Schmergelina die Stelle einer Coeurkönigin eingenommen, ist es mit der excentrischen Galanterie so ziemlich vorüber, vielleicht für immer.“

„Donna Schmergelina? Es gibt dermalen wunderliche Namen in Alt-Württemberg.“

„O, mein Lieber, was diesen Namen angeht, so ist er so zu sagen eine Erfindung Ihres gehorsamen Dieners. Aber Sie wissen doch, wen ich damit meine?“

„Nein.“

„Nun, wen anders als die Franzel, vulgo Franziska Reichsgräfin von Hohenheim, denn dazu hat sie das Gold ihres Liebhabers und die Gefälligkeit des kaiserlichen Hofes gemacht. Es ist ihr nicht an der Wiege gesungen worden. Ich kenne ihre Familienverhältnisse wohl, denn sie ist unweit von meiner Vaterstadt Aalen zu Hause und ist die Tochter des Herrn von Bernardin, eines armen Schluders von Edelmann, dem ein kleiner Theil des Gutes Edelmannsfelden gehörte. Sie ist aber schon als junges Mädchen sehr geschicket gewesen und so gelang es ihr, obgleich sie nie, selbst in ihrer ersten Blüthe nicht, eine blendende Schönheit war, einen reichen Gemahl zu erobern, den bayreuthischen Kammerherrn von Leutrum, welcher freilich ein Ungeheuer von Häßlichkeit war, ein Kameel im figürlichen Sinn nicht nur, sondern auch im wörtlichen, denn er war mit einem ansehnlichen Häcker ausgestattet. Karl

kannte die Frau von Leutrum auf einem Ausfluge nach Morzheim kennen, wo sich der Adel der Umgegend zur Begrüßung des Herzogs versammelt hatte. Die Baroneß that's ihm auf der Stelle an. Er fing Feuer, wie vielleicht noch nie, und das will viel sagen. Da hat er denn auch sogleich seine Maßregeln getroffen. Er ernannte den Leutrum zu seinem Reismarschall, was dem Baron die Verpflichtung auferlegte, dem heimreisenden Herzog vorauszuweilen, während seine Gemahlin ihren Platz in Karls Kutsche fand, welche bei der Ankunft in Ludwigsburg nicht vor dem Schloß, sondern vor dem Lustschloßchen La Favorite drunten im Parke hielt. Während sich der Herzog dort mit der Baroneß verständigte, blähte sich der Herr Reismarschall im Gefühl seiner neuen Würde in den Gemächern des Schloßes, natürlich zum großen Ergößen der Hofleute, deren Flüßtern und Lächeln er sich Anfangs nicht zu deuten wußte. Da indessen seine Anwesenheit unbequem zu werden anfing, erhielt ein munterer Kammerherr den Auftrag, dem Herrn Reismarschall die erstaunliche Neuigkeit zu erzählen, es sei in Ludwigsburg ein seltenstes Wunderthier angelangt, ein Dromedar, dem auf der Herreise plötzlich Hörner gewachsen. Da endlich merkte der Arme, welche Stunde die Glocke geschlagen, und

sand für gut, sofort auf seine Güter zu verschwinden. Seine Frau Gemahlin jedoch hielt es nicht für angemessen, dieses Beispiel nachzuahmen. Die Weiber haben, wie Sie wissen, ihre eigenen Lannen und es gefiel der Baroneß in unserer Residenz und deren Umgebungen so gut, daß sie beschloß, ihren bleibenden Aufenthalt bei uns zu nehmen.“

Herr Bechtold, dessen Geschmac weder die erzählte Geschichte noch der frivole Ton zusagte, in welchem sie vorgetragen wurde, schwieg nachdenklich. Schubart fuhr fort:

„Der Herzog hatte es bei der Entführung der Baroneß ohne Zweifel nur auf eine der zahllosen Liebesepisoden seines Herrscherlebens abgesehen. Aber da hatte er die Rechnung ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht. Donna Schmergelina verstand es, den losen Vogel festzuhalten. Sie wußte die Empfindsame und Tugendhafte zu spielen und das hatte und hat noch jetzt für den Herzog den Reiz der Neuheit. Es verleibete ihm die frechen welschen Courtisanen. Franziska ist jetzt Reichsgräfin und Hofseute, welche mit den Wetterzeichen bei Hofe genau vertraut sind, behaupten, Karl würde seine Geliebte in aller Form heiraten, wenn ihm nur die

Herzogin den Gefallen thun wollte, das irdische Jammerthal mit den himmlischen Freuden zu vertauschen.“

„Alle diese Verhältnisse,“ sagte Herr Bechtold, „wollen sich schlechterdings nicht in die Anschauungen einfügen, welche ich seit dreißig Jahren geschöpft. Indessen hörte ich nicht nur in Württemberg, sondern auch anderwärts in Deutschland, daß die Beziehungen des Herzogs zu der Gräfin von Hohenheim einen günstigen Einfluß auf den Fürsten geübt hätten. Selbst ein so strengdenkender Mann, wie mein Freund, der Hauptmann Schiller, äußerte sich in dieser Weise.“

„Der Hauptmann Schiller,“ warf Schubart ein, „ist der Diener des Herzogs und ganz und gar von dessen Gnade abhängig.“

„Aber auch die Frau Hauptmännin, doch gewiß eine durch und durch ehrbare Frau, war des Lobes der Gräfin voll. Diese sei, wie sie mir sagte, voll edelster Herzensgüte und voll seltener Anmuth im Benehmen gegen Hoch und Niedrig.“

„Das Letztere, ja, das muß man ihr lassen. Gewiß, zu benehmen weiß sie sich, die Donna Schmergelina.“

„Sie scheinen ihr nicht hold zu sein, lieber Freund. Und doch sei sie, wie ich hörte, auch durch ihre ungewöhnliche Bildung vor vielen Frauen ausgezeichnet.“

„Oah, bah! Lanter Schein und Scheinheiligkeit, hinter welcher sich die ungemessenste Herrschsucht versteckt. Wer nicht devotest nach ihrer Pfeife tanzt, dem weiß sie's einzutränken.“

„Aber es soll doch Thatsache sein, daß der Herzog seit seiner Verbindung mit dieser Frau die Uebung seiner Pflichten gegen das Land ernster sich angelegen sein lasse, daß er das Gute fördere, für die Hebung der Landwirthschaft und des Unterrichts Sorge und überließ die rasende Verschwendung seiner früheren Jahre bedeutend ermäßigt habe.“

„Sultanslaunen, werthester Herr und Söbner, Sultanslaunen, weiter Nichts. Ei, ja freilich, er hat eingesehen, daß die Schafe keine Wolle mehr geben würden, wenn man nicht einigermaßen für ihre Bedürfnisse Sorge trüge. Ist diese Einsicht etwa ein Verdienst? Und was die Ermäßigung der verschwenderischen Hofwirthschaft angeht, — na, Sie werden, mein' ich, seit Ihrem Hiersein nicht sehr viel Sparsamkeit wahrgenommen haben.“

„Allerdings nicht, und da ich sagen darf, daß ich von Geldsachen Etwas verstehe, so muß ich meiner Verwunderung Ausdruck geben, wie das württemberger Land im Stand war und ist, die ungeheuren Summen aufzubringen, welche ein so glänzender Hof-

hat nothwendig verschlingen mußte und noch verschlingen muß.“

„O, Herr Bechtold, das württembergische Land ist unerschöpflich und schier nicht zum Umbringen. Der Herzog kennt die Hilfsquellen desselben perfect. Sehen Sie, da bräben an der Straßenecke stand bis vor wenigen Jahren die Bude, in welcher der infame Wittlicher, einer der Schätzeheber des Herzogs, alle Aemter und Stellen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, öffentlich versteigerte. Damit ist's jetzt vorbei, weil zuletzt Niemand mehr sein gutes Geld in die Bude tragen wollte, da die armen Tröpfe, welche es gethan, gar zu schmäblich angeschmiert waren. Nein damit ist Nichts mehr zu machen. Allein unser Allergnädigster hat noch andere Prägestücke, — ich meine nicht die in der Münze zu Stuttgart. Ist mir recht, so kann ich Ihnen noch heute einen der absonderlichsten zeigen. Freilich, das Bild hinkt oder entspricht vielmehr der Sache ganz und gar nicht. Es wäre thunlicher, den Herzog als eine neue Art von Viehzüchter darzustellen. Sie müssen nämlich wissen, daß häufig Rynheers aus Holland zu uns heraufkommen, um Vieh einzukaufen. Allmählig hat nun ihr Geschmack am schwäbischen Fleisch eine höchst ab-



norme Richtung genommen, indem er vom thierischen auf das menschliche überging.“

„Sie sind ein Mann von Humor, lieber Schubart.“

„Sie meinen, ich scherze, Wertheimer? Aber diesmal täuschen Sie Sich ganz und gar. Nein, nein! Und wenn auch uns miserabeln Deutschen Nichts mehr geblieben sein sollte, als der bittere Sarkasmus und das verzweiflungsvolle Lachen, eher doch möge meine Zunge verdorren, als daß ich soweit läme, über diese bodenlose Schmach zu scherzen und zu lachen.“

Bechtold sah verwundert auf.

Der da neben ihm herging, war nicht mehr der leichtfertige Poet und Muskeus, sondern der zürnende Patriot.

Schubart hatte sich hochaufgerichtet und seine Augen sprühten Feuer unter den finster zusammengezogenen Brauen hervor.

„Sie sind bewegt, werther Freund,“ sagte Herr Bechtold theilnehmend.

„Wer auch sollte darob unbewegt bleiben können?“ entgegnete Schubart und setzte, nach seiner wetterwendischen Art rasch wieder in einen leichteren Ton fallend, hinzu: „Ich wette, auch Ihre Contenance, Ihre alt- oder neuenglische Contenance hält nicht Stand gegenüber der Carnevalszyne, welche

ich Ihnen heute noch zeigen zu können hoffe oder  
vielmehr fürchte . . . . . Doch sehen Sie, da kommt  
gerade der Bub' Ihres Freundes daher, der junge  
Schiller."

### Viertes Capitel.

Die beiden Männer waren während ihres Ge-  
sprüches fast an's Ende der Straße gelangt und im  
Begriff, rechts hin in eine ins Innere der Stadt  
führende einzubiegen, als ihnen von dorthier zwei  
Knaben entgegenkamen, mit ihren Schulbüchern unter  
dem Arm. Sie waren von gleichem Alter, etwa  
dreizehnjährig, aber von sehr ungleichem Aussehen.  
Der eine war ziemlich klein für die angegebene Al-  
tersstufe, unterseht, braun von Gesichtsfarbe und  
dunkel von Haaren, im Ganzen ein hübsches Bürsch-  
chen, was von dem andern keineswegs gesagt werden  
konnte. Dieser war nämlich hochaufgeschossen und  
seine ungewöhnlich langen Beine standen zu dem  
kurzen Oberkörper in einem sehr misslichen Verhält-  
niß. Sein langes, schmales, blasses Gesicht war  
mit Sommersprossen dicht besät, die Ränder seiner  
blaugrauen Augen waren entzündet und unter seiner  
Näse hervor stachen Büschel hochrothen Haares. Seinen

Bücherpaß nachlässig im linken Arm haltend und mit der Rechten lebhaft gestikulirend, redete er eifrig auf seinen Kameraden hinein, und was er sagte, mußte belustigend sein, denn der Kamerad lachte im Gehen hellauf.

„Sehen Sie, Herr Bechtold.“ sagte Schubart, „der Rothkopf dort ist der junge Schiller; der andere, sein Leibkamerad, ebenfalls ein Offizierssohn, heißt Goven. . . . He da, Ihr beiden Fritzen!“ fuhr er zu den Knaben gewandt fort; „kommt mal her!“

Die Angerufenen kamen über die Straße herüber. Sie kannten den Magister und Stadtorganisten sehr gut, denn dieser war einer der öffentlichen Charaktere der Residenz und überdies ein guter Bekannter ihrer Familien. Sie grüßten höflich, aber es schien ihnen etwas ganz besonders Lustiges im Kopfe zu stecken, denn sie konnten das Nicken kaum verhalten.

„Was habt Ihr denn, Ihr Teufelsjungen?“ fragte sie Schubart. „Habt Ihr dem grimmigen Präzeptor einen Bissen gespielt oder hat Euch der Spezial Zilling ein Donnerwetter vergeorgelt, daß die Milch in den Töpfen gerann?“

Die Knaben blinzelten den fremden Herrn Bechtold forschend an, brachen dann aber gänzlich in ein lautes Lachen aus.

Der rothhaarige Fritz stieß den schwarzhaarigen mit dem Ellenbogen an und flüsterte:

„Sag' Du 's, Fritz!“

„Nein, Fritz, sag' Du 's!“ erwiderte der Schwarze dem Rothen.

Dann lachten wieder Beide.

„Aun, Ihr Schlingel,“ polterte Schubart, „wollt Ihr mich zum Narren haben? Was verursacht Euch denn ein so herztunigliches Gaudium? heraus damit!“

Fritz Schiller blinzelte heftig mit den Augen, wie es seine Gewohnheit war, und sagte dann, sich zu möglichstem Ernst zwingend:

„Ei, Herr Schubart, Sie sind ja auch ein Gelehrter und haben Theologiam studirt. Bitte sagen Sie uns: ist es wahr, hat die lutherische Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne?“

„Ja, hat sie wirklich Zähne von Elfenbein?“ fragte nun auch Fritz Hoven.

„Was, zum Teufel, soll das heißen, Ihr Racker?“ gab Schubart zurück.

„Ja, sehen Sie, Herr Schubart,“ sagte der weiße Fritz mit Gravität und Pathos, „es ist ein verwickelter Casus.“

„Ja wohl,“ schaltete der schwarze Fritz ein.

„Die Sache ist noch verwickelter und schwieriger als die Conjugation der Verba auf *Mi.*“

Und jetzt, da die Hebseligkeit der Knaben einmal im Gange und sie schlaue genug waren, zu wissen, daß ihr Hiftörchen dem Poeten daß gefallen würde, wetteiferten sie im Vortrag desselben.

„Sehen Sie, Herr Schubart, da hat uns *Se. Ehrwürden* der Herr Spezial Zilling heut' in der Religionsstunde das Hohelied Salomons erklärt —“

„Und ausgelegt und exegetisch tractirt, wie er sagte.“

„Und da haben wir gelesen, daß die Braut Salomons Zähne von Elfenbein hatte —“

„Und einen Hals wie der Thurm auf Libanon, so gen Damastus schaut —“

„Und da hat uns *Se. Ehrwürden* erklärt, das Alles sei parabolisch zu verstehen —“

„Und Salomons Braut das sei die lutherische Kirche —“

„Und da that einer von uns *Se. Ehrwürden* fragen, ob denn die Kirche wirklich elfenbeinerne Zähne habe —“

„Und da ging dann ein erschreckliches Donnerwetter los.“

*Schubart* lachte unbändig.

„O, das ist groß!“ sagte er. „Ich hätte mögen das Gesicht des Kerls sehen . . . will sagen Sr. Schwärden. Gewiß hat er vor Wuth gesauht wie ein rabbiater Kelling . . . Aber wer von Euch beiden Fritzen hat denn die Frage von wegen der eiseneisernen Zähne gethan? Er soll einen Dreibühner von mir haben; ja bei Bacchus und Venus den soll er haben.“

Ein Dreibühner war eine große Versuchung, der um so unbedenklicher nachgegeben werden konnte, als Allem nach einer der beiden Fritzen in der That die Frage gestellt hatte, welche den leichtblütigen Poeten und Musicus so sehr ergözte. Dennoch wollten die Knaben mit der Antwort nicht herausrücken. Der schwarze Fritz begann zwar: „Da, mein Kamerad . . .“ aber er stockte sogleich wieder und blickte wie sein Kamerad verlegen zu Boden. Das kam daher, daß der strenge Blick des fremden Herrn sie einschüchterte. Bechtolds durchaus solider Sinnesweise schien die Art, wie Schubart mit den Knaben verhandelte, durchaus unpassend, und als der Musicus seine Börse zog — ach, sie enthielt kaum viel mehr als ein paar Dreibühner — und seine Lockung wiederholte, mischte er sich ein, indem er zu dem jungen Schiller sagte:

„Lieber Fritz, was würden Dein braver Vater und Deine fromme Mutter sagen, wenn sie hörten, daß Du über Sachen der Religion und über Deinen Religionslehrer auf öffentlicher Straße in der Manier, wie Du thatest, Dich auslässest? Ich bin ein Bekannter Deines Herrn Vaters, habe ihn gestern auf der Solitude besucht und soll Dich von ihm und der Frau Mutter grüßen und Dir sagen, daß sie heute Nachmittag in die Stadt kommen werden.“

Der Knabe war über und über roth geworden, nicht so fast im Gefühl eines begangenen Fehlers, wie es schien, als vielmehr im Bewußtsein, daß der Fremde eine unrichtige Meinung von ihm hege. Seine Schüchternheit, die sich auch in der merkwürdig unbehilflichen Körperhaltung ausdrückte, wehrte ihm jedoch, eine Rechtfertigung zu versuchen, und er sagte endlich nur in abgebrochenen Worten:

„Ich bitte Sie, sagen Sie meiner Mutter nichts davon, Herr. Nicht um meiner willen, nein gewiß nicht, sondern um ihrer willen . . . . Es würde ihr wehthun . . .“

„Wohl, um dieses Wortes willen soll Deine Unbesonnenheit verschwiegen bleiben und ich hoffe, Du habest Verstand genug, keine ähnliche mehr zu begehen.“

Er gab dem Knaben die Hand und zwar keine  
 leer, denn als Fritz die seine zurückzog, fand er  
 darin einen Maria-Theresa-Thaler.

Schubart hatte zu der Zurechtweisung, welche  
 Herr Bechtold dem knabenhaften Uebermuth ange-  
 deihen ließ, eine Miene gemacht, als wollte er sagen:  
 „Was für ein verbenkterter Pedant ist das!“ Jetzt  
 bemerkte er in seiner sorglosen Weise:

„Nu, nu, werther Freund und Gönner, man  
 muß das Ding eben von der humoristischen Seite  
 nehmen. Ich danke Gott, daß er so gnädig war,  
 unter andern hübschen Sachen, über welche ich mich  
 jetzt nicht specialiter verbreiten will, auch den Humor  
 zu schaffen. Der Mensch ist im Allgemeinen eine  
 so prosaische, ernsthafte Bestie, daß er unausstehlich  
 würde, wenn nicht auch den Ernsthaftesten zuweilen  
 der neckisch gaulende Götterknabe Humor ein  
 Radenschlag versetzte. Wie Vieles macht er wieder  
 gut, was die ernsthafte Dummheit der Menschen  
 böß gemacht hat! Sehen Sie, da wird mit drei-  
 zehnjährigen Jungen . . . .“

Herr Bechtold gab dem Poeten einen Wink mit  
 den Augen, auf die Anwesenheit der beiden Knaben  
 Rücksicht zu nehmen, allein Schubart war nun einmal



im Zug, und wenn er das war, pflegte er die Rück-  
sichten mit souveräner Verachtung zu behandeln.

„Ja,“ fuhr er fort, „da wird nun mit dreizehn-  
jährigen Jungen in dummbester oder bestdumms-  
ter Absicht der Schrift Haskirim Salomonis gelesen, an  
und für sich schon eine pädagogische Monstrosität,  
kaum geringer, als wollte man den Jungen des  
Ovidius Buch von der Liebestunst zum Erpoutren  
geben. Da man nun aber einmal eine Dummheit  
gemacht, macht man gerade noch eine zweite, damit  
die erste nicht allein stehe. Was Wunders, wenn da zu-  
weilen der Humor plötzlich seinen allerhöchsten Spas  
treibt? Und wenn er es thut, warum soll man nicht dar-  
über lachen dürfen? Es ist ein köstlich und gesundes Ding  
um das Lachen, wie schon Doctor Luther eindringlich  
gesagt hat. Nur ein Mensch, welcher die Gottesgabe,  
die in dem Reiz der Lachmuskeln liegt, entweder gar  
nicht besitzt oder wenigstens nicht zu schätzen weiß,  
kann heute noch mit hölzerner Ernsthaftigkeit in das  
glühende Hohelied der Hebräer eine abgeschmackte  
Allegorie hineindeuten. Müßen sich da nicht mit  
Nothwendigkeit die allerlächerlichsten Consequenzen  
ergeben? Die Sulamith des hebräischen Dichters soll  
die lutherische Kirche sein? Et, in diesem Falle ist

Er Schwärden der Herr Spezial ein integrierender Teil der Enlamith. Nun aber denke man sich den Mann! Zwar, was seine Nase angeht, so dürfte dieselbe mit dem Thurm auf Libanon, so gen Damaskus schon, etwelche Aehnlichkeit haben. Was jedoch seine Zähne betrifft, o großer Gott, seine Zähne.“ ..

„Wehe dem, der da wandelt im Rath der Gottlosen und tritt auf den Weg der Sünder und sitzt auf dem Stuhl der Spötter!“ ließ sich plötzlich im Rücken des Poeten eine widerwärtig angespannte, feine Stimme vernehmen.

---

## Fünftes Capitel.

Schubart fuhr erschrocken herum und er hatte guten Grund, zu erschrecken.

Der Mann, welcher vor ihm stand und vorhin das strafende Bibelwort gesprochen, war sein Vorgesetzter, der Spezial Zilling, von welchem seine Existenz zunächst abhing. Dieser Mann, der ihm, wie er wohl wußte, ohnehin durchaus nicht freundlich gesinnt war, hatte seine Rede mitangehört. Ein fataler, ein sehr fataler Zufall.

Allerdings konnte eine Vergleichung der jalomo-

nischen Sulamith mit Sr. Ehrwürden für den Spezial-Superintendenten von Ludwigsburg nicht sehr schmeichelhaft ausfallen. Weder der große dreieckige Hut, den er auf der dickgeleiskarten Faisur sitzen hatte, noch das schwarze Mäntelchen, noch die großen weißen Stiefchen, noch das lange Rohr mit goldenem Knopf, welches er in der Hand trug, vermochten seiner Erscheinung etwas Würdiges zu verleihen. Die Natur hatte ihn gar zu stiefmütterlich bedacht. Eine schmale gedrückte Stirne, kleine rothbräunliche Katerlakaugen, eine lange, aber platte Nase, in Form einer gequetschten Fetze, in eine Spitze oder vielmehr Knolle auslaufend, deren Röthe, wie die bösen Zungen der Residenz behaupteten, keineswegs ein Widerschein innerer Andachtsglut war, eine schmutzig gelbe Gesichtsfarbe, endlich ein über alle Maßen großer Mund, aus welchem ein paar große gelbe Zähne einfielerisch hervorstanden, — das Alles formirte eine Physiognomie voll geistloser Häßlichkeit, welche durch einen starken Zug von Hochmuth zwischen den kaum sichtbaren Brauen durchaus nicht liebenswürdiger gemacht wurde.

Der Herr Spezial schleuderte dem Poeten einen Blick zu, welcher sagen zu wollen schien: „Hab' ich Dich einmal?“ Dann stieß er sein Rohr auf das

Platz und ließ den beiden Knaben, die nicht wenig betreten ihre Nähen zogen, einen Seitenblick zu Theil werden, dessen Bedeutung leicht zu verstehen war. Sie schlichen still davon und waren wahrhaftig froh, als sie um die nächste Ecke waren.

Schubart, höchst verlegen, fühlte den Druck des peinlichen Moments in seiner ganzen Schwere. Vielleicht hätte er sich sogleich vor dem gefürchteten geistlichen Würdenträger gebemüht, wenn ihn nicht die Anwesenheit Bechtolds verhindert hätte, seine Mannlichkeit gar zu sehr bloßzustellen. Er wünschte lebhaft eine Intervention von Seiten seines Begleiters, da aber dieser in der Verwirrung des Augenblicks nicht dazu geneigt schien, mußte er schon selbst den Versuch machen, sich aus der Klemme zu ziehen, so gut es eben gehen wollte.

„Herr Spezial,“ begann er unterwürfig.

Alein Zilling unterbrach ihn sofort, indem er mit Härte sagte:

„Wenn Er mit mir reden will, so vergeß’ Er vor allen Dingen nicht, den gehörigen Respect zu beobachten und mir den gebührenden Titel zu geben.“

„Ihr Ehrwürden . . .“

„Schweig’ Er, bis man Ihn fragt! . . . In

Ausführung eines allerdurchlauchtigsten, von Seiten Seronissimi mit ertheilten mandati komme ich meines Weges daher, herzoglicher Geschäfte halber Nichts denkend, und siehe da, was geschieht? Ja, was geschieht? Wie ein salva vonia Lotterbube steht der Müsse an der Straßenecke und stiftet zwei böshafte Schlingel von . . . von . . . nun, ist schon recht, optimo, werden ihr wohlzugemessenes Deputat kriegen, die beiden Fürwige . . . ja, item, mein Müsse Stadtorganist, statt gebührenden Respectes gegen eine hohe Obrigkeit und allzu nachsichtige Vorgesetzte eingedenk zu sein, quid facit? Stiftet knähe\*) Duben contra sanctam religionem fidemque auf und läßt seine spottgelle Lotterzunge im Eselstrab über besagte allzunachsichtige Vorgesetzte hergehen. Wie will Er sich bessehtwegen verexcusieren?“

„Herr Spezial“ . . .

„Ihr Ehrwården! Ihr Ehrwården! Selbiger Titul gebührt mir!“

„Also, Ihr Ehrwården“ . . .

„Schweig' Er, bis man Ihn fragt, sag' ich Ihm.“

„Aber Sie haben mich ja gefragt“ . . .

„Was, was? Reint Er, Er könne mich mit

---

\*) Knähe, zusammengezogen aus keinnütz, keinen Nutzen bringend, Provinzialismus für nichtsnutzig.

seinem gottlosen Kästermaul niedermaulen? Macht Er  
 sich das Phantasma vor, Er könne mit dem Spezial-  
 Jilling das Michels spielen? Ich werd' Ihn bespie-  
 len, daß er's gern besser hätte. Hab' Ihn schon  
 lange auf den Dienst gewartet."

"Das weiß ich wohl."

"So, das weiß Er?"

"Ja, und weil" . . .

"Favete linguis, zu deutsch, halt Er sein Maul,  
 wenn Seine von Gott und Serenissimo Ihm gesetzte  
 Obrigkeit vor Ihm steht, um Ihn einen wohlver-  
 dienten Kiffel zu applizieren. Er meint wohl, man  
 könne seine Lätz' nicht? Aber man kennt sie und  
 der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.  
 Gott verzeihe mir die schwere Sünde; daß ich so  
 einen Sänder, wie Er ist, so lange in einem officio  
 geduldet habe, welchem nur ein gottseliger Mann  
 vorstehen kann und soll . . . Meint Er, ich habe  
 keine Ohren?"

In Schubarts beweglichem Gemüth begann der  
 Schrecken und die Zerknirschung, in welche die Ue-  
 berrumpelung durch den gefürchteten geistlichen Wär-  
 beträger ihn versetzt hatte, einem anderen Gefühl  
 Platz zu machen. Der Schalk in ihm fing sich zu regen an.

"Ihr Ehrwürden," sagte er, "ich habe nie ge-

meint, daß Sie keine Ohren hätten. Im Gegentheil, ich bemerkte viel und oft, daß Ihre Ohren“ . . . .

Der Spezial schnitt jedoch den Btz ab, welcher dem Poeten auf der Zunge schwebte. Mit seinem Rohr aufstampfend jagte Zilling:

„Er hat wohl gemeint, meine Ohren hätten Seine lästerlichen Dubeleien, womit er die Orgel so oft entweihet, mit demielbtigen sündhaften Wohlgefallen angehört, wie die eitlen Weltkinder thaten, denen Er zur Schande Seines kirchlichen Amtes in aller Thorheit nachsefert? Aber da hat er Seinen calcul falsch gemacht, sag' ich Ihm. Es ist Alles gehörig notiret und soll gehörigen Ortes vermeldet werden. Man wird schon mit Ihm fertig werden, mußje, merl' Er sich das! Man wird abrechnen mit Ihm. Man wird Ihn zur Verantwortung ziehen von wegen einer gewissen blasphemischen scartaque, die Er neulich hat ausgehen lassen. Man wird Ihm zeigen, was es mit Seiner Verjündigung in puncto adulterii auf sich und was Sein argerlicher Handel mit der Barbara Streicherin zu bedeuten hat. Sein Maas ist gerüttelt voll, sag' ich Ihm, und man wird Ihm das consilium abundi geben oder ich will nicht Zilling heißen.“

Die Miene des Spezial's, womit er diese Worte

tegritete, war so, daß Schubart leicht bemerken konnte, es handle sich hier um Gravieres als um eine jener Abkangelungen, wie er sie in seinem amtlichen Verkehr mit Zilling schon mehrfach befabren. Hätte er nicht glauben müssen, es sei hier auf mehr als auf eine Demüthigung abgesehen, so würde er sich den Schimpf wohl haben gefallen lassen. So aber, bemerkend, daß der Spezial die Sache weiter und zum Aeußersten treiben würde, gewann er in dem Maße, in welchem die brutale Heftigkeit seines Gegners zunahm, seine natürliche Ueberlegenheit über denselben wieder. Bechtold, welcher dem ganzen Auftritt mit äußerstem Bestreben anwohnte, sah, weil ihn der rücksichtslose Zelotismus Zillings empörte, mit Befriedigung, wie sich die Gestalt Schubarts aus ihrer, wie man in Schwaben sagt, „verdarrerten“ Haltung aufrichtete und wie ein Lächeln sorglosen Humors um den Mund des Poeten zu spielen begann.

Es ist aber bekannt, daß ein Eiferer, wenn er einmal ins Predigen hineingerathen, nicht sobald davon abläßt. Der Herr Spezial fuhr daher fort, die Blase seiner Galle also zu entleeren: --

„Was hat Er auf das Alles zu antworten, Er leichtfüßiger Patron, Er? Glaube Er, es lasse sich



jedwedes scandalum mit Gebübel und Geversel vertuschen? Da wird Er sich verrechnen, sag' ich Ihm. Und das unehrliche Komödiantenpaar und die koketten Klavierschülerinnen und die musikalischen Quänteleien und die gottlosen Poetenbücher, in denen er sich das Hirn verbrannt hat, statt in der Biblia sacra zu studiren" . . . .

„Bitt' um Entschuldigung, Ihr Ehrwürden. Ich kenne meine Bibel so gut, wie Einer. Namentlich hab' ich das Hohelied Salomons immer mit großem Vergnügen gelesen.“

„Mit großem Vergnügen, so? da höre Einer den Lästler! Mit Andacht, nicht mit Vergnügen, soll man das heilige Buch lesen.“

„Aber ich sehe nicht ein, warum mir ein Liebesgedicht gerade viel Andacht erregen soll.“

„Ein Liebesgedicht? Was versteht er davon, Er miserabler Lastengreifer! Also Poëmata und allerlei Glausen sucht er in der heiligen Schrift?“

„Was ich auch immer darin suche, Ehrwürdigster, das habe ich nie darin gefunden, daß die lutherische Kirche elfenbeinerne Zähne habe.“

„Was, was? Ich glaube gar, Musse, Er erschrecht sich, Seinen gottlosen Spott mit mir treiben

zu wollen. Was steht er da und gloht mir so frech ins Gesicht? Ich will Ihm zeigen, wer ich bin.“

„Ist nicht nöthig, gar nicht nöthig. Ich habe bereits die Ehre, vollständig zu wissen, wer Sie sind.“

„Schön, schön. Das schlägt dem Faß vollends den Boden aus. . . Was, was? Statt seine vitia und crimina demüthig zu bekennen und Reu' und Leid zu machen und um Pardon zu bitten, will Er den Grobhanß spielen und mir den Widerpart halten? Das soll Ihm theuer zu stehen kommen!“

„Die Schrift sagt: Segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen und verfolgen.“

„Er kann ja Sein Sprüchlein prächtig aufsagen, aber man weiß, was Gottes Wort in Seinem Lästermaul bedeutet. . . Schämt Er sich nicht in Seine Seele hinein,“ fuhr der Erhoste fort, mit nicht sehr glücklicher Latit den Krieg auf ein anderes Feld hinüberspielend — „schämt Er sich nicht, Er, ein Diener der Kirche gleichsam, wenn auch ein unwürdiger, so, wie Er thut, Sein Jagden nach den Eitelkeiten der Welt großprahlerisch zur Schau zu stellen? Was, was? Schon sein An- und Auszug sinkt nach Thorheit und Läberlichkeit, pflichtvergeßener Familienvater Er! Hat Er gar keine Schen vor Gott und Seiner rechtmäßigen Obrigkeit, daß Er

es wagt, mir so unter die Augen zu treten, sündhaften Mastentöbel auf Seinem vom Schlemmen aufgetriebenen Leibe?“

In Schubart war jetzt der humoristische Uebermuth völlig zum Durchbruch gekommen. Er sah in dem Spezial nicht mehr den gefürchteten Vorgesetzten, sondern nur noch die Zielscheibe seiner Laxe, und antwortete daher frischweg:

„Se. Durchlaucht unser Herzog und Herr hätte den Carnival nicht angeordnet, wenn er nicht wollte, daß die Leute sich dabei amüsiren sollten. Außerdem sagt die Schrift: Seid fröhlich mit den Fröhlichen!“

„Halt' Er Sein ungewaschenes Maul, sag' ich. Er ist gar nicht würdig, ein sanctum verbum in den Mund zu nehmen. Meint Er, man wisse nicht, wie er in den Weinstuben das Wort Gottes zu parodiren sich erfreut? Ich sag' Ihm, Er steckt voll thüher Poeterei und Rezereten und Aufklärung und derlei gottlosen Faren bis an den Hals herauf, Er Spötter und Sanfaut!“

„Et, Ihr Ehrwürden, der Wein ist doch wohl da, um getrunken zu werden. Sagt doch der Psalmist: der Wein erfreut des Menschen Herz und mache sein Angesicht glänzend wie von Oel.“

„Was, was? Derohalben liest also der saubere

„Nun die Schrift, damit Er gotteslästerliche Verer-  
 aserungen für Seine notorische Trunkenbolderei  
 vorbringen könne?“

„Oh, Ihr Ehrwürden, ich meine, daß auch  
 Andere den Spruch des Psalmisten gelegentlich stark  
 sich zu Gemüthe führen; denn, sehen Sie, was das  
 Trinken betrifft, so könnte sich, dünkte ich, Jeder an  
 der eignen Nase nehmen.“

Ein sehr expressiver Blick commentirte diese  
 Worte, wenn sie überhaupt eines Commentars be-  
 durften, und die Wirkung war höchst possierlich.  
 Denn der Spezial fuhr unwillkürlich mit der Hand  
 nach seiner Nase, und als er den Mißgriff gewahrte,  
 war es schon zu spät.

Bechtold blickte zur Seite, weil er das Lachen  
 nur mit Mühe verhalten konnte, Schubart aber  
 wußte sich die Miene zu geben, als wüßte er gar  
 nicht, was für einen tödtlichen Pfeil er abgedrückt.  
 Uebrigens verrieth ihm der Wuthblick, welchen ihm  
 Zilling zuwarf, daß der Pfeil haftete. Der Spezial  
 nahm sich gewaltsam zusammen.

„Wer einen ruhigen Kessel anrührt,“ sagte er,  
 „der beschmüzt sich. Es war thöricht von mir, mich  
 auf offener Gasse mit Ihm in einen Streit einzu-  
 lassen, Nunja. Das Uebrige wird nachfolgen, verlaß’

Er sich darauf. Seine Windhentelei und all' Sein fändhaftes Treiben wird ein Ende mit Schwerten nehmen. Wehe dem, der da sitzt, wo die Spötter sitzen! Ja und Amen."

Sprach's, drückte den Dreimaster fest auf den Kopf, stampfte mit dem Rohr noch einmal bedentsam auf den Boden und schritt mit aller Gravität, die er aufzubieten hatte, über die Straße dahin.

Schubart brummte ihm noch einen Fluch nach, dann sagte er mit der Selbstgefälligkeit, in welcher er sich nicht selten gefiel:

"Hab' ich diesen Bruder Grobian nicht abgefährt und abgeschmiert, wie er es verdiente? War es nicht ein guter Einfall, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen? Und haben Sie, werther Freund und Öhner, nicht bemerkt, wie der dumme Mensch mit der Hand nach seiner Nase fuhr, auf welcher sich die Weinsteinquintessenz von einigen hundert Eimern Zehentwein abgelagert hat? Ich werde ein Gedicht darauf machen, ja das werd' ich!"

Und im Vorgefühl der Befriedigung, die Leute auf Kosten seines zelotischen Feindes lachen zu machen, lachte der Poet jetzt selber laut auf.

Aber die Seele dieses Mannes war wie Kork, tanzend auf den Wogen der wechselnden Eindrücke.

Die nachdenkliche Miene Bechtolds, welcher schweigend neben ihm herschritt, während sie eine gegen die Stadtkirche zu hinaufführende Straße durchwaten, machte ihn selber nachdenklich. Die Begegnung mit Zilling mußte schlimme Folgen für ihn haben, das konnte einem Zweifel nicht unterliegen. Das Wort consilium abeundi oder Laufpaß, welches der Herr Spezial so nachdrücklich gebraucht, stieg wie eine drohende Wolke vor Schubart auf. Er wußte, daß Zilling, welcher nach Art der meisten lutherischen Kirchenlichter von damals die brutalste Orthodoxie nach unten mit der kriechendsten Servilität nach oben vereinigte, beim Herzog viel gelte und daß es daher dem beleidigten Würdenträger nicht schwer werden würde, eine Absetzung und Verweisung seines Verhöhnens zuwegezubringen. Die Vorstellung einer Verweisung war aber besonders schrecklich für ihn, gerade jetzt, wo er sich in dem mit den lockendsten Blumen überdeckten Sumpf des ludwigsburger Respektlebens so wohlthätig umherbewegte. In das vorahnende Bedauern über die Einbuße so vieler Genüsse, in die er sich mit dem ganzen Feuer seines sinnlichen Naturells gestürzt, mischten sich jedoch auch edlere Gefühle. Das Bewußtsein, daß Zilling mit seinen Vorwürfen, wenn auch nicht in der Form, so

doch in der Sache so ziemlich auf berechtigtem Boden stand, drückte einen scharfen Stachel in sein Herz. Er dachte an sein gutes und treues Weib, welches durch den leichtfertigen Wandel des Gatten von seiner Seite getrieben worden und die Kinder, welche Schubart so innig liebte, mit in das väterliche Haus nach Weislingen genommen hatte. Er blickte im Geist nach dem idyllischen Bergstädtchen, wo er, wenn auch in beschränkten Verhältnissen, vordem das reine Glück seiner jungen Ehe genossen hatte. Für einige Augenblicke erfüllte ihn der Schmerz bitterster Reue so ganz, daß seine Lippen vor innerer Bewegung zitterten. Er zerknitterte mit der Hand die vor seiner Brust hängende Maske, riß sie los und schleuderte sie weit weg, als wollte er damit ein Stück Vergangenheit von sich werfen. Zugleich schoß ihm der Gedanke durch die Seele, auf der Stelle den Spezial anzufuchen, um, vor dem barten Manne reuevoll sich demüthigend, das Bedrohliche abzuwenden.

Ein neuer Eindruck verwischte diese Stimmung so rasch und noch rascher, als sie gekommen war.

Von rechts herüber klangen rauschende Löhne kriegerischer Musik.

Schubart horchte, während sein Begleiter, noch

immer mit dem vorhin stattgehabten Auftritt beschäftigt, zu ihm sagte:

„Die seltsame Szene mit Ihrem Vorgesetzten scheint Sie angegriffen zu haben, Herr Magister, und ich finde das sehr begreiflich.“

„Sah,“ entgegnete Schubart leichtthin, einem Gefühl falscher Schwam nachgebend. „Es heißt nicht jeder Hund, welcher heftig knurrt und bellt.“

„Sah, das dürfte in diesem Falle doch nicht so ganz zutreffen.“

„Reinen Sie? — Aber hören Sie die Musik? Sie kommt von dem Platz vor der Drangerie. Sie fragten mich vorhin, wie hoch unser Herzog die Gelder zu seinem Prachtleben aufzubringen vermöge, und ich versprach, Ihnen vielleicht noch heute einen seiner Prügelschädel zu zeigen. Das will ich jetzt. Sie werden sich wundern. Es ist ein rares Stück und ich habe ein besonderes Interesse, es mitanzusehen, denn Sie müssen wissen, daß ich das poetische und musikalische Beiwerk dazu geliefert . . . Kommen Sie!“



## Sechstes Capitel.

Die herzogliche Orangerie zu Ludwigsburg galt, jetzt verschwunden, zur Zeit des Glanzes dieser Stadt für eines der schönsten oder gar für das schönste Werk dieser Art in Europa. Herzog Karl hatte einen lebhaften Sinn für reizende Gartenanlagen, und so weit der französische Geschmack, welcher den des Fürsten vollständig bestimmte und beherrschte, es zuließ, wurde bei Anlegung der Gärten, womit er seine Schlösser umgab, Alles gethan, um die Reize der Natur ins rechte Licht zu stellen. Das dürfte der passende Ausdruck sein, denn der Triumph der Hortikultur der Rococozeit bestand bekanntlich darin, daß sie bei „Verschönerung“ der Natur dieselbe zu einer mit hoher Frisur, mit Schnupflästerchen, Pochen und Reifrod ausgestaffirten Ballschönen machte, oder, mit anderen Worten, der französischen Regelrichtigkeit chinesisch barockes Schnörkelwesen zugesellte. Eine freiere und naturgemäßere Auffassung der Gartenkunst hatte zwar zu jener Zeit in England Platz gegriffen und war zugleich mit dem durch die Bodmer-Klopstock'sche Dichterschule propagirten Geschmack an englischer Literatur auch nach Deutschland herübergekommen, aber Herzog Karl wäre wahrlich der Letzte

gewesen, welcher sich's einfallen lassen, die französische Begriffe von Naturschönheit mit englischen zu vertauschen. Er war, wie ein standhafter Verehrer von Boileau so ein nicht weniger standhafter von Le Rotre.

In der ludwigsburger Orangerie konnte man sich plötzlich nach Italien versetzt glauben. Wenigstens hatte man da Allem aufgeboten, um eine solche Lükschung hervorzubringen. Die ganze Anlage war das, was man heutzutage einen Wintergarten nennt, aber sie war ein Wintergarten im größten Styl. Der Besucher schritt durch Alleen von Orangenbäumen und wandelte zwischen Hecken von Myrthen und Jasmin. In weiten Bassins entfalteten exotische Wasserpflanzen ihre Blüthenkelche, in riesigen Volièren flatterten und kletterten farbengläubende Vögel der Tropenszone und in bizarr phantastischen Grotten spielten allerhand neckische Wasserkünste. Die thors hohen bis zur Erde herabreichenden Fenster sahen auf einen freien Platz von bedeutender Ausdehnung und dieser, nicht das Innere der Orangerie, nimmt jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Als Schubart und sein Begleiter auf dem Platz ankamen, fanden sie denselben sehr belebt. Die eleganten Besucher der venetianischen Messe hatten sich

ebenfalls hieher begeben und unter den Fenstern der Drangerie gesammelt. Eines derselben war geöffnet und man erblickte in der weiten Oeffnung den Herzog, umgeben von einer Gruppe von Hofherren, die mit abgezogenen Hüten im Halbkreis hinter dem Gebieter standen. Gerade der Drangerie gegenüber war ein Regiment Infanterie aufgestellt, mit ängstlicher Genauigkeit nach dem preussischen Reglement uniformirt: in knappschließenden Röcken mit zurückgehakten breiten Schößen, Sturmhauben von Blech, Halskransen und Manschetten, langen weißgeputzten Böpfen und schwarzgefärbten Schnurbärten, mit Saß und Pack, wie zu augenblicklichem Ausmarsch bereit. Der Commandant, Oberst von Hügel, hielt mit seinem Stab zu Pferde vor der Fronte. Der Raum zwischen dem Regiment und der Drangerie war von Zuschauern gesäubert, um den Blick des Fürsten auf seine Soldaten nicht zu hindern, dagegen drängte sich eine neugierige Menge an beiden Seiten des Platzes.

Etwas abseits, an der Ecke der Straße, aus welcher die beiden Männer kamen, trafen sie den jungen Schiller wieder, welcher mit der ganzen Schaulust seines Alters auf die Scene blickte und

die bedrohliche Begegnung mit dem Herrn Spezial mehrbetäubend einströmen vergessen hatte.

„So bist Du auch da?“ riefte ihn Schubart an. „Hat Dich die Angst vor dem Spezial nicht nach Hause gejagt?“

Der Knabe versuchte zu lächeln, aber man konnte ihm wohl ansehen, daß der Titel Zillings gewisse mißliche Ideenverbindungen in ihm anregte.

„Was gibst's denn da, Fritz?“ fragte ihn Herr Bechtold.

„Das Kapregiment marschirt aus, Herr.“

„Das Kapregiment? Was ist denn das für ein sonderbarer Name?“

„O, gar nicht so sonderbar, werther Freund und Obner,“ bemerkte Schubart. „Das Regiment, ein Tausend tüchtige Bursche, geht nach Holland und von da nach dem Kap der guten Hoffnung, um dort gegen Hottentotten und Buschmännor und Kaffern zu fechten. Der Herzog, unser gnädigster Herr, hat es an die Holländer verkauft um gute vollwichtige holländische Dukaten.“

„Wie?“

„Ich sagte Ihnen ja, der Herzog sei ein merkwürdiger Münzkünstler. Er liefert tausend Stück Unterthanen in die holländische Münze und erhält

dafür ganze Säcke voll Dukaten zurück, ein zugleich sehr einfaches und sehr einträgliches Geschäft.“

„Und lassen sich diese Leute freiwillig also verschachern?“

„Die Minorzahl vielleicht, die Mehrzahl gewiß nicht; aber man hat hier zu Lande allerlei Mittelstücken bei der Hand, auch der starrsten Widerwilligkeit den Anstrich von Freiwilligkeit zu geben. . . . Aber bemerken Sie, wie sparsam man die Waare gestempelt hat? Die Soldaten tragen zwar das württembergische Wappen auf den Schilden ihrer Kaslets, über demselben jedoch das holländische, wie es auch unter solchen Umständen nur recht und billig ist. . . . Na, Fritz,“ fuhr der Poet zu dem Knaben gewendet fort, „hast Du in Deinem Plutarch auch schon so Etwas gefunden?“

„Nein,“ entgegnete der Befragte. „Griechen und Römer würden sich auch nicht haben verschachern lassen.“

„Gast Recht, Junge, aber sag's nicht laut! Wahrheit ist ein guter Hund, aber man schlägt ihn auf den Kopf, wenn er zu laut hinter dem Irthum und dem Unrecht herbellt.“

Der junge Schiller war vielleicht erst durch die Aeußerungen Schubarts und die Erinnerung an seinen geliebten Plutarch auf die eigentliche Bedeutung

der Scene, die sich vor seinen Augen abspielte, aufmerksam gemacht worden... Tausend Menschen in die Fremde verhandelt wie eine Herde Schafe . . . Die Empörung, welche diese Vorstellung in seinem Inneren weckte, warf einen finsternen Schatten auf die blaffen kühngeschnittenen Züge des Knaben.

Es wurde „Gewehr bei Fuß!“ commandirt und „Ruh!“ worauf die steifgezielte Haltung des Regiments einer lässigeren wich. Die Offiziere traten zusammen, die Musikbände begann zu spielen und der Herzog ließ den Soldaten den Abschiedstrunk reichen. Lakaien und flinke Schenk mädchen glitten mit mächtigen Weinkrügen und vollen Gläsern durch die Glieder. Es gab da nicht wenige Soldaten, welche mit dem ganzen Leichtsinne ihres Wesens das Glas an den Mund setzten, den Krebuzerinnen einen herben Scherz zuzuschreiend; es gab aber auch andere, welche finster vor sich niederblickten und den Trunk verschmähten.

Schubart und Bechtold traten näher hinzu und der junge Schiller folgte ihnen.

Die Musik hatte eine lustige Tanzweise gespielt. Jetzt stimmte sie eine ernstere Melodie an.

„Aha,“ sagte Schubart selbstgefällig, „nun kommt er in Antheil an der Scene.“

Und als ihn Herr. Bechtold fragend ansah, setzte er achselzuckend hinzu :

„Herzog Karl liebt es, den Dingen einen künstlerischen Anstrich zu geben. . . . Ich habe zum Abzug des Kapregiments Verse und Musik geliefert — auf Bestellung. Da sehen Sie, werther Freund und Gönner, zu was allem ein deutscher Poet und Künstler sich brauchen lassen muß.“

Die Musik präludivte kräftig, auf ein Commandowort des Obersts fiel ein starker Chor von Männerstimmen ein und über den Platz hin scholl das schöne ‚Kaplied‘ : —

„Auf, auf! Ihr Brüder, und seid stark,  
Der Abschiedstag ist da!  
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!  
Wir sollen über Land und Meer  
Ins heiße Afrika“. . . .

Die haltungslose Sanguinität Schubarts gab sich dabei in auffallendster Weise an den Tag. Für einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke, daß es eine bittere Schmach, sein Talent zur Verherrlichung einer solchen Sache hergegeben zu haben; jedoch im nächsten Augenblick schon überwog die Freude des Künstlers an seinem Werk jedes Bedenken, und er sang sein berühmtes Lied herzhaf mit.

Dieses war bis zu der Strophe gediehen :

„An Deutschlands Grenze fällen wir  
Mit Erde unsre Hand  
Und lassen sie, — das sei der Dank  
für Deine Pflege, Speis' und Trank,  
Du liebes Vaterland!“ . . .

als eine furchtbare Unterbrechung stattfand.

Plötzlich brachte in einem der hinteren Glieder des Regiments ein Schuß. Ein wildes, wirres Aufschreien — ein Auseinanderstäuben der Riege — allgemeine Verwirrung. Die Offiziere eilten herbei, die Ruffil schnappte mit einem grellen Rißton ab. Dann löste sich der Rnduel von Soldaten und Znschauern, welcher sich an der Stelle, wo der Schuß gefallen, augenblicklich gebildet hatte, und man sah einen der Kapkrieger mit gräßlich zerschmettertem Haupt, todt auf dem Pflaster liegen, ganz nahe bei dem Ort, wo unsere drei Bekannten standen.

Der Unglückliche mußte sich die Mündung seiner Rnstete in den Mund gesteckt und Mittel gefunden haben, das selbstmörderische Gewehr in dieser Stellung zu entladen. Ein Opfer, vielleicht der Verführung, vielleicht der Gewalt, hatte er diese Stunde gewählt, um mit Begewerfung seines Lebens gegen jenen Menschenschacher zu protestiren, der, wie Jedermann



weiß, einer der größten Schandflecken der Geschichte Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert war, wenn nicht der größte überhaupt.

„Strick ist entzwei und Du bist frei!“ sagte Schubart tief ergriffen und mit dem vollen Ausdruck seines leidenschaftlichen Gemüthes. . . . „Der Sklave hat seine Fesseln für immer gesprengt, aber Wehe über die, welche ihn dazu getrieben.“

Sein Blick schweifste zu dem Fenster der Drangerie hinüber, wo der Herzog stand. Man sah den Fürsten lebhaft mit den Herren seines Gefolges verhandeln, als ob er Erkundigungen einzöge, Befehle erteilte.

Bechtold seinerseits betrachtete mit Erstaunen den jungen Sohn seines Jugendfreundes.

Der Knabe stand da, wie vom Donner gerührt. Lobblaffen Anlitzes und mit weitgeöffneten Augen starrte er dem Leichnam des Soldaten nach, welcher jetzt von einigen seiner Kameraden rasch weggeschafft wurde. Eine furchtbare Bewegung hatte sich offenbar seiner bemächtigt und machte seine Stirne von großen Schweißtropfen perlen.

War aber diese junge Seele einer jener feierlichen Momente gekommen, die, voll bittersten Schmerzes und höchster Weihe zugleich, ein Menschengeschick

bestimmen? War in des Knaben Herz einer jener Blitze gefahren, die wie Offenbarungen Gottes zu weilen auf Jeden niederzuden, aber nur in auserwählten Seelen eine unauslöschliche Flamme entzünden, eine unzerstörbare Begeisterung entfachen? Hatte zu dieser Stunde vor seinem inneren Auge zum ersten Mal die ungeheurere Kunst sich geöffnet, welche zwischen Freiheit und Sklaverei, Ideal und Wirklichkeit kauft? Oder durchbeugte ihn gar eine dunkle Ahnung von jener befreienden Mission, zu deren Träger das Schicksal ihn auserkoren?

Die Stellung und Geberde des Knaben erregte jetzt auch Schubarts Aufmerksamkeit.

„Was hast Du, Junge?“ fragte er. „Was ist Dir? Was sturmt Du?“

Der junge Schiller blickte auf und versärbt um sich. Der Paroxysmus war aber noch nicht vorüber. Der Sturm, welcher in seiner Seele wühlte, machte seine Lippen beben, seine Hände ballten sich krampfhaft und mit dem Blick, welcher seinen Augen entfunkelte, brach zugleich aus seinem Munde der Ausruf:

„In tyrannos!“

Dann wie erschreckt durch die Kühnheit seines Wortes und durch das verwunderte Aufsehen der

Beute, schlug er, außer sich, die Hände über den Kopf und stürzte hinweg.

Schubart blickte ihm voll reger Theilnahme nach. Dann sagte er sinnend:

„Haben Sie das Gebahren des Jungen bemerkt, werther Freund?“

„Freilich, der Schrecken über das Gräßliche muß ihn furchtbar erschüttert haben. Er sah d'rein wie ein Wahnsinniger.“

„O, ich meine, ich habe in seinem Auge etwas Anderes leuchten sehen als Wahnsinn, Etwas wie der göttliche Funke, welcher in der Seele von Sehern und Propheten glüht. .. In tyrannos! Armer Junge, Du hast da ein Wort gesprochen, welches Dich sehr groß, aber auch sehr unglücklich machen kann. . . . Sonderbar, daß mir gerade jetzt einfallen muß, wo gelesen zu haben, das Blut der Opfer der Tyrannei treibe Riesen aus der Erde“ . . .

Commandoworte tönten über den Platz. Das Regiment ordnete sich, die Musik begann wieder zu spielen, als wäre Nichts geschehen. Die Truppen sollten vor dem Herzog defiliren und setzten sich sofort in Marsch. Ollied für Ollied, Compagnie für Compagnie schritt über die kleine Blutlache weg, welche der Selbstmörder auf dem Pflaster zurückgelassen.

Dann schwenkte sich das Regiment, um unter den  
 Säulen der Orangerie vorüberzumarschiren. Der Com-  
 mandant salutirte im Vorübergehen mit Degenschwen-  
 ken den Fürsten und rief: „Hoch Se. Durchlaucht!“  
 und „Hoch Se. Durchlaucht!“ riefen ihm die Offi-  
 ziere und „Hoch Se. Durchlaucht!“ schrieen ihnen  
 die Soldaten nach. Die Musik blies einen schallenden  
 Lufs, dann fiel sie in eine muntere Marschweise  
 und die Ziehenden stimmten Schubarts Lied „Für den  
 Trup“ an: —

„Heil auf, Kameraden! der kriegerische Ton  
 Der Trommeln und Pfeifen ermuntert uns schon.  
 Frisch, schwallt den Tornister den Rücken herum  
 Und schickt Euch zum Marsche, nur seht Euch nicht um.  
 Dem Abschied von Freunden und Mädchen fällt schwer  
 Und weinen ziemt braven Soldaten nicht sehr;  
 Sie folgen gehorsam des Führers Gebot  
 Und rüsten sich freudig zum Abschied und Tod.  
 Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap  
 Und leuchten die Sterne nicht dorten herab?  
 Und wehen nicht Wäude im blühenden Hain?  
 Gibt's dorten nicht Wildpret, nicht Fische, nicht Wein?  
 Auch sagt man, es gebe von rosigger Lann'  
 Dort Mädels hübsch schwarzlich, hübsch weißlich und braun:  
 Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,  
 So können die Fürsten nicht glücklicher sein . . . .“

## Siebentes Capitel.

„Frit, lieber Frit, was ist Dir? Wo willst Du hin?“

So rief in besorgtem, fast erschrecktem Ton eine einfach gekleidete Frau, welche nahe bei der Stadt auf der schnurgeraden Straße, die von der Reßbenz nach der Solitude hinaufführt, daherkam, dem jungen Schiller zu, welcher ihr vor dem Thore begegnete.

Mit auf den Boden geheftetem Blick war der Knabe nahe an sie herangestürzt, ohne ihrer gewahr zu werden. Die peinlichen Eindrücke des heute Erlebten hatten ihn aus der Stadt getrieben und vielleicht mehr instinetiv als mit Bewußtsein hatte er die Straße nach der Solitude eingeschlagen. Dort lebte ihm ja eine Mutter und eine Schwester, vor denen er sein Herz der Pein, welche es drückte, entlasten konnte.

Die Stimme der Rufenden machte ihn rasch aufblicken. Er sprang mit einem Satz über den Weg, warf sich mit dem Ruf: „O Mutter, liebe Mutter!“ der Frau in die Arme und brach in lautes Weinen aus.

Die Frau Hauptmännin, Elisabeth Dorothea

Schiller, wie sie ihren Sohn so in den Armen hielt, war kaum um einen Zoll über den hochaufgeschossenen Knaben hinweg. Sie war also nicht groß, aber die gewisse jungfräuliche Schlankheit und ein feines Vermaß der Glieder zeichnete die Matrone vorthellhaft aus. Sie hatte röthlich blondes Haar und eine Menge von Sommersprossen bedeckte ihr Gesicht, aber trotzdem machte dieses durch seine außerordentliche Milde einen sehr wohlthuenden Eindruck, welcher durch den seelenvollen Ausdruck der blauen Augen noch erhöht wurde.

Die Heftigkeit, womit der Sohn sie begrüßte, und sein Weinen würden die gute Frau noch mehr erschreckt haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß die ungewöhliche Erregbarkeit der Nerven ihres Kindes oft solche Ausbrüche veranlaßte, ohne daß denselben gerade ein Unglück zu Grunde zu liegen brauchte.

„Wer hat Dir denn was gethan, Fritz?“ fragte die Mutter liebevoll, indem sie mit ihrem Tuch die Thränen des Knaben trocknete.

„Mir? Niemand,“ entgegnete Fritz, so schnell als fassend, als läge in der Mutterhand, welche seine Wangen streichelte, eine beruhigende magnetische Kraft. „Aber,“ fuhr er fort, „ich habe etwas Schreckliches mitangesehen . . . Einer der Kaptsoldaten hat sich

so eben, beim Ausmarschiren des Regiments, auf dem Drangerieplatz vor den Augen des Herzogs erschossen.“

„Um Gotteswillen! was sagst Du?“

„Was ich gerade vorhin gesehen . . . . O Mutter, ist das recht, kann das recht sein, daß ein Fürst die Leute verhandelt wie das unverwünftige Vieh und sie so zur Verzweiflung treibt?“

Man konnte es der Miene der Mutter leicht ansehen, daß sie die Entrüstung des Sohnes theilte. Aber sie bezwang sich und sagte:

„Früh, der Herzog ist der Gesalbte des Herrn.“

„Aber Gott ist allgütig. Wie kann er Solches geschehen lassen?“

„Mein Kind, die Wege Gottes sind unerforschlich . . . . Und höre, Früh, wahre Deine Zunge! Dein Vater ist das Brod des Herzogs. Vergiß das nie!“

„O Mutter, das ist bitter! Heute fühle ich das zum ersten Mal . . . Es ist schrecklich, von der Gnade eines Tyrannen abhängig zu sein.“

„Oh, bist! Lieber Früh, laß mich oder Andere nie mehr so ein Wort hören. Der Herzog ist der Herr; er kann thun, was ihm gefällt . . . . Sei unterthan der Obrigkeit! sagt der Apostel.“

„Ja, so sagt der Spezial auch, aber im Alter  
 dem, als die großen Männer Griechenlands und  
 Roms lebten . . . .“

„Auch damals, lieber Fritz, ist viel Gräßliches  
 und Grausames geschehen, wie Du mir ja aus Deinen  
 Geschichtenbüchern oft vorgelesen hast.“

„Aber es wurde gerächt, Mutter, mannhaft und  
 blutig gerächt!“

„Die Rache ist mein, spricht der Herr. Es kommt  
 ein Tag, mein Kind, wo für Jegliches Rechenschaft  
 gegeben werden muß . . . . Doch komm' jetzt. Ich  
 habe Erlaubniß vom Vater . . . .“

„Kommt er denn nicht in die Stadt?“

„Nein, er mußte in herzoglichen Geschäften nach  
 Hohenheim hinüber. Aber er hat an seinen Fritz  
 gedacht, und weil Dein letztes Schulzeugniß so gut  
 ausgefallen, hat er mir erlaubt, Dir heute eine Freude  
 zu machen, wie Du Dir schon lange gewünscht.“

„O, ich weiß, Mutter. Ich darf mit Dir ins  
 Theater, gelt?“ rief der Knabe aus, mit einem jener  
 plötzlichen Uebergänge vom Schmerz zur Fröhlichkeit,  
 welche dem kindlichen Alter so gut stehen.

Die Mutter nickte lächelnd.

„Und es soll den Vater auch gar Nichts kosten,“  
 fuhr der Knabe lebhaft fort, während er an der



Hand der Mutter dem Stadthor zugin. „Denke Dir nur, ein fremder Herr, welcher mit dem Herrn Schubart ging und mir einen Gruß von Dir ausdrückte, hat mir einen großmächtigen Maria-Theresa-Thaler geschenkt, einen ganzen! Da hast Du ihn... So reich bin ich noch nie gewesen, und da dacht' ich mir, daß ich nun auch mal dem Böhnele \*) eine rechte Freude machen könnt'. Es hat sich schon lange einen neuen Renteur \*\*) gewünscht, weißt Du? Für so einen Thaler kann man gewiß den aller schönsten laufen und bleibt noch genug übrig fürs Theater. Denk' Dir, sie spielen heut' die Dido von Zomelli. Das soll wunderschön sein, sagt der Fritz Hoven, der neulich das Stück hat sehen dürfen. Und was mich noch mehr freut, Mutter, . . . Du kannst dann, wenn Du heimkommst, den Leuten auf der Solitude sagen: Mein Fritz hat mich in die Oper geführt.“

Die Mutter lächelte wieder, diesmal hochbeglückt. Wenn, wie gerade heute, der Feuergeist des Sohnes

---

\*) Bärtlische Abkürzung für Christophine, wie Schillers Ältere, zwei Jahre vor ihm geborene Schwester hieß.

\*\*) Das hausschöne Halstuch, welches, neben dem Stelzschuh, dem Steifrock und der gepuderten Chignon-Frisur, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein charakteristisches Merkmal des Damenanzugs blieb.

ihren zweifeln Besorgniß erregte, so wurde seine reine Herzengüte stets wieder eine Quelle der Beruhigung für sie . . . . .

So saß sie denn, als ihre Geschäfte in der Stadt abgethan waren und der Abend gekommen, auf einer Bank des Opernhauses und freute sich des glänzenden Schauspiels vor ihren Augen. Frau Schiller war in hohem Grade mit Phantasie und einem natürlichen Verständniß des Schönen ausgestattet. Sie hat zwar niemals Verse gemacht, wie das ein Biograph ihres großen Sohnes dem andern gläubig nachgeschrieben; aber von jedem Hauch von Poesie fühlte sich ihre offene, lautere und fromme Seele warm angeweht. Sie verstand und theilte die Symphonie ihres geliebten Fritz, wenn ihr dieser in den Schulvacanzen die Lebensbeschreibungen der Helden Antarchs vorlas, sie fühlte sich erhoben, wie er, von den glühvollen Ausströmungen der Psalmen, welche der Knabe, gewohnt, sich als künftiger Prediger zu betrachten, zum Text seiner feurigen Predigten zu nehmen liebte, gehalten von einem Stuhl herab, welchen ihm Schwester Christophine zur Kanzel richtete, nachdem sie ihrem Bruder ihre schwarze Schärze als einen Lalar umgebunden. Und gar in den letzten Herbstferien, was hatte da für eine

erhöhte, für eine poetische Stimmung in der kleinen Dienstwohnung der Schiller'schen Familie auf der Solitude geherrscht! Da hatte der Fritz Klopstocks Messias, ein Geschenk der Mutter seines Busenfreundes Hoven, aus der Residenz mitgebracht und den Seiten vorgelesen. Man muß sich in das Gefühl dankbarer Entzückung, womit diese Familie das epochemachende Werk des Messiasängers genoss, hineinversetzen, wenn man der Liebe gerecht werden will, womit alle Empfindlichen des vorigen Jahrhunderts die Schöpfungen unserer großen Dichter aufnahmen. Da war kein Deuteln und Rätheln, da war die ganze Fülle und Naivetät staunender Bewunderung und schwärmerischer Nährung. Da glaubte man noch an das Ideal und ließ sich von den Offenbarern desselben leicht und gern emporheben über den gemeinen Dunstkreis des Lebens. Selbst Vater Schiller, sonst so streng, aller Schwärmerci abhold und weltliche Poesie sehr gering achtend, war dem Reiz der tiefen Herzensstimmung des großen Gebichts erlegen, das heutzutage nur noch eine literarhistorische Rarität ist. Nicht nur der biblische Gegenstand zog den frommen Mann an, der Seelenschwung des Dichters trieb ihn fort und so erfuhr auch er die gewaltige Wirkung des Werkes. Und erst seine Frau und

ihre Kinder! Sie empfanden und wußten Nichts von den Mängeln des Gebichts, sie fühlten nur, daß hier ein erhabener Geist von Erhabenem sang, daß hier ein großes Herz seine Begeisterung, seine Liebe und Milde in die Verse gehaucht. Sie lebten die Seelenkämpfe der edlen Portia mit, sie beteten mit den Engeln, sie zitterten vor der kolossalen Machtlosigkeit Satans und weinten mit dem gefallenen, aber bereuenden Seraph Abbadonna . . . .

Heute bot der Frau Hauptmännin die Kunst Silber aus einer ganz andern Sphäre, aber wenn auch ihr schlichter Sinn in diesem Gewirre von blendenden Eindrücken sich nicht zurechtfinden konnte, so befähigte sie doch ihre Unbefangenheit hinlänglich, an den süßen Melodien sich zu ergötzen, und wurde ihre Freude verdoppelt und verzehnfacht durch das Entzücken, womit ihr Sohn an den Zauberreien der Bühne hing, die er heute zum ersten Mal erblickte.

Das Ludwigsburger Opernhaus, damals das größte in Deutschland, war von Herzog Carl mit unüßlichen Kosten und beispielloser Eile für seine Festzüge und großen Opern erbaut worden. Es stand in den sogenannten Anlagen hinter dem Schlosse. Nicht nur die für den Hof und seine Gäste bestimmten Logen, sondern das ganze Innere des Hauses

war nach damaligem Geschmack mit Spiegelgläsern besetzt, so daß die reiche Beleuchtung einen wahrhaft märchenhaft phantastischen Effect hervorbrachte. Licht und Glanz und Blendung, wohin man blickte. Der Herzog war anwesend, mit ihm sein Hof und die vornehmen Gäste, welche Ludwigsburg zur Zeit des Carnevals beherbergte. Die Logen funkelten von den Ordenssternen der Cavaliere und den Diamanten der Damen.

Man gab die von Metastasio gedichtete und von Jomelli componirte Oper Dido. Der berühmte Maestro selbst saß vor dem Dirigentenpult, denn die herzogliche Oper war nicht nur in Beziehung auf das Haus, sondern auch auf das Kunstpersonal aufs Luxuriöseste ausgestattet. Italien und Frankreich, Spanien sogar, hatten um schweres Geld ihr künstlerisches Contingent gestellt. Der Castrat Aprile und die Sängerin Rasi hatten die ersten Rollen inne. Das Orchester war aus lauter zum Theil weit berühmten Virtuosen zusammengesetzt. Da waren die Selger Nardini, Colli und Zeller, der Hornist Rodolphi, die Oboisten Blas, ein Bräderpaar von jenseits der Pyrenäen. Und dann noch ein Ballet, welches Roverte leitete und in welchem Länger wie Lepi, Balletti und der große Bestris selbst auftraten, jener

Schick, welcher sein „Haus“ mit dem „Haus Bour-  
lon“ auf gleiche Linie stellte und durch Summen,  
welche uns heute kaum glaublich vorkommen, ver-  
sichert wurde, seine kostbare Zeit zwischen Paris und  
Ludwigsburg zu theilen. Hierzu dachte man sich die  
Bänder, welche die besten Decorationsmaler und  
geschicktesten Maschinisten erfinden und ins Werk  
setzen konnten, und die Pracht von szenischen Grup-  
pirungen, zu welchen bis zu hundert Figuranten  
jmal verwendet wurden. Um Alles mit einmal zu  
sagen, die heutige Vorstellung war eine jener Fest-  
spielen des Carnevals, von denen jede den Herzog  
von Württemberg hunderttausend Gulden kostete.

Die glänzende Versammlung, die Pracht des  
Saufes, der Pomp der Scenerie, die Vereinigung  
von Poesie, Musik und Tanz in diesem musikalischen  
Drama übten auf Schillers junge Seele einen unbe-  
schreiblichen Eindruck. Er verstand die italiischen Reci-  
tative und Arien Metastasio's nicht, aber er kannte  
den Gegenstand der Handlung aus seinem Virgil.  
Eine neue, unbekante, entzückende Welt that sich  
vor ihm auf. Die Flügel seiner Phantasie lästeten  
sich, um ihn hineinzutragen in diese Zaubergegenden.  
Mit ihrer ganzen Frische und Kraft nahmen seine  
Sinne diese wunderbaren Eindrücke auf. Er hätte

bald laut weinen, bald laut aufzuschreien mögen. Wenn er sich im Verlaufe des Stückes bemühte, Alles, was er sah und hörte, sich klar zu machen, bemächtigte sich seiner eine gemischte Empfindung. Dieser Knabe, bestimmt, das germanische Abstraktionsvermögen in höchster Potenz zu künstlerischer Anschauung zu bringen, begann zu dieser Stunde dunkel seinen Beruf zu ahnen. Der Dichter, der Künstler, der Gesetzgeber der Kunst regte sich in ihm, nicht im Entferntesten bewußt, aber doch instinctiv. Er wußte Nichts von den Gesetzen der Poesie und des Dramas, aber doch durchdrang ihn eine chaotische Empfindung, daß hier die höchsten Gesetze der Kunst nicht erfüllt würden. Und Eins wurde ihm klar, die göttliche Macht des Genius, und wieder ein Anderes: die hohe Mission des dramatischen Dichters. O, so von der Bühne herab zum Volke zu sprechen, mahnend, warnend, strafend, zündend! Jedesmal, wenn der Vorhang wieder emporging, war ihm, als hebe sich zugleich der Vorhang vor seiner eigenen Seele und er erblickte dahinter etwas Unbekanntes, Geheimnißvolles, Unnennbares, was ihn zugleich mit Staunen, mit Schrecken und mit Entzücken erfüllte. Es war die Erschütterung einer jungen Künstlerseele,

de zum ersten Mal unter dem Anhauch einer Kunst-  
offenbarung erbebt.

Aber eben weil die Seele des Knaben eine  
Künstlerseele war, flogen Licht und Schatten, Lust  
und Weh in raschestem Wechsel über sie hin. Dies  
ies edle Herz hat selbstfüchtigen Genuß nie gekannt.  
Alle die humanen Anschauungen und weltweiten Im-  
pulse, welche zur Höhezeit unserer Classe in die herr-  
liche Formel gefaßt wurden:

Wer die Sache der Menschheit als seine eigene betrachtet,  
hat an der Götter Geschäfte, hat am Verhängnisse Theil . . .  
lagen als Keime in der Brust des jungen Schillers  
und harrten nur der Entwicklung. Jedes Besondere  
ward ihm ein Allgemeines, und je mehr sein Geist  
nach der Harmonie des Ideals dürstete, um so schmerz-  
licher fielen ihm die Dissonanzen der Wirklichkeit:  
Ach, er war schon nicht mehr jung genug, um mit  
souveräner Unbefangenheit dem Moment sich hinzugeben.  
Schon war die Fähigkeit des Sonderens, des  
Abwägens, des Vergleichens in ihm erwacht. Die  
stille Kraft, welche der Herzschlag seiner großen  
Zukunft werden sollte, bethätigte sich schon frühzeitig  
in ihm und zeigte ihm die Dinge auch von der  
Rehrseite. Mit einem Gefühl ehrfurchtsvoller Be-  
wunderung sah er den Maestro Jomelli seinen Tak-



tirskod regieren, den Zauberstab, welcher diese Wunderwelt beherrschte. Aber dann fielen ihm auch die unheimlichen Sagen ein, die über den genialen Italiener umliefen, und wie derselbe zu Rom seinen Nebenbuhler, den Portugiesen Terradella, meuchlerisch erstochen habe. Er wußte noch Nichts von der Macht der Leidenschaften und so konnte er sich einen wahren Künstler nur vorstellen, rein wie die Saphire Klopstocks, getragen von den erhabensten Gefühlen. Und wenn er die Blicke auf die Prachtloge des Herzogs richtete, da verband sich mit der Vorstellung von diesem Erdengott immer und immer wieder die Erinnerung an das, was er heute auf dem Orangeplatze erlebt. Er sah die verkauften Kapitulanten, hörte den selbstmörderischen Schuß fallen, sah den Unglücklichen blutend auf dem Pflaster liegen. Dann metzte er, ein ungeheurer Trauerflor rolle über die Bühne herab und lege sich bleischwer über das ganze von Lichtern funkelnde Haus. Er hörte die ersticken Klagen der Mütter, die verzweifelnden Flüche der Väter, denen man mit List oder Gewalt die Söhne entriß, um sie in einer Wildniß jenseits des Meeres elend umkommen zu lassen. Dieser Glanz, dieser Prunk und Pomp, mit wie viel Jammer, mit wie viel Thränen und Verwünschungen war das

Was erkauft! Was für ein tausendstimmiges Echo des Glucks antwortete von draußen diesen schmelzenden Melodien, welche die Seele in wollüstigen Schlummer zu wiegen trachteten . . . Der arme Knabe wurde traurig im tiefsten Herzen. Seine Mutter bemerkte mit Befremden, daß seine Augen nicht mehr vor Freude strahlten, sondern daß seine Brauen finster zusammengezogen waren; aber sie ahnte nicht, sie konnte nicht ahnen, welchen gewaltigen Einfluß die Erlebnisse dieses Tages, dieses Abends auf die künftige Laufbahn ihres geliebten Kindes haben würden.

## Achtes Capitel.

Die theatralischen Vorstellungen pflegten damals bedeutend früher zu beginnen als heutzutage und so blieb nach Beendigung derselben noch Zeit genug zu geselligen Zusammenkünften. Das Haus des Generals von Wimpfen versammelte zu jener Zeit an Gesellschaftsabenden Alles, was in Ludwigsburg auf guten Ton Anspruch machen konnte, namentlich auch Künstler und Gelehrte, denn die Frau vom Hause und mehr noch ihre Schwägerin, Frau von Königs-

ed, gefielen sich sehr im Umgang mit Männern, die der Kunst und Wissenschaft ergeben waren. Die mächtige geistige Strömung des Jahrhunderts hatte manche soziale Schranke niedergedrückt oder wenigstens überflutet, und da in jenen Tagen die höheren Stände sich es zur Ehre schätzten, zu den Aufgeklärten und Vorschreitenden zu gehören, so stand die Aristokratie der Geburt und des Besitzes, soweit sie überhaupt der Bildung der Zeit theilhaft, der Aristokratie des Geistes noch nicht mit Mißtrauen und Haß gegenüber. Damals, wo alle Kreise der Gesellschaft von dem Sturm und Drang, welcher in die Zeit gefahren, mehr oder weniger erfaßt waren, hätte man die Conservirung mittelalterlicher Vorurtheile sehr lächerlich gefunden. Wir sagen damit nicht, daß in gewissen Schichten diese Vorurtheile damals gar nicht vorhanden waren, sondern nur, daß man sich wohl hätte, in die Hegung derselben ein Verdienst zu sehen. Vorwärts! war die allgemeine Losung jener Zeit, und wem sie nicht Sache des Herzens war, dem war sie wenigstens Sache des guten Geschmacks. In Wahrheit, selbst solche, welche den Ideen der Aufklärung und Humanität nur als einer Mode des Tages huldigten, würden sich nicht erlauben, zu glauben, daß noch hundert Jahren

in der vornehmen Welt die „Umkehr“ Mode werden  
 Mante . . . . .

Da heute kein großer Empfangsabend war und der General bei Hofe soupirte, hatten sich nur die vertrauteren Hausfreunde im Wimpfen'schen Salon eingefunden und unterhielten sich, in Erwartung der Generalin und ihrer Schwägerin, mit Recapitulation der Scherze und beziehungsweise der Standale, welche der heutige Carnival gebracht. Schubart, ein hier sehr oft und sehr gern gesehener Gast, und die junge Baroness von Lärtheim, eine seiner vornehmen Klavierschülerinnen, waren unerschöpflich im Vorbringen von allerlei Schnurren, über welche der dicke Bibliothekar Urbot, welcher die Feste Herzog Karls im breitspurigsten Kanzleistyl beschrieben hat, sich vor Lachen ausschütten wollte. Die Krone dieser Geschichten war die eines Abenteurers, welcher wenige Tage zuvor mit dem Vorgeben, er würde ein Kanonenzug geben, das heißt, durch Loschießen kleiner Kanonen von verschiedenem Kaliber Melodien hervorbringen, den guten Bewohnern der Residenz eine hübsche Summe Geldes aus den Taschen gelockt hatte und dann damit verschwunden war, ohne die Ohren der Betrogenen mit seiner ungeheuerlichen Musik zu erfreuen. Derartige freche Geniestreiche

gehörten, wie Jedermann weiß, keineswegs zu dem Seltenheiten in jenen Tagen, wo die Gesellschaft nicht nur von Aufklärern, sondern auch von Wundermännern wimmelte und die Industrieritterschaft eine Bravour entwickelte, die kaum glaublich wäre, wenn wir in unserer eigenen Zeit nicht vielfach eine ähnliche gesehen.

Ein Diener öffnete die Flügelthüren des Salons und die Versammelten stellten sich in zierliche Parade, um die Damen vom Hause zu begrüßen. Das war ein leises Anarren der Schuhe mit hohen Absätzen auf dem blanken Parkett, ein Rauschen der Seidenkleider und Sammetröcke, ein Nicken und Reigen der bizarr geformten Damencoiffüren, ein späßhaftes Schwänzeln der Herrenköpfe, abgemessene, menettartige Bewegungen, devotes Chapeauschwenken, ausmüthiges Fächerspiel. So eine Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts war von der tristen Uniformität unsrer jetzigen Versammlungen weit entfernt. Der farbenhelle Luxus des Männercostüms und der bei aller Barockheit dennoch grazilöse Frauenputz boten, verbunden mit dem reichvergoldeten Schürkelwerk des Mobiliars, einen Anblick dar, dessen Glanz und Reichthum durch die verschwenderisch in die Wände

angelaufenen großen Spiegel bei heller Beleuchtung märchenhaft vervielfacht wurde.

In den beiden Damen, welche die Begrüßungen ihrer Freunde und Freundinnen erwiderten, konnte man ohne Gejuchtheit die Manieren, Ideen und Strebungen von damals verkörpert finden. Die Generalin, eine noch frische, lebhaft Brünnette, repräsente in ihrer ganzen Erscheinung den französischen Conversationsstyl, die nach pariser Mustern geformte Eleganz der excluden Societät, mit Beimischung jedoch einer guten Dosis lebenswürdiger Bonhommie. Ihre Schwägerin dagegen, Frau von Königsfeld, in ihrem Aeußeren eine schöne Blondine mit schwachen, den Reichenaugen, war in ihrem Innern lauter Güte, Idealität und Empfindsamkeit, ein vollkommener weiblicher Typus der Werther- und Siegwartsperiode, wo „Oß“ an den Homer verdrängte“ und mit Freundschaftsichwärmerci ein so überschwänglicher Luxus getrieben wurde.

„Ah, das ist also der vom Himmel gefallene Engel?“ rief die Baroneß Lürkheim aus und bemächtigte sich eines etwa sieben- oder achtjährigen Mädchens, welches an der Hand der Frau von Königsfeld in den Salon gekommen war.

Während die Baroneß das Kind mit stürmt-

sehen Lieblosungen überschüttete und die Generalin für den alten General Bouwingshausen, einen hartnäckigen, wenn auch mehr als halbtauben Lebemann, für den vicken Bibliothekar und zwei Damen von etwas zweideutigem Alter, deren Gesichter einen großen Aufwand von Schminke und Schönpslästern zeigten, den Whisttisch ordnete, sah Schubart fragend auf das Kind und dann auf die Frau von Königsdorf.

„Nicht wahr, es ist wirklich ein Engel?“ sagte die blonde Schöne mit jenem störenden Lächeln, welches damals eine unerlässliche Eigenschaft einer sentimentalen Dame war, bei dem weichen Alt der Fragerin jedoch ganz allerliebste klang.

„In der That, Gnädigste,“ versetzte der Poet, „man könnte wähnen, das Kind sei wirklich vom Himmel gefallen. Es ist ja ein wahres Wunder von Schönheit und dabei hat es so etwas Seltsames, Fremdartiges, ich möchte sagen Abenteuerliches.“ . .

„Warum nicht gar etwas Zigeunerhaftes?“ bemerkte die hinzugetretene Generalin lachend. „Aber das muß ich sagen,“ fuhr sie fort, mit Schubart und ihrer Schwägerin in eine Fensternische tretend, „unser Herr Poet hat eine feine Nase. Er wittert sogleich

Angewöhnliches. Rathen Sie einmal, woher der  
ihne Fremdling komme.“

„Das zu errathen vermag ich nicht. Aber,“  
setzte er hinzu, einen zugleich ehrfurchtsvollen und  
scharfen Blick auf Frau von Königssee heftend, —  
„ich begreife, daß er kam. Wo schon Engel wohnen,  
lehren gern andere ein.“

„Schmeichler Sie! Sehen Sie doch, wie meine  
Schwägerin erröthet. Aber das muß ich sagen, die  
deutschen Poeten scheinen den französischen allmählig  
einige galante Complimente abzulernen, wenn auch  
sonst nicht viel Anderes. Indessen kann ich nicht um-  
hin, Ihre poetische Schwärmerei mit etwelcher Prosa  
zu versehen, wenigstens in Beziehung auf das Kind,  
welchem unsere gute Türkheim dort mit ihrer Zärt-  
lichkeit so beschwerlich fällt. Lauretta“ . . .

„Lauretta?“

„Nun ja, so heißt sie. Lauretta ist keineswegs  
vom Himmel gefallen, sondern im eigentlichen Sinne  
des Wortes hinter einer Hecke aufgefunden worden,  
und zwar in ziemlich unsauberer Gesellschaft. Haben  
Sie denn nicht von der Strolchenbande gehört, des-  
ren Nest man neulich im Schurwald brohen aus-  
genommen?“

„Doch, meine Gnädige; aber wie“ . . . .



„Fragen Sie nicht zuviel; ich dürfte Ihnen nicht antworten. Es ist,“ fuhr sie mit schelmischem Lächeln fort, — „so zu sagen ein Staatsgeheimniß.“

„Ein Staatsgeheimniß?“

„Ja, wenn Sie wollen. Sie wissen doch, Ludwig der Bierzehnte pflegte zu sagen: L'état c'est moi.“

„Aha, gnädige Frau, jetzt bin ich auf der Spur.“

„Meinen Sie? Aber haben Sie die Augen des Kindes bemerkt?“

„Freilich. Wie ist mir denn? Es fiel mir so gleich eine frappante Aehnlichkeit mit . . . mit . . .“

„Wir wollen bei den Augen des Kindes stehen bleiben. Es sind“ . . .

„Durchlauchtige Augen, meine Gnädigste.“

„Schlaukopf Sie! . . . Aber haben Sie nie von der schönen Sängerin und Tänzerin Pastori aus Palermo gehört?“

„Doch, sie beherrschte vor Jahren die herzogliche Oper und das Ballet und“ . . . .

„Und?“

„Und trug auch für eine Weile blaue Schuhe.“

„Boshafter Mensch, was Sie nicht Alles wissen! . . . Nun, die Pastori hieß Laura, man nannte sie aber gewöhnlich Bella und mit vollem

Recht. Es war ein schönes, aber wildes Geschöpf. Jetzt ist sie todt und elend genug war ihr Lob.“

„Und dieses Kind?“

„Fragen Sie Nichts mehr! Alles, was ich weiß, ist, daß eine Person, deren Wünschen die Frau des Generals Wimpfen nachzukommen hat, mir dieses Kind anvertraut hat, bis die Einrichtungen zur Eröffnung der Ecole des Demoiselles im alten Schloß in Stuttgart vollendet sind. Dorthin soll dann Laura mit.“

„Wie, in die weibliche Abtheilung der Sklavenplantage?“

„Pfui, wer darf so von einem Institut sprechen, welchem die würdige Majorin von Seeger vorstehen wird.“

„Allen Respect vor dem Herrn von Seeger auf der Solitude und auch vor seiner Frau Gemahlin. Aber dieses pädagogische Experimentiren ist mir nun einmal in der Seele zuwider. Der gute Rousseau! Es sind jetzt zehn Jahre her, seit sein Emil erschien. Wenn er die pädagogische Seuche geahnt hätte, welche dieses Buch grassiren machte und macht, er würde das Manuscript sicherlich ins Feuer geworfen haben.“

„Aber lieber Freund,“ sagte Frau von Königs-

ed sanft, „der Segen, welchen die neuen Erziehungsgrundsätze verbreiteten, ist doch zu groß und schön, als daß Sie Ihre Augen im Ernst davor verschließen wollten.“

Schubart wollte antworten, allein seine und der Damen Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblick durch das fremde Kind abgezogen.

Es war begreiflich, daß die lebhafteste und zärtlichste Frau von Lürtheim an Lauretta großen Gefallen fand. Das Kind war wirklich wunderbar schön. Seine elfenhafte zarte und feine Gestalt lief in einen Kopf von edelster Form aus. Außerordentlich reiches und feines Haar, schwarz und von einem bläulichen Schimmer überhaucht wie die Fittige des Raben, fiel ihm auf die Schultern nieder und rahmte ein Gesichtchen ein voll Kraft zugleich und Anmuth. Die Wölbung der Stirne, der Schnitt von Mund, Nase und Kinn, der Schwung der dunkeln Brauen, — Alles war vollendet und aus dem Marmorweiß dieses Gesichts strahlten große blaue Augen . . .

Wie Alpenblumen leuchten aus dem Schnee.

In Wahrheit, diese Augen konnten mit nichts passender verglichen werden als mit dem dunkeln und intensiven Blau der Genziane, welche in den Hochalpen hart neben dem Gletschereis blüht. Oder auch

gaben sie, die Farbe abgerechnet, den Augen von dem gefangenen Reh. Gerade so scheu und wild-melancholisch wie diese blickten sie.

Das Kind ließ sich die Liebkosungen der schönen Baroneß gefallen, ohne sie zu erwidern. Ja, die Generalin hatte sogar richtig gesehen, wenn sie bemerkte, daß diese Zärtlichkeiten dem Gegenstand, an welchen sie verschwendet wurden, lästig seien, Lauretta entzog sich zu verschiedenen Malen widerwillig den Armen der zärtlichen Dame und wollte dieselbe durchaus nicht küssen. Es war überhaupt etwas Störriges in dem Kind. Man merkte, daß es ihm höchst unbehaglich sei. Erst als die Baroneß Lauretta an den wiener Flügel zog, welcher im Salon stand, und mit geübter Hand eine muntere Melodie anschlug, wurde das Kind zahmer und ließ seine spröde Zurückhaltung allmählig fahren. Man sah, wie es die Töne mit Entzücken einsog.

„Kannst Du singen, Schätzchen?“ fragte die Baroneß.

Lauretta nickte.

„Ach, so sing' mir doch mal Eins! Willst Du?“

Die Kleine ließ sich nicht lange bitten. Mit einer Stimme, frisch, voll und klar wie Lerchenschlag, sang sie:

„Bei der Windmühl  
 Geht der Weg 'naus,  
 Nacher Mannheim —  
 In das Suchthaus . . . .“

Ein schallendes Gelächter vom Spieltisch her unterbrach die Fortsetzung dieses damals sehr bekannten Gaunerliedchens. Auch die Baronesse, die Generalin und Schubart lachten. Frau von Königssee jedoch lächelte bloß flüchtig und schlug dann die Augen schwärmerisch zur Decke auf, als betete sie zu Gott um Rettung dieser jungen Seele.

Lauretta aber wurde durch diese unerwartete Wirkung ihrer Kunstleistung wieder vollständig erschüchtert oder vielmehr völlig störrig gemacht. Sie zog die Frauen zusammen, warf den kleinen Mund trotzig auf, ergriff Frau von Königssee, zu welcher sie das meiste Vertrauen zu haben schien, bei der Hand und sagte kurz und trocken:

„'s ist Zeit!\*, ich will johschen\*\*\*) gehen.“

„Fi donc, Lauretta,“ versetzte die Generalin, „sprichst Du schon wieder Dein affreuses Jenisch?“

\*) Nacht.  
 \*\*) Schlafen.

**Sprich doch Heber italienisch; Du kannst es ja, wenn Du willst.“**

Das Kind schaute die Sprecherin zornig an mit seinen wildschönen Augen.

„Dormire! Dormire!“ rief es dann, mit seinen Füßchen aufstampfend.

### Neuntes Capitel.

Die Damen setzten sich, nachdem eine Dienerin das Kind weggebracht hatte, um einen Tisch, auf welchem eine kleine Collation aufgestellt war, und baten Schubart, ihnen Gesellschaft zu leisten, da auf die Spieler am entgegengesetzten Ende des Zimmers nicht zu rechnen war. Der Thee übte über die Abendgesellschaften von damals, wenigstens in Süddeutschland, noch lange nicht seine spätere souveräne Herrschaft, und wenn auch der Theeteffel auf dem Tische summt, so war es doch etwas Selbstverständliches, daß die Generalin ihrem poetischen Hausfreund sofort ein Glas Rheinwein einschenkte, von einer Sorte, welche er, wie sie wußte, mit besonderem Behagen trank. Dabei sagte sie:

„Eigentlich sollte ich Sie zur Strafe des Ihnen

verhafteten Theetrinkens verurtheilen, lieber Freund, weil Sie mir mit Ihrem Klopstock einen so argen Poffen gespielt haben.“

„Einen Poffen, gnädige Frau?“

„Nun ja, als Sie mir neulich die Leistungen der deutschen Poeten so überzeugend anpriesen und mir in hellster Begeisterung den Messias zum Lesen empfahlen, da meinte ich, es müsse doch Etwas dahinter sein, denn Sie gelten ja hier in Sachen des Geschmacks für ein Orakel. Wenigstens,“ setzte sie schalkhaft hinzu, „meine Schwägerin Königsbeck nimmt Ihre Aussprüche so gläubig hin, als kämen sie direct von dem Dreifuß zu Delphi.“

Schubart warf einen feurigen Blick auf die schwachtende Blondine, welche über und über erröthete und in einer Weise die Augen niederschlug, die dem leidenschaftlichen Mann unbeschreiblich wohlthat.

„Aber, meine Liebe,“ sagte Frau von Königsbeck, ihre Verlegenheit bemerkend, „Du hast doch die ersten Gesänge des Messias mit Interesse gelesen.“

„Sage mit Ungebuld,“ entgegnete die Generalin. „Ich meinte, es müsse doch endlich zu einer Verwicklung, zu einer Passion, kurz zu etwas Rechem und Klappendem kommen, aber da fand ich mich schon angeführt! Mir verging der Athem in dieser

hinnen Luft einer Erhabenheit, welche im überirdischen Blau umhernebelt, und ich wurde ganz dumm von dem ewigen Gesang der Engel und Heiligen. Das sind fürchterlich langweilige Geschöpfe.“

„Will ich aufrichtig sein,“ bemerkte die Baroness Lürkheim, „so muß ich sagen, daß mir es mit der Lectüre des berühmten Gedichts nicht besser ergangen. Ich gestehe sogar, daß die einzige Figur darin, welche mir ein lebhafteres Interesse abgewann, der — Gott sei's mit bei! — nun ja, der Satan war.“

„Lästerung!“ lächelte die Königsbeck.

„Da lobe ich mir doch die Franzosen,“ sagte die Generalin. „Bei Ihnen steht man stets auf festem Boden und kann die brillanten Feuerwerke ihres Geistes mit ansehen, ohne fürchten zu müssen, plötzlich in der leeren Luft zu schweben.“

„Das, meine Gnädigste,“ warf Schubart ein, „rißirt man bei den französischen Poeten allerdings nicht, dagegen kann man bei denselben gelegentlich recht tief in die Gasse fallen. . . . Uebrigens haben wir einen deutschen Dichter, der an Geisteskraft und Grazie kecklich mit den Franzosen wetteifern kann; aber freilich, er ist nur ein Schwabe und der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande.“

„Sie meinen wahrscheinlich Wieland. Mein Mann



liebt ihn sehr, ich jedoch kenne seine Sachen nicht und habe die Gräfin von Hohenheim sagen hören, er sei abscheulich indezent.“

„So,“ entgegnete der Poet gereizt, „die Donna Schmerz . . . . bitt' gehorsamst um Entschuldigung — die Gräfin von Hohenheim findet Wieland indezent? O gewiß, ihr steht es an, sich über seine Indezenz aufzuhalten: . . . Du lieber Gott, wie doch unsere Vornehmen sind! Was ein Grefset, ein Orecourt, ein Voltaire ausgehen läßt, und wäre es auch eine „Bucelle“, das Alles findet man löblich über alle Maßen; sagt aber ein Deutscher dasselbe, nur harmloser, besser und vielleicht auch grazioser, so schreit man über Indezenz.“

„Ei, wer schreit denn?“ sagte die muntere Baroness. „Nur die Duckmäuser. Ich verhehle es gar nicht, daß ich mich an Wielands komischen Erzählungen höchlich und herzlich ergötzt habe.“

„Es lebe Ihre Aufrichtigkeit!“ versetzte Schubart. „Indessen bin ich ein zu warmer Klopstockianer . . . .“

„O Klopstock!“ flüsterte Frau von Königssee mit zartem Enthusiasmus und warf dem Poeten einen dankbaren Blick zu.

„Ja, ich bin ein zu warmer Klopstockianer,“

Ich Schubart fort, sich geschmeichelt verbeugend,  
 um nicht der Meinung zu sein, daß der hochbegabte  
 Wieland einen falschen Weg eingeschlagen. Zwar  
 das ist sein Verdienst, sein großes Verdienst, daß er  
 uns Deutschen bewies, man könne in deutscher Sprache  
 die Franzosen in ihrer eigenen Manier übertreffen.  
 Allein diese Manier ist an und für sich eine falsche.  
 Wir müssen aus der Conventienz und aus dem  
 Regelzwang zurück zur Freiheit, zur Natur, zur Ursprüng-  
 lichkeit. Die Engländer, ein Milton, ein Thomson,  
 haben uns die richtigen Wege gezeigt und nicht ver-  
 gebens. Die schweizerischen Kritiker, ein Bodmer,  
 ein Breitinger, haben den großen Pedanten und  
 Rißthar in Leipzig, den Gottsched, diesen Schildhal-  
 ter der Gallomanie, aufs Haupt geschlagen. Der  
 Sänger des Messias ließ uns darauf in erhabenen  
 und herzergreifenden Tönen vernehmen, wie die  
 deutsche Dichterharfe klingt, wenn der Sturm wahrer  
 Begeisterung sie durchfährt. Unser Lessing seinerseits  
 zeigte mit seiner tiefeinschneidenden Kritik, wo es  
 unserer Literatur noch fehlt und wie ihr zu helfen  
 ist, und der fordernden Theorie die erfüllende Praxis  
 gesellend gab er uns das erste vollendet schöne deut-  
 sche Drama, die Minna von Barnhelm. Nun regt  
 es sich strebend und schaffend an allen Ecken und

Enden Deutschlands. Der feurige Herder tritt in die Fußtapfen Lessings; in Göttingen hat sich ein Kreis von begeisterten Jünglingen zusammengesetzt, die sich an ihrem hochverehrten Meister Klopstock zum edlen Dichterberuf heraufbilden; in den Rhein- und Maingegenden ist eine andere Genossenschaft von jungen Poeten thätig und ich habe mir sagen lassen, daß besonders von Einem dieses Kreises, einem gewissen Göthe aus Frankfurt, Großes zu erwarten sei. Räme nur allen diesen Strebungen überall die rechte Empfänglichkeit entgegen! Aber daran fehlt es leider nur zu sehr.“

Frau von Königssee hörte dem eifrigen Sprecher mit großem Wohlgefallen zu, die Generalin unterbrückte ein leises Sähen, die Barones bemerkte:

„Sie sprechen vortreflich, mein theurer Lehrer und Freund. Aber Sie wissen, ich habe die traurige Eigenschaft, ernste Gespräche in die Länge nicht ertragen zu können. Bitte, machen Sie uns ein Stüchchen Musik. Ich weiß, Sie haben mehrere neue Lieder gedichtet und componirt . . . Bitte, lassen Sie uns eins derselben hören.“

Die lebhafteste Schöne zog den nur leicht Widerstrebenden schmeichelnd zum Flügel. Die Generalin und ihre Schwägerin folgten.

Schon das erste Anschlagen der Tasten verrieth den Meister. Er spielte einige Stücke mit herzgewinnendem Ausdruck, ging dann in eine gefühlvolle Melodie über und begleitete damit den Vortrag des jüngsten seiner Lieber: —

Wenn aus Deinen sanften Blicken  
 Sonne für mein Herze fließt  
 Und Dein holder Mund Entzücken  
 In mein Innerstes ergießt:  
 O, so tadle nicht die Triebe,  
 Die Dein Reiz in mir erregt,  
 Du verachtest sonst die Liebe,  
 Die sich schwer zu rächen pfl egt.  
 Lange streitet in der Stille  
 Die Vernunft und Leidenschaft —  
 Seh' ich Dich, so wird mein Wille  
 Und mein Vorsatz hingerafft.  
 O, dieß Zweifel, dieß Bemühen  
 Raubt mir alle meine Ruh'.  
 Soll ich hoffen, soll ich fliehen?  
 Wenn ich liebe, lieb' auch Du!"

Das Auge des lähnen Mannes haftete, als er so sang, brennend auf dem Antlitz der Frau von Arnstedt.

Die Generalin, während ein Lächeln des Spottes sichtlich ihre Lippen kräuselte, stieß die Baroness mit dem Ellenbogen an und blickte auf ihre Schwägerin, welche sich hastig und erröthend abwandte.

Dieses Abwenden der geliebten Frau, dieses Lächeln der Generalin schnürte Schubart's Herz zusammen. Er wurde blaß, brach sein Lied ab, raste wild in die Claviatur, sprang dann plötzlich auf, daß die Saiten in einem gellenden Rißton auszitterten, und stürmte ohne Wort und Gruß wie ein Bahnstürmer aus dem Zimmer.

---

### Zehntes Capitel.

Der leidenschaftlich bewegte Dichter durchrannte mehrere Straßen, unbekümmert, wohin seine Füße ihn trügen. Er befand sich in einem Zustand qualvoller Erregung und da suchte und fand er in heftiger körperlicher Bewegung einige Linderung. So war er auf die von der großen Allee eingefasste Straße gekommen, als er plötzlich auf den wüthigen Herrn Bechtold stieß, welcher bei einem Bekannten zu Nacht gespeist hatte und jetzt nach seinem Quartier im Gasthaus zum Waldborn hinunter wollte. Schubart schloß sich dem Deutsch-Amerikaner nach flüchtiger Begrüßung an und die Beiden gingen schweigend mitsammen den stillen, mondbellen Weg hin.

Bechtold merkte zwar bald und unschwer, daß

sein Begleiter die Beute einer außerordentlichen Bewegung sei. Schon der hastige, unständige Gang des Hosen und sein wildes Hin- und Herwerfen der Arme verrieth das. Aber Bechtold hatte von den Junkes, wenn auch sonst vielleicht manches, jedenfalls nicht ihre zubringliche Neugierde gelernt. Und im Uebrigen hatte er auch gar nicht nöthig, Fragen zu thun. Der Tumult in Schubarts Innerem mußte sich einen Ausweg brechen.

„Herr und Freund,“ hob der Dichter an, wild, fast schreiend, — „ich sage Ihnen, es ist mehr als Fleisch und Blut erträgt, ich kann es nicht mehr aushalten! Mein Kopf schwindelt, mein Herz zittert und unter mir brennt der Boden. Ich bin ein Laugenichts, ein Narr, ein schlechter Kerl, ja, ein ganz schlechter Kerl! . . . O, mein armes gutes Weib! Meine armen Kinder! . . . Alle Kraft dahin, aller Wille verbraucht! . . . O ewiger Gott, erbarme Dich meiner! . . . Ja, ich sagte es: der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich muß fort von hier, weit fort . . . muß mich der berausenden und verzehrenden Atmosphäre dieser Zauberin entziehen, deren Blick mein Herz zu Asche glüht, vielleicht ohne daß sie es weiß, ohne daß sie es ahnt. . . O, die Weiber, die Weiber! Fluch über sie und dreimal Fluch! . . .

Bin ich nicht der elenbeste der Sterblichen? Sagt, Herr, bin ich es nicht? . . . Ich habe unsägliches Thorheiten begangen, bin in beständigem Rausch durch das Labyrinth der Sünde geirrt. Und nun zeigt mir der Engel der Reue mit seinem flammenden Schwert ein Paradies, welches ich nie betreten soll. O, bitter, bitter! . . . Aber meine hiesige Stellung ist unhaltbar geworden, ich muß weit weg, fort, fort! Wohin soll ich meine Schritte lenken, um in Glend zu sterben? Wo wird der ewige Richter meinen Ruf erhören: Ihr Berge, fallet über mich, und ihr Hügel decket mich zu!“

Der unglückliche Mann hatte diese Klage und Selbstanklage unbeschreiblich rasch und heftig hervorgesprudelt. Jetzt lehnte er sich erschöpft an einen Baum und schluchzte wie ein Kind.

Herr Bechtold hatte während seiner kurzen Bekanntschaft mit Schubart schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Zeuge leidenschaftlicher Ausbrüche desselben zu sein. Allerdings so ganz aus Raub und Brand, wie heute, hatte er ihn noch nicht gesehen; allein er hielt es auch jetzt für das Rathsichste, den Anfall einigermaßen vertoben zu lassen, bevor er sich einmischte. So blieb er denn etne Weile schweigend neben dem Dichter stehen. Dann

nahm er ihn theilnehmend bei der Hand und führte ihn weiter, indem er sagte:

„Beruhigen Sie Sich, lieber Schubart. Ihre lebhafteste Phantasie malt Ihnen die Dinge zu grell. Freilich kann und will ich Ihnen nicht verschweigen, daß auch ich glaube, Ihre Situation am hiesigen Orte sei eine bedenkliche und unhaltbare; aber ich meine, gerade dieser Umstand müsse eine heilsame Wendung Ihres Geschickes herbeiführen.“

Schubart legte seinen Arm in den des Freundes und gewann im Weitergehen allmählig seine Fassung wieder. Die ruhige, aber herzliche Theilnahme, welche aus den Worten des würdigen Mannes sprach, that ihm wohl.

Bechtold fuhr fort:

„Wenn ich offen sein soll, so muß ich sagen: ich beklage nicht so sehr die Unhaltbarkeit Ihrer äußerlichen Stellung als vielmehr Ihre innerliche Zerfahrenheit. Ich beklage diese um Ihrer selbst und um unseres Landes willen, welchem Ihre reiche Begabung zu gute kommen sollte. Sie verzetteln Ihre schönen Talente hier unter den Hofleuten, Künstlern und Komödianten, ohne am Ende höhere Anforderungen zu befriedigen. Mir scheint, Sie haben Ihre wahre Bestimmung noch gar nicht begriffen und erfasst, und



wenn Sie es gestatten, möchte ich Ihnen einen hierauf bezüglichen Vorschlag machen."

"Heraus damit! Ich fühle, daß Sie eine wahrhaft freundschaftliche Gesinnung für mich hegen."

"Gewiß, das thue ich, und so lassen Sie mich denn sagen, daß mir scheint, die ganze Anlage Ihres Wesens und Ihrer Talente bestimme Sie zum Publizisten. Blicken Sie nur nach England und hinüber nach Amerika und Sie werden erkennen, welche große und wohlthätige Macht die publizistische Presse üben kann und wirklich übt. Reißen Sie Sich aus Ihren verwilderten hiesigen Verhältnissen heraus und unternehmen Sie es, unseren Landsleuten, welche besonders in politischer Beziehung noch geradezu auf der Bildungsstufe der Kindheit stehen, eine Zeitschrift zu geben, welche dieselben einmal die Stimme der Wahrheit und Vernunft vernehmen läßt."

"Ein Publizist, ein Zeitungsschreiber soll ich werden? Kein Gewerbe kann gefährlicher sein zu dieser Zeit, wo ein feuriger Kopf, wie der meinige, am wenigsten geduldet wird: Vor Mächtigen, auch wenn sie Bösewichter sind, den Fuchschwanz streichen, jedes gnädige Kopfnicken und etwaige matte Zeichen des Menschengeföhls mit einer Doppelzunge austrumpfen, jedem Selbstad einen Büdling machen, den

Parteilichkeit desjenigen Ortes, wo man schreibt, nie kläbigen, den Kaffeehäusern was zu lachen und den Böbel was zu raisonniren geben; auf der andern Seite die Parteien des Parnassus genau kennen und es entweder im trügen Gleichgewichte bleiben oder muthig mitkämpfen: — das sind Gesetze, die für mich zu hoch und rund und für die ich weder Geduld noch Klugheit genug besitze.“

„Sachte, sachte, lieber Freund. Das Amt eines Publizisten ist kein Rosenbett, es ist von Anfechtungen aller Art umlagert, darüber bin ich mit Ihnen einverstanden. Aber meine Ansicht von der Pflicht eines Publizisten ist eine etwas andere als die von Ihnen vorgebrachte, und welche bedeutende Wirksamkeit aus der tüchtigen Erfüllung dieser Pflicht hervorgehe, habe ich anderwärts zu sehen satzsame Gelegenheit gehabt. Deutschland und unser Süddeutschland insbesondere hat eine zugleich unumwundene und populäre Kritik der politischen, literarischen und religiösen Zustände dringend nöthig und Sie sind ganz der Mann dazu, diese Kritik publizistisch zu üben.“

„Deutschland? Was sollte Sie dieses Land noch kümmern?“

„Welche Frage! Der müßte doch ein herzloser

Tropf sein, ein ganz roher und schlechter Mensch, der je aufhören könnte, das Land zu lieben, wo seine Vorfahren gelebt und in dessen Sprache er zuerst seine Empfindungen ausdrücken lernte. Freilich finde ich, daß die Vaterlandsliebe in Deutschland dergleichen, wo sie sich äußert, wunderliche Formen annimmt. Der Klopstock'sche Teutonismus, wie ich ihn im deutschen Norden grassiren fand, kann meinem Urtheil nicht zusagen; er ist mir viel zu inhaltslos und unnothig und kommt mir sogar geradezu läppisch vor. Unsere Zeit verlangt andere Kost als Laximus'sche Eitelmaas und hienloses Bardengebrüll, wie es dergleichen da und dort angeschlagen wird. Das Reine, menschliche, das Humane, wofür wir unser Volk vorzugsweise begabt zu sein scheint, ringt nach Licht und Berechtigung auf allen Gebieten. Wohl an, wirken Sie nach Ihren Kräften dazu mit, ihm jenes und dieses zu verschaffen."

"Ihre Aufforderung ist fürwahr eine große Ehre . . . Aber, entschuldigen Sie, Sie scheinen mir gegen unseren herrlichen Klopstock ungerecht zu sein. Der Mann hat doch einen gewaltigen Anstoß gegeben; er hat ja die Literatur, welche tief in Gemeinheit versunken war, wieder zu ihrer Würde

leben, er hat zuerst wieder aus deutscher Brust vom  
 kaisern Vaterland gejungen und gesagt."

„Fern sei es von mir, die Verdienste des ge-  
 nief groß und patriotisch denkenden Mannes an-  
 zusehen zu wollen. Wollte ich auch, so könnte ich  
 nicht, weil ich mir gar nicht die Befähigung zutrauen  
 darf, über spezifisch literarische Fragen abzurtheilen.  
 Wenn ich jagte, der Klopstock'sche Textonismus ge-  
 falle mir nicht, so wollte ich damit nur andeuten,  
 daß meines Erachtens die Vaterlandsfreunde, statt  
 nach den altdeutschen Wälbern zurückzusehen, mit  
 klarem Auge in die Gegenwart blicken sollten. . .  
 Sofern nicht alle Symptome trügen, schickt die Zeit  
 dermalen sich an, wieder einmal einen tüchtigen Schritt  
 vorwärts zu thun. Muß es für einen Mann von  
 Ihren mannigfaltigen Gaben nicht eine Lockung, ja  
 eine Nothwendigkeit sein, an der allwärts sich kund-  
 gebenden Bewegung theilzunehmen, mit an ihre  
 Spitze zu treten, sie zu fördern nach allen Seiten  
 hin? Ist es nicht ein schönerer Beruf, gleichsam  
 ein Lehrer und Anwalt eines ganzen Volkes zu sein,  
 als einer versumpften Gemeinde Psalmen oder auch  
 Opernarien vorzulegen und den Gelegenheitsdichter  
 für Hofleute zu machen, die Sie im Grunde doch  
 nur als einen zeitvertreibenden Lückenbüsser in der

Langeweile ihrer nichtigen Existenz ansehen? Noch einmal, Schubart, sag' ich: Lassen Sie den ludwigsburger Quarz und schreiben Sie ein Journal, das unseren Landsleuten ein Licht aufsetzt."

"Beim Himmel, Freund, Ihr Vorschlag wu-  
thet mich außerordentlich an!" rief der Poet aus,  
dessen bewegliches und entzündliches Naturell an der  
Idee des Deutsch-Amerikaners Feuer faßte.

"Nun wohl, so halten Sie diesen günstigen  
Eindruck fest, mein Freund, und gehen wir sogleich  
baran, den Vorsatz zur That zu gestalten. Was  
meinen Sie, was für einen Titel wollen Sie Ihrer  
Zeitschrift geben?"

"Warten Sie, warten Sie! . . . Ha, ich hab's!  
Deutsche Chronik soll sie heißen, zum Zeichen, daß  
ein deutscher Patriot sie schreibt, dessen Blick und  
Gefühl über alle die armseligen Grenzpfähle, womit  
sie unser theures Vaterland verschändet haben, hinaus-  
reicht und die ganze große Heimath deutscher Nation  
umfaßt. Ja, und gegen die Tyrannen groß und  
Klein, gegen die lebernen Phylister und Rothseelen,  
gegen die verrätherische Rotte der Dunkelmänner,  
gegen welche schon der Ulrich von Hutten vor Zei-  
ten so mannhaft gekämpft hat, soll die deutsche  
Chronik angehen, daß es eine Art hat."

„Gut, so gefallen Sie mir. Aber vergessen Sie nur nicht, der Begeisterung die Ausbauer, dem Eifer die Besonnenheit zu gesellen. Thun Sie das, so prophezeihe ich Ihrem Unternehmen eine Wirkung, welche Ihnen den Dank der Zeitgenossen und die Achtung der Nachwelt sichert.“

„Besten Freund, wie haben Sie mich getröstet und aufgerichtet! Ach, ich war heute Abend der Verzeiſung nahe . . . Und nun thun Sie mir, ich bitte, noch den Gefallen, auf das Gelingen des Vorsazes, für dessen Anregung ich Ihnen ewig dankbar bin, ein Glas mit mir zu leeren. Es ist noch gar nicht spät und gleich da drüben steht das Wirthshaus zur Lanne, wo man einen Extra-Guten schenkt.“

Als Bechtold zögerte, dieser echt schubartisch leichtsinnigen Lanne nachzugeben, setzte der Poet hinzu:

„Ich kann wahrhaftig nach einem an Erlebnissen und Gemüthserschütterungen so reichen Tage nicht zu Bette gehen, ohne mir vorher das Herz mit Wein zu kühlen. Und wissen Sie, wir wollen es machen wie unsere Altvorderen, welche nichts Wichtiges unternahmen, ohne einen guten Trunk vorausgehen zu lassen, gleichsam als Vorweih.“

„Wohl!“ versetzte Herr Bechtold nachgebend, „Sie sollen für heute Ihren Willen haben. Indessen

muß ich Ihnen doch bemerken, daß ich glaube, unsere Altvorderen würden für sich selbst und ihre Nachkommen besser gesorgt haben, wenn sie weniger getrunken und mehr gehandelt hätten.“

### Elftes Capitel.

In der Baumschule der herzoglichen Gärten bei der Solitude war eines Tages zur schönen Pfingstzeit ein Mann eussig damit beschäftigt, an einer Anzahl von jungen Stämmen, die seiner früher an ihnen geübten Oculirkunst nicht ganz nach Wunsch entsprochen hatten, mit kundiger Hand Nachprospungen vorzunehmen. Er ging dabei mit jener eigenthümlichen Sorgfalt zu Werke, welche innerstes Behagen an der Arbeit verräth. Zuweilen richtete er sich von derselben auf und warf prüfende Blicke nach den verschiedenen Richtungen der wohlgepflegten, äußerst sauber und zierlich gehaltenen Pflanzung. Dann spiegelte sich in seinem freien und furchtlosen Auge die Befriedigung eines Mannes, der sein Werk gedeihen sieht.

Der Mann, welcher kaum mehr weit vom fünfzigsten Jahr abstand, war von kleiner Statur, aber

wissgebildet. Seine Züge hatten einen ernsten, oft kranken Ausdruck; es war darin eine starke Anlage zu selbständigem Denken ausgeprägt. Sein kräftiger und beweglicher Gliederbau zeugte von militärischer Tournüre, womit auch sein Anzug stimmte. Ein Mann methodischer Ordnung und Sauberkeit in Allem und Jedem, hatte er, seinen Offiziersrock zu schonen, eine grüne Gärtnerschürze umgebunden. Seinen Hut mit silberner Borte und der württembergischen Kolarde hatte er auf einen nahen Stülpfahl gestützt und so konnte man bemerken, daß sein Haar nach allen Regeln der militärischen Etikette frisirt, gepudert und gezopft war.

Es war lieblich und still in der Baumschule. Die jungen Stämmchen grünteu lustig, ihre veredelten Zweige hatten prächtig getrieben. Auf den schon größeren Zöglingen der Anstalt, die im Hintergrunde in langen Reihen standen, wiegten sich einzelne Blüthenbalden im leisen Maienwind. Durch die Bläue hoben schwangen sich piepsende Goldammern, Buchfinken und Dompfaffen dem Waldesschatten des Parks zu, wo eben Amseln und Drosseln die letzten Noten ihres Morgenkonzertes anschlugen, bevor sie sich vor der höher stehenden Sonne zur Ruhe in das Dicksicht zurückzogen. Das war so ein goldener,



duftender, tönender Frühlingsvormittag, welcher die Herzen der Jugend in sonnige Träume wiegt.

Auch der Knabe, welchen wir als Fritz Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt haben und welcher dem emsigen Manne bei seiner Arbeit mit allerlei Hilfeleistung zur Hand ging, — schien diesen Frühlingszauber zu fühlen. Er hielt das Körbchen mit pomologischen Instrumenten, welche der Deculirer abwechselnd daraus hervorlangte, lässig in der Hand und sah den leichten Wolken nach, als hätte er mit ihnen ziehen mögen. Vielleicht auch beneidete er die vorüberschwirrenden Vögel, daß sie so ganz sorg- und müheelos die Matenluft gleichsam aus erster Hand empfangen und genießen konnten. Gewiß ist, seine Gedanken schweiften mit Wolken und Vögeln träumerisch in die Ferne.

Inzwischen hatte der geschäftige Mann seine Arbeit vollendet, nachdem ihm gerade der letzte seiner Pfleglinge, dem er seine Aufmerksamkeit zugewendet, viel zu schaffen gegeben. Es war ein hochaufgeschossener junger Stamm mit mancherlei Knorren und Auswüchsen und es erforderte nicht nur Kunst, sondern auch Kraft, seiner Verwilderung Meister zu werden. Endlich hatte der Baumkünstler den letzten Baßverband angelegt und den letzten Deculirenschnitt

iergsam mit Baumwachs verklebt. Jetzt sah er auf und sagte :

„Sieht Er, Fritz, so muß man die jungen Bäume behandeln, wenn was aus ihnen werden soll. Das schießt wild auf, regellos und unvernünftig. Da kommt man aber mit Hand und Handwerkszeug und zwingt den widerspännstigen Schößling in Gesetz und Regel, damit er wachse und gedeihe den Menschen zu Nutzen und Freude.“

„Aber, Vater,“ entgegnete der Knabe, „vielleicht macht das dem Baum selbst gar keine Freude.“

„Was? Möchte er Holzapfel oder Holzbirnen essen?“

„Nein, aber ich meine, es müsse den armen jungen Bäumen da erschrecklich zu Muthe sein, daß sie so steif wie die Soldaten des Herzogs in Reihe und Glied stehen müssen, während drüben im Wald Alles frei und bunt durch einander aufwächst, abhängig nur von der Natur. Und die armen jungen Bäume da, wenn sie hinlänglich dressirt sind, werden auch wer weiß wohin verkauft, gerade wie die Soldaten des Herzogs.“

„Was raisonnirt Er da wieder ins Blaue hinein?“ erwiderte der Hauptmann Schiller seinem Sohn mit Strenge. „Die Obstbäume sind da, um

gute Früchte zu tragen, nicht um zu verwilbern. Daher müssen sie veredelt werden. Und gerade wie mit den jungen Bäumen muß man auch mit den jungen Menschen thun. Das gäbe eine schöne Wirthschaft ab, so man Bäume und Menschen wild aufschließen ließe. Rede Er ein andermal nicht so gedankenlos, Fritz! Die Natur weiß wohl, was sie thut, wenn sie sich das Regiment des Menschen gefallen läßt. Sie hat's nöthig . . . Ordnung und Disziplin und Subordination muß sein immer und überall. Das ist die göttliche Satzung, merk' er sich das! Und laß' Er mich, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin, niemals wieder so ein auflüpfisches Wort gegen Seine von Gott gesetzte Obrigkeit hören. . . . Er ist jetzt confirmirt und somit eingeführt in die Reihe der vernünftigen Christen. Er hat die Rinderschube vertreten, und was er hinfüro redet, das muß Er verantworten können. . . . Er hat so eine Phantasterei an sich, die mir nicht gefällt, und einen Fürwitz in Sachen, die Er noch nicht versteht. Er muß sich bei Zeiten fügen lernen, denn Er gehört nicht zu den Wenigen, die zu befehlen, sondern zu den Vielen, die zu gehorchen haben . . . Und hör' Er, Fritz, ich mag's wohl leiden, so Er in freien Stunden sich mit Versmachen abgibt. Das gehört mit

zu Übung und ist nichts Unrechtes. Aber es soll Ihn beileibe nicht die Hauptsache sein. Er will ein Diener des Wortes Gottes werden, und darum lerne Er bei Zeiten sein Leben ernsthaft und richtig und fromm führen. Das Banderamen steht Ihn bevor; Er weiß, daß davon Seine Aufnahme in die Klosterschule abhängt. Darum thut Er Sein Bestes, mit Ehren zu bestehen. Prediger sein, ist ein schöner, aber schwerer Beruf und Er weiß, daß es die liebste Hoffnung Seiner Mutter ist, Ihn demaltest auf der Kanzel zu sehen. Und wenn Ihn Grillen und Phantasereien ankommen, so beherrzige Er, was ich Ihn schon so oft vor dem großen Fritz erzählt habe. Gegen den war so zu sagen die ganze Welt in Waffen, aber er hat sie glorreich besiegt. Und warum? Weil er standhaft auf Ordnung und Disziplin hielt in Allem und Jedem und nicht rechts und links sah auf seinem Wege, sondern nur geradeaus. So schafft man Leichtes und kann jeder Mensch in seiner Art ein großer Fritz sein, will sagen ein Mensch, der seinen ihm von Gott angewiesenen Platz mit Ehren ausfüllt. Das merkt Er sich, lieber Fritz! — Aber,“ unterbrach der Hauptmann hier seine väterliche Ermahnung, „was will denn die Mutter so eifrig?“

In der That trat die Frau Hauptmannin mit

von eiligem Gehen geröthetem Gesicht in die Um-  
 hegung der Baumschule und rief, den Gang herauf-  
 kommend, ihrem Ranne die geflügelten Worte zu:

„Se. Durchlaucht will Dich sprechen, lieber Jo-  
 hannes. Der gnädige Herr sprach an unserer Woh-  
 nung vor, und als ich ihm sagte, Du wärest nach  
 der Baumschule gegangen, verbot er mir, Dich rufen  
 zu lassen. Er folgt mir mit der Gräfin Franziska  
 auf dem Fuße.“

Wir haben es schon früher angedeutet: die wil-  
 deste Zeit Karls war vorbei. Er übte jetzt, unter  
 dem Einfluß der Gräfin Franziska von Hohenheim,  
 den patriarchalischen und erleuchteten Despotismus  
 im Ganzen so, daß der Accent auf jenen Beiwör-  
 tern lag. Daher verkehrte er auch bei Gelegenheit  
 mit seinen Unterthanen in ganz familiärer Weise,  
 wie ihm denn die populären Formen nie gemangelt  
 und oft sehr bedeutenden Vorschub geleistet hatten.

Der Hauptmann that bedächtig seine Gärtner-  
 schürze ab, rollte sie zusammen und legte sie bei  
 Seite. Dann nahm er seinen Hut zur Hand und  
 richtete sich kerzengrade auf. In dieser militärischen  
 Haltung empfing er den Fürsten, welcher bald dar-  
 auf die Baumschule betrat, sein geliebtes „Franzese“  
 am Arm.

Die Gräfin von Hohenheim, damals fünfundsiebenzig Jahre alt, war mit einfacher Eleganz gekleidet und eine durchaus wohlthunende Erscheinung. Der Ausdruck ihrer keineswegs ausgezeichnet schönen Züge war, wie gewöhnlich, ein sanfter und verständiger. Aber dieses Gesicht, wie die ganze harmonisch gegliederte und gerundete Gestalt, umfloß ein gewinnender Zauber der Anmut und die liebenswürdigste, weil natürlichste Grazie kennzeichnete ihre Haltung und Geberden. Daß bei näherem Betrachten auch ein leiser Schatten von Schwermuth auf ihrer Stirne sichtbar wurde, kann nicht befremden bei einer Frau, welche noch 1786, als Karl sie bereits zu seiner gesetzlichen Gemahlin erhob, an Niemeyer schrieb: „Das Gefühl der Schuld will mich nie verlassen; für meinen Schmerz gibt es keinen ausreichenden Trost, keine völlige Beruhigung . . . .“

Franziska erwiderte die ehrfurchtsvolle Begrüßung der Schiller'schen Familie, welche der Herzog mit gnädigem Kopfnicken hinnahm, freundlich und herzlich.

Karl sah sich zuvörderst eine Weile mit Kennerblicken in der Baumschule um. Dann bemerkte er:

„Hauptmann Schiller, ich sag', Er hält meine Gärten da oben gut in Ordnung. Er versteht seine Sache und Er ist mir ein lieber Diener. Das wollt'

ich Ihm sagen und noch etwas Anderes . . . . Ist das da Sein Sohn Fritz?"

„Ja, gütigster Herr.“

„Gut. Der Bursch ist zwar eben kein Ausbund von Schönheit, das muß ich sagen; aber er sieht auch nicht aus wie ein Löpel und Lospatsch . . . . Hab' mich bei dem Professor Zahn und dem Präzeptor Winter nach dem Bursch erkundigt, weil es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, mich der Söhne meiner Offiziere anzunehmen, und meinten die beiden, es lasse sich was Rechtes aus ihm machen. Da hab' ich mich denn resolvirt, was aus ihm zu machen.“

„Die Gnade Eurer Durchlaucht . . . .“

„Schon gut, schon gut. Sieht Er, Schiller, auf der Solitude gedeiht Alles, nicht nur Seine Baumschule sondern auch meine militärische Pflanzschule.“

Das Wort traf die Hauptmännin wie ein Donnerschlag. Sie wußte jetzt, was der Herzog wollte, und ihr Herz wollte brechen. Sie sah voraus, daß hier ein gewaltsamer Angriff in ihre und ihres Kindes liebste Wünsche stattfinden sollte. Theologen wurden ja in der Pflanzschule Karls auf der Solitude nicht gebildet.

Karl fuhr fort:

„Tüchtige Juristen und Aerzte fehlen dem württembergischen Land. Dem soll meine Pflanzschule abhelfen. Daher, weiß Er was, Schiller? Ich nehme Seinen Fris kostenfrei in die Anstalt auf. Ich sag', er soll da ein tüchtiger Juriste werden.“

Der Hauptmann, wenn auch seine Züge sich verdüsterten ob dieser Gnade, verbogte sich tief, bewilligt vom Zauber der Disziplin. Sein Sohn jedoch fühlte diesen Zauber noch nicht in dessen ganzer Stärke und wollte daher eine Protestation wagen.

„Ihr Durchlaucht,“ begann er, aber der Herzog, welcher den Widerwillen gegen seine vermeintliche Großmuth auf dem Gesicht des jungen Menschen lesen mochte, unterbrach ihn und sagte scharf:

„Was will Er, Bursch? Wenn Männer reden, sollen Knaben schweigen. Merkt Er sich das!“

Der Hauptmann warf seinem Sohn einen strafenden Blick zu, aber die Mutter verstand den flehenden, womit ihr Kind an sie appellirte. Freilich ihr Respekt vor dem Landesherrn war groß, ungemein groß, und den eigenen Herzenswunsch hätte sie demnach diesem Respekt wohl schweigend zum Opfer gebracht, aber die Sünde wollte sie doch nicht auf sich laden, widerstandlos ihr Kind einer Bestimmung entreißen zu lassen, der es mit innigster Neigung



zustrebte und in deren Wahl sie die göttliche Stimme zu vernehmen glaubte. So machte sie denn einen Versuch, das Bedrohliche abzuwenden, indem sie sagte:

„Ihr Durchlaucht, halten's zu Gnaden, . . . . aber mein Fritz hat all' sein Lebtag sich vorgenommen, ein Pfarrer zu werden.“

„Ein Pfarrer? Wie kommt er dazu?“

„Er hat eine rechte Anlage zum Geistlichen, das dürfen Sie mir glauben, gnädigster Herr,“ versetzte die in ihrer Mutterangst beherzte Frau. „Er weiß schon jetzt zu predigen, mein Fritz, daß es eine Art hat . . . . Und dann, ja, Ihr Durchlaucht, es gehört doch auch dazu, daß man seinen Beruf mit Eifer und Liebe ergreift, und da ist nun einmal Fritzens ganzes Dichten und Trachten gerichtet, geistlich zu werden.“

„Et was,“ entgegnete Karl. „Der Fritz da ist ja doch ein pures Kind und Kinder haben dumme Einfälle und Launen. Die muß man ihnen austreiben mit Güte und mit Gewalt. Hat Sie denn nicht bedacht, Frau Hauptmännin, daß wir mehr Candidaten der Gottesgelahrtheit im Lande haben als salva venia rotte Hunde? Will Sie so einen armen Schlucker aus Ihrem Fritz machen? Denke, das

„**W**ie Sie hübsch bleiben. Die Jurisferei die nährt den Mann, die bringt zu Ehren und Würden. Ich wetz's gut, weiß Sie? und ich sag': der Fritz da soll ein wackerer Juriste werden.“

Die Mutter war durch diese in Karls Sinn ganz gütigen Worte noch keineswegs zu seiner Meinung bekehrt. Allein sie wußte nichts mehr zu thun, als die Gräfin bittend anzusehen.

Franziska begriff sehr wohl, daß es sich hier darum handelte, den Lieblingswunsch einer Familie, an welchem diese jahrelang gehangen, vor plötzlicher Verähterung zu schützen. Aber sie wußte auch, daß es vergeblich sei, den Herzog von Etwas abwendig machen zu wollen, worauf er einmal seinen Kopf gesetzt, vollends gar in Sachen seiner Pflanzschule, für welche talentvolle Jöglinge zu werben, dormalen ein Hauptgeschäft des Fürsten war. Auch in ihn ja war die pädagogische Experimentirsucht der Zeit gefahren und er betrieb die Sache mit dem ganzen Feuer seines Naturells. Trotz Alledem wollte die gute Gräfin eine Intervention versuchen.

„Aber, gnädigster Herr,“ sagte sie in ihrer ruhigen und anmuthigen Weise, — „wäre da nicht zu bedenken, daß Sie vielleicht der Kirche ihres Landes ein künftiges Licht entziehen, während aus dem  
9\*

jungen Menschen bei seinem Willen gegen den ihm empfohlenen Beruf nur ein mittelwässiger Jurist werden konnte.“

„Franzele, Franzele!“ entgegnete der Herzog, indem er den Finger scherzhaft drohend erhob. Und er sagte es auch in scherzendem Ton, aber für Ohren, welche die Modulationen seiner Stimme genau kannten, klang darin doch Etwas von jenem souverainen Machtbewußtsein durch, welches den Fürsten bei einer andern Gelegenheit hatte sprechen lassen: „Ein Regent ist das wahre Ebenbild Gottes auf Erden; er kann also auch Gutes und Böses nach Gefallen thun.“

„Franzele, Franzele!“ sagte der Herzog, und während die beiden Frauen dieser Zärtlichkeitsformel wohl abmerkten, daß ihre Einmischung abgewiesen sei, fuhr er, zu dem Hauptmann gewendet, fort: „Sieht Er, Schiller, da haben wir wieder die alte Geschichte. Sowie zwei Frauenleute zusammen kommen, gibts gleich 'ne Conspiration gegen uns Mannsnamen. Aber ich sag', wir wollen uns wehren, ich und Er, und wollen zeigen, daß wir Herren im Hause sind . . . . Darum also, die Sache ist abgemacht. Am ersten nächsten Monats beginnt in der Pflanzschule ein neuer Cursus im Latein, Griechisch, Geschichte,

Erbföhrung und Erbkunde. Den muß der  
 Kaise Fritz vor allen Dingen mitdurchmachen. Es  
 ist ihm schon gefallen in der Anstalt. Da geht's  
 weiter zu und die Gleben klein und groß betrachten  
 sich alle als ihren Vater . . . Bring' Er Seinen  
 Sohn binnen heut' und acht Tagen in die Pflanz-  
 schule, Schiller. Werde dem Major von Seeger in-  
 zwischen die nöthigen Befehle geben . . . Und hör'  
 Er, weil Er meine Gärten und Anlagen da auf der  
 Solitude in so musterhafter Ordnung hält, und weil  
 Alles unter Seiner Hand wohlgediehet und weil Er  
 ich auch heute wieder als einen dienstwilligen Mann  
 zu erkennen gegeben, will ich alles dessen beim näch-  
 sten Avancement in Gnaden eingedenk sein. Er soll  
 ichen, daß sein Herr weiß, was er an Ihm hat.  
 Und für den Fritz da laß Er mich nur sorgen; ich  
 sag' ich will was Rechtes aus ihm machen. Der  
 Busch soll mir und Ihm und der Pflanzschule ber-  
 weisend zur Ehre gereichen. Und damit Adieu!"

Er nippte an seinen Hut, wandte sich um und  
 sah seine Begleiterin weg, welche im Gehen noch  
 mit einem ermutigenden Blick auf die Mutter und  
 ihren Knaben zurück sah.

## Zwölftes Capitel.

Freilich konnte so ein gnädiger Trostblick unter solchen Umständen keine bedeutende Wirkung thun. Die Mutter fühlte zu bitter, daß ein roher Griff in ihr und ihres Kindes Leben geschehen sei, und es hätte des heftigen Zudens in Fribens Gesicht nicht bedurft, um ihr zu zeigen, daß der Knabe vor innerem Groll fast verging. Der Hauptmann seinerseits machte sich noch eine Weile mit seinen Säumen zu schaffen und man konnte ihm ansehen, daß er sich bemühte, die Sache, wie sie nun einmal war und wie sie seinen Begriffen von Herrscherrechten und Unterthanenpflichten nicht gerade widersprach, bei sich zurechtzulegen.

„Kommt,“ sagte er dann mit wieder gewonnenem Gleichmuth; „es wird Zeit sein zum Mittagessen. Die Sonne steht bald in Zenith.“

Und als er bemerkte, daß an den Wimpern seiner guten Frau Thränen hingen, fügte er mißverhuldet hinzu, als sonst seine Art war:

„Man muß sich im Leben in Vieles schicken lernen, Dorle \*), weißt Du? Wär's nur an mir

---

\*) Abkürzung für Dorothea.

gesehen, so hätte Dein Wunsch, den Fritz dochmal auf die Kanzel zu sehen, wohl in Erfüllung gehen können, doch der Mensch denkt und Gott lenkt.“

„Aber der Herzog ist doch nicht Gott!“ fuhr sich heraus.

„Will Er Seinen Vater schulmeistern?“ entgegnete der Hauptmann unwillig. „Bedenke Er, es ist heute das dritte Mal, daß Ihm Sein Fürwitz verwiesen werden muß. Ich will Ihn aber was sagen: der Herzog ist nicht Gott, aber er ist der Gesalbte Gottes. Und Er, was ist Er? des Herzogs Unterthan, sonst Nichts. Zeige Er sich der Gnade Seines Herrn würdig, der offenbarlich nur Sein Bestes will. Ordnung und Disziplin muß in der Welt sein, sonst wäre Alles nur ein dummes Durcheinander. Und hör' Er, wenn was Rechtes in Ihm ist, so kann er auch als Juriste ein tüchtiger und brauchbarer Mensch werden. Der Mann ziert seinen Stand, nicht der Stand den Mann.“

Auf diese bestimmt ausgesprochene Ansicht war, wie Mutter und Sohn wohl wußten, Nichts zu erwidern und so folgten sie schweigend dem Vater durch eine der langen Alleen, welche aus den Gärten nach dem Schloßplatz führten.

In so einer Stimmung verhaltenen Mißmuths

ist es für die Betreffenden eine wahre Erleichterung, wenn irgend eine, nur nicht gerade eine unfreundliche, Störung von außen eintritt. Die wohlthunende Unterbrechung des schwülen Schweigens, womit die Schiller'sche Familie den Weg nach ihrer Wohnung verfolgte, kam von einem Manne, welcher aus einer Seitenallee raschen Schrittes heraustrat und ihnen schon von ferne einen lauten Gruß zurief. Alle Drei erkannten in dem Nahenden sofort den ludwigsburger Stadtorganisten Schubart.

„Guten Morgen oder guten Mittag, liebe Freunde,“ sagte er in seiner geküßelten Weise, sich mit seinem Hut Kühlung zuwehend, deren sehr rothes, erhitztes Gesicht sehr zu bedürfen schien. Allem nach war übrigens die Erhitzung des Mannes nicht nur eine äußerliche, sondern auch eine innerliche und hatte er in seiner Aufgeregtheit gar kein Auge für die trübe Stimmung der ihm befreundeten Familie.

Der Hauptmann erwiderte die Begrüßung des Poeten in förmlicher Weise und fügte noch hinzu:

„Wenn Sie mit Hausmannsloft vorlieb nehmen wollen, so können Sie Sich gerade mit uns zu Tische setzen, Herr Magister und Stadtorganist.“

„Servus, Servus, werther Herr und Gönner,“

angelegnete der Poet. „Aber lassen Sie den Stadt-  
organisten aus dem Spiele, wenn's Ihnen gefällig  
ist. Wenn nicht, so sehen Sie wenigstens ein Ex davor,  
dann die ludwigsburger Orgel muß künftig sehen,  
wie sie ohne mich fertig wird.“

„Wie?“

„Nun ja,“ erwiderte Schubart mit großartiger,  
allein merklich erzwungener Gleichgültigkeit, — „man  
hat mir den Kaufpaß gegeben und ich habe den  
Staub der sündhaften Residenz von meinen Füßen  
geschüttelt.“

Diese Art und Weise, vom Verlust von Amt  
und Brod zu sprechen, wollte dem soliden und me-  
thodischen Hauptmann nicht zu Sinne.

„Was wollen Sie mit dem schlechten Spaß?“  
fragte er streng.

„Spaß? Et, mein Freund, es ist kein schlechter  
Spaß, sondern schlechter Ernst. Der verdammte  
,lutherische Pfaff,‘ wissen Sie, der Zilling, hat's doch  
am Ende dazu gebracht, mich zu sprengen. Gewiß  
hat er der Donna Schmergelina so lange in den  
Ohren gelegen, bis die Selbstherrscherin unseres  
Selbstherrschers, die mir von wegen einer gewissen  
Schmarrs in Antilwerfen ohnehin nicht grün war,  
meine Absetzung befohl . . . 's ist Alles in Ordnung,



in amtlicher nämlich. Wurde heute Morgen vors gemeinschaftliche Oberamt citirt und wurde mir da ein herzoglicher Erlass communicirt, welcher mich verurtheilte, ohne daß ich mich vertheidigen durfte. Herzoglich württembergische Justiz! Sehen Sie da den Witsch? Hören Sie nur, 's ist recht erbaulich. Ich will gerädert werden, wenn nicht der Spezial selber das lebenswürdige Actenstück verfaßt hat. 's ist ganz der stilus curiae Zillingensis.“

Er hatte ein Blatt Papier aus der Tasche gezogen und begann, die fette, näselnde Stimme des Spezial's nachahmend, ohne weiteres laut zu lesen: —

„Herzoglicher Erlass an das gemeinschaftliche Oberamt Ludwigsburg. Von Gottes Gnaden Karl, Herzog u. s. w. Was gegen den Stadtorganisten Christian Friederich Schubart bei Euch sowohl in puncto eines — (hier räusperte sich der Poet so gewaltig, daß er mehrere Worte verschlucken mußte) — als auch wegen einer zu Anfang dieses Jahres in das Publicum verbreiteten Scartoque vorgenommen, solches haben Wir Uns aus Euren an Unsere Herzogl. Regierung und Ehgericht in causa unterthänigst erstatteten Berichten des Mehreren gehorsamst vortragen lassen. Obwolen nun besagter Schubart, so viel — (wieder ein verschluckendes Räuspern) —

seines Ablängens ungeachtet, vermaßen gravirt ist, daß derselbe als tantum non convictus mit der heftigen adulterien Strafe zu belegen wäre: So wollen Wir jedoch von deren Einzug bei ihm gnädigst abstrahiren; dagegen aber denselben bey seinen neuertlichen Vergehungen und in Rücksicht seiner von jeher bezugten schlechten — (abermaliges Räuspern) — seines Organisten-Dienstes nicht allein entsetzt, sondern auch verordnet haben, daß ihm um des in dem Publico in so mancherley. Betracht gestifteten Mergersziffes willen das consilium abundant gegeben werden solle. Und habt Ihr dahero dem Schubart hiervon die Eröffnung zu thun; mit dem Bedenten, sich aus Unseren Herzoglichen Landen hiendächstens unfehlbar zu entfernen. An dem beschiehet Unser gnädigster Will und Meynung, und Wir verbleiben Euch in Gnaden gewogen. Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis etc. etc.“

„Das ist eine ernste Sache, Herr Ragister,“ sagte der Hauptmann, nachdem er seiner Frau mit den Augen einen Wink gegeben, mit dem Knaben voranzugehen. „Es steht mir nicht zu, Ihnen eine Strafpredigt zu halten, aber sagen muß ich doch, daß es Ihre Freunde nicht an Warnung fehlen lassen, Sie noch bei guter Zeit von Ihren Irrwegen

abzubringen. Hab' ich doch noch bei meiner letzten Anwesenheit in Ludwigshurg Ihnen eindringlich zugesprochen. Aber Sie wollten nicht hören, wollten eben hinaus und Alles mitmachen, machten *causam communem* mit Lottergesellen und leichtfertigen Weisbildern, ließen ihre satirische Zunge gegen Gott und die Welt spielen, und statt daß Sie Sich nach der Decke streckten, d. h. nach Ihrem Einkommen, brauchten Sie frisch darauf los in Saus und Braus wie ein großer Herr."

"Ach was," entgegnete Schubart halb lachend, halb ärgerlich, — "ich wirke viel und brauch' viel. Mein Herz ist ein Schwamm; Thau des Himmels verschluck' ich viel, sprib' aber auch viel aus auf meine lieben Menschen."

"Um, das klingt recht poetisch," sagte der Hauptmann; "aber es wäre besser um Sie bestellt, wenn Sie statt so eines Schwammes ein männlich festes Herz in der Brust trügen."

Sie waren unterdessen in der Wohnung der Schiller'schen Familie angekommen, wo die sorgliche Christophine, eben zur Jungfrau herangeblüht, den Mittagstisch schon gerichtet hatte. Es wurde ein Couvert für den Gast aufgelegt, welcher sich die einfache Kost wacker schmecken ließ und einer Art

saße, welche der Hausvater aus seinem spärlichen Vorrath herbeigeht, tüchtig zusprach. Dabei gestel ich der Poet in einer lärmenden Lustigkeit und saustirte allerlei Buntos durcheinander. Als aber die Flasche geleert war und er endlich merkte, daß seine Stimmung der seiner Wirths keineswegs entsprach, wipete er sich zum Ausbruch und sagte:

„Ich bin eigentlich ohne zu wissen wie, indem ich in allerlei Gedanken meinen Weg so hindusette, zur Solitude heraufgekommen. Da ich aber einmal da war, hab' ich mir das würtemberger Land nochmals gründlich angesehen. Jetzt will ich um ein Haus weiter und sehen, wo's ein Ländle gibt, in welchem keine Speziale von der Sorte Zilling über Poeten und Musiker das Szepter führen. Will hinab in's Rheinland, zunächst aber nach Gellbrom. Bedenke heute noch Besigheim oder Laufen zu erreichen, wo ich Bekannte habe und freie Zehrung. Michte aber das schändliche Nest, das Ludwigsburg, nicht wieder berühren. Ist mir dasselbe wie Gift und Opperment zuwider und bitte ich daher, daß mir der Friz da den Waldweg gen Kornthal hinab weise . . . .“

Eine Viertelstunde später schritt der aus Württemberg verbannte Dichter neben dem jungen Schiller

durch den Wald, in dessen weiten Gränden die Mittagsstille bräutete. Die Beiden gingen schweigend neben einander her, jeder mit nicht sehr angenehmen Gedanken beschäftigt. Des lebhaften Poet jedoch war der seinigen bald müde und begann ein Gespräch mit seinem jungen Führer, indem er sagte:

„Ge, Fritz, Du kommst mir ja heute ganz dummköpfig vor, und wart' mal, da fällt mir ein, daß ich so Etwas wie verweinte Augen an Deiner vortrefflichen Mutter wahrgenommen habe. Was hat's denn gegeben?“

„Der Herzog,“ erwiderte der Knabe mit einer Stimme, welcher man den Schmerz und die Enttäufung seines Innern anmerkte, „der Herzog hat dem Vater befohlen, daß ich in die Pflanzschule gebracht werde. Da soll ich ein Jurist werden und ich hätte doch mögen ein Pfarrer werden. Es muß schön sein, eine ganze Gemeinde für das Wahre und Rechte zu begeistern . . .“

„Zu begeistern? O lieber Junge, da hättest Du Dir hundert Zungen auspredigen können, ohne Deinen Zweck zu erreichen. Daß Du übrigens kein Schwarzfärber wirst — diese jeniſche Bezeichnung ist allerliebſt, nicht wahr? — das ist mir ganz recht. 's ist ein eigen Ding um diese lutherische Schwarz-

liberei, lieber Fritz. Man fürcht so lange schwarz, bis man zuletzt die Welt nur noch für einen ungeheueren Dintenflex ansieht; und das ist dumm."

„Aber, Herr Schubart, warum soll mich der Herzog zwingen können, Etwas zu werden, was ich nicht werden will?“

„Warum? Weil er der Herzog ist und Du sein Unterthan bist.“

„Aber wir sind doch keine Sklaven.“

„Um, lieber Junge, dem Namen nach nicht, aber der Sache nach, beinahe fürcht' ich, obgleich ich für meine Person von Geburt ein freier Reichsstädter bin. Ein freier? Du lieber Gott! Wenn ich von deutscher Freiheit reden höre, fällt mir immer die ergötliche Geschichte von meinem Vetter Leonhard ein. Wenn der Vetter in meiner Kindheit auf den berühmten Ursulamarkt nach Schwäbisch-Olmünd zog, sagte er zu mir zu sagen: Christian, ich bring' Dir was Schönes heim, was so Schönes, daß man es gar nicht sieht. Da freute ich mich immer mächtig auf das versprochene Schöne, was ich aber richtig nie zu sehen kriegte. . . . So, so, Fritz, Du wußt also nicht? Seht mal den Bursch! Erinnerung Dich doch an Deinen Virgil, allwo geschrieben steht: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. O,

„Sie haben Mittel vorkauf, uns zu zwingen, daß wir wollen wie Sie es wünschen.“

Der Weg führte in diesem Augenblick über eine Anhöhe, welche vor Kurzem abgeholzt worden war und so einen Anblick über den Forst weg darbot. Der junge Schiller blieb stehen und zeigte mit der Hand in die Ferne, indem er sagte:

„Sie meinen wohl solche Mittel?“

Schubart schaute auf und der deutenden Hand seines Führers nach. Die Mauern und Thürme einer alten Bergveste blickten durch die klare Luft herüber.

„Hohenasperg!“ rief der Poet aus. Und von einem plötzlichen dunkeln Angstgefühl ergriffen, trat er einen Schritt zurück und murmelte hastig: „Dü avertite omen!“

Er drängte zum Weitergehen und sprach kein Wort mehr bis sie zu einer Stelle kamen, wo der Fußpfad aus dem Wald heraus und über eine schiefe Halbe hinab in das Blachfeld führte. Da sah man in eine weite Ebene hinaus, besetzt mit Dörfern, deren Kirchturmspitzen aus Gruppen blühender Obstbäume hervorguckten, und weithin wogten im lauen Winde die grünen Saaten und die hochgelben Reispfelber.

Hier verabschiedete sich der Poet von seinem jungen Begleiter. Er war sehr ernst geworden.

„Und wann werde ich Sie wiedersehen, Herr Schubart?“ fragte der Knabe. „Wann werden Sie ins alte Schwabenland heimkehren?“

„Das weiß Gott. Vielleicht nie, lieber Junge. Schön ist das alte Schwabenland, das ist wahr, und glaub' mir, ich liebe es heiß. Aber Leute meines Schlages gedeihen hier nicht. . . . Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande, das ist eine alte bittere Wahrheit, und des Poeten Heimath ist die weite Welt.“

„O, es muß schön sein, ein Dichter zu sein!“ sagte der Knabe träumerisch.

Schubart blickte ihm theilnahmenvoll ins Gesicht und legte ihm mit einem der plötzlichen edlen Aufschwünge seines Wesens die Hand aufs Haupt.

„Ja, Friedrich Schiller,“ sagte er gehobenen Tones, — „es ist schön ein Dichter zu sein. Aber die heilige Flamme will mit reinen Händen gewartet sein, wenn sie groß und herrlich himmelan steigen soll. . . . Knabe, mir ist, als sähe ich den göttlichen Funken in Deiner Seele glänzen. Wenn er erwacht unter dem Hauche des Lebens, dann warte und wehre ihn, hörst Du? . . . besser und treuer als ich es gethan. Folge mir nicht nach auf der Bahn



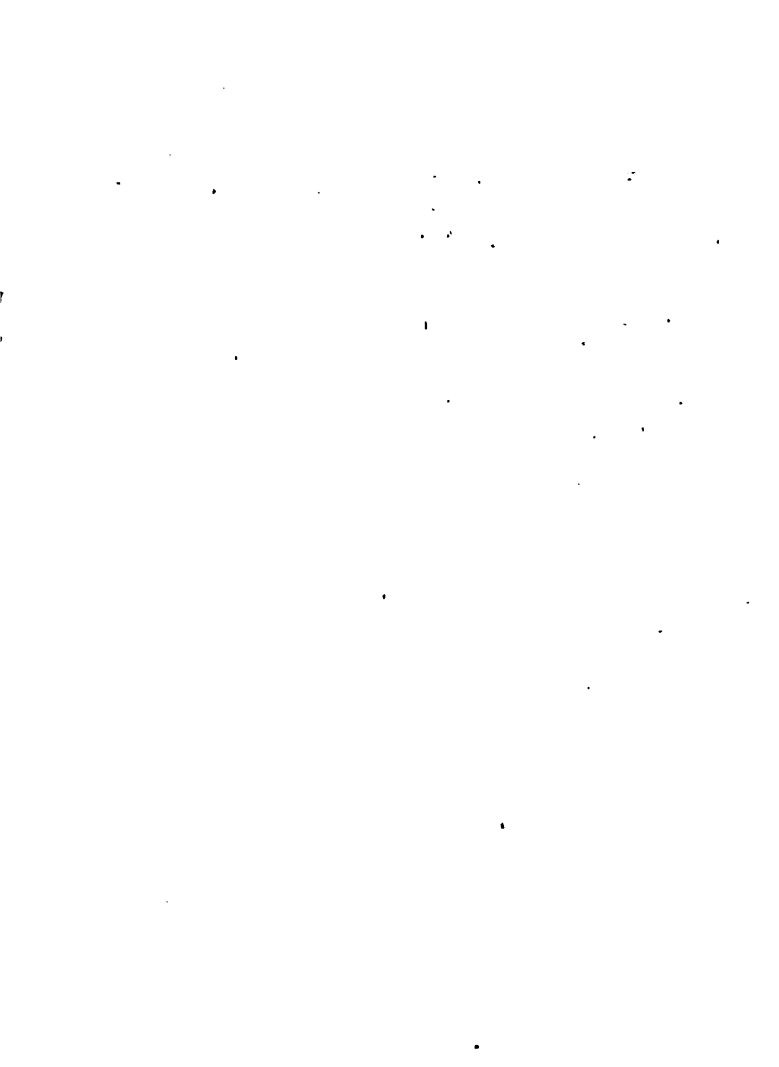
der Thorheit, auf welcher ich, ich fürchte es nur allzu sehr, mein bestes Herzblut vergeudet, meine beste Kraft verzettelt habe. . . Fühle edel, denke frei und groß, halte fest am Ideal! . . . Der Kranz des Ruhmes ist ein Dornenkranz, aber er ist doch die schönste Krone . . . Und hüte Dich vor den Vorurtheilen! Sie meinen es nie treu mit Unserem. Sie dulden uns nur als ein Spielzeug ihrer flüchtigen Launen, um uns bei der ersten Gelegenheit wogzuwerfen. Ich hab' es erfahren, ich. Sogar sie, das Weib, zu dem ich betete als zu einer Heiligen, sie hatte, als das Unglück hereinbrach, kaum ein trockenes Wort des Mitleids für mich. . . . Stelle Dich auf Dich selbst, Junge, und biete der Welt Trost! Um groß zu werden, darf man sich nicht mit ihr abfinden, nein, man muß sie bekämpfen, auf Leben und Tod. Laß von ihrer Gemeinheit nie die Schwingen Deines Geistes beschweren und beschmutzen, wenn sie Dich zur Sonne tragen sollen . . . Und so, mein Knabe, leb' wohl und vergiß' nicht des armen Flüchtlings!"

Er drehte sich um, und sei es, daß er des Einbruchs seiner eigenen Worte wieder lebzig sein wollte, sei es, daß ihn einer seiner Anfälle voller Fröhlichkeit überkam, — er warf plötzlich den Hut hoch in

die Luft, stieg ihn wieder auf mit dem Ruf: „Juch-  
 hei, es lebe die Freiheit! Es lebe die Bagabonden-  
 schaft! Es lebe die Kunst!“ und sprang dann rasch  
 die Halbe hinab.

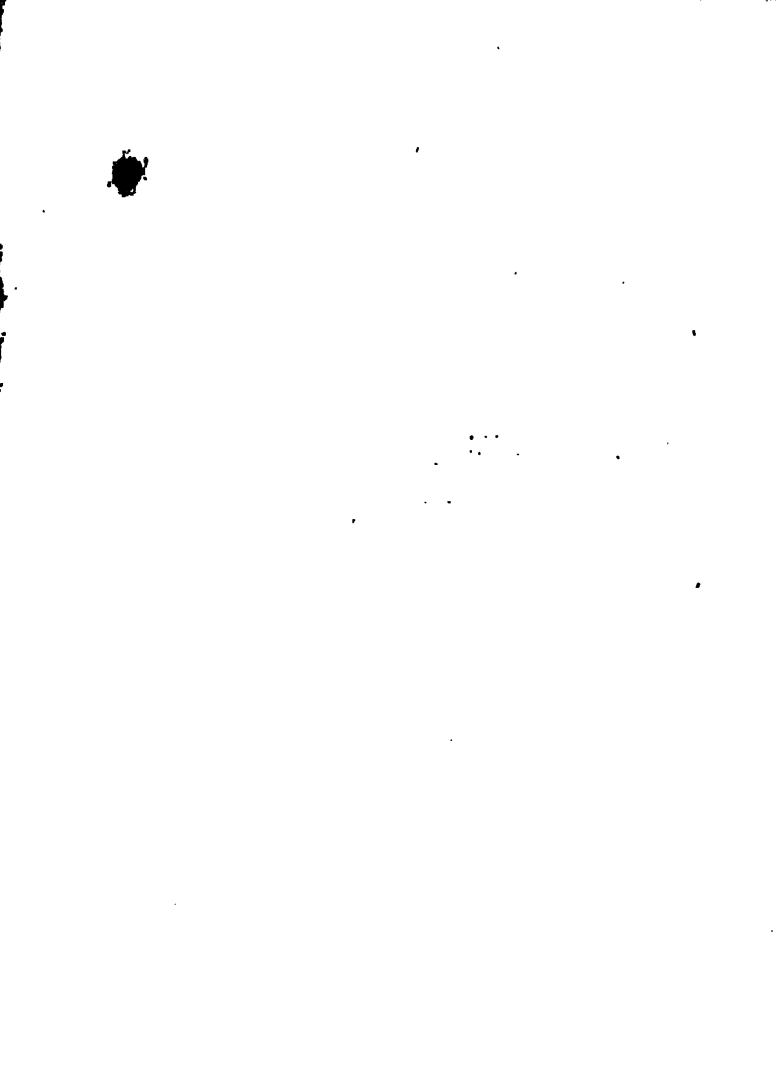
Der junge Schiller sah dem seltsamen Manne  
 lange nach, wie er eilig durch das blühende Feld  
 hinschritt, mit den Armen sechtend, als führe er ein  
 lautes Selbstgespräch.

Zögernd und langsam wandte sich der Knabe  
 endlich zur Rückkehr wieder waldeinwärts. Ihm  
 bekannten die hohen Worte, welche Schubart zuletzt  
 zu ihm gesprochen, heiß in der Seele. Er dachte  
 darüber nach und achtete nicht der abendlichen Lieder,  
 womit die Waldfänger die grüne Einsamkeit um ihn  
 her belebten. Ihm klang fort und fort, wie eine  
 trübe Warnung und hoch zugleich wie süßeste Lockung,  
 das Wort im Ohre: Der Prophet gilt Nichts  
 in seinem Vaterlande und des Dichters Heimath ist  
 die weite Welt.



**Erstes Buch.**

---



## Erstes Capitel.

Die Wachtparade. — Vom lebensgefährlichen Rieger und vom  
 lässigen Montmartin. — Die Bährerin des sächsischen Wilden. —  
 Ein Stück Justiz von ehemals. — Der Großschulmeister. —  
 Militärakademie und Ecole des Demoiselles. — Neu' und  
 led. — Eine weiße Krähe. — Der Philosoph von Hohenheim.

Im vorigen Jahrhundert, zur Zeit, als Karl  
 Herzog von Württemberg noch von der Illusion bes-  
 fangen war, man könnte vermittelst Soldatenspieleret  
 ein großer Fürst werden, hatte das tägliche Aufziehen  
 der Wachtparade dem Fürsten eine eifrigst ergriffene  
 Veranlassung geboten, militärischen Pomp zu ent-  
 fallen. Selbst die verben Lectionen, welche der große  
 Fürst seinem ehemaligen Zögling im siebenjährigen  
 Krieg ertheilte, hatten Karls Soldatenspielwuth nicht  
 abgekühlt. Noch lange blieb die Wachtparade ein  
 Glanzpunkt des Residenzlebens von Stuttgart und  
 der Ort, wo sie stattfand, der Ploß zwischen der  
 Gaisstüchle, dem (alten) Schloß und dem Prinzen-  
 bau, gab mehr als einmal die Szene her zu einer  
 bedeutamen württembergischen Haupt- und Staats-  
 action. Hier erzielte den berühmten Pfarrerssohn

Philipp Friedrich Rieger, einen der Matabore aus Karls wilder Zeit, sein böses Geschick. Vier Jahre hindurch war der leidenschaftlich brausende Mann, vom Hauptmann rasch zum Oberst und geheimen Kriegsrath aufgestiegen, im Bunde mit dem Minister Montmartin ein Hauptwerkzeug grausamer Willkürherrschaft gewesen. Von ihm vornehmlich waren die schändlichen Mittel ausgedacht und ins Werk gesetzt worden, welche zur Herbeischaffung und Ausrüstung des Corps von 12.000 Mann dienten, das der Herzog 1759 an den mit Preußen kriegenden französischen Hof verhandelte. Aber der kalte, listige Montmartin, welcher nach des trefflichen württembergischen Geschichtschreibers Bahl Ausdruck, „das Böse planmäßig und mit Ueberlegung that,“ war des leidenschaftlichen Mitgünstlings überdrüssig geworden und wußte ihn beim Herzog als Verräther zu verschwärzen. Am 28. November 1762 erfolgte Riegers Sturz. Als er an diesem Tage, der Wachtparade anzuwohnen, aus dem Kanälebogen auf den Schloßplatz heraustrat, stürzte der Herzog auf ihn zu und riß dem Ueberraschten mit dem Ruf: „Schändlicher Verräther!“ den Orden von der Brust. Ein bereit stehender Wagen brachte den Gefallenen nach dem Asperg und von da nach der Bergveste Hohentwiel,

wo er ohne Urtheil und Recht vier Jahre lang in dem grauenhaften Kerker schmachtete. Da hat er sich belehrt, d. h. aus einem brutalen Werkzeug der Tyrannei wurde er ein Bedant und Frömmeler, der sich nebenbei Etwas damit wußte, ein Schöngelst zu sein. Einige Zeit nach seiner Freiehung, die eben so willkürlich verfügt ward wie seine Einkerkung, versöhnte sich der Herzog 1775 mit ihm und machte ihn zum Generalmajor und Kommandanten von Hohenasperg.

Montmartin gefellte sich als willfährige Hellsicht die gewissenlosen Finanzkünstler Wittleder und Segel, sowie die Juden Seibel und Seligmann. Sein Regiment, einzig und allein darauf gestellt, vermittelst beispielloser Ausraubung des Landes dem Herzog eine bis zum Wahnsinn gehende Verschwendung zu ermdöglichen, währte bis 1766. Damals nämlich gab es noch in Deutschland eine Schranke landesherrlicher Tyrannei: die Reichsgewalt. Ohnmächtig nach Außen, war sie, besonders wenn ein von Haß gegen das Unrecht glühender Mann, wie Kaiser Joseph II. war, sie handhabte, nach Innen noch „competent“ und kräftig genug, frevelnde Doppelbespoten zur Raison zu bringen. Die württembergischen Stände brachten ihre Beschwerden vor den Reichshofrath, welcher die Sache sofort an Hand



nahm. Montmartin, einer drohenden Untersuchung schlau zuvorkommend, verlangte und erhielt seinen Abschied, ging aber nicht mit leerer Hand. Denn abgesehen von der reichen Beute, die er mitnahm, mußte das arme Land die Verdienste seines vieljährigen Ondlers und Ausfangers mit einem jährlichen Ruhegehalt von 4000 Gulden belohnen. Nachdem jedoch der böse Dämon des Herzogs entfernt war, kam zwischen diesem und seinen Ständen, unter Vermittlung des Reiches, eine Vereinbarung zustande, der sogenannte Erbvergleich; welcher 1770 die Grundsätze feststellte, die den bisherigen Mißbräuchen und Wirrsalen ein Ziel setzen sollten.

Herzog Karl war dazumal in eine Lebensregion gelangt, wo die souveraine Brutalität der Leidenschaften allmächtig dem Zügel der Vernunft sich fügen lernt. Das vorhin genannte Jahr war für den heißblütigen Fürsten die Wendung zu einer solchen Fügung. Der Erbvergleich schuf ihm eine äußerliche Schranke, zu einer innerlichen wurde ihm sein Verhältnis zu der klugen Franziska, die er gerade damals ihrem Gatten entführte. Das war der letzte große Schlag, welchen seine Leidenschaft that. Der Rückschlag blieb nicht aus und es war ein wohlthätiger. Wenn auch an und für sich ein grell unästhetischer.

des, wurde das Verhältniß des Fürsten zu der Gräfin von Hohenheim zu einer Quelle des Besseren. Franziska lehrte den unständigen, zwischen Großmanns-  
sucht und Ausschweifung hin und her geworfenen Mann den Segen der Häuslichkeit kennen. Sie lenkte seinen Drang, thätig zu sein, zu wirken, zu schaffen, zum Lächlichen und Erspießlichen. Mancherlei Fehlgänge blieben natürlich auch jetzt nicht fern: manches wohlgefangene Wort verkümmerte, weil es nur in der Weise eines fürstlichen Steckenpferdes behandelt wurde, und Grillen und Launen walteten allzu oft da, wo Einsicht, Umsicht und Beharrlichkeit hätten zur Stelle sein sollen. Trotzdem jedoch heißt es nur gerecht sein, zu sagen, daß die Regierung Karls in ihrer zweiten Hälfte zu den besten gehört, welche Württemberg überhaupt gehabt hat.

An zeitweiligen Rückfällen in die gewaltsame Despotenstimmung fehlte es freilich nicht und war so ein Rückfall, vielleicht der schwächliche von allen, des Herzogs Attentat auf Schnbart, welcher nach seiner Verweisung aus Ludwigsburg in den Main-  
gebunden, dann in Augsburg und endlich in Ulm sein geniales Vagabundenleben führte. In der letztgenannten Reichsstadt war er allmählig zu größerer Thätigkeit gelangt. Hier schrieb er seine bewußte

Chronik, allen staatlichen und kirchlichen Dunkelmännern zu Haß und Lort. Das war wohl die Hauptsache seines Unglücks. Schubarts journalistische Thätigkeit war nach vielen Seiten hin unbequem. Auch dem Herzog von Württemberg, der freilich, da Schubart weber in seinen Diensten stand noch überhaupt sein Unterthan war, gar kein Recht an ihn hatte. Ob die Gräfin von Hohenheim die Abneigung Karls gegen den genialen Mann verstärkte, ist nicht recht klar. Schubart selbst war davon überzeugt und man kann ohne Bedenken zugeben, daß die nicht sehr feinen, wohl aber sehr derben Wirthshauscherze, welche der Poet schon in Ludwigsburg über die „Donna Schmergellina“ hatte verlauten und in Ulm in gesteigertem Maße hatte ausgehen lassen, in den Ohren der Dame — und sie gelangten dahin — nicht sehr angenehm gellungen haben müssen. Indessen hatte sich Schubart nicht irgend eine Verschling gegen die Gesetze der Reichsstadt Ulm zu Schulden kommen lassen und so war ihm auf diesem Boden Nichts anzuhaben. Aber seine Feinde wußten sich zu helfen. Der damalige kaiserliche Ministerresident zu Ulm, General von Kied, setzte sich, gegen den unvorsichtigen Publizisten aufgereizt, in Relation mit Herzog Karl und dieser hatte Diener, welche in Boll-

ziehung seiner Befehle vor keiner Schmach zurück-  
 zuweichen. Schubart ward vermittelst einer argen List,  
 die er in seinem Leichtfinn nicht bemerken wollte,  
 auf württembergisches Gebiet gelockt, nach Blaube-  
 ren, dort gefangen genommen und sofort nach dem  
 Asperg geschleppt. Der Herzog und die Gräfin von  
 Hohenheim kamen nach der Bergveste, ausdrücklich in der  
 Absicht, die Finterkerung des Unglücklichen in ein  
 finstres unterirdisches Gelaß mitanzusehen. Nach  
 Jahresfrist erst wurde ihm ein leidlicheres Gefängniß  
 eingeräumt. Zehn Jahre, von 1777—1787, hat er  
 auf dem Asperg gefessen. Ihm zu sagen, warum,  
 hat man nie der Mühe werth gehalten.

Fast könnte man auf den Gedanken kommen,  
 Herzog Karl habe die schände, an Schubart verübte  
 Gewaltthat vor sich selbst dadurch zu beschönigen  
 gesucht, daß er sie für ein pädagogisches Experiment  
 ansah. Er wollte diesen ungewöhnlichen Geist nach  
 seiner Schnur ziehen, mochte derselbe nun biegen  
 oder brechen. Jede Selbstständigkeit des Genies  
 wie des Charakters war ihm tödtlich verhaßt. Selbst-  
 ständig sollte, soweit seine Macht reichte, nur Einer  
 sein, Er, Karl Herzog. Den vollen Glauben an das  
 Dogma seiner Macht und Unfehlbarkeit übertrug er  
 auch auf seine Stellung als Großschulmeister seiner

„militärischen Akademie,“ welche zur gleichen Zeit, wo die herzogliche Residenz von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart zurückverlegt wurde, von der Solitude in die alte Stadt am Resenbach herabgezogen ward. Am 18. November 1775 fand der Abzug der Jüglinge mit ihren Lehrern und Vorgesetzten von dem einsamen Walbschloß statt. Die Eleven waren an diesem Tag in großer Uniform, in hellblauen Aermelwecken, weißen Beinleibern, Kragen und Aermelaufsschlägen von schwarzem Püsch. An jeder Seite des Kopfes vier Papilloten in zwei Etagen und Feder, darüber ein kleiner breitediger Hut, den Rücken hinab ein langer Zopf. So marschirte der Trupp die Gassenbergsteige herab und wurde am Rothenbildthor von dem Herzog empfangen. Er setzte sich zu Pferde an die Spitze des Zuges und führte denselben durch die mit wivatrusenden Menschen angefüllten Straßen hinab zur „herzoglichen Militärakademie,“ jenem weltläufigen Bauwerk, welches, hinter dem neuen Schlosse gelegen, heutzutage durch die Neckarstraße in den Umfang der Stadt eingeschlossen wird, damals aber noch außerhalb derselben lag und noch unvollendet war. In diesen Räumen, welche, obgleich ihre Bestimmung eine ganz andere geworden, noch jetzt die „Akademie“ heißen, hat Herzog Karl viele Jahre

lang ob Hunderten von Jöglingen sein pädagogisches  
 System geschwungen. Unfern von dieser Anstalt,  
 die, halb Kloster, halb Caserne, später — 1781 —, als  
 vom Kaiser Joseph zur Universität erhoben, den Na-  
 men der „Hohen Karlschule“ erhielt, unfern davon,  
 jenseits der heutigen „Planie,“ war im alten Schloß  
 die „Grotte des Demosthenes“ untergebracht, eine Art  
 Predant zu der Akademie, geleitet von der Frau  
 Oberstin von Seeger, der Gattin des Intendanten  
 der Karlschule.

Der Herzog begnügte sich jedoch nicht damit,  
 seinen Unterthanen und der Welt das Schauspiel  
 eines zum Schulmeister im großen Styl gewordenen  
 Fürsten zu geben. Es war in ihm ein starker Zug  
 vom Alibiades. Die Leute sollten von ihm sprechen,  
 um jeden Preis. Daher denn auch jene beispiellose  
 Ueberraschung, welche den guten Altwürtembergern  
 am 11. Februar 1778, dem fünfzigsten Geburtstag  
 Karls, zu Theil ward. An diesem Tage wurde von  
 allen Kanzeln des Landes ein herzogliches Rescript  
 verlesen, worin der Fürst förmlich Ren und Leib  
 machte. Er sei, hieß es in diesem merkwürdigen Er-  
 laß unter Anderem, „nur ein Mensch und derohal-  
 ben von dem Grad der Vollkommenheit beständig  
 weit entfernt geblieben. So hätte es denn nicht

anders sein können, als daß theils aus angeborener menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamem Kenntniß und sonstigen Umständen viele Ereignisse sich ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jezo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Er, der Herzog, betrachte den heutigen Tag als die zweite Periode seines Lebens, als ihm von Gott geschenkt zu dem Zwecke, als wahrer Landesvater für seine getreuen Unterthanen zu sorgen, auf daß es Württemberg wohl gehe.<sup>4</sup>

Man würde fehlgreifen, wollte man diese von der Kanzel verkündigte Zerkürrschung Karls für eine pure Komödie ansehen. In diesem Manne mischte sich Großes und Kleines, Hohes und Lappisches gar seltsam. Er beabsichtigte mit dem erwähnten Rescript Gutes, keine Frage; aber daß ihn dabei die Vorstellung einer theatralischen Wirkung, eines Opern-effects getheilt habe, ist ebenfalls unzweifelhaft. Im Uebrigen stand er jetzt unter dem dauernden und heilsamen Einfluß der Gräfin von Hohenheim. Er erhob nach dem Tode seiner Gemahlin, der bayreuther Prinzessin, das geliebte „Franzese“ förmlich zu seiner Frau. Franziska's Gebahren bei der Katastrophe Schubarts war unstreitig das tadelnswürthester Nachsicht. Wie hätte sie sonst der Einkerkelung

des Unglücklichen beiwohnen mögen? Aber man darf auch nicht vergessen, daß der cynische Spötter ihr weibliches Gefühl tief verletzt hatte. Alles in Allem hat die Gräfin von Hohenheim sicher viel Gutes gestiftet und noch mehr Böses verhindert. Sie wird wohl so ziemlich die einzige fürstliche Wittve sein, an deren Andenten kein Fluch, wohl aber Segen haftet, — eine weiße Krähe also, wosfern diese Vergleichung eine nicht zu ungalante ist.

Franziska unterstützte die erwachende Neigung des Herzogs zu ländlicher Stille und Zurückgezogenheit. Karl hätte dieser zwar auf seiner Solitude froh werden können, allein seine Baulust war noch lange nicht gesättigt. Er wollte sich auf dem Garbenhof, einer unweit von Stuttgart auf der Höhe der Gilder gelegenen umfangreichen Domäne, welche im Mittelalter dem Geschlecht der Bombaste von Hohenheim gehört hatte, ein Landhaus bauen. Aber wie gewöhnlich ging auch hier seine Anfangs bescheidene Absicht bald ins Weite und Große. Aus dem Landhaus wurde ein prächtiger Palast, dessen Fenster eine herrliche Aussicht auf den Bergzug der schwäbischen Alp gewähren. Nebengebäude erhoben sich rings um das Ganze schloß ein umfangreicher Park ein voll der kunstreichsten Anlagen und Wasserwerke.



Diese Stätte, heute eine landwirthschaftliche Anstalt von europäischem Ruf beherbergend, ward der Lieblingsaufenthalt des Fürsten und blieb es bis zu seinem Tode. Von hier aus regierte er, hier pflanzte er, der württembergischen Landwirthschaft manche vortreffliche Anregung gebend, und hier vergnügte er sich daneben mit seinem Franzese an ländlichen Festen. Kam er nach Stuttgart, so verbrachte er seine meiste Zeit in den Räumen der Akademie. Droben in Hohenheim wurde es allmählig still und immer stiller um den alternden Fürsten her, der zumeist nicht in den prachtvollen Gemächern des Schlosses, sondern in den gedrückten Zimmern des Wirthschaftsgebäudes zu wohnen liebte. Für gewöhnlich war Prunk und Glanz ganz verboten; nur ein kleiner Kreis von Erwählten hatte Zutritt. Es war da mehr die Haushaltung eines reichen Gutsbesizers als der Hofhalt eines souverainen Fürsten. Der Philosoph von Sanssouci mochte ihm vorschweben, wenn er sich für den Philosophen von Hohenheim angesehen wissen wollte. Aber verglich man sein jetziges Walten mit seinem früheren Schalten, so konnte man den Anspruch auf Philosophenthum einigermaßen begründet finden.

## Zweites Capitel.

Der Leser macht die Bekanntschaft eines Hercules, eines Dal-  
maten und eines Virginiers. — Eine väterliche Schrunke. —  
La Turbinella. — Komische Epiphanie eines angehenden Tra-  
gikers. — Die Räuber. — Ein flatterndes Gürtelband. —

An einem linden Märztag des Jahres 1782 war in Stuttgart die Wachparade zur gewohnten Stunde aufgezogen, hatte aber verhältnißmäßig nur wenige Zuschauer angezogen, denn sie bot lange nicht mehr den prächtigen Anblick von damals, wo der Herzog selbst nie verfehlt hatte, mit einer glänzenden militärischen Suite bei dem Schauspiel zu erscheinen. Die aufgezogene Mannschaft, ein paar Compagnien vom Grenadierbataillon Augé mit ihren Trommlern und Pfeifern, kennzeichnete sich schon durch die Dürftigkeit ihrer Uniformirung als ein bei Seite gestelltes Spielzeug der fürstlichen Laune. Der Schloßplatz, früher zu dieser Stunde vom buntesten Gemähl erfüllt, sah jetzt ziemlich leer und öde aus. Von höhern Militärchargen war nur erschienen, wer gerade mußte, und dem General Augé, welcher vor der Fronte die Rapporte der ab- und zugehenden Offiziere entgegennahm, konnte man deutlich ansehen, daß er mit seinen Gedanken mehr bei dem gutbesetzten Rit-

tagstisch verweilte, welcher ihn zu Hause erwartete, als bei den langweilig stereotypen Redungen, die ihm gemacht wurden.

Die Aermlichkeit der Szene schien einen Fremden von mittleren Jahren, welcher mit zwei jüngerem Begleitern am Ausgang des Kanzleibogens stand, nicht wenig zu frappiren. Seine dunkeln Augen voll Geist und voll Raftlosigkeit schweiften über die steifen Linien der Soldaten hinweg nach den Fenstern des alten Schlosses, als erwartete er von dorthier irgend eine Unterbrechung des monotonen Schauspiels. Er war ein Mann von hoher Statur, gebaut wie ein Herkules. In der Kühnheit seiner Züge, welche ein paar Pockenwarben keineswegs entstellten, stimmte sein südlicher, fast afrikanischer Teint ganz gut. Er trug das reiche Costüm eines Weltmanns von damals mit einer gewissen vornehmen Nachlässigkeit, die aber einem schärferen Beobachter leicht als nicht ganz ungelünstelt hätte erscheinen können. Seine Bewegungen waren rasch und zeugten davon, daß in diesem gewaltigen Körper heftige Leidenschaften hausten.

Der eine seiner Begleiter war ein blutjunger Lieutenant, in der Uniform des herzoglichen Jägercorps. Der scharfe Schnitt seines Gesichts und die

gelbliche Farbe desselben deuteten ebenfalls auf einen ähnlichen Ursprung. Dagegen war die dritte Person dieser Zuschauergruppe ein Germane jeder Zoll, eine schlanke, ebenmäßig gebaute Gestalt in der ersten Blüthe des Mannesalters. Lichtblaue Haare kränzelten sich über der gebiegen geformten Stirne des jungen Mannes, unter welcher blaue Augen mit dem Ausdruck ruhigen Muthes hervorblühten. Damit harmonisirte sein gebräuntes Gesicht, dessen linke Wange die vernarbte Spur einer nicht, unbedeutenden Säbelwunde zeigte. Auch abgesehen davon, hätte man sagen mögen, der junge Mann müsse schon in Gefechten gestanden haben: so ungezwungen sicher, frei und frank war seine Haltung. Sein friedlicher Anzug schien dieser Annahme freilich zu widersprechen. Es war ein ganz einfacher, civiler, und doch ungewöhnlicher. Er bestand weder aus den bunten Stoffen der eleganten Männertoilette, noch ähnelte er der Soldatentracht jener Lage, wie sie Goethe's Werther in Aufnahme gebracht. Der junge Mann war von der Werthermode der hellblauen Frackrocke, Westen und Beinkleider von weißem Cannevas mit Stulpspiegeln offenbar gar nicht berührt. Seine Tracht verräth in Einfachheit der Farben und des Schnittes jene puritanische Bürgerlichkeit, womit der große Franklin,

als er an den französischen Hof gekommen, um für die junge Republik jenseits des Ozeans den Beistand Frankreichs zu erwirken, auf den Promenaden von Versailles zuerst Erschauen und dann nachahmenden Beifall hervorgerufen hatte. Auch die Frisur war von demokratischer Simplizität. Von Puder unberührt, zeigte das Haar des jungen Mannes seine natürliche Farbe und war im Nacken in einen schlichten Zopf gebunden. Den Zopf hatte die Erklärung der Menschenrechte drüben in der neuen Welt noch nicht abgeschnitten. Erst die französische Revolution sollte dieses tatarische Anhängsel beseitigen, zur gleichen Zeit, als das Messer der Guillotine neben den Köpfen auch Köpfe abschneidete und darunter schönste und beste.

Wie im Anzug, bildete der junge Mann in seiner ganzen Erscheinung einen großen Gegensatz zu dem blatternarbigem, herkulischen Elegant, neben welchem er stand. Wie in diesem etwas ausgeprägt Abenteuerliches, so war in ihm etwas ausgeprägt Lüchriges, Solides. Seine zurückhaltende, in sich gefasste Miene verrieth, daß der Ernst des Lebens frühzeitig ihm nahegetreten. Man hätte bei oberflächlichem Betrachten seiner Züge und seines Gebahrens glauben mögen, die schwärmerische Strömung

der Zeit, welche nicht allein die deutsche, sondern die europäische Jugend in den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfaßt hatte, sei an diesem jungen Mann wirkungslos vorübergegangen. Und doch war da um seinen Mund ein weicher Zug, welcher einen Physiognomiker wie Lavater hätte zu der Behauptung verführen können, der junge Mann habe einer Zeitstimmung, welche der göthe'sche Roman für alle Zeiten künstlerisch fixirt hat, entweder seinen Tribut schon entrichtet oder aber er werde denselben künftig noch bezahlen.

Die Unterhaltung zwischen den drei Herren wurde in französischer Sprache geführt, welche aber keinem von ihnen so recht rein von der Zunge floß. Der Hertules und der junge Offizier ließen sehr merkbar den italiischen, ihr Gefährte ließ nicht weniger deutlich den englischen Accent durchklingen.

„Mein lieber Graf,“ sagte der Hertules mit dem reichen Behänge seiner zwei Uhren spielend, „da traue noch Einer dem Hörensagen! In Paris und am Rhein hörte ich die merkwürdigsten Geschichten von der Soldatenpracht des Herzogs von Würtemberg und nun habe ich seit meinem Hiersein gerade das Gegentheil davon bemerkt. Kann man etwas Aermlicheres sehen als diese armen Teufel da

in ihren abgeschabten Uniformen, die ihnen überall zu kurz oder zu lang sind? Und dann . . . . ich bedauere, das vor den Ohren eines herzoglichen Offiziers sagen zu müssen . . . . scheinen diese Helmen jeden Fremden ohne Weiteres für einen Feind anzusehen, dem sie zwar nicht mit dem Bazonnet, wohl aber mit Betteln zu Leibe gehen. Auf diese Art bin ich schon häufig in den Straßen der Stadt angefochten worden . . . . ich bitte tausendmal um Entschuldigung.“

„Bemühen Sie Sich nicht, Herr Chevalier,“ entgegnete der junge Graf Zuccato, welcher, aus dem venetianischen Dalmatien stammend, vor wenigen Monaten mit dem Patent eines Jägerlieutenants aus der herzoglichen Militärakademie entlassen worden war. „Die Armseligkeit unserer militärischen Zustände ist so offenkundig, daß da kein Vertuschen hilft. Aber was wollen Sie? Sie hätten müssen ein halbes oder lieber noch ein ganzes Duzend Jahre früher nach Stuttgart kommen, wenn Ihnen daran lag, die militärische Herrlichkeit des Herzogs zu sehen. Jetzt ist es mit dieser Passion vorbei, gründlich vorbei. Serenissimus geruht jetzt, den Bäckbagen und Gärtner zu machen, und wir Soldaten haben Ruhe.“

„Sie sprechen ziemlich leichtsin von Ihrem Con-

verzin und von Ihrem Stand, mein Ueber Graf,"  
 meinte der Herkules lachend.

„Ich? Was! . . . Es war der Wille meines  
 Vaters, daß ich auf dieser verhenkerten Militärakade-  
 mie erzogen werde, wie er sich ausdrückte, und  
 es ist sein Wille, daß ich ein paar Jahre in einer  
 württembergischen Offiziersuniform herumlaufe . . .  
 Die Herren Väter haben zuweilen wunderliche Schrul-  
 len im Kopf, wissen Sie? . . . Ich, als gehorsamer  
 Sohn, füge mich dieser Schulle. Später soll ich  
 reifen und die Welt sehen. Bis dahin ist es mir  
 ganz recht, daß der Herzog die frühere Liebhaberei  
 aufgegeben hat. Das macht uns den Dienst leicht  
 und verschafft uns Zeit zu amüsanteren Beschäfti-  
 gungen.“

So sprechend reckte sich das schwächliche Kerlchen,  
 reckte sich den Halskragen zurecht, lächelte püffig  
 und bemühte sich ungemein, wie ein vollendeter oder  
 wenigstens wie ein angehender Roué auszufehen.

Der Chevalier verbiß ein Lächeln und wandte  
 sich an den einfach gekleideten Gentleman an seiner  
 andern Seite mit den Worten:

„Mein Herr Virginier, empört es Ihre Ernst-  
 haftigkeit nicht, unsern jungen Freund hier so leicht-  
 früg sprechen zu hören?“



„Wie?“ versetzte der Angeredete.

„Ah,“ sagte der Herkules, — „ich sehe, Sie waren beschäftigt, die Scheiben an den Fenstern des Schlosses zu zählen, und haben darob unser Gespräch überhört.“

Dann beugte er sich zu dem Ohr des jungen Amerikaners und flüsterte:

„Ist die Göttin erschienen?“

Der Virginier bemerzte rasch eine leichte Verwirrung und entgegnete ruhigen Tones:

„Welche Göttin?“

„La Turbinella.“

„Eine wunderliche Vermehrung der Namen des Olymps!“

„Freilich. Aber der Name paßt zu seinem Gegenstand. Das werden Sie zugeben.“

„Ich? Ich kenne die Dame so zu sagen bloß vom Hörensagen.“

„Doch wohl auch von Gesicht, sollt' ich meinen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich bemerkt zu haben meine, daß Sie auf der letzten Reiboute von Ihren Augen einen sehr angestrengten Gebrauch machten.“

„Und wenn? Man hat die Augen doch wohl zum Sehen?“

„Gewiß, aber die Junge hat man, um damit zu reden.“

„Sie meinen . . . .“

„Ich meine, daß mir ein gewisser Herr von Jenseits des Meeres in Bälde eine gewisse Wette zu bezahlen haben werde.“

Der Virginier machte eine kurze heftige Bewegung, man wußte nicht recht des Unglaubens oder der Verachtung.

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein, Herr Chevalier,“ sagte er dann, nicht ohne eine gewisse Schärfe der Betonung.

„Ich verlasse mich auf die Kabbala, mein lieber Herr Raleigh. Mein Orakel betrügt mich selten und Sie sollen sogleich in den Stand gesetzt werden, über die Verlässlichkeit desselben zu urtheilen.“

„Wie so, mein Herr?“

„Es hat mir angekündigt, daß wir unsere Göttin zu Gesichte bekommen sollten, bevor das Ding da, was man eine Wachtparade zu nennen beliebt, zu Ende ginge.“

„Wirklich?“

„Ihr spottender Ton ist übel angebracht, *corpo di Bacco!* . . . . Erheben Sie gefälligst die Augen . . . . dorthin, zum letzten Fenster der zweiten

Enklade des Schlosses, links von dem großen runden Erdthurm.“

Ein halbunterdrückter unartikulierter Laut kam von den Lippen des jungen Mannes, welchen der Hercules Herr Raleigh genannt hatte.

An dem bezeichneten Fenster, dessen einer Flügel halb geöffnet war, stand ein junges Mädchen, dessen Schönheit, soweit die Entfernung ein Urtheil gestattete, eine ungewöhnliche sein mußte. Da die Schöne baarhaupt ging, sah man ein ägyptisches Haar, dessen Rabenschwarze nicht von Puder befeuchtet war, und ein großes strahlenwerfendes Augenpaar, welches eine Sekunde lang forschend über den Platz streifte. Dann senkte es sich fest auf einen Punkt desselben, welcher aber nicht der war, wo der Chevalier und Raleigh standen.

„Seht mal die Turbinella!“ sagte der Graf Juccato, welcher bei Seite getreten, einen Bekannten zu begrüßen, und jetzt zurückkam . . . . . „Die schön sie ist! Ich glaube, ich würde mich um einen zehnjährigen Blick von ihr noch für ein ganzes Jahr in die verwünschte Akademie einsperren lassen.“

Raleigh stand mit untergeschlagenen Armen und bemühte sich, sehr gleichmüthig anzusehen.

Der Hercules verfolgte mit den Augen die Rich-

lung, welche die Blide der Dame genommen, und seine Brauen zogen sich zuerst finster zusammen. Dann aber glättete sich seine Stirne rasch wieder, und er sagte mit Lachen zu seinen Begleitern:

„Sehen Sie doch, meine Herren, das ungeheuerliche Ding, nach welchem La Turbinella ausschaut. Sie scheint an Caricaturen Geschmack zu finden.“

Und er deutete auf die Gruppe von Offizieren, welche um den General Augé versammelt war.

Es gab dort wirklich Etwas, was Heiterkeit erregen konnte, Etwas, was wie eine Caricatur ausah.

Das war ein junger, ungewöhnlich langer Regimentsarzt, welcher in Hofsteter, das heißt unbehilflichster Paradehaltung auf den General zuging oder vielmehr zustapfte, um einen Rapport abzugeben.

Er sah komisch aus, fürwahr, eingepreßt in die Uniform nach altem preussischem Schnitt, die namentlich bei den Herren Regimentsfeldsherern steif und abgeschmact war. Der lange Hals des jungen Mannes war unbeweglich in eine rothhaarene Cravatte eingezwängt. An jeder Seite des Gesichtes hatte er drei starre vergipfte Rollen, welche sogenannte Lendenstügel vorstellten. Sein kleiner Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Nähe ein langer, dicker Zopf gepflanzt war. Sehr merkwürdig

war auch das Fußwerk. Durch die dicke Filzunterlage der weißen Samaschen waren seine Beine, zwei Cylindern gleich, von einem größeren Durchmesser als die in knappe Hosen gepressten Schenkel. In diesen Samaschen, die ohnehin mit Schuhwächse sehr befestigt waren, bewegte er sich, weil er die Kniee nicht recht biegen konnte, wie ein Storch.'

„Gilt Himmel,“ sagte der Chevalier, — „welch ein Adonis!“

„Wen meinen Sie?“ fragte der junge Offizier.

„Nun, die Vogelscheuche dort. Ich habe selten etwas so Groteskes gesehen.“

„Pardon, mein lieber Landsmann. Ich muß Sie bitten, mit mehr Respect von meinem Freunde, dem Doctor Schüller, zu reden. Allerdinge sieht er vertheufelt schnurrig aus in seiner dienstlichen Erscheinung, aber die unter seinen Freunden schon die tollsten Witze losgelassen wurden. Aber, mein Herr, ich sage Ihnen, er hat unter seiner schauerlichen Frisur mehr, viel mehr Geist als wir Andern alle auf diesem Plaze zusammen.“

„Der?“

„Allerdinge. Haben Sie nicht von der neuen Tragödie gehört, welche bermalen das Publicum aller deutschen Länder in Aufruhr bringt?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Wie, Sie sollten Nichts von den „Räubern“ gehört haben und kamen doch vom Rhein her?“

„Räuber? Räuber? . . . Warten Sie . . . ja . . . ich meine mich zu erinnern, daß ich an den Wirthstafeln in Mainz und Mannheim davon reden hörte.“

„Ja, in Mannheim wurde das gigantische Stück zuerst aufgeführt, am dreizehnten Januar dieses Jahres. Die ganze Akademie wollte hin, denn Sie müssen wissen, daß Schiller die Räuber noch als Zögling dieser Anstalt gebichtet hat und daß in dem Werke mehr als einer seiner Akademiegenossen abcounterfeit ist. Aber Keiner von uns erhielt Urlaub und der Dichter selbst mußte heimlich nach Mannheim gehen, um sein Erstlingswerk in Szene gehen zu sehen. Ist das nicht schändlich? Die purste Tyrannei! Aber Schiller erhielt glänzende Satisfaction, denn das Stück machte Furore. Der prächtige Mensch, als er es sprach, sagte zu uns: „Wir wollen ein Buch machen, das absolut durch den Hentel verbrannt werden muß.“ Das zwar ist bislang noch nicht geschehen, kann aber wohl noch kommen, denn unsere alten Perücken und die Schreibersknechte sind wüthend darüber, während alle die andern Leute

darüber entzündet sind. Schade, daß Sie nicht deutsch verstehen: Sie müßten das Stück lesen, denn es ist auch gedruckt. Da ist Alles Blut und Leben und Leidenschaft, Wahrheit, Empörung gegen unser infames, blutenkollerendes Sæculum, Römermuth, Feuer und Flamme! Der Schiller ist ein Prachteremplar von Kerl, er ist ein Titan, ganz Titan!“

„Ihre freundschaftliche Begeisterung macht Ihnen Ehre, mein lieber Landsmann. Aber geht sie nicht zu weit? Der Mensch da ein Poet? Sehen Sie, gerade wäre er ums Haar über seine eigenen Elephanthenfüße gestolpert.“

„Ach was, was thut das? der Schiller ist der beste und genialste und lebenswürdigste Mensch unter der Sonne. Was kann er dafür, daß ihn der Herzog in diese verhenkerte Feldschereruniform gezwungen hat? Wenn Sie übrigens meinem Urtheil über die Räuber nicht trauen, so fragen Sie Herrn Raleigh, welcher der ersten Aufführung des Stückes in Mannheim angewohnt und bei dieser Gelegenheit Schillers Bekanntschaft gemacht hat.“

„Ist es so, Herr Raleigh?“

„Ja,“ erwiderte der Befragte in seiner ruhigen Weise. „Die Räuber sind, soweit mir ein Urtheil

„Ja, ein wilder Erfling, der an die Erflinge des großen Shakespeare erinnert“ . . . . .

„Shakespeare?“ fiel der Chevalier mit mitleidigen Achselzucken ein . . . „Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Stunde, wo ich die Ehre hatte, in Jersey den göttlichen Voltaire über diesen britischen Krimer sich lustig machen zu hören. Er nannte denselben einen betrunkenen Wilden.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn Voltaire dieß hat, so bewies er damit, daß er den Shakespeare entweder nicht kannte oder nicht verstand. Ich habe doch in solchen Dingen völlig competenten Mann sagen hören, selbst in dem unbedeutendsten Shakespeare'schen Stück sei immer noch mehr wahre Poesie als in sämtlichen Trauerspielen Corneille's, Racine's und Voltaire's zusammengenommen.“

„Gewiß, so ist es,“ bekräftigte der junge Jägeroffizier mit dem vorlauten Wejen seines Alters. „Sie müssen wissen, Herr Chevalier, wir Poeten von der Akademie . . . . Verzeihung, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß auch ich mich erühne, zuweilen einen Streifzug auf den Parnas zu machen . . . . ja, wir Poeten von der Akademie wir sind sammt und sonderb eingeseilschte Shakespeareaner. Zu Anfang, als uns der gute Professor Abel mit dem großen Briten



bekannt machte, wollten uns seine Werte nicht recht munden. Das machte, wir verstanden sie nicht. Aber mit dem Verständniß kam auch die Bewunderung.

Einige von uns machten sich auch an Englische, um den Meister nicht bloß in der Wieland'schen Uebersetzung lesen zu können. Dabei lernte uns der gute George, unseres Freundes Raleigh Bruder, welcher viel zu frühe zum Orcus hinab mußte, der arme Jungel . . . seine lebenswürdigen Dienste. Ja, was wollte ich sagen? . . . richtig, nur das, daß der Genius Shakspeare's den unseres Schillers gewedt hat, und, bei Falstaff's Bauch! ich meine, der alte William müsse sich in Gypsum nicht schlecht darüber freuen, daß ihm endlich ein Nachfolger erstanden.“

Ein leichtes Lächeln des Spottes umspielte die Lippen des Chevaliers bei dieser jugendlichen Expectoration. Aber er war zu sehr Weltmann, um sich weiter in einen ernsthaften Streit einzulassen, und begnügte sich, zu sagen:

„Rein lieber Graf, ich fürchte fast, Sie haben so lange in diesem deutschen Rebelland gelebt, daß Sie den Geschmack für die großen Meister unseres sonnigen Heimatlandes verloren. Was sind alle die ungeheuerlichen nordischen Versuche in der Poesie,

verglichen mit den Werken unseres Petrarca, Ariosto, Tasso?"

„Oim," entgegnete der Jüngling eifrig, „nach den langweiligen Düsteleien Petrarca's sehne ich mich keineswegs zurück. Ariosto, ja, auf den bin ich so stolz wie nur irgend ein Italiener. Aber Sie sollten nicht so wegwerfend von der nordischen Poesie sprechen. In Deutschland insbesondere ist ein ganz neuer Geist erwacht. Natur, Freiheit, Krieg der Unvernunft! ist sein Feldgeschrei. Sie sollten die Werke seiner Vorkämpfer kennen lernen, mein Herr. Klopstock, Wieland, Lessing, Bürger, Herder, Klingers, Göthe und unser Schiller" . . . .

„Corpo di Bacco," lachte der Chevalier, „ich habe schon an den Namen genug. Was für barbarische Laute! Wer wird in einem solchen Idiom dichten können? Wie sehr hatte Kaiser Karl der Fünfte recht, als er sagte, die deutsche Sprache sei nur eine Sprache für Pferde."

„Kaiser Karl hatte unrecht," sagte Raleigh mit gemessenem Ernst, „und ich muß Sie bitten, mein Herr, zu beachten, daß ich ein halber Deutscher bin. Die deutsche Sprache ist die meiner Mutter."

„Bardon," erwiderte der Chevalier artig; „wäre mir dieser Umstand bekannt gewesen, so hätte ich es

sicherlich unterlassen, den alten Kaiser Karl zu citiren . . . Aber wir sind von unserem Gesprächsgegenstand ganz abgekommen. Wir sprachen von dem Trauerspiel des merkwürdig aussehenden Herrn dort . . . wie heißt er doch? Sie haben das Stück gesehen, Herr Raleigh?"

"Ja, und einen höchst bedeutenden Eindruck habe ich davon empfangen."

"Bitte, sagen Sie mir davon etwas mehr. Ich bilde mir zeitweise ein, ebenfalls ein Stück von einem Poeten zu sein und daher interessirt mich alles Derartige."

"Sie werden mich, ohne das Stück selbst zu kennen, kaum verstehen. Man muß die Blitze selber flammen, die Donner selber rollen gehört haben, um die Wirkung eines Gewitters nachempfinden zu können . . . Ich hatte auf meiner Reise von Paris hieher in Mannheim einen Rasttag gemacht. Durch die Straßen der freundlichen Stadt schlendernd, sah ich an den Gassenenden und Brunnenröhren einen Theaterzettel angeklebt, welcher ankündigte, daß am Abend aufgeführt werden sollten die Räuber, ein Trauerspiel von Schiller. Stück und Verfasser waren mir ganz unbekannt, aber auf meiner Fahrt rheinwärts hatte ich da und dort von dem mannhel-

mer Theater als einem vortrefflichen reden gehört. Ich sehe, hieß es, unter der ausgezeichneten Leitung des Freiherrn von Dalberg und bedeutende Künstler, da Pfand, Boel, Veil und Veil, widmen dieser Bühne ihr Talent. Da gerade diese Schauspieler auf dem Theaterzettel als die Inhaber der Hauptrollen bezeichnet waren, beschloß ich das Stück zu sehen. Es war aber nichts Leichtes, einen erträglichen Platz zu bekommen. Die Ankündigung der Aufführung hatte in der ganzen Gegend Sensation gemacht. Aus Heidesberg, Darmstadt, Frankfurt, Worms, Mainz und Speyer waren die Leute zu Fuß und Wagen herbeigekrümmt, um die Dichtung in Szene gehen zu sehen, welche, wie mir ein gefälliger Nachbar mittheilte, im vorigen Sommer zu Stuttgart im Druck erschienen war. Die drei ersten Acte machten keine große Wirkung auf das gedrängt volle Haus. Man mußte sich erst an diese titanhaften Gedanken, diese gigantischen Empfindungen, ausgedrückt in einer Sprache, die wie ein entfesselter Bergstrom einberbrauste, gewöhnen, um diese elektrischen Schläge einer kraftgemäßen, über alle conventionellen Schranken hinauswegrührenden Unbändigkeit so recht auf sich wirken zu lassen. Was mich betrifft, so fing ich an zu begreifen, was mit den Ausdrücken Kraftgenie und

Sturm und Drang, welche ich kürzlich am Rhein so oft vernommen, gemeint sei. Das Stück riß in seinem Fortgang die Zuschauermenge mit sich fort, ein tosender Wirbelwind, dem nicht zu widerstehen war. Alles lauschte mit einer athemlosen Spannung, die nur zuweilen von wildem Beifallsruf unterbrochen wurde. Das Stück kam mir vor wie ein Löwe, der mit majestätischem Gebrülle gegen das Gitter seines Käfigs anspringt . . . Mein Nachbar, in welchem ich nachher den Buchhändler Schwan kennen lernte, machte mich leise auf den Dichter aufmerksam, der unerkannt unter der Menge stand und von dessen Anwesenheit nur Wenige wußten. Ich sah, als der Beifall immer stürmischer, der Eindruck immer gewaltiger wurde, daß ein Blitz stolzer Befriedigung über die mächtige Stirne des jungen Mannes hinfuhr; ich sah ihn tief erschüttert, wie wir Andern alle es waren, in jener furchtbaren Szene, wo Iffland in der Rolle des Franz Moor die Höhe seiner Darstellungskunst erreichte, in jener Szene, wo er seinen Traum vom jüngsten Gericht erzählte, um, die Lampe in der Hand, welche sein geisterhaft bleiches Gesicht beleuchtete, am Ende wie zermalmt von der entsetzlichen Vision in sich zusammenzubrechen . . . Nach beendigter Vorstellung speiste der Dichter mit den

Schauspielern und mehreren Verehrern seiner Muse zusammen. Durch Herrn Schwans Gefälligkeit erhielt ich Zutritt zu der Gesellschaft und hatte die Ehre, die Bekanntschaft des Dichters und seines Freundes Petersen zu machen, welcher ihn nach Mannheim begleitete hatte. Es war ein herrliches Symposion. Folgenden Tages machte ich mit Schiller und Petersen die Reise hieher und seitdem bin ich so glücklich, den Dichter der Räuber meinen Freund nennen zu dürfen. Ihm steht, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, sicherlich eine große Zukunft bevor.“

„O ganz gewiß!“ rief der junge Offizier mit schöner Theilnahme aus. „Der Schiller ist ein Prachtstück, der alle die Andern niederdonnern wird . . . . Aber sagen Sie doch, Herr Raleigh,“ fügte er weniger geräuschvoll hinzu . . . „war es bei jenem Symposion, daß sich Schiller in die Margarethe Schwamin verliebte? Der Petersen hat von so was gemunkelt, will aber nicht mit der Sprache heraus und Schiller selbst spricht gar nicht davon. Uns Akademiker interessirt aber das Ding ungeheuer. Schiller war in die Turbinella verschossen, wie wir Andern alle. O, was haben wir für Oden auf sie gemacht, Schiller freilich die pomposesten. Die Klatschbösen meinten, die Gedichte gingen auf Schillers

Gauswirthin, die Hauptmännin Bischer. Aber das ist dummes Zeug. Die Bischerin ist ein ganz gutes Francken, aber wenn sie es auch versteht, den unübertrefflichsten, einen wahrhaft kraftgenialen Bausch und Cardinal zu brauen, so ist sie doch kein Odenstoff . . . . Also, wie ist 's mit der Schwantin?"

„Da bin ich überfragt. Ich hatte damals in Mannheim nur Augen und Sinn für Schiller selbst und für sein Werk . . . Aber sehen Sie, die Parade ist zu Ende und da kommt der Dichter auf uns zu. Fragen Sie ihn selbst.“

Der Chevalier hatte des Gespräches der Beiden nicht mehr geachtet, sondern seine Aufmerksamkeit wieder dem Gassenfer am großen runden Thurm des Schlosses zugewendet.

Die Schöne war noch dort, blickte jetzt, wie in Gedanken verloren, in die blaue Luft und ließ die Enden des langen rothen Bandes, womit sie ihr Hauskleid gegürtet hatte, spielend aus dem Fenster flattern.

„Sehen Sie das Band, Herr Raleigh?" fragte der Chevalier flüsternd.

„Ja.“

„Was halten Sie davon?"

„Nichts.“

„Mit Unrecht. Das Flattern dieses Bandes ist ein Zeichen, daß ich unsere Wette zu zwei Dritttheilen gewonnen habe. Binnen heute, und drei oder vier Tagen werde ich im Stande sein, Ihnen mehr zu sagen. Um es aber zu können, muß ich jetzt meinen Geschäften nachgehen. Auf Wiedersehen, meine Herren.“

Er ging rasch über den Platz und Raleigh wollte es scheitern, der Mann grüße im Gehen mit einem eigenthümlichen Hutschwanken zu dem Schloßfenster empor. Von dort verschwand im nämlichen Augenblick Raub und Dame.

Der Regimentsarzt Schiller trat grüßend zu setzen beiden Freunden heran.

### Drittes Capitel.

Autor erspart seinen zarten Leserinnen eine unangenehme Ueberraschung. — Die „Höhle“ auf dem kleinen Graben. — Ein Dichterportrait. — Der Fourierschütz Kronenbitter. — Die Geschichte von der ausgeronnenen Flasche. — Dichtersolz. — Vorbereitungen zu einem lucullischen Mahl. — Shakespeare und sein Ende. — Vom Kaiser Joseph und vom Wolfgang Göthe.

„So, jetzt wäre der Sklave für den Rest des Tages sein eigener Herr!“ sagte der Dichter, wäh-



rend er mit seinem Freunde Raleigh — der junge Zuccato hatte sich entfernt — die Stiftskirche entlang dem Marktplatz zging.

Und er richtete sich hoch auf und machte große Schritte, als dränge es ihn, möglich schnell aus der Stadtgegend wegzukommen, wo er so oft einen Giguranten bei einem in seinen Augen unnützen Schauspiel abgeben mußte.

Der Deutsch-Amerikaner blickte ihn mit großer Theilnahme an und sagte lächelnd:

„Lieber Schiller, wenn ich Dich so den Kopf aufwerfen und der Muttererde oder vielmehr dem Pflaster dieser Residenz die Fußtritte souveräner Verachtung geben sehe, fällt mir ein, daß eine hiesige Dame dieser Lage zu mir gesagt, der Regimentsmedicus Schiller trete einher, als wäre der Herzog von Württemberg der geringste seiner Unterthanen.“

„Dummes Zeug!“ brummte der Dichter und fuhr fort mit langen Beinen vorwärts zu streben.

Sie gingen über den Markt und bei der Brücke über Stuttgarts Hauptstrom, den nahe im besten Geruch stehenden Resenbach, wollte sich Raleigh verabschieden, um links hin nach dem damals sehr fashionablen Gasthof zum Bären sich zu wenden, wo

er sein Quartier hatte. Schiller war jedoch anderer Meinung.

„Lieber William,“ sagte er, „ich habe Dir nun schon so oft die Ehre angethan, im Bären Dein Gast zu sein, daß Du mir Revanche schuldig bist. Komm mit in meine Höhle. Mein Stubenbursch Kapff ist auf Wache und wir können also nach Herzenslust plaudern, wozu wenigstens ich sehr aufgelegt bin. Ein sybaritisches Mahl kann ich Dir allerdings nicht versprechen, wohl aber ein spartanisches. Auch muß, vermouth' ich, noch 'ne Bouteille von dem halben Duzend da sein, welches mir der Hoven vorgestern aus Ludwigsburg schickte.“

Die Einladung wurde ohne Weiteres angenommen und die beiden Freunde gingen, statt die Brücke zu passieren, rechts hinauf nach dem kleinen Graben, welcher heutzutage in die Eberhardsstraße umgewandelt ist. Dort besaß damals der Professor Haug zwei Häuser, in deren einem er die meisten Räume an die Frau Hauptmännin Bischer vermietet hatte. Diese wiederum hatte die vorräthigen Zimmer an Untermiether abgegeben und eines derselben hatte der Regimentswundt Schiller inne, gemeinschaftlich mit seinem früheren Akademiegenossen und jetzigen Freund Kapff, Lieutenant im Sables'schen Infanterieregiment.

Nun aber sagt uns der kategorische Imperativ, daß wir verpflichtet seien, unsere zarten Leserinnen vor einer mißlichen Ueberraschung möglichst zu bewahren. Bevor wir sie nämlich in die Dichterklause führen, halten wir ihnen folgende kurze Rede:

Sie, meine Zarten und Zartesten, verbinden mit dem Namen Schiller stets die Vorstellung des Idealschen und zwar mit vollstem Recht. Denn kein Dichter gebietet in dem Grade, wie er, über jenen Zauber, welcher die Seele über das Wertelägige und Gemeine hoch emporträgt in die Aetherregion der Ideale. Daher kommt es, daß Sie es lieben, Ihren Lieblingsdichter — daß er das den deutschen Frauen noch immer sei, setze ich ihn voraus — in ideallischen Umgebungen zu denken. Aber, meine Verehrtesten, im Jahre 1782 war Schiller noch der geniale Unband, welcher so eben das wildflammende Meteor „die Räuber“ in die Welt geschleudert hatte. Allerdings brach die ihm angeborene vornehme Natur, jener einzige echte Aristokratismus, der des Gettes, schon jetzt vielfach bei ihm durch, aber daneben war der junge Dichter doch ein armer Teufel von Regimentsfeldscherer, welcher darauf angewiesen war, mit einer monatlichen Gage von achtzehn Gulden sein Auskommen zu bestreiten. Da nun das Ein-

welches unwiderlegbar darthut, daß mit einer solchen  
 Einnahme sich schlechterdings nicht so en grand train  
 leben ließ, wie in unseren Tagen allenfalls ein lite-  
 rarischer Fabrikant und Speculant in Paris oder ein  
 versenkender Lord in London thun kann, so wer-  
 den Sie, meine Gartesten, es vielleicht unterlassen,  
 über die „Höhle“ unseres Dichters die Nässchen zu  
 räumpfen. Ich mache Sie ferner darauf aufmerksam,  
 daß der Kreis, in welchem unser Dichter zu der in Rede  
 stehenden Zeit sich bewegte, ein kraftgenialischer war,  
 das heißt ein Kreis von jungen Männern, in welchem  
 der subjective Befreiungsdrang fürmisch nach Aus-  
 druck in adäquater Form rang. Diese Kraftgenies,  
 welche die siebziger und theilweise noch die achtziger  
 Jahre des vorigen Jahrhunderts oder wenigstens die  
 deutsche Literatur jener Zeit mit dem Tumult ihres  
 Aufsturus auf die Zwingur's des Unsinns und der  
 verrotteten Philisterei erfüllten, waren keine Glacé-  
 handschuhmenschen, keine fühlloslichen Goldschnitts-  
 dichterlein. Sie waren nicht salonsfähig, im heuti-  
 gen Sinne des Wortes, diese „Stürmer und Drän-  
 ger.“ Sie waren wie brausender Rost, der in wilder  
 Sährung nach Klärung rang. Wir würden uns daher  
 einer ebenso schweren als albernen Sünde gegen die  
 Geschlechter schuldig machen, wollten wir unserem Dich-

ter hier das Gebahren und die Redeweise anzugehen, wie sie in Büchern daheim, die in unseren Räbchenpensionen von heute besonders beliebt sind. Wir können Nichts dafür, daß jene Zeit keine so naturverlassene, verbildete und verlogene war, wie unsere eigene . . . . .

Der Dichter stieß die Thüre auf und ließ den Freund in ein Gemach treten, dessen burschikose Unordnung mit der gesucht eleganten in den Behausungen unserer heutigen Genies durchaus keine Ähnlichkeit hatte! Ein großer Tisch, zwei plumpe Bänke, an der Wand ein kleines ärmliches Stehpult, worauf ein sehr zerlesenes Exemplar von Klopstocks Oden lag, darüber ein schmales Bücherbrett mit wenigen Bänden, in einer altovenartigen Vertiefung hinter einer sehr defecten spanischen Wand zwei sogenannte Feldbetten, — das war so ziemlich das ganze Mobiliar der „Höhle.“ Ein Kleiderhaken an der Wand zeigte eine sehr fragmentarische Garderobe. In einem Winkel des Zimmers lag allerlei Schuh- und Wäscheverwert aufgeschuft, in einem andern machte sich eine sehr verwickelte Sammlung von leeren Bouteillen, Gläsern, Tellern, Kartoffeln, Tabackspfeifen u. dgl. m. breit, in einem dritten brütete ein Ballen Druckpapier, zurückgebliebene Exemplare der „Ränder,“

welche ja der Verfasser auf eigene Kosten hatte laden lassen müssen. Ueber allen diesen schönen Sachen lastete die schwere Atmosphäre von Tabacksmuch, der keineswegs nach einer feinen Sorte roch.

Und doch war in diesem Zimmer, wo Armuth und Sorglosigkeit mitsammen wirthschafteten, wieder etwas, das, nicht in bestimmte Worte zu fassen, dem für solche Wahrnehmungen Empfänglichen verräth, es haue hier ein nicht gewöhnlicher Mensch. Nicht allein Jugend und Schönheit lassen überall, wo sie weilen, Spuren ihres Zaubers zurück: auch der Genius abelt durch seine Berührung selbst das Gemeinste.

Mit seinem Gast eingetreten, fuhr Schiller hinter die erwähnte spanische Wand, und man hörte von dorthin ein Geräusch wie von einem Menschen, welcher seine Kleider hastig von sich schleudert.

Raleigh öffnete inzwischen eines der zwei niedrigen Fenster, um den Tabacksdunst hinaus und die Frühlingssonne herein zu lassen. Dann sagte er, das Zimmer überblickend:

„Meiner Treu, lieber Freund, ich glaube, die liebenswürdige und einbringliche Predigt, welche ich Dir Deine treffliche Mutter über den Text Ordnung und

Sauberkeit unlängst an dieser Stelle halten hörte, hat noch nicht sehr angeschlagen.“

Schiller brummte hinter der spanischen Wand Etwas von einer verwünschten Degenkoppel, welche dann mitsammt dem Degen zu Boden stürzte. Hierauf ließ er sich verlauten:

„Ich glaube fast, Du hast recht. Es war immer ein schweres Kreuz für meine gute Mutter, daß ich so zu sagen gar kein Organ für die Reinlichkeit habe. Ich vermuthete, diesem Mangel wurde nicht dadurch abgeholfen, daß der confiscirte Kerl, der Inspector Nieß, unser Quälgeist in der Akademie, weißt Du? mich meiner Unsauberkeit wegen jahrelang hubelte. Hol' ihn der Teufel! . . . Ich nahm zwar mal einen Anlauf, mich auf die Eleganz zu verlegen, damals, als die Turbinella . . . . Doch das gehört nicht hieher . . . . Seither ist's wieder den alten Weg gegangen, um so mehr, da mein Stubensburisch, der Kapff, auch kein Ordnungsgenie ist . . . . So, jetzt bin ich endlich aus dem streifen Malefizzeug herausgeschält und nun wollen wir sehen, was Küche und Keller der edlen Societät Kapff und Schiller aufzubringen vermögen.“

Er kam hinter der spanischen Wand hervor, sehr zu seinem Vortheil verändert, denn er hatte

mit dem Ordonnanzhut zugleich auch die Bergpfandung seines Kopfes abgelegt. An die Stelle der Uniform war eine Art weiten Hausrocks getreten, welcher, wenn auch an verschiedenen Stellen schadhaft, den Gliedern seines Trägers eine freiere Bewegung gestattete. Er war freilich kein Adonis, der junge Dichter der Räuber, aber jetzt, nach Entfernung der festschmerzlichen Verwundung, auch in seinem Aeußeren eine interessante Erscheinung, ungelent zwar noch immer, aber nicht mehr barock.

Ein Zeitgenosse von ihm, der ihn damals täglich sah, hat mit liebevoller und doch nicht schmeichelnder Hand dieses Portrait von ihm entworfen:

Schiller war von langer, gerader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang. Sein Gebahren hatte etwas Steifes, seine Tournüre nicht die mindeste Eleganz. Seine Stirne war breit, die Nase dünn und knorpelrig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel vorspringend, sehr gebogen und spitzig. Die rothen Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten sich bei der Nasenwurzel zusammen. Diese Partie des Gesichts hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn,



die untere ragte von Natur etwas hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte dann sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen waren blaß, eher eingefallen als voll und ziemlich mit Sommersprossen besät. Der Kopf, mit buschigem Haar von dunkelrother Farbe besetzt, war eher geisterrnäßig als männlich, hatte aber viel Bedeutendes und Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affectvolle Sprache, wenn Schiller einer erhöhten Stimmung Worte gab.

Der Freund blickte den Dichter voll Theilnahme an und sagte:

„Was Ihr Leute in der alten Welt Euch doch Mühe gebt, Euch zu verkleiden! Mir ist oft, als wäre das ganze Leben hier nur eine Verkleidung. Und das nennen sie Geschmack, Ordonnanz, Reglement und dergleichen mehr. Man erkennt erst, wie und was Ihr eigentlich seid, wenn Ihr die ewige Uniform ausgezogen habt.“

„Die ewige Uniform, — ja, das ist der Jammer! Seit zehn Jahren preßt mich nun das verdamnte Monturzeug . . . Erst wurde ich von dem Herzog in der Akademie in die Uniform eines Juristen in spe commandirt, dann in die eines Mediziners, end-

Ich in die eines armseligen Feldschäfers. Aber ich habe das Commandirtwerden herzlich satt, schon lange.“

„Das bezeugen Deine Räuber laut genug.“

„Wie sollten sie nicht? Das Stück mußte ein wider Protest werden gegen den verhaßten Zwang, den ich so viele Jahre hindurch erduldet . . . Glaub' mir, William, was auch die Narren über meinen Dichterstolz fasseln, ich täusche mich keineswegs über den Werth meines Erstlings. Damals als der Beifall der Menge im mannheimer Theater mich umtobte, that ich es einen Augenblick, aber seither hab' ich das Ding mit parteiloserer Augen geprüft und ich weiß jetzt, es ist nur ein roher Bastard, erzeugt in der wilden Ehe des Genies mit der Subordination.“

„In dieser Selbstkritik ist Wahrheit, scheint mir; aber trotzdem, lieber Freund, wollen wir nicht vergessen, daß man sagt, Bastarde seien meist tüchtigere Bursche als die legitimen Kinder. Du hast das Zeug in Dir, Besseres zu schaffen, aber die Räuber werden bleiben.“

„Sie werden bleiben, ja. Ich habe Selbstgefühl genug, mir zu sagen: es ist etwas Dauerndes in dem Stück, die Signatur der Zeit, die ihm das

Leben gab. Sie werden bleiben, als eine Curiosität der deutschen Literatur . . . . Doch da stehen wir und schwagen, während Wichtigeres zu thun ist."

Er ging zur Thüre, öffnete sie und rief hinaus: „Kronenbitter, heba, Kronenbitter! . . . Schwere noth! . . . Wo hat der Teufel wieder mal den Kerl?"

„Hier, Herr Doctor, hier!" ließ sich eine dünne, schrillende Stimme vom Hausflur her vernehmen und alsogleich fuhr der Besitzer dieser Stimme in das Zimmer herein, was auszuführen er unter der Thüre sich gewaltig bücken mußte.

Es war eine wunderliche Figur.

Des Mannes unmäßig lange, hagere, hölzerner Gliedmaßen schienen vor den diversen Stücken seiner Grenadiermontur überall auf der Flucht zu sein, und zwar nicht ohne Grund, denn diese Montur war trauriges Flickwerk. Auf schmalen Schultern saß dem Fourierschützen Kronenbitter, welchen sich der Regimentsarzt Schiller aus den zweihundertvierzig Grenadiere des Regiments Augé zum Aufwärter ausermählt hatte, — ein enorm großer Kopf, auf welchen der Vers im Volklied:

Es stand eine Linde im tiefen Thal,  
War unten breit und oben schmal . . .

ganz genau paßte, denn die Form desselben war die

eines Zuckerhutes. Stirne, Augen, Nase, Wangen und Mund waren rein nur Nebensachen in dem Gesicht, so zu sagen gar nicht der Rede werth. Sie hatten nämlich keine Gelegenheit gehabt, zu naturgemäßer Entwicklung zu gelangen, weil ein Ungeheuer von Mund ihnen allen Platz wegnahm. Dieser Mund reichte fast von einem Ohr zum andern und war mit einem Gebiß versehen, welches Stein und Bein zermalmen zu können schien und recht lebensgefährlich ansah. Mit der ungeschlachten Wiefenhaftigkeit der ganzen Erscheinung contrastirte das feine, dünne, weinerliche Stimmchen des Burschen, dessen Gesichtsausdruck im Uebrigen den echtnational-schwäbischen Typus verrieth. Fourierschütz Kronenbitter, bazumal in Stuttgart ein berühmter öffentlicher Charakter, wenigstens soweit das Territorium der Schiller'schen „Bande“ reichte, — war in der That ein Urschwabe, halb Schall, halb „Latsche“ \*).

Der Kronenbitter stand gerade und steif wie ein Holz vor seinem zeitweiligen Gebieter.

\*) Dieser Provinzialismus ist im Hochdeutschen nicht wiederzugeben. Es gibt ohne Zweifel auch außerhalb Schwabens „Latsche“. Aber um zu wissen, was ein echter und gerechter Latsche ist, muß man schlechterdings in Schwaben gelebt haben.

„Rein Freund ist bei mir zu Gast,“ sagte Schiller kurz. „Wir müssen ein Mittagessen haben.“

„Sehr wohl, Herr Doctor.“

„Auch eine Flasche Wein.“

„Sehr wohl.“

„Schaff' Alles herbei!“

„Sehr wohl.“

„March!“

Der Kronenbitter rührte sich nicht von der Stelle.

„Nun, was soll's, Du Kaliban? Wurst, Kartoffelsalat und Brod holst Du im Döfen. 's ist ja nur ein paar Schritte hin. Eine Flasche Wein muß noch da sein.“

Der Kronenbitter schüttelte so kummervoll das Zuckerhuthaupt, daß Raleigh nur mit Mühe das Lachen verhielt.

„Donner und Doria!“ fuhr der Dichter auf, — „hat der Kapff rücksichtsloser Weise die letzte der Goven'schen Flaschen ausgetrunken?“

Der Fourierschütz schüttelte abermals das Haupt und versetzte bedächtig:

„Der Herr Lieutenant mußte, wie der Herr Doctor wissen, heute sehr früh heraus. War will, der Herr Lieutenant, als er Licht machen wollte und

keinen Leuchter nicht fand. Suchte ich da nach einem. Dort ist er.“

Er streckte einen seiner unendlichen Arme aus und wies mit einem unendlich langen Zeigefinger nach dem Tisch, worauf eine leere Flasche stand, die einer halbherabgebrannten Talgkerze zum Leuchter diente.

„Die Flasche ist leer, Du Galun!“

„Ja,“ entgegnete der Kronenbitter mit großer Gemüthsruhe, „in der Dunkelheit hab' ich statt einer leeren die volle Bouteille erwischt, und weil der Herr Lieutenant so gar pressirt war und nach einem Leuchter schrie, ließ ich sie in der Geschwindigkeit ausrinnen.“

„Ausrinnen, Du Schurke?“

„Ja,“ fuhr der Fourierschüz mit der dummstiffigsten Miene fort, die er aufzuwenden hatte. „Hab' sie ausrinnen lassen, die Bouteille, und weil ich hab' gedacht, daß es Sünde wäre, so 'ne Gottesgabe auf den Boden laufen zu lassen, und weil mein Maul gerad' in der Nähe war, so“ . . .

„So liehest Du den Wein in Dein Eisehmaul rinnen . . . Hat man je einen solchen Schuft gesehen? . . . Der Kerl ärgert mich noch zu Tode . . . Ich sag Dir, Du Behemoth, ich werde Sorge tragen, daß Du dafür auf die Latzen gelegt wirst.“

Raleigh lachte, denn es gewährte einen komischen Anblick, wie der Dichter wild gesticulirend im Zimmer umherfuhr und der Kronenbitter mit ungerstörbarer Ruhe und Steifheit seinen Platz behauptete. Der Mann, welcher dem Strubenburschen seines Herrn auf so sinnreiche Weise zu einem Leuchter verholzen hatte, wußte ganz gut, daß die Drohung mit den Latzen auch diesmal nicht in Erfüllung gehen werde.

„Nun, was stehst Du noch da, als wärest Du angenagelt?“ fuhr ihn der Dichter an. „Nach' daß Du fortkommst und Essen und Trinken herbeischaffst. Sag' dem Meister Dickbauch, dem Ochsenwirth, ich müsse eine Bouteille von seinem Uhlbacher haben, und der Ochsenwirthin, sie solle auch tüchtig Eier an den Salat thun.“

„Sehr wohl, Herr Doctor, aber“ . . .

„Was aber?“

„Der Meister Dickbauch Ochsenwirth ist ein gar so arliger \*) Kerl . . . . hm, nun . . . . wissen Sie“ . . . .

Und er machte mit Daumen und Zeigefinger die Geberde des Selbzahlens.

---

\*) Wunderlicher.

„Schwerenoth!“ brummte Schiller. „Ich hab jetzt keins . . . Er soll's zum Uebrigen schreiben.“

„Sehr wohl, aber der Meister Dickbauch meinte eben vergangene Woche, es hätte auf der Tafel Nichts mehr Platz.“

Raleigh näherte sich dem Riesen, um ihm versahener Weise Geld in die Hand zu stecken, welche sehr bereitwillig sich aufthat. Aber der Dichter bemerkte es und sagte mit Entschiedenheit:

„Nichts da! Thu' die Hand weg, Du ewiger Schwerenöther und Saufans! . . . Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Du heute mein Gast sein sollst, lieber William. Also keine Großmuth! Sie würde mich beleidigen . . . Marsch, Kronenbitter! Will der Ochsenjörgle Umstände machen, so meld' ihm von mir, die Bande werde ihm den rothen Fahn auf's Dach schicken. Oder noch besser, geh' zur Ochsenwirthin. Sie ist eine räsorable Frau und hält was auf uns Leute von Geiß.“

Der Fouzierschüh salutirte und witschte mit einem Schritt seines beispiellosen Gangwerkes zur Thüre hinaus.

„Lieber Schiller,“ sagte Raleigh, „es ist unfreundlich von Dir, mich nicht für Deine Bedürfnisse sorgen zu lassen. Hat Dich nicht mein armen



Bruder George, für den Du so viel gethan, den Du mit so großer Aufopferung während seiner Krankheit gepflegt, in jenem Brief, den er mit schon halb vom Tode erstarrter Hand schrieb, meiner Dankbarkeit und Liebe empfohlen? Du hast neulich mein gewiß von Herzen gekommenes Anerbieten, einen Theil meines Ueberflusses von mir anzunehmen, barsch zurückgewiesen. Du hast hiefür Gründe angegeben, die ich ehre; aber“

„Aber, bester William, Du meinst, es wäre schicklicher, Dir Etwas schuldig zu sein, als dem Ochsenwirth? Das bestreite ich. Der Ochsenjörgle wird dafür sorgen, daß ich ihm nie mehr schuldig werde, als ich zu bezahlen im Stande bin. Mit Dir wäre es etwas ganz Anderes. Ließe ich mich einmal darauf ein, von Deiner brüderlichen Freigebigkeit Gebrauch zu machen, so würde ich Dir bald mehr englische Pfunde abgepumpt haben, als ich Dir deutsche Baken zurückzahlen könnte. Laß daher, ich bitte Dich, diesen Punkt ein für allemal zwischen uns abgethan sein. Gewiß, käme ich einmal in wirkliche Noth, Du wärest der Mann, welchem verpflichtet zu sein meinen Stolz am wenigsten demüthigen würde. Aber von so einem dringlichen Fall ist ja noch überall keine Rede . . . Nein, rede mir

nicht mehr davon! Ich weiß, Du meinst es herzlich gut; Du würdest, was Du mir heute gäbest, morgen schon vergessen haben. Aber wahre Freundschaft muß Gleichheit zur Grundlage haben; nicht die des Besitzes, aber die der Gesinnung. Ich achte Deine Großmuth, Du laß' mir den Stolz der Unabhängigkeit. Es ist nun einmal mein Schicksal, auf die eigene Kraft angewiesen zu sein, und ich will es tragen, wie ein Mann."

Das war nun so ein Sonnenbild angeborener Bornehmtheit und lauterer Seelenabels, wie sie den Gewitterhimmel von Schillers Sturm- und Drangperiode oft durchbrachen.

Raleigh war zu zartfühlend, als daß er, wenigstens für jetzt, weiter in den Freund gedrungen wäre, von seinen großmüthigen Auerbietungen Gebrauch zu machen. Ueberdies lehrte der groteske Fournierschütz bald zurück und das vergnügliche Feiren seines ungeheuerlichen Mundes verrieth sogleich, daß seine Mission wider Erwarten erfolgreich gewesen.

Schiller räumte die „ausgeronnene“ Flasche, den improvisirten Leuchter, vom Tisch und besetzte diesen mit einer sehr fragmentarischen Sammlung von Speisegeräthen. Es gab viel Gesuche, bis endlich eine Art Serviette auf den Tisch gebreitet war

und auf diesem Tafeltuch zwei Teller, einige Gabeln und Messer, ein wackeliges Salzfaß, eine leere Pfefferbüchse, ein großes Paßglas und ein kleines Trütkrüglein aus Steingut prangten.

Nun packte der Kronenbitter den mitgebrachten Handkorb mit nicht geringem Selbstgefühl aus und brachte Schätze zum Vorschein, welche in der „Höhle“ nicht alle Tage zu sehen waren. Da war nicht nur die obligate Knackwurst, sondern auch der Teller mit verführerisch duftenden Schinkenschnitten und gar ein weiterer mit kaltem Braten. Der Salat war königlich bereitet, denn seinem gemeinen Kartoffelstoff waren vornehmere Bestandtheile, Rabunzelnblätter, Eier und Härtingskrütschen, beigemischt. Es fehlte auch nicht an ein paar appetitlichen Bröbchen und endlich erschienen statt der begehrten Flasche mit rothem Uhlbacher gar deren zwei. Ein Mythos will sogar wissen, es sei den beiden Flaschen ursprünglich eine dritte gefellt gewesen, die habe aber der unglückliche Kronenbitter unterwegs geschwind „ausrinnen“ lassen; ja, es sei dem Träger des Speisekorbs dabei außerdem noch begegnet, daß er in seiner Zerstretheit auch einen erklecklichen Theil von dem Braten, der doch nicht wohl ausrinnen konnte, auf irgend eine andere Weise verlor.

Wie dem auch sei, der Dichter war über die wichtige Mahlzeit, welche er seinem Gast anbieten konnte, höchlich erfreut.

„Bei allen Göttern des Olymps!“ sagte er, — „mit dem Meister Dickbauch muß eine wunderbare Metamorphose vorgegangen sein. Der Mann hat wahrscheinlich die Ehre der schwäbischen Gastfreihelt retten wollen und deshalb ein Uebriges gethan.“

„Sehr wohl,“ mischte sich der Jourterschütz ein. „Aber der Ochsenwirth ist über Feld, herrentgegen ist die Ochsenwirthin ein Weib'sbild das 'ne Gattig hat.“

„Aha, von der Seite kommt unser Ueberfluß?“

„Sehr wohl.“

„Ich werde sie verewigen!“ rief der Dichter aus. „Ja, das werd ich! Sie ist das Ideal einer Wirthin. Brauch' ich mal ein solches, weiß ich, wo ich es zu suchen habe . . . Aber nun komm, lieber William. Das lange Warten wird Deinen Appetit gehörig geschärft haben . . . „Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle,“ — heißt es im Homer, weißt Du? der wackere Voss! Ich schlage vor, unser Festmahl mit einem feierlichen Trinkspruch auf den Mann anzuheben, welcher uns eine deutsche Odyssee gegeben hat“ . . .

Das Tischgespräch drehte sich eine Weile um den Kronenbitter, denn Raleigh fand an einem Bursch Gefallen, welcher ihn an einen der Shakespeare'schen Clowns erinnern mochte. Schiller sprach das aus und so kam die Rede auf den großen „Herzenstündiger.“

„Die Bekanntschaft mit Shakespeare“ sagte der Dichter, — „war ohne Zweifel das bedeutendste meiner Erlebnisse in den Räumen der Karls-Akademie. Ich tastete zwischen aufgezwungenen und selbstgewählten Studien unsicher hin und her. Die letzteren mußten, wie ich Dir schon früher mitgetheilt, verstoßen betrieben werden und wahrscheinlich wurden sie gerade deshalb mit einigem Eifer betrieben. Die neuere deutsche Literatur war eigentlich ein geradezu verpönter Artikel, während man es mit dem Einschmuggeln französischer Autoren, auch wenn sie keineswegs zum Studierreglement gehörten, ziemlich leicht nahm. Voltaire hat mich nie sehr gereizt. Ich vermochte sein Talent, und war es auch ein so außerordentliches, nicht sehr hoch anschlagen, ein Talent, das überall von der Ansicht ausging, Himmel und Erde seien nur dazu da, um zu einem Fangballspiel des Witzes Raum zu gewähren, welches den Unterschied von Heiligem und Unheiligem

nicht kannte oder wenigstens nicht anerkannte. Viel tiefere Wirkung empfing ich von Rousseau, aus dessen Schriften überall der Schrei nach Natur und Befreiung tönt. Wie mußte dieser Ruf auf uns arme Akademiker wirken, die wir Alles, aber auch gar Alles auf Commando thun sollten. Später war mir freilich manchmal, Rousseau's Wahrheitsliebe sei keineswegs ohne Koketterie und selbst in seinen glühendsten Aufschwüngen von Aufrichtigkeit laufe etwas Komödiantisches mitunter."

"Ganz recht," bemerkte Raleigh. „Wie könnte es auch anders sein? Rousseau war ein Franzos, also ein geborener Komödiant. Ich will damit nicht gerade einen Tadel aussprechen. Mir, dem Amerikaner, der recht wohl weiß, daß ohne den hochherzigen Beistand Frankreichs Amerika keine Aussicht hätte, seinen Unabhängigkeitskampf siegreich zu beendigen, stände wahrlich schlecht an, gering von der französischen Nation zu denken und zu sprechen. Wenn ich die Franzosen geborene Komödianten nenne, so will ich damit nur sagen, daß es in ihrer Natur liegt, Allem und Jedem einen theatralischen Anstrich zu geben. Ich habe Selogenheit gehabt, diese Eigenheit selbst an dem herrlichen Lafayette wahrzunehmen, der doch

sonst vielfach an die besten Charaktere des Alterthums erinnert.“

„O, erzähle mir von ihm, und vom großen Washington und von Franklin und von allen den Helden und Weisen Eurer großen Sache. Ich habe Dich schon lange darum angehen wollen. Ich liebe sonst den leidigen Mischmasch von Irrthum und Gewalt, welchen die Leute Politik nennen, nicht sehr, weißt Du; aber seit ich die herrliche Erklärung der Menschenrechte kenne, wie Euer Congress sie erließ, habe ich angefangen zu ahnen, daß jener Mischmasch auch edlere Elemente in sich bergen könnte.“

„Wirklich? Was doch Ihr Deutschen für wunderliche Menschen seid! Manchmal, wenn ich von Dir und Deinen Freunden solche Aeußerungen über das staatliche Leben höre, kommt mir das so fremd vor, daß ich meine, ich müßte keinen Tropfen deutschen Blutes in den Adern haben. Und doch heimeln mich dann auch wieder die idealischen Regionen, in welchen Ihr Euch umtreibt, wunderbar an. Laß uns heute in diesen Regionen bleiben; ich erzähle Dir bei gelegener Zeit von unserer amerikanischen Wirklichkeit . . . Du wollest von Deiner ersten Bekanntschaft mit Shakspeare sprechen, der ja so zu sagen mein Namenspatron ist. Mein armer Vater, dem

es nicht vergönnt war, den Ruhm seines Landes zu erheben, schöpft' mir, dem von ihm hochverehrten Dichter des Lear zu Ehren, den Namen William.“

„Wage er von guter Vorbedeutung sein! . . .  
 Du kennst Göthe's Erstlingswerke, Du liebst und bewunderst sie und kannst Dir also vorstellen, welchen Unmuth Götz und Werther unter uns Insassen der Akademie veranlassen mußten. Die Großes auch Klopstock, Wieland und Lessing jeder in seiner Art geleistet, wie sehr des Ersteren lyrisches Feuer, des Anderen graziose Schallhaftigkeit, des Dritten dramatische Energie zu bewundern ist, immer noch waren die hemmenden Schranken, welche jahrhundertlange Ausländerei um den deutschen Genius gezogen, nicht hinweggeräumt. Da warf Göthe mit seinem Götz und Werther diese Schranken in unaufhaltsamem Sturmschritt nieder. Wir waren trunken von dieser frohen Botschaft der Natur, der Freiheit, der Originalität und stimmten jubelnd ein in diesen Feldruf gegen alle Philisterei. Unser guter Professor Abel, welcher dem Reglement der Akademie zum Trost die neue Richtung begünstigte, wo und wie er nur immer konnte, theilte unseren Enthusiasmus für Göthe, aber zugleich ließ er geheimnißvoll Etwas fallen von einer Sonne, an deren Strahlen Göthe's Genie sich entzündet  
 1856. XXI. Schiller. I. 14



haben dürfte. Er nannte Shakspeare, von welchem ich nur wußte, daß Voltaire ihn sehr wegwerfend beurtheilt habe. Der Name machte daher weiter keinen Eindruck auf mich. Abel hatte aber die löbliche Gewohnheit, die Lehrsätze der Psychologie, welche er uns docirte, durch passende Stellen aus Dichtern zu erläutern. Als er daran kam, uns den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft und der Conflict der Leidenschaften unter einander zu veranschaulichen, zog er Stellen aus Shakspeare's Othello an. Ich horchte hoch auf: mir war, als sähe ich wunderbare Blitze fern in der Nacht und hörte Donner rollen, die meine Seele erbeben machten. Nach beendigter Vorlesung hat ich den verehrten Lehrer um das Buch. Es war die Wieland'sche Uebersetzung. Jetzt studirte ich Tag und Nacht den großen Briten und so ganz nahm er mich gefangen, daß ich lange Zeit von gar nichts Anderem wußte. Mehrere meiner Freunde theilten mein Studium und Dein guter Bruder George, der von Hause aus den Dichter kannte, ruhte nicht, bis er sich durch einen Antiquar einige der Shakspeare'schen Stücke im Original verschafft hatte. Unter seiner Anleitung ist mir gelungen, von dem Dichter in seiner eigenen Sprache wenigstens eine nothdürftige Kenntniß zu erlangen. Aber ich gestehe, der erste

Eindruck, den mir Shakespeare gab, war, wenn auch  
 ein höchst gewaltiger, doch kein erhebender. Ich mußte  
 den unermesslichen Genius wohl bewundern, aber ich  
 wollte ihn Anfangs nicht lieben. Ich verstand ihn  
 noch nicht. Mich empörte die Kälte und Unempfindlich-  
 keit, die ihm erlaube, mitten im höchsten Pathos zu  
 scherzen und aus höchster Aetherhöhe plötzlich mitten  
 in die Gemeinheit des Lebens herabzufallen. Nur  
 langsam lernte ich begreifen, daß man bei Shakespeare  
 die Natur stets aus erster Hand erhält, und nur  
 allmählig ging mir das Verstandniß dieser wunder-  
 baren Unmittelbarkeit der Wahrheit auf, von welcher  
 seine Werke voll sind. Nun verstand ich auch seine  
 scheinbare Kälte: es ist die göttliche Ruhe des Mei-  
 sters, der das Dasein in allen seinen Höhen und  
 Tiefen kannte und die wechselnden Erscheinungen  
 desselben stets in den passendsten Formen auszuprägen  
 verstand. . . . Als ich so die Shakespeare'sche Poesie  
 mir angeeignet hatte oder vielmehr mir angeeignet  
 zu haben glaubte — denn wer kann sagen, daß er  
 mit diesem Studium überhaupt jemals fertig geworden  
 sei? — da meinte ich, Etwas von der Kraft, einen  
 Funken von Shakespeare's Geist in mir glimmen  
 zu fühlen, und ich that das Gelübde, dem Gewaltigen  
 nachzueifern mit aller Macht. Es überkam mich, ich

weiß nicht wie, daß auch ich ein Dichter sei. Im Knabenjahre war es mein Ideal gewesen, als Prediger zum Volke zu reden. Meine geliebte Mutter hatte das auch so sehnlich gewünscht. Aber, da ich, wie mein guter Vater mir bei jeder Gelegenheit einzuprägen nicht müde wird, nicht zu den Wenigen gehöre, die zu befehlen, sondern zu den Vielen, die zu gehorchen haben, so mußte ich jenem Ideal entsagen und mich durch eine Fürstenaune erst zum Juristen und dann zum Mediziner machen lassen. Shakespeare zeigte mir aber, daß man nicht nur von der Kanzel, sondern auch von der Bühne herab zum Volke reden könne, machtvoll, herzerschütternd. Eine Stimme schrie in mir: Werde Deinem Volke Etwas, was Shakespeare der Welt ist: — Du kannst es! Da sagte ich mir einen kühnen Muth und, Alles, was ich geträumt und geschaut, gehofft und beklagt, besetzt und verflucht, zusammenfassend, schleuderte ich die Räuber aufs Papier . . . ! Hat die innere Stimme wahr gesprochen oder hat sie gelogen?"

Bewegt sprang der Dichter auf und ging mit großen Schritten in dem kleinen Gemach hin und her.

„Sie hat wahr gesprochen, theurer Freund.“ sagte Raleigh, „und Du weißt, ich spreche nicht so, um Dir zu schmeicheln, sondern aus innerster Ueber-

zeugung. Die Räuber sind ein kühner Wurf. Er hat noch nicht das höchste Ziel erreicht, aber vertraue mir der inneren Stimme und Deinem hohen Vorbild. Auch Shakespeare hat sicherlich nicht im ersten Anlauf einen Julius Cäsar, einen Hamlet oder Macbeth geschaffen. Sei Du ein Strebender, wie er, und nun komm, wir wollen den Manen des Unsterblichen eine Libation bringen.“

Die beiden Freunde thaten das mit einer gewissen Feierlichkeit. Zu jener Zeit gab es einen Cultus des Genius, denn es gab noch einen Glauben an das Ideal.

Schiller, dem Freunde wieder gegenüber sitzend, fuhr fort:

„Ich bin eigentlich undankbar gegen den Herzog Karl. In seiner Weise hat er es gut mit mir gemeint und was kann er dafür, daß ich nicht aus dem Stoffe gemacht bin, der sich von der Willkür des Despotismus widerstandslos in jede beliebige Form pressen läßt. Er weiß, daß ich nicht aus solchem Stoffe bin, und ich habe Grund, zu glauben, daß er erschlossen ist, seine pädagogischen Experimente mit mir fortzusetzen. Eins aber weiß ich, daß ich nämlich erschlossen bin, das Asperg-Experiment, welches der arme Schubart jetzt schon fünf lange

Jahre ausgestanden hat und wer weiß wie lange noch auszustehen haben wird, nicht mit mir vornehmen lassen werde, um keinen Preis . . . . Im Uebrigen darf ich doch nicht vergessen, daß ich mein Wissen in der Akademie geholt, wenn auch nicht gerade auf dem reglementarischen Wege. Vielleicht hat auch nur der Druck, der auf mir lastete, die Kraft meines Geistes geweckt. Und dann hab' ich auch schöne Stunden in jenem verwünschten Gefängniß gelebt, Stunden der Freundschaft, der kühnsten Schwärmerel. Mit je mehr Prosa man uns quälte, desto idealistischer wurden wir. In Kerkerluft gediehen oft die blühendsten Freiheitsträume. Und dann habe ich in jenen Kerkermauern doch auch Begegnungen gehabt, welche unauslöschliche Eindrücke in mir zurückließen. Wäre mir dort auch kein anderes Glück zu Theil geworden als das, daß mir vergönnt war, Kaiser Joseph und Götthe von Angesicht zu Angesicht zu sehen, es müßte genügen."

"Kaiser Joseph und Götthe haben die Akademie besucht? Du hast sie gesehen? Erzähle mir doch davon."

"Ich weiß eben nicht viel davon zu erzählen, ich weiß nur, daß die Erscheinung dieser beiden bedeutenden Menschen mich in höchst wohlthuerender

Weise bewegte. Der junge Kaiser kam im Jahre 1777 hieher nach Stuttgart. Er wollte nur einen Tag bleiben, aber ein Besuch in der Akademie gewann ihm solches Interesse ab, daß er denselben am folgenden Tag wiederholte. Wir hatten uns des heiligen römischen Reiches deutscher Nation kaiserliches Oberhaupt freilich majestätischer vorgestellt. Da war keine Spur von Pomp und Pracht. Der Imperator trug sich wie der schlichteste Cavalier oder vielmehr ganz bürgerlich und hatte sich alles Ceremoniell entschieden verboten. Er wohnte mehreren Vorlesungen in der Akademie an. Seine Persönlichkeit erschien neben unserem stattlichen Herzog Anfangs geradezu unbedeutend. Aber der Zauber der Humanität, der an ihm haftete, verwischte diesen Eindruck bald. Sein einfaches, freundliches Benehmen, seine leutseligen Fragen, seine geistvollen Bemerkungen gewannen ihm alle Herzen. In seinem ganzen Wesen sprach sich der rastlose Trieb aus, sich und Andere zu bilden und zu veredeln. Wir sahen in ihm das Ideal eines Fürsten und wahrlich, er hat unsere Hoffnungen nicht getäuscht. kaum ein Jahr ist es her, seit er zwei Unsterbliche Regententhaten gethan: durch sein Censuredict gewährte er die bisher gänzlich niedergehaltene Denk-, Rede- und

Pressfreiheit seinen Vätern und durch sein Toleranz-  
edict machte er der Unterdrückung der Nichtkatholiken  
ein Ende. Ich verstehe zu wenig von Staatsfachen,  
um beurtheilen zu können, wie weit es begründet  
ist, wenn Kaiser Josephs Tadel meinen, er gehe  
bei seinen Reformen mit Uebereilung vorwärts, ich  
weiß auch nicht, ob Friedrich der Große berechtigt  
war, zu sagen, Joseph mache immer den zweiten  
Schritt vor dem ersten: das aber sagt mir mein  
Herz, daß die Muse der Geschichte den Kaiser als  
einen der Ersten unter den wenigen Herrschern nennen  
wird, welche mit Ernst daran gearbeitet haben, daß  
die Menschen menschlich zu leben im Stande seien.“

„Und Göthe?“

„Er kam etwas vor Weihnachten 1779 mit  
seinem Herzog, der ihn überall nicht wie einen Diener,  
sondern wie einen vertrauten Freund behandelte. Es  
wurde gerade der Stiftungstag der Akademie gefeiert.  
In dem großen Saale fand Abends die Preisver-  
theilung an die Jöglinge statt. Wir wußten, daß  
Göthe mit seinem Herzog der Festerlichkeit anwohnen  
würde: er hatte im Schlosse mit den Herrschaften  
ge speist. Du kannst Dir denken, mit welcher Span-  
nung wir älteren Akademiker, die wir frisch von der Lec-  
türe des Götz und Werther herkamen, der Erscheinung

des in so jungen Jahren schon so berühmten Gastes  
 entgegenzusehen. Er kam, eine gewinnende nicht nur,  
 sondern eine siegreiche Persönlichkeit. Wie hingen  
 meine, Aller Blicke an ihm! Professor Condbruch hielt  
 die übliche Festrede. Er sprach über den Einfluß der  
 physischen Erziehung auf die psychische. Aber ich  
 achtete nicht darauf. Mein Freund Hoven, der es  
 that, hat nachher behauptet, der Professor habe ein  
 Citat aus Werthers Leiden in seinen Vortrag ver-  
 woben und darob sei Göthe roth geworden und habe  
 die Augen niedergeschlagen wie ein Mädchen. Wäh-  
 rend der Preisvertheilung ist der Herzog von Weimar  
 dem Herzog Karl zur Rechten, Göthe zur Linken ge-  
 standen und wir haben uns herzlich gefreut, zu  
 sehen, wie unser Fürst den Dichter auszeichnete. Ach,  
 wie gern hätte ich für einen Augenblick die Blicke  
 desselben auf mich gezogen! Ich weiß, es war kin-  
 dlich, und doch that es mir wohl, daß ich vor den  
 Augen des bewunderten Mannes mehrere Preise zu-  
 getheilt erhielt. Was hätte ich für ein Wort aus  
 seinem Munde gegeben, selbst für das gleichgiltigste.  
 Mir ist, als sähe ich ihn noch vor mir, den schlank-  
 und hochgewachsenen Dreißiger mit den geistvoll  
 schönen Zügen, wie er mit ruhiger Sicherheit unter  
 den vornehmen Leuten sich bewegte und mit genia-



lisch feurigen Augen umherblickte. Man sah ihm an, er fühlte sich den Fürsten gegenüber nicht nur als ein Ebenbürtiger, sondern wohl auch als ein Höherer. Diese imponirende persönliche Erscheinung des Genius wird mir unvergesslich sein.“

Nach einer Pause setzte der Dichter hinzu:

„Ich darf sagen, der Neid ist ein Laster, welchem ich nicht zugänglich bin. Und doch ist mir oft, als hätte Goethe's damalige Erscheinung einen bitteren Stachel in meiner Brust zurückgelassen. Wie hat die Natur ihn bevorzugt, schon in seinem Aeußern! Welch ein günstiger Stern hat von Kindheit auf über ihm geleuchtet! Wie leicht wurde sein Genie von seinem Glücke getragen! Auf wie frohlichen Pfaden ist er zu des Lebens Höhen hinaufgelangt, während Andere“ . . . . .

Er brach rasch ab. Mit unruhigen Blicken sah er in der kümmerlichen Stube umher und dann düstern vor sich nieder.

---

## Viertes Capitel.

Der Verschwörer von Genua. — La Turbinella abermals. — Die „Entzückung an Laura“ und ein Strahl kalten Wassers. — Zwei Reminiscenzen aus der Militärakademie. — Die Laura-Öfen. — Ein Frauenideal. — Ein Bekenntniß. — Amerikanische Liebe. — Der Sammetdoctor und seine Novelle.

Raleigh, des Freundes momentane Verbitterung begreifend und achtend, ließ es eine Weile anstehen, bis er, die drückende Pause zu beendigen, die Frage that:

„Was macht der Verschwörer von Genua?“

Schiller schaute auf. Er verstand die wohlwollende Absicht des Freundes, ihn von unfruchtbarem Grübeln abzuführen, und kam derselben sogleich freundlich entgegen.

„Was der Fiesco macht?“ versetzte er. „Nun ich denke, er verschwört sich brav.“

„Die Arbeit rückt also vorwärts?“

„Tüchtig aber mit jedem Schritt steigern sich auch die Schwierigkeiten. Ich sehe wohl ein, wie gut es mein lieber Lehrer Abel mit mir meinte, wenn er mir rieth einen historischen Stoff zu behandeln. Er wollte damit meiner, wie er sich mit einer Anspielung auf meinen wilden Erstling ausdrückte, räuberischen

Phantasie einen Rappbaum angelegt wissen. Aber wenn ich mich nun in die geschichtlichen Quellen vertiefe, aus welchen ich meinen Stoff geschöpft, sehen mich die Thatfachen so grau an, daß ich mir Gewalt anthun muß, nicht Alles umzumalen. Um ein poetisches Werk zu schaffen, muß ich meine Charaktere doch wohl von dem gemeinen Boden der Wirklichkeit in die Region des Ideals emporheben. Aber dann überkommt mich wieder die Furcht, der Geschichte ins Handwerk zu pfuschen. Ich ahne freilich, was die rechte historische Tragik leisten soll. Sie soll die Aern der Geschichte mit poetischen Säften schwellen. Allein ich fürchte, meine Künstlerschaft ist noch zu sehr von gestern und heute, als daß sie diese Aufgabe vollständig erfüllen könnte. Kurz, es ist noch kein rechter Fluß und Guß in dem Werk, obwohl ich mir auf einzelne Partleekn Etwas einbilden möchte. Am meisten Noth hab' ich damit, daß die von mir erfundenen Personen des Stückes noch nicht recht zu den historischen passen wollen."

"Du hast das Stück wieder in Prosa geschrieben?"

"Ja. Hat uns doch Lessing durch seine Emilia Galotti gezeigt, daß Melpomene auch in dem Gewand der Prosa mit höchster Würde einhergehen könne. Er wußte wohl, was er that, als er dem

weithausig-declamatorischen Vers der französischen Tragödie seine knappgeschürzte dramatische Prosa entgegensezte.“

„Aber seither hat er doch seinen herrlichen Nathan in Versen geschrieben.“

„Er konnte es, weil edle Mäßigung ihm stets die Feder führt, und ich hoffe, die jambische Form des Nathan werde in der Entwicklung unserer dramatischen Poesie ein bedeutsames Moment abgeben. Was aber mich betrifft, so getraue ich mir einstweilen noch nicht, ein Drama in Versen zu componiren. Weißt Du, ich habe die verwünschte Eigenheit, in Versen im Handumdrehen ins Ueberstiegene hineinzugerathen — hol's der Hentel! — und so muß ich meinen dramatischen Pegasus einstweilen noch auf der Lenze der Prosa reiten.“

„Du erwähntest vorhin der erdichteten Personen Deines neuen Drama's . . . . Dabei fällt mir ein, daß mir Dein Freund und Akademiegenosse, der Bibliothekar Petersen, sagte, es komme in dem Stück eine furchtbare Kolette vor, eine Donna Julia oder Gräfin . . . . Gräfin . . . . wart' mal“ . . . .

„Gräfin Imperiali.“

„Recht. Die sei aber nicht aus der Phantastie, sondern aus dem Leben gegriffen, meinte Petersen.“

„Wie so?“

„Er sagte, das Original der Donna Julia sei eigentlich das junge Mädchen in der Ecole des Demoiselles, Fräulein Lauretta.“

„Die Turbinella?“

„Ja.“

Es ist natürlich, daß ein junger Poet, wenn von einem seiner Werke die Rede, seine Aufmerksamkeit viel zu sehr diesem Gegenstande zuwendet, um auf Anderes achtsam zu sein. Wäre dem nicht auch hier so gewesen, hätte Schiller unschwer bemerken können, daß sein Freund das Gespräch nicht ganz ohne Absicht auf die Turbinella lenkte.

„Der Petersen hat halt oft wunderliche Fausen im Kopf,“ bemerkte der Dichter arglos.

„So sagte Scharffenstein auch, allein Petersen blieb bei seiner Behauptung.“

„Das glaub' ich wohl, was der einmal im Kopf hat, ist wie angenagelt. Du sollst aber binnen wenigen Wochen urtheilen können, wie grundlos seine Meinung ist. Bis dahin wird, hoff' ich, der Fiesco fertig sein. Ich mag Dir das Stück nicht unfertig zum Lesen anbieten . . . Meine Kofette Julia ein Conterfei der Turbinella? Bah, dummes Zeug! dazu

halt' ich das seltsame Mädchen denn doch zu hoch, viel zu hoch."

"Was soll eigentlich der sonderbare Name Turbinella?"

Die Frau Generalin von Wimpfen, welche über Lauretta noch jetzt eine Art Protectorat ausübt, gab ihn dem Mädchen und man muß sagen, der Spitzname ist nicht ohne Grund gegeben. Das schöne Kind ist ein Wirbelwind, eine Windsbraut. Die gute Frau Oberstin Seeger hatte mit der Turbinella in der Ecole so große Noth, wie der Herr Oberst Seeger mit irgend einem von uns Wildfängern in der Akademie."

"Aber wer und woher ist sie denn eigentlich?"

Um, das ist eine ziemlich romanhafte Geschichte. Ob Alles wahr, was man sich davon erzählt, weiß ich nicht. Es heißt, Lauretta sei als kleines Kind bei einem Streifzug herzoglicher Landdragoner gegen eine Bannerbande im Schurwalde aufgegriffen worden. Es habe bei dieser Gelegenheit eine Art Gefecht abgesetzt und da sei die Mutter der Kleinen durch eine verirrte Kugel getödtet worden. Der Herzog befand sich gerade in Ohppingen, als das gefangene Gefindel dort eingebracht wurde. Der Anblick des Kindes habe ihn seltsam bewegt. Er sei dadurch an eine

wilde Epifode seiner wilden Zeit erinnert worden, die damals schon so ziemlich hinter ihm lag. Lanretta habe ihn an die Sigitonerin Laura Pastori erinnert, welche in der langen Reihe seiner italischen Bahlerinnen eine vortretende Rolle gespielt. Die Sängerin und Tänzerin Pastori sei schön gewesen wie die Sünde und wild wie ein Panther. Der Herzog sei mit wüthender Leidenschaft in sie verliebt gewesen und man sagt, sie habe ihn lange schwachen lassen. Wenige Monate nachher wurde die vielbeneidete Obalste eines Morgens mit bloßen Füßen, wie eine gemeine Straßendirne, zum eßlinger Thor hinausgestäubt, ein Racheact herzoglicher Eifersucht, die, motivirt oder grundlos, ihrer Wuth keine Grenze setzen mochte. Später habe es sich herausgestellt, daß die Unglückliche, an welcher man diese Brutalität verübt, während sie sich in einem Zustande befand, der auch die verhärtetste Grausamkeit entwaffnen gesollt, — völlig schuldlos gewesen. Sie war verschollen und es war über die ganze Geschichte Gras gewachsen, als das im Schurwald aufgegriffene Kind den Herzog wieder daran erinnerte. Leute, welche die Pastori, genannt La Bella, noch gekannt haben, wollen wissen, die Turbinella sehe derselben außerordentlich ähnlich; Andere behaupten, sie habe in den und um die

Augen einen unverkennbar herzoglichen Zug. Was weiß ich? Derug, Herzog Karl brachte den Findling damals in seiner eigenen Kutsche nach Ludwigsburg und übergab dort die Kleine der Generalin von Wimpfen. Etwas später kam Lauretta hieher in die Ecole des Demoiselles und da hat sie bis heute gelebt, mit Ausnahme der seltenen und kurzen Zwischenräume, die sie in Ludwigsburg bei der Generalin zubringen durfte, welche für diese Schutzbefohlene eine lebhafteste Zuneigung gefaßt.<sup>a</sup>

Die Geschichte hat allerdings einen romanhaftesten Anstrich. Aber was soll denn am Ende aus dem Mädchen werden?<sup>a</sup>

„Eine Künstlerin. Wenigstens lag das in des Herzogs Intention. Du mußt wissen, seiner Absicht zufolge soll die Ecole eine Ergänzung zur Akademie bilden. Es werden dort Töchter aus den besten Familien erzogen für das Leben in der großen Welt, aber auch arme talentvolle Mädchen für die bildenden und darstellenden Künste. Lauretta lernte Alles, was dort gelehrt wird, und noch mehr, mit wunderbarer Leichtigkeit. Ihr Aneignungstalent für Sprachen wird als ein beispielloses gerühmt. Sie zeichnet und malt vortrefflich, aber zum Entsetzen der Frau Intendantin fast ausschließlich nur boshafte Carica-



turen; sie tanzt wie eine Elfin, singt wie ein Engel zum Clavier, zur Harfe und zur Laute. **Summa Summarum**: sie ist ein herrliches Geschöpf, aber rebellisch wie Lucifer und unstät wie Wind und Welle. Jeder öffentlichen Schaustellung ihrer Gaben und ihrer Kunstfertigkeit hat sie sich bisher mit unbeugsamer Entschiedenheit gewweigert. Sie bietet selbst dem Herzog Troß und, was noch merkwürdiger ist, er läßt sich von ihr Troß bieten. Allen seinen im freundlichsten Tone gemachten Vorstellungen habe sie eine eifige Gleichgiltigkeit entgegengesetzt. . . . Es ist überhaupt die merkwürdigste Vereinigung von Blut und Frost in diesem Mädchen.“

„Du schildest ein bizarres Wesen.“

„Bizar? Ja, das ist das rechte Wort. Da wirbelt Alles in athemlosem Wechsel durcheinander. Wenn noch so eben ihre Miene die einer Königin war, strahlend von unnahbarem Stolz, so gleicht im nächsten Augenblick schon ihr Gesicht dem einer Sacerdantin, einer Nänade. Und auch wie Medusa soll sie blicken können. Du meinst, ihr Herz müsse ein Krystall sein, kühl, klar, spröde, und doch begiant dieser Krystall mit einmal zauberhafte Liebesmelodien zu tönen und aus den tiefblauen Augen des Mädchens sieht Dich ein ganzer Himmel naiver Wollust an.“

„Du liebstest Lauretta, liebst sie noch!“

„Ich liebte sie. O wie liebte ich sie! Es war ein Sturm, eine Raseret, eine Lohre der Leidenschaft, die mich zu Asche zu brennen drohte . . . Hast Du meine Laura-Oden nicht gelesen?“

„Wie sollt' ich nicht? Sie haben mir ein so großes Interesse für ihren Gegenstand eingeflößt, daß ich, weil ich Dir ohnehin die Gedichte heute zurückgeben wollte, das Gespräch absichtlich auf die Turbinella lenkte . . . Da hast Du Deine flammenden Lieder.“

Der Dichter blätterte in dem Heft, welches der Freund aus der Brusttasche gezogen und ihm dargebracht hatte. Die Flammen, welche in diesen Liedern aufgelodert, waren schon niedergebrannt und von der Asche der Reflexion bedeckt. Aber wie er jetzt die Seiten ansah, schien unter dieser Asche das alte Feuer wilder Schwärmeret wieder hervorschlagen zu wollen. Unwillkürlich fing er laut zu lesen an:

Laura! Welt und Himmel weggeronnen  
 Wahn' ich, — mich in Himmelmairnlust zu sonnen,  
 Wenn Dein Blick in meine Blicke stimmt.  
 Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,  
 Wenn mein Bild in Deiner sanften Augen  
 Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,  
 Harfenschwung aus angenehmen Sternen  
 Ras' ich in mein trunknes Ohr zu zieh'n.  
 Keine Muse fühlt die Schäferstunde,  
 Wenn von Deinem wollustvollen Munde  
 Silbertöne ungeru flieh'n.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,  
 Hinter Dir die trunknen Lichter springen,  
 Wie von Orpheus Saitenruf belebt.  
 Mascher rollen um mich hier die Pole,  
 Wenn im Wirbeltanze Deine Sohle  
 Flüchtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,  
 Könnten Leben durch den Marmor sächeln,  
 Felsenadern Pulse leih'n.  
 Träume werden um mich her zu Wesen,  
 Kann ich nur in Deinen Augen lesen:  
 Laura, Laura mein!

Wenn nun, wie gehoben aus den Äpfeln  
 Zwei Gestirn' in Körper Körper wachsen,  
 Mund an Mund gewurzelt brennt, —  
 Wollustfunken aus den Augen regnen,  
 Seelen wie entbunden sich begegnen  
 In des Athems Flamme wind.

Eine Pause drohet hier den Sinnen —  
 Schwarzes Dunkel jagt den Tag von hinnen,  
 Lagert sich um den gefangnen Blick.  
 Leises Rurmeln — dumpfer hln verloren —  
 Stirbt allmählig in den trunknen Ohren  
 Und die Welt tritt in ihr Nichts zurück.

O, daß jetzt der Flügel Chronos' harrte,  
 Singschaun ob dieser Gruppe starre  
 Wie ein Marmorbild — die Zeit!  
 Aber ach! ins Meer des Todes jagen  
 Wellen Wellen — über dieser Wonne schlagen  
 Schon die Strudel der Vergessenheit.

Schiller war beim Vortrag dieser kraftgenialischen „Entzückung an Laura,“ deren drei letzte Strophen er bekanntlich später verworfen hat, in eine immer pathetischere Declamation hineingerathen.

Raleigh zog die Bräuen fündler zusammen und schien die Beize unangenehmer Empfindungen zu sein. Aber er bemerzte sich und sagte, als der Dichter geendigt, leichtsin:

„Theurer Freund, verzeihe mir, wenn ich Dich schulmeister und einen Strahl kalten Wassers in Deine Ohren spritze. Aber in Wahrheit, Du declamirst schrecklich und kannst weder Dein Organ noch Deine Gesichtszüge beherrschen. Hüte Dich, ich bitte Dich, wenn Du den Leuten einen Begriff von Deiner Poesie hebringen willst, Deine Gedichte selber vorzutragen. Du hast nicht den Schatten einer Idee von einem Schauspieler in Dir.“

Des Dichters Stirne überflog eine flüchtige Röthe des Zornes; aber schon im nächsten Augenblick lachte er guimüthig und versetzte:

„Donner und Doria! so sagt der vertensfelte Petersen auch und die ganze Bande sagt so. 's muß was dran sein, Schwerenoth! In der Akademie mußten wir zuweilen Komödie spielen, wirkliche Komödie nämlich. Da macht' ich mal den Clavigo. Je mehr ich aber die Zuschauer tragisch erschürtern wollte, desto wüthender lachten sie. Der grobe Petersen sagte mir nach Beendigung des Stückes, ich wäre herumgefahren wie ein Esel, dem man brennenden Sunder ins Ohr gesteckt, und der Kopff wandte ein noch viel unsaubereres Bild auf mein Spiel an.“

„Laß Dich das nicht verbrießen. Du bist eben keine Komödiantennatur. Dein Wesen ist durchaus auf das Ernste gestimmt, zum Erhabenen angelegt, auf die Wahrheit gerichtet . . . . Aber sag' mir, wie ging es denn zu, daß Du trotz der klösterlichen Klausur der Akademie die Bekanntschaft der Turbinella machen konntest?“

„O das ging, wie dort Alles, auf Commando.“

„Auf Commando? Warum nicht gar!“

„Und doch! Alljährlich zur Carnevalszeit werden die älteren Akademiker abwechselnd auf die Reibouten im herzoglichen Opernhaus commandirt, um da gesellschaftlichen Ton und Takt zu lernen, und jeder hat eine Dame anzuführen, eine von den De-

moiselles aus der Ecole. Natürlich bestimmt nicht die freie Wahl, sondern ebenfalls das Commando, welche Demoiselle der und der Akademiker führen soll. Wir holten unsere Damen am Thor des alten Schlosses ab und geleiteten sie, in unsere Paradeuniformen gepreßt, in langem Zuge in den Ballsaal, wo unser Kommen immer große Heiterkeit hervorrief und den sich drängenden Masken zu einem ganzen Feuerwerk von guten und schlechten Witz über uns Veranlassung gab. Sie hatten Stoff genug dazu, denn unser Auftreten war gewiß unsäglich hölzern, häßlich und ungeschickt. Wir gingen gewöhnlich stumm und dumm wie Automaten neben unseren Schönen her, die ihrerseits meistens auch ganz nonnenhaft still und verlegen waren. Zum zweiten Mal, als ich auf die Reboute commandirt wurde, hatte ich freilich eine Partnerin, die mich reden zu machen wußte.“

„Lanretta?“

„Ja. Mein Freund Goven sollte ihr Begleiter sein, aber er wurde unwohl und so schob man mich an seine Stelle. Ich kriegte eine höllische Angst und war zugleich ungeheuer neugierig, denn es war von den wilden Poffen und von dem originellen Wesen des schönen Kindes Manches aus den Mauern des

Schloßes heraus und in die der Akademie hineingebrungen. Die Sache lief indessen viel besser ab, als ich zu hoffen gewagt hätte. Das machte meine aufgeregte Stimmung, welche mit der meiner Schönen einigermaßen Schritt halten konnte. Ich war damals mitten in den Klüßern drinn und die Bogen meiner Seele gingen hoch. Die Turbinella schien zwar Anfangs über die Figur des ihr zugetheilten Begleiters keineswegs erbaut zu sein, aber gerade ihr spöttisches Lächeln flackelte meinen Stolz, dem Jüngferchen zu zeigen, daß wenigstens kein dummer Junge an ihrer Seite ginge. Es gelang nicht übel und so unterhielten wir uns schon auf dem Wege nach dem Redoutensaal ganz munter und cordial, was ein Ereigniß war, denn unser Zug ging sonst mit der Stille eines Leichenbegängnisses vor sich. Was soll ich sagen? Ich war in die Turbinella verliebt, noch bevor wir den Redoutensaal erreicht hatten. Dort kam mir auch Alles ganz anders vor, als früher, Alles viel schöner, prächtiger, berauschender. Aber was mich am meisten berauschte, war doch das wunderbar reizende Kind an meiner Seite, welches die liebenswürdigste Laune entfaltete. Wir tanzten. „Stimmel!“ sagte meine Tänzerin nach der ersten Tour, „habt Ihr denn in der Akademie einen Elephanten zum Tanz-

meister?" Ich parirte den Spott, welcher nur zu begründet sein mochte, durch ein enthusiastisches Compliment und setzte fest hinzu: „Lehren Sie mich nun, mein Fräulein; ich will mir Nähe geben, von dem Unterricht zu profitiren.“ Mein Benehmen schien ihr nicht zu missfallen. Sie machte mich plaudern und lachte herzlich über die Schnurren, womit wir den despotischen Zwang, unter welchem wir in der Akademie seufzten, uns erträglich zu machen suchten. Was mich angeht, ich wurde verliebt wie Amadis, wie Don Quixote, wie ein Narr in Folio.“

„Und dann?"

„Dann traf ich nach meinem Austritt aus der Akademie im Hause meiner verehrten Freundin, der Frau von Wolzogen, mehrfach wieder mit Lauretta zusammen. . . . Du weißt, die genannte Edelfrau aus Franken hatte vier Söhne in der Akademie. Der älteste derselben, Wilhelm, war einer meiner besten Freunde geworden. Er führte mich später bei seiner neßlichen Mutter ein, welche häufig hieher kommt. Die Gräfin von Hohenheim ist ihre Stönerin, die Generalin von Wimpfen ihre Freundin. Die Wolzogen. . . . aber wart' mal, da fällt mir just eine lobbare Geschichte von einem der Brüder ein. Bei einer unserer feierlichen Prüfungen in der Akademie



hatte sich ein Jögling bei Lösung einer mathematischen Aufgabe arg blamirt. Der anwesende Herzog rief ihm zornig zu: „Scheer' Er sich zum Teufel und laß' Er den Ludwig von Holzogen an die Tafel!“ Der Aufgerufene hatte gerade an ganz andere Dinge gedacht, wußte also gar nicht, wovon eigentlich die Rede war, und ergriff die Kreide mit dem bangen Vorgefühl, daß es ihm noch schlechter gehen werde als seinem Vorgänger. Da faßt er, der geringen Kenntnisse des Herzogs in der Mathematik sich erinnernd, plötzlich ein Herz und fängt aus dem Stegreif wüthend an zu malen und zu demonstrieren, bis er endlich, durch eine ganze Legion von Sinus- und Cosinus-Quadranten hindurch, zu einer so einleuchtenden Schlußgleichung gelangt, daß dem Klassenlehrer und den Jöglingen die Haare zu Berge stehen, der Herzog aber, stolz, ein solches mathematisches Genie in seiner Akademie zu haben, den dritten Kerl der ganzen Klasse als Muster vorstellt. O, wenn mal der Petersen mit seinen Anekdoten aus der Akademie, an welchen er schon lange eifrig sammelt, hervortritt, wird Deutschland was zu lachen haben. Hat Dir noch Keiner von der Bande den Schwank erzählt, welchen der Graf von Nassau mit der Gräfin von Hohenheim aufführte?“

„Nein.“

„Den mußt Du kennen. 's ist der beste, welcher je in der Akademie gespielt wurde, Schwerenoth! Dieser Graf von Nassau war ein ganz unbändiger Junge und die Billets regneten ihm von allen Seiten zu . . .“

„Die Billets?“

„Nun ja, so hießen die verwünschten Sündenregister, welche die Sünder dem Herzog bei seinen Besuchen in der Akademie präsentiren mußten. Er dictirte dann höchstselbst die Strafen. Bei seinen Besuchen hatte er fast immer die Gräfin Franziska am Arm. Diese Frau, noch jetzt eine höchst aumuthige Erscheinung, war die Görtin der Akademiker. War sie doch so zu sagen das einzige weibliche Wesen, welches wir in unserer Clausur zu sehen bekamen. Was Wunders, daß wir so ziemlich alle in sie verschossen waren und in die Wette Verse auf sie machten? Kommt sie da auch eines Tages mit dem Herzog. Der Nassau hatte ihm, wie gewöhnlich, wieder ein ganzes Bündel Billets zu überreichen. Karl las das lange Sündenverzeichnis und frug dann den wilden Bursch; „Sag' Er mir, was würde Er nun wohl thun, wenn er an meiner Stelle wäre?“ Der Schlingel von Nassau, nicht faul, gibt der Gräfin

von Hohenheim einen herzhaften Kuß, nimmt ihren Arm und sagt frischweg: „Komm', Franzel, und laß' den dummen Jungen stehen!“ Die Gräfin purpurroth, konnte ein Lächeln über diese Geistesgegenwart kaum unterdrücken. Der Herzog, zwischen Zorn und Lachen über die beispiellose Unverschämtheit schwankend, hielt es am Ende für das Gescheidteste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und entfernte sich eilig mit seiner Dame, ohne eine Strafe zu dictiren. War das nicht groß von dem Nassau?“

„Gewiß . . . . Um aber auf die Turbinella zurückzukommen, Du sahst sie bei der Frau von Wolzogen?“

„Ja. Sie kam dahin mit der Generalin von Wimpfen. Diese ist eine sehr lebhaft, joviale Französin, die Wolzogen eine Frau, welche sich für Kunst und Poesie, für alles Schöne und Edle lebhaft interessirt. Ich verlebte dort schöne Stunden und doch auch wieder peinvolle. Ich hörte Lauretta singen und musizieren und sog in vollen Zügen den Strahlstrom ihrer Schönheit in mich. O, wie litt ich, schwankend zwischen Himmel und Hölle, zwischen quälender Furcht und kühnster Hoffnung.“

„Sie ermunterte Dich?“

„Zuweilen währte ich, es glauben zu dürfen;

aber dann trat an die Stelle freundlichen Bezeigens wieder ein sprödester, fast verletzender Stolz, durch welchen ich doch wieder leise Töne warmer Theilnahme hindurchzuhören meinte. Sie war manchmal gegen mich gut und lieb, aber dann sogleich wieder ganz Turbinella, wetterwendisch wie der April. Zuletzt mußte ich mir unter Schmerzen gestehen, sie spiele mit mir, wie mit Allem und Allen.“

„Aber Deine Laura-Dnen?“

„Sind Gedichte, wilde Eingebungen einer aufgeregten Phantasie, Ausschrei toller Wünsche, denen nicht die kleinste Befriedigung zu Theil wurde.“

„Du meinst, Lauretta habe für Dich nicht zärtlich gefühlt?“

„In Wahrheit nie, ich muß es glauben. Hätte sie mich wirklich geliebt, wie hätte ich aufhören können, sie zu lieben?“

„Du hörtest auf, sie zu lieben?“

„Ja. Ich bin ihr noch herzlich gut, meine lebhafteste Theilnahme gehört ihr, ich könnte viel für sie thun, denn sie ist ein wunderbares Geschöpf, ich wiederhole es. Wenn man ein Stück von einem Poeten ist, so muß Einen ein aus solchen Widersprüchen zusammengesetztes Wesen, halb Engel halb Dämon, immer anziehen. Aber wenn ich mich jetzt

aufrichtig prüfe, so muß ich mich fragen: war diese Laura-Liebe nicht eine bloße Phantastie? . . . Liebel Ei, was ist überhaupt Liebe? Ist dieses große Band der empfindenden Schöpfung nicht zuletzt nur ein glücklicher Betrug? Erschrecken, erglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist.“

„Theurer Freund, ich bewundere Dein Vermögen, in dem Rachen philosophischer Abstractionen über die Wogen der Leidenschaft ruhig und sicher hinwegzusteuern.“

„Um, mit der Ruhe und Sicherheit dürfte es trotz Alledem nicht sehr weit her sein. Meine Resignation hat mich doch einen schweren Kampf gekostet. Allein hätte ich es vielleicht gar nicht zu Stande gebracht, meinen tollen Hoffnungen zu entsagen. Meine Mutter, der ich Alles sagen darf, war mir auch in dieser Sache die treueste Helferin. Sie hat, scheinbar ohne alle Absicht, wie das ihre Art ist, in mir zu klarem Bewußtsein gebracht, was ich instinktmäßig fühlte, im größten Ueberichwang meiner Laura-schwärmererei instinktmäßig fühlte, — daß nämlich die Verbindung von Mann und Weib nur dann dauern“

des Glück gewähre, wenn dieselbe mehr, weit mehr auf ruhige Achtung und Freundschaft als auf stürmische Phantastik und Leidenschaft basirt ist.“

„Wie, mein Freund? Du, der Dichter der Räuber, begiebt eine solche zahme, um nicht zu sagen eine solche philisterhafte Ansicht von der Liebe und ihrem Glück?“

„Ja, es mag Dir wunderbarlich vorkommen, wie es mir zuweilen selber wunderbarlich vorkommt; aber es ist doch so. Ich kann mich für ein weibliches Original, für eine Heroine poetisch begeistern, aber ich möchte kein dauerndes Glück von so einem Wesen erwarten . . . . Mir kommt vor, daß die Frauen geschaffen seien, die liebe heitere Sonne auf dieser Menichenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien; das weibliche Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch seinen Glanz wieder verjüngen. Wer weiß, was für große Dinge ich von der Sonne halte, wird glauben, daß dieß Gleichniß das Beste ist, was ich von den Frauen habe sagen können.“

„Und auf Fräulein Lauretta, meinst Du, passe Dein Gleichniß nicht?“

„Hast Du noch nie einen recht wunderschönen Frühlingstag erlebt? Da ist Alles Pracht und Glanz, Farbenschmelz und Blüthenduft; aber plötzlich schwärzt sich der Himmel, der Sturm rast, Blitze zucken, Donner rollen und aus den gethürmten Wolken prasseln Hagelschauer verderblich auf die blühenden Fluren herab. So ist die Turbinella.“

Kaleigh ließ es eine Weile anstehen, bis er die Erwiderung gab:

„Was thut das? . . . Ich habe den Frühling gern mit all seinen Stürmen, Gewittern, Blitzen und Donnern . . . Ich . . . ich liebe die Turbinella.“

Schiller schaute hoch auf.

Der Freund hatte das ruhig, so gleichmüthig vorgebracht, und doch auch wieder so decidirt!

Der Dichter hatte im ersten Augenblick Lust, hell aufzulachen, aber als er den Ernst in Kaleighs Mienen wahrnahm, hemmte er den Ausbruch seiner Fröhlichkeit und sagte ganz verblüfft:

„Du willst Dir wohl einen Spaß mit mir machen? . . . Wie könntest Du sonst so kühl, so eiszapfig sprechen“ . . .

„Theurer Freund, ich bin kein phantastischer

habe mehr, war es eigentlich nie. Ich habe ein ja großes Stück Welt und Menschenleben gesehen und zu Ernstes erlebt, um nicht sagen zu dürfen, ich sei ein Mann. Als solcher sprach ich, und was gesagt ist, bleibt gesagt: — ich liebe dieses Mädchen!“

„Aber Du kennst ja Lauretta kaum.“

„Wahr. Ich sah sie nur ein paar Mal flüchtig, aber doch etwas weniger flüchtig auf der letzten Reboute. Sie war dort mit der Frau Generalin von Wimpfen“ . . .

„Ja, man gestattet ihr mancherlei Ausnahmen von den Regeln der Ecole. Sie hat eben die Frau von Seeger und den Herzog und alle Welt am Schürchen ihrer Launen.“

„Auf der Reboute hab' ich zu wiederholten Malen mit ihr gesprochen und getanzt.“

„Und sie bezauberte Dich?“

„Sie bezauberte mich.“

„Du liebst zum ersten Mal?“

„Wenn ich früher wädhnte, schon geliebt zu haben, so weiß ich jetzt, daß es eben ein alberner Wahn war.“

„Und wie nahm die Turbinella Deine Huldtungen auf?“

„So, wie nur je das jungfräulichste aller Mäd-



chen die Guldigungen eines Mannes aufgenommen hat.“

„Du liebst also bloß auf gut Glück? Sie gewährte Dir keinen Schimmer von Hoffnung? Ließ Dir keine Ermuthigung zu Theil werden?“

„Nicht den Schatten eines Schattens.“

„Ach, sie war also in ihrer königlichen oder madonnenhaften Laune?“

„Sie war schön, strahlend, edel!“

„Sie hat Dich also alles Ernstes erobert?“

„Ganz und gar . . . Und nun höre mich an, lieber Freund. Nach dem, was Du mir über Dein eigenes Verhältniß zu Lauretta gesagt, darf ich mit der Sprache ganz frei herausgehen . . . Du weißt . . . wenigstens glaube ich es Dir gesagt zu haben . . . daß ich den Unabhängigkeitskampf meines Vaterlandes mit der Waffenstreckung des Generals Cornwallis bei Yorktown beendigt glaube. Nach dieser glorreichen Action sandte mich General Washington mit Depeschen an den Congress und dieser, sei es in Folge einer Empfehlung des Generals, mit dessen Familie die meinige von Alters her befreundet war, sei es, weil ich sechs Jahre hindurch, erst als gemeiner Milizmann, dann als einer der Adjutanten unseres Befreiers, nach Kräften meine Pflicht gethan, —

erwies mir die Ehre, mir eine vertrauliche Mission an unsere Gesandtschaft am Hof von Versailles zu geben. Nachdem ich mich dieses Auftrags entledigt und einigermaßen in Paris mich umgesehen hatte, ritt ich über Brüssel rheinwärts hieher, wohin mich ein Auftrag meiner guten Mutter und das eigene Herz zog. Ich sollte und wollte das Grab meines geliebten Bruders George besuchen, wollte seinen Freunden danken für all das Gute, was sie ihm erwiesen, und auch dem Herzog und der Frau Gräfin von Hohenheim meinen und meiner Familie ehrerbietigen Dank abstatten für das Wohlwollen, welches sie dem armen George namentlich in seiner Krankheit bezeigt haben.“

„Das ist billig, denn der Herzog benahm sich wirklich gütig, die Gräfin liebevoll gegen den Kranken.“

„Ihr Alle thacet es. Darum ist es auch unverzweifellich, daß ich noch nicht dazu gekommen, den Fürsten um eine Audienz zu ersuchen. Aber seit ich dieses Mädchen gesehen und gesprochen, bin ich ganz aus meinem gewohnten Geleise . . . Höre, Friedreich, sage mir auf Ehre und Gewissen, hältst Du Frankens Louretta für eine Kokette?“

Schiller besann sich keinen Augenblick, sondern sagte mit Entschiedenheit:

„Auf Ehre und Gewissen, nein!“

„Wie danke ich Dir! Aber sieh, auch wenn Deine Antwort anders gelautet, würde sie mich in meinem Vorhaben nicht wankend gemacht haben.“

„Was hast Du vor?“

„Kannst Du fragen? Ich will Alles daran setzen, den Preis zu gewinnen. Was wir Amerikaner wollen, das pflegen wir mit Energie zu betreiben. Zwar fließt zur Hälfte deutsches Blut in meinen Adern, doch überwiegt das virginische . . . Ich liebe dieses Mädchen, aber — ich bin kein empfindsames Lämmerschwänzchen, kein Werther, der sich aus Liebesgram todtschießt. Ich will um Lauretta werben wie ein Mann und will sie heimführen unter meines Vaters Dach — drüben am Ufer des Potomac.“

„Und glaubst Du, sie werde Deine Werbung annehmen und Dir folgen?“

„Ich hoff' es, obgleich ich fürchten muß, einen Nebenbuhler zu haben und zwar einen begünstigten.“

„Schwerenoth, Nebenbuhler hast Du sicherlich genug und übergenug; aber einen begünstigten? Wie ist das?“

„Neben meinem Zimmer im Sälen hat seit einigen Tagen deren eine ganze Reihe ein Italiener inne, ein Venetianer. Er läßt sich Chevalier tituli-

ren und tritt mit großem Glanz auf. Ich halte ihn freilich für einen Abenteurer, aber er ist jedenfalls eine bedeutende, eine imponirende Persönlichkeit und ein gewiegter Weltmann. Trage er seinen Titel mit Recht oder Unrecht, man muß sagen, er hat etwas Chevalereskes an sich, Etwas, was, wie ich vermüthe, den Frauen gefallen muß. Ich habe gelegentlich bemerkt, daß er vermittelst seines Lächelns, seiner Artigkeit, vermittelst einiger Scherze und Schmeichelein unsere Wirthin und alle Dienstmädchen im Hause bezaubert hat.“

„Ein richtiger Lovelace also?“

„Ich denke wohl . . . Auf der Reboute, die für mich so bedeutungsvoll wurde, näherte sich der Chevalier dem Fräulein in auffallender Weise und ich bemerkte wohl, daß er dem Mädchen in viel gewandterem Art den Hof zu machen verstand als ich. Auch glaubte ich zu bemerken, daß seine Bemühungen nicht so kalt und stolz aufgenommen wurden wie die meinigen . . . Ich lernte da mit der Liebe zugleich die Eifersucht kennen . . . Am folgenden Tag, als wir nach Tisch unsern Wein tranken, sagte er mir plötzlich: „Mein Herr, wir haben gestern auf einer Fährte gesagt, aber — entschuldigen Sie meine Offenheit — ich meine, Sie seien noch kein

sehr gekübter Jäger . . .“ Ich nahm mich zusammen und gab eine scherzhafte Antwort, worauf er sagte: „Ich sehe, Sie sind ein Mann von Welt und nehmen dergleichen Abenteuer, wie sie gewonnen werden müssen . . .“ Hierauf bot er mit einer Wette an, daß ihm, wie er sich ausdrückte, das fragliche Bild in das Netz gehen würde, bevor zwei Wochen herum wären.“

„Der Ged!“ rief Schiller entrüstet aus.

„Was willst Du? Er scheint ein Mann zu sein, der gewohnt ist, zu slegen . . . Ich nahm die Wette an. Vielleicht war das unziemlich, thöricht, kindisch . . . aber seit der heutigen Wachtparade habe ich Grund zu glauben, der Braxtoner habe auf was für eine Art immer eine Intrigue mit der Lucibella angesponnen.“

„Wie? . . . Der Unverschämte! Doch da fällt mir ein, daß der Schlangkopf, der Gyzpafficus, der Sarenmeister, vulgo Sammetdoctor, beharrlich behauptet, das unschlarste Mittel, die Weiber zu gewinnen, sei die Unverschämtheit . . . Aber Du sprichst von der heutigen Wachtparade. Was ist denn da . . .“

Ein starkes Klopfen an der Thüre unterbrach den Sprecher.

„Bleib' draußen, Kerl!“ rief der Dichter, in

der Meinung, der Kronenbitter begehre Einlaß.  
„Neh draussen, Saufand! Wir können Dich jetzt  
nicht brauchen.“

Die Thüre öffnete sich aber trotzdem zur Hälfte  
und durch die Oeffnung herein sprach eine tiefe Bas-  
steme:

„Ein höflicher Empfang, das muß ich sagen!  
Nicht umsonst hat der witzige Junge, der Haug, mal  
in einem seiner Epigramme die Götter der Grobheit  
geschildert, wie sie aus den Wolken herab zu dem  
Akademiker Schiller sagt: Du bist mein Sohn, an  
dem ich Wohlgefallen habe.“

Am that sich die Thüre gang auf und ließ  
einen Mann von würdevoller Corpulenz eintreten,  
bei dessen Anblick Schiller von der Bank aufsprang  
mit dem Ausruf:

„Domer und Doria! Lupus in fabula — der  
Sammetdoctor!“

Der Eingetretene war ein Mann von corpulen-  
tem, aber nicht würdelosem Habitus, groß, starkkn-  
öchig und so stramm und aufrecht, daß man nur schwer  
glauben konnte, über seinen Scheitel schon bereits  
sechzig oder gar achtzig Jahre hingegangen. Aus  
seiner altmodischen dreizipfelförmigen, schneeweiß gepud-  
erten Allongeperücke schaute ein volles rothes Gesicht,

das nur wenige Runzeln zeigte und aus welchem zwei kleine schwarze Augen klug und durchdringend blickten. Eine mächtige Fallenschnabelnase bog sich jäh zu dem feingeschnittenen Mund herab und verließ, im Verein mit den Schlangelinien um die Lippenwinkel, den Zügen des Mannes etwas Mephistophelisches, welches aber für gewöhnlich hinter dem Ausdruck humoristischer Cordialität verschwand. Er trug sich elegant, fast etwas auffallend, denn er ging in einem goldbordirten Rock von Scharlachsammet und in einer goldgestickten Wattenweste von weißem Sammet, trug ein zierliches Jabot und breite Spitzenmanschetten, schwarze Seidenstrümpfe, goldene, mit blühenden Steinen verzierte Knie- und Schuhspinnellen. Unter dem linken Arm hatte er den kleinen schwarzseidenen Chapeaubas festgeklemmt und in der Rechten führte er ein gewaltiges Rohr mit großem Goldknopf. Rechnet der in der Geschichte des Costüms bewanderte Leser zu diesem Anzug noch die erwähnte Allongeperücke hinzu, so brauchen wir ihm nicht zu sagen, daß wir die offizielle Tracht der Aerzte im achtzehnten Jahrhundert beschrieben haben, eine Tracht, die in ihrer ganzen Strenge im Jahre 1782 allerdings wohl nur noch von wenigen „Jüngern Aesculaps“ beibehalten sein mochte.

„Servus,“ sagte der würdige Mann gravitatisch und that seine Verbeugungen nach den strengsten Vorschriften des Höflichkeitsscober von damals ab.

Dem Dichter machte es Spaß, diese Gravität nachzunehmen, und so stellte er den Doctor Armbruster, gemeinhin der Sammetdoctor genannt, und seinen Freund Raleigh in aller Förmlichkeit einander vor.

„Sehr charmirt, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, mein werther Mister Raleigh,“ sagte Herr Armbruster. „Habe großen Respect vor den Herren Amerikanern. Haben sich in neuerer Zeit sehr notabel gemacht. War aber voranzusehen, daß es so kommen würde, obgleich seit der Zeit, wo ich in Amerika war, dort manches bedeutend sich verändert haben muß.“

„Sie waren in Amerika, mein Herr?“ fragte Raleigh mit schnell erwachendem Interesse an seinem neuen Bekannten.

„Ach Gott, lieber William,“ fiel Schiller ein, „wo wäre der Sammetdoctor nicht gewesen?“

„War in Amerika, ja, ist ein Fact,“ bemerkte der Doctor. „Gefiel mir dort ganz passabel. Ist ein mächtig aufstrebendes Land, dieses Amerika. Nur eines hat mir mißfallen, mit Verlaub.“

„Was?“

„Das ewige Psalmenflügen. Herrgott, was



hab' ich da in Boston und Philadelphia für ein Gesandtesel und Quinteliren mitanhören müssen! War das zu viel für meine arzneiwissenschaftliche Constitution. Strich daher wieder ab . . . Nichts für ungut, mein werther Sir."

"Bitte, bitte, keine Entschuldigung. Wir in Virginnien sind nicht so excessiv fromm wie die Leute in den Neu-Englandstaaten. Diese stammen von den puritanischen Pilgrimen, wie Sie wissen, wir Virginier dagegen von den muntern Cavallieren und kühnen Abenteurern des Zeitalters der Königin Des."

"Schön, schön, mein werther Sir. Werde mir ein großes Vergnügen daraus machen, so ich die Ehre haben kann, bei gelegener Zeit mit Ihnen über Amerika zu plaudern. Praesenti momento bin ich leider etwas preffirt, wadmahn ich noch unterschiedliche Patientes zu inspiziren habe . . . Kam gestern Abend spät von Heilbronn zurück, allwohin ich zu einer Consultation in einem absonderlich schwierigen Casu berufen worden. That uns übrigens, meinen Herren Amtsbrüdern und mir, das fragliche Subject den Bissen, uns so zu sagen unter den Händen wegzukerben. Media in vita sumus in morte. Nicht wahr, werther College Schiller, Sie haben auch schon zu unterschiedlichen Malen Gelegen-

bett gehabt, das alte Sprüchlein zu beten, wenn Sie, gewohnt, wie in poësi starke Aesthetica, so in medicina starke Emetica anzuwenden, erfahren mußten, daß Ihre Mittel auf die Augel'schen Grenadiere zu kräftlich wirkten?"

Bei den letzten Worten spielte ein myphistophe-  
lisch-bedagliches Lächeln für einen Augenblick um  
die Mundwinkel Armbrusters.

„Hol' Euch der Teufel, Doctor!“ rief der Dichter aus. „Ihr könnt es doch wahrlich nie und nimmer lassen, aus Eurem Sammetgehäuse die Krallen der Bosheit hervorzustrecken.“

„Das ist nun wieder so ein poetischer modus loquendi, mein werther Sir.“ sagte der Sammetdoctor, zu Raleigh gewandt, mit unerschütterlicher Selbstständigkeit. „Der alte Armbruster hat keine boshaftigen Krallen. Posito, er hätte jemalen überhaupt Krallen gehabt, so hat sie ihm der Zahn der Zeit längst abgebissen . . . Im Uebrigen,“ fuhr er fort, wieder zu Schiller sich wendend, „sollte ich jetzt, Sie für Ihr uncollegialisches Wort in Wdn zu nehmen, die Keuzigkeit für mich behalten, welche ich Ihnen im Vorbeigehen mittheilen wollte.“

„Heraus damit, Ihr größter aller Keuzigkeits-  
haften! . . . Aber ich bitt' Euch, edler Sammetdoctor,

läßt es bei den bisher gegebenen Proben von Eurem verwünschten Curialstyl bewenden und spricht, wie Euch der Schnabel gewachsen ist.“

„So thu' ich ja immer, guldiges Herrle. Aber wollt gütigst bedenken, mein Schnabel ist ein altmodischer Doctorischnabel, kein kraftgenialischer Selbstschnabel.“

Und mit gewinnendstem Lächeln bot er aus seiner großen goldenen mit Brillanten verzierten Dose dem Dichter eine Prije.

Schiller — wir können Nichts dafür, zarte Leserin — machte von diesem Anerbieten nicht nur ohne Umstände, sondern auch mit viel Behagen einen sehr umfassenden Gebrauch, worauf er sagte:

„Mit Euch ist nicht zu streiten, Doctor. Ihr seid mit allen Hunden geht und gewinnt Einem immer den Vorsprung ab. Aber laßt uns jetzt Eure Novelle hören.“

„Uns?“ erwiderte der Sammetdoctor mit einem seltsamen Blick auf Raleigh. „Ich denke, meine Novelle wird bloß Euch, mein Söhnchen, interessieren . . . Die Sache ist diese: Die Ecole des Demoiselles soll einen neuen italischnen Sprachmeister bekommen.“

„Was, zum Henker, Doctor, schert mich das?“

„Immer oben hinaus! Immer eitel Sturm

und Drang! Wartet doch, bis ich zu Ende bin. . .  
 Rechte vor Tisch der Frau Intendantin von Seeger  
 den pflichtschuldigen Besuch, da ich die Ehre habe,  
 Hausarzt der Ecole zu sein. Traf da bei der gnä-  
 digen Frau einen großen, herkulisch gebauten, etwas  
 podernarbigem fremden Herrn“ . . .

Raleigh schaute und horchte auf. Der alte Arzt,  
 welchem das nicht entging, fuhr fort:

„Als der Fremde, dessen Lournüre so recht die  
 eines Mannes comme i faut, das Zimmer verlassen  
 hatte, theilte mir die Frau Intendantin mit, derselbe  
 sei ein Venetianer und solle nach des Herzogs Wunsch  
 die Stelle des plötzlich erkrankten italischn Sprach-  
 lehrers an der Ecole provisorisch übernehmen. Er  
 muß ein Mann von großem Lehreifer sein, denn als  
 ich, das Schloß verlassend, durch den großen Corridor  
 ging, machte ich zufällig die Wahrnehmung, daß der  
 neue Sprachmeister bereits mit einer seiner Schülerin-  
 nen in spe Bekanntschaft angeknüpft habe.“

„Wie?“

„Nun ja, liebwerther Collega, ich wurde, na-  
 türlich wider Willen und rein zufällig, Zeuge einer  
 Unterredung, die mir nicht ganz . . . nicht ganz —  
 alltäglich vorkam. Wie ich nämlich den dunkeln Cor-  
 ridor herabging . . . Ihr wißt, ich bin ein tapferer

Mann, und da Vorſicht die Mutter der Tapferkeit iſt, pflege ich ſtets vorſichtig aufzutreten und nie überflüſſigen Särn zu machen . . . ja, wie ich den Corridor herabging, hörte ich hinter einem der mächtigen Pfeiler ein italiſches Gemwisper. Ihr wißt, ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber der weſſchen Sprachlante; ſie klingen gar ſo ſüß. blieb alſo ſtehen und erkannte in der Stimme des Wispers die des herkulſchen Fremden und in der Stimme der Wispersin die — nun, Herr Collega, rathet mal, weſſen Stimme?“

„Die der Turbinella?“

„Errathen, vortrefflich errathen! . . . Ach, mein Lieber, ich merke, Ihr ſeid noch immer turbineſch geſinnt, langgewordener Verſicherungen vom Gegentheil ungeachtet . . . Nun, nun, Ihr braucht darob nicht verlegen zu werden. Die Sache iſt begreiflich, ſehr begreiflich. Denn Feuer und Pulver zuſammenkommen, wißt Ihr, ſo gib't's 'ne Exploſion. Ein Poet und ſo ein Blitzknäbel — hm, da gib't's Funken, Feuer, Flammen . . . . Aber ich ſag': Periculum in mora — aber auch: Hannibal ante portas . . . . Die Weiber ſind ein wetterwendiges Volk, das iſt eine weltgeſchichtliche Thatsache, und

Wagen, dreifüßiger Wagen, unverschämtes Wagen! das ist das Feldgeschrei, welches sie am liebsten hören.“

„Was soll mir denn das Alles?“

„Was Such das soll, mein lieber Collega? Da hör' mal Einer! Wenn es Such übrigens nicht schadet, so kann das mir ganz einerlei sein . . . Ich für meine Person wollte nur sagen, daß es zuweilen nicht uneben ist, weilsch zu verstehen. Hörte da hinter dem besagten Pfeiler — es ist der nämliche, hinter welchem vor Zeiten der wilde Herzog Ulrich seine Frau Sabine in einem Lête - à - Lête mit dem armen Bursch, dem Hans von Hutten, ertappt haben soll — ja, hinter diesem Pfeiler hör' ich was davon, daß eine gewisse Demoiselle heute Abend mit der Frau Generalin von Wimpfen nach Ludwigsburg fahren würde, ferner von einem morgigen Rendezvous in den Anlagen hinter dem Ludwigsburger Schloß, ferner . . . doch Sie sagen ja, mein Herr Collega, das Alles interessire Sie ganz und gar nicht. Herrn Raleigh, als einen Fremden, kann es noch weniger interessiren . . . So bitt' ich um Entschuldigung für mein interesseloses Geplauder und habe die Ehre, meine Herren, mich Ihrer Gewogenheit bestens zu empfehlen.“

Damit machte er eine sehr umständliche, ungeheuer

höfliche Verbeugung und drehte sich unter graziosen  
Chapeauschwenken zur Thüre hinaus.

„Donner und Doria!“ sagte der Dichter, —  
„ist das nicht ein merkwürdiger Kerl? Ein Original  
jeder Zoll. Spottsüchtig wie der Teufel und doch  
auch wieder gutmüthig wie ein Kind, ein Schall,  
ein Gelehrter, ein Pessimist, ein Philanthrop, ein  
Humorist, ein Genie und ein Philister, Alles bunt  
durcheinander. Man weiß nie recht, wo man mit  
ihm daran ist. Ich glaube, er sieht die Menschen  
nur als Figuren in der Komödie an, die er sich zu  
seinen Privatvergünstigungen unaufhörlich vorspielt. Er  
bekümmert sich um Alles, weiß Alles, hat die Hand  
oder wenigstens einen Finger in Allem . . . Ich  
möchte darauf schwören, daß er recht wohl wußte,  
wie sehr Dich, lieber Freund, Alles interessire, was  
die Turbinella angeht . . . Vielen Leuten wird's  
geradezu unheimlich in der Nähe des Sammetdoctors,  
wie man ihn seines ewigen Sammetrocks wegen heißt.  
Er prätendirt zwar, ein geborener Stuttgarter zu  
sein, aber als er vor nicht langer Zeit hieher kam,  
wollte kein Mensch von ihm oder von seiner Familie  
wissen. Jetzt ist er freilich sehr bekannt durch seine  
Absonderlichkeiten und seine genialen Curen. Der  
Mensch ist uralt — der Peterßen hat einmal im

Rausch zu ihm gesagt, er halte ihn für den ewigen Juden — er ist überall gewesen, in allen Ländern, an allen Höfen, er kennt alle merkwürdigen Personen Europas, Männlein und Weiblein, aus persönlichem Umgang. Wenn's ihm drum ist, erzählt er prächtig von Maria Theresia, von Kaunitz, von Friedrich Wilhelm I, Friedrich dem Großen, vom großen Czar Peter und der Czarin Katharina. Du mußt ihn einmal hören. Er flieht alte Leute wie die Pest, hält sich zu der Jugend und fehlt fast bei keiner Versammlung der Bande im Dörsen.“

Kaleigh schien diese Charakteristik des Sammetdoctors gar nicht gehört oder wenigstens nicht beachtet zu haben, denn er stand auf, nahm seinen Hut und sagte zerstreut:

„Hast Du morgen Dienst?“

„Nur eine Stunde, in aller Fröhe.“

„Gut. Kannst Du reiten?“

„So zur Noth. Aber“ . . . .

„Willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Natürlich!“

„Gut. Ich hole Dich morgen bei Zetten ab. Jetzt muß ich fort . . . Adieu.“

Er ging, ohne die Fragen des Dichters abzu-



warten, und dieser rief, des Freundes Benehmen richtig deutend, nach dessen Weggehen nachdentlich aus:

„Da hat mal wieder das Sprüchwort recht: Stille Wasser sind tief!“

### Fünftes Capitel,

worin von Liebe die Rede ist und Einer zu Boden geschlagen wird.

Zehn Jahre früher hätte so ein schöner Frühlingvormittag, wie er heute über den weitläufigen Gartenanlagen des ludwigsbürger Schlosses aufgegangen, sicherlich eine Menge höflicher Spaziergänger auf die sauberen Kieswege gelockt, welche sich durch die mannigfaltigen Baumgruppen und Alleen hinzogen. Jetzt aber war es gar still und einsam in dem weiten Park, dessen verschwiegene oder auch nicht verschwiegene Boskette vordem so manches pikante Abenteuer den profanen Augen der Welt verborgen hatten. Die gute Stadt Ludwigsburg führte bermalen ein gelangweiltes und Langweile erregendes Dasein. Der Herzog saß droben in seinem Hohenheim, der Hof befand sich in Stuttgart und es war keine Aussicht da, daß die alten glänzenden Zeiten sobald oder überhaupt jemals wiederkehren würden.

Aber die Hänflinge, die Finken und Goldhämmer, welche in dem Park so freisam zwitschernd sich umtrieben, als wäre er recht eigentlich ihre Domäne, kümmerte das wenig. Es kümmerte sie auch wenig, daß der Frühling noch nicht dazu gekommen, seine ganze Pracht und Fülle zu entfalten. Schon der sonnige und hoffnungsgrüne Ausblick dazu genügte ihnen, um sich ihres Lebens königlich zu freuen, sich zu paaren und zu Nagen und Zerkauen zu erwarten: der Familie auf Gründung einer eigenen Nestexistenz spielend bedacht zu sein.

Ein Buchfink, der auf sein intensiv rothes Bruststück augenscheinlich nicht wenig sich einbildete, sonst aber von gefeiertem und solidem Aussehen war, betrachtete mit seinem Weibchen die Nesterbaunungsfrage in so gründlicher Weise, wie es einem deutschen Buchfinken zukommt. Das würdige Paar saß mitsammen auf einem Fliederstrauch, dessen Blüthenknospen schon recht neugierig in die Welt guckten und der an einer kleinen Seitenallee stand, welche zu einem in Form einer chinesischen Pagode erbauten Gewächshaus hinabführte. Frau Fink gab ihrem Gatten mit Gebärden und Worten zu verstehen, daß sie eine auf der andern Seite des Weges stehende ehrwürdige Birke für eine taugliche Nestlokalität ansehe. Ihre Meinung

hatte auch viel für sich. Der ganze Platz trug den Charakter einer gewissen Heimeligkeit und versprach im Sommer recht dichtgrün und schattentühl zu werden. Herr Fink bedauerte den in Frage stehenden Baum und die ganze Stelle mit großem Bedacht und deutete dann an, daß, von Seiten der Poesie angesehen, dem Wunsche der theuren Gattin Nichts im Wege stehen dürfte; jedennoch — fuhr er fort, zur ganzen Würde seiner Stellung sich erhebend — jedennoch müsse er als praktischer Mann und vorsorglicher Familienvater in spe zu bedenken geben, daß, vom Standpunkt der finkischen Lebenswirklichkeit aus betrachtet, die fragliche Birke viel zu nahe am Wege stehe. Frau Fink hörte zwar mit geziemendem Respect die Auseinandersetzung ihres Gemahls an, schien aber, nach Frauenart, seine Logik nicht sehr nach ihrem Geschmack zu finden. Zum Glück nahm es der Zufall, der auch in der finkischen Welt eine große Rolle spielt, auf sich, der Frau Fink sogleich und unwiderlegbar darzutun, wie sehr ihr Herr und Gemahl recht habe.

Ein untersehter, fast vierschrötiger, flachshaariger, noch nicht sehr alter aber auch nicht mehr ganz junger Mann kam eilends die kleine Allee herauf, mit häufig über die Schulter zurückgewandtem Kopf. Als er

auf den Fliederstrauch losschritt, schien Madame Fink den Platz doch nicht mehr so ganz heimelig zu finden, wie vorher, denn sie machte sich alsbald auf die Flügel. Monsieur Fink nahm gleichfalls den Finkenstrich und ließ im Abschwenken einen triumphirenden Schlag hören, welcher, ins Deutsche übersetzt, bedeutete: Ich wüßte wohl, daß ich klug und weise bin, — Sapperlot!

Der flachsbaarige Bierschrötige stand bei dem Fliederstrauch still, blickte auf den Weg, den er gekommen, zurück und sagte für sich:

„Sie ist's! Kein Zweifel! . . . Das hochmüthige Jüngferchen! . . . Aber hübsche Früchte liefert die Crone, das muß man sagen! . . . Ob die Generalkin davon weiß? Bah! Die wilde Hexe wird ihr wieder mal 'ne Nase gedreht haben . . . Wenn es der Herzog wüßte! Wie der fulminiren würde! . . . Aber er soll es wissen, unter Umständen natürlich . . . Möchte nur wissen, wer der vornehm aussehende Kerl ist, der mit ihr geht. 's muß ein Fremder sein. Sie schwagen in irgend einer welschen Sprache, — hol's der Teufel! . . . Ah, da kommen sie.“

Bei den letzten Worten dieses Monologs trat der Mann rasch über das schmale Blumenbeet weg, welches den Weg säumte, und verschwand hinter dem Buschwerk auf der andern Seite.

Ein Herr und eine Dame kamen die Allee herauf. Sie schienen diese abgelegene Stelle des Parks aufgesucht zu haben, um sich ungestört einer ernstlichen Unterhaltung überlassen zu können.

Den Herrn haben wir schon einmal gesehen, auf dem stuttgarter Schloßplatz, wo er über Schillers komische Erscheinung und über die Möglichkeit, in deutscher Sprache zu dichten, seine Glossen machte. Es war der herkulische Elegant, welcher sich Herr Chevalier tituliren ließ.

Auch die Dame sahen wir bei jener Wachtparade an einem Fenster des alten Schlosses stehen. Sie ist uns aber vor Zeiten schon im Salon der Frau Generalin von Wimpfen begegnet, eine angehende Elfin. Jetzt ist sie eine vollendete. Wie haben sich die Schönheitskeime, welche damals in dem wilden Kind schlummerten, seither herrlich entfaltet!

Sie schritt in der wundervollen Harmonie ihrer schlanken Gestalt so unbefangen leicht und doch so fliegengewiß einher, wie die frischeste Rose im Morgenwind auf ihrem schwanken Stengel sich wiegt. Ihre prächtigen Haare, dem Geize der damaligen Mode spottend, fielen in schweren schwarzen Wellen auf Schultern nieder, die unter dem leicht umgeworfenen Mentour hervor die Weiße, Glätte und

Schicklichkeit edelsten Marmors zeigten. In der linken Hand trug sie nachlässig den kleinen Hut, welcher ihren Kopf bedecken sollte, und in der rechten führte sie eine dünne Gerte, welche sie unterwegs von einem Haselzweig gebrochen hatte.

Der Herr Chevalier, den Chapeaubas respectvoll unter dem Arm, rebete eifrig und mit warmer Betonung in italiischer Sprache.

Ohne ihn zu unterbrechen, stand Lauretta von Zeit zu Zeit still und fixirte den eifrigen Sprecher mit ihren großen dunkelblauen Augen. Dann ging sie wieder weiter. Ein spöttisches und doch unbeschreiblich reizendes Lächeln kränzelte für einen Moment ihre Lippen und sie hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es einen pfeifenden Ton gab, der wie ironisch klang.

Endlich sagte sie — und dabei stand die spröde Kälte der Betonung ihrer Worte in einem eigenthümlich anmuthigen Gegensatz zu dem tiefmelodischen, seelenvollen Alt ihrer Stimme — :

„Mein Herr, ich mache Ihnen mein aufrichtiges Compliment über Ihr eminentes Sprachtalent. Sie behandeln unsere schöne italiische Sprache mit der nämlichen Virtuosität, womit ich Kardini seine Geige behandeln hörte. Aber, entschuldigen Sie die

Indische Frage, wie vielen Mädchen oder Frauen haben Sie das Nämlche schon gesagt, was Sie so eben mich hören ließen?"

"Sie sind grausam, Signora," erwiderte der Chevalier und man konnte ihm unschwer ansehen, daß das bizarre Wesen, an dessen Seite er einhertritt, ihm keinen geringen Zwang auferlegte.

"Grausam? Bah! Und wenn ich es wäre, warum lassen Sie Sich meine Grausamkeit gefallen?"

"Sie wissen es wohl, weil ich Sie liebe."

"Schon wieder von Liebe? . . . Was ist denn das eigentlich für ein Ding? Ich weiß davon nur aus Büchern und in diesen stehen, wie Sie, mein Herr, ohne Zweifel wissen, so große Lügen! Vielleicht nur, weil sie meistens von Männern geschrieben werden, nicht wahr? . . . Ich weiß gar nicht, was ich mir dabei denken soll, wenn der gute Guarini einen mächtigen Anlauf nimmt und zu singen anhebt:

„Wie bist Du groß, o Liebe!

Ein Wunder der Natur, der Welt zu preisen.

Welch rohes Herz und Wildheit ohne Gleichen

Kann Deiner Kraft entweichen?

Doch welcher Tieffinn oder Wiß der Weisen

Kann Deine Kraft ergründen?

Wer sieht, wie Deine Gluthen sich entzündn

Ueppig und ausgelassen,

Wird sagen: Ird'scher Geist, Dich aufzufassen  
 Taugt nur des Leibes Hülle.  
 Doch wer dann sieht, wie zu der Tugend Fülle  
 Den Liebenden erhebend,  
 Dein Feuer, was sonst ungestüm erglühete,  
 Als bald erlöschten macht, wird bleich und bebend  
 Ausrufen: Hoher Geist, nur im Gemüthe  
 Hast Deinen-Sitz, Dein Heiligthum Du innen!"

Die ersten Verse dieser berühmten Stelle aus einem Chor des Pastor Fido hatte Lauretta mit parodirender Accentuation und mit von Spott funkelndem Blick gesprochen. Aber das änderte sich gedankenschnell. Ein reizendes Incarnat überflog ihr edles Antlitz, ihre Augen, in feuchtem Glanze schwimmend, wandten sich in die Ferne, als suchten sie dort ein Wesen, an welches sie die glühende Ausströmung des italischen Dichters richten könne, tiefes Sehnen machte ihre Brust schwellen und ihre Stimme bebte, als sie die Schlußverse sprach.

Der Chevalier blickte entzückt auf das schöne Geschöpf. Es war mehr als weltgewandte Galanterie, es war sympathetisches Ergriffensein, was ihn mit lebhaftestem Ausdruck aus dem angeführten Gedicht die Verse citiren ließ:

„O Weib, des Himmels Gabe,  
 Rein, vielmehr einzig dessen,



Der Deine holbe Hülle  
 Dir, beider Schöpfer, schöner zugemessen!  
 Was ist, das schön wie Du der Himmel habe?...  
 Aus Ton, Bewegung, Schimmer,  
 Reiz, Schönheit, Sitte, sind die Harmonien  
 So süß im schönen Angesicht verliehen;  
 Der Himmel wage nimmer,  
 Muß nur dem Paradies der Himmel weichen,  
 Dir, göttlich Wesen, Dir sich zu vergleichen!“

So sprechend bog er das Antlitz und suchte Lau-  
 retta's Hand zu ergreifen, um sie zu küssen. Aber  
 er sollte sogleich erfahren, daß er es mit der Turbi-  
 nella zu thun hatte. Sie trat nämlich so schnell  
 zurück, daß der Entzückte das Gleichgewicht verlor  
 und um's Haar der Länge nach zu Boden geplatzt  
 wäre. Während er sich dann ziemlich ernüchtert  
 wieder aufraffte, declamirte sie, das kostete Spröde-  
 thun einer Amaryllis oder Zerline zu komischer Ueber-  
 treibung steigend, aus dem Pastor Fibbo: —

O Schmeichler, Deine Süße,  
 Dein falsch Vergnügen,  
 Soll es mich locken, mich betrügen?  
 Ich kehre um und wage  
 Und reis' und stieh' und schlage  
 Und weiß Dir zu entweichen;  
 Du kannst mich nicht erreichen,  
 O falsche Liebe!  
 Denn frei sind meine Triebe.“

Und sie ließ die Gerte pfeifen und lachte spöttisch wie ein Teufelchen. Aber das Alles war so reizend, so allerliebft, daß es der Herr Chevalier für das Klügste hielt, Brava! Brava! zu rufen und ebenfalls zu lachen.

„So gefallen Sie mir, mein schöner Herr,“ sagte Lauretta. „Bezeigen Sie mir fortan unbefangenes Wohlwollen. Das steht Ihnen viel besser zu Gesichte als schäferliches Liebeswerben. Zu Letzterem sind Sie ohnehin, wie mir vorkommt, fast schon etwas zu alt.“

Sie sprach das so leichtthin, daß man nicht recht wußte, ob es in aller Naivität oder aber in überdachtester Bosheit gesagt wurde. Der Chevalier biß sich auf die Lippen, aber sie gab sich den Anschein, das gar nicht zu sehen und fuhr fort:

„Lassen Sie uns jetzt vernünftig reden, mein Herr, und mich vor allen Dingen Ihnen das Geständniß ablegen, daß in Ihrer Persönlichkeit Etwas ist, was mir vom Anfang unserer improvisirten Bekanntschaft an großes Vertrauen, aber auch Etwas, was mir großes Mißtrauen einflößte. Das erstere hat bislang überwogen, vielleicht hauptsächlich deshalb, weil mich die Art und Weise, wie Sie unsere Lebensfach geschiedte Abbatessa, das ist die Frau Inten-

dantin der Ecole, nachführten, höchlich ergözte. Sie haben Sich dabei zugleich klug und kühn benommen: ich liebe das. So bin ich denn ganz damit einverstanden, daß Sie mich aus der ägyptischen Knechtschaft befreien oder meinetwegen entführen. Ich habe es satt, länger in der Ecole mit dummen Gänschen von Baronessen und Comtessen und albernen Kunstschülerinnen und all diesem Gefindel eingepfercht zu sein. Ich habe dieses Land überhaupt satt, habe es doppelt und dreifach satt, seit . . . doch das gehört nicht hieher. Ich will fort, das steht fest, und ich sehe nicht ein, warum ich von Ihrem gütigen Anerbieten, mir fortzuhelfen, keinen Gebrauch machen sollte. Aber mein Herr, der Fluchtplan, welchen Sie mir mittheilten, gefällt mir nicht."

"Das bedaure ich höchlich, Signora. Ich glaubte, derselbe sei nicht ungeschickt entworfen. Darf ich wissen, warum er Ihnen mißfällt?"

"Weil darin der Schauspielerin Binetti eine so wichtige Rolle angewiesen ist."

"Aber was wollen Sie? Ich kann mich auf die Binetti vollständig verlassen. Sie ist eine gute Freundin von Alters her."

"Ei, ei, wirklich von Alters her? Da hatte ich doch, sehen Sie, nicht unrecht, wenn ich meinte, Sie

sien nicht mehr so jung, als Sie Sich vorhin an-  
stellen wollten.“

„Liebenswürdige Bosheit! Aber lassen wir mein  
Alter vor der Hand aus dem Spiele.“ . . .

„Nein, nein, mein Herr. Ich bestche im Ge-  
genheil darauf, daß Sie in unserem Verlehr Ihr  
Alter beständig vor Augen haben sollen . . . Also  
Sie sind ein alter Bekannter der Binetti?“

„Ich wiederhole, Signora, Sie behandeln mich  
grausam. Alt ist ein sehr relativer Begriff. Ein  
Mann, welcher liebt und wagt, ist gar nie alt.“

„Sehr gut gesagt, mein Herr, und es wird  
mir Vergnügen machen, über diese These bei gelege-  
ner Zeit mit Ihnen zu disputiren. Was aber Ihre  
Freundin Binetti betrifft, so will ich mich weder der-  
selben anvertrauen, noch will ich sie compromittiren.“

„Compromittiren?“

„Ei, ja doch. Ich habe Ihnen ja schon früher  
gesagt, daß der Herzog von Württemberg in solchen  
Dingen keinen Spas versteht. Ich will von Mittels-  
personen überhaupt Nichts wissen. Ihr Plan taugt  
Nichts, mein Herr.“

„Aber“ . . .

„Aber Sie haben nicht sofort einen andern bei  
der Hand? Wohl, so werde ich selber einen ersinnen.“

... Wollen Sie mir den Gefallen thun, bis morgen hier zu verweilen?"

"Sie wissen, Signora, daß Ihre Wünsche mit Befehle sind."

"Wie galant! Morgen früh bringt mich die Frau Generalin in ihrem Wagen nach Stuttgart zurück. Wenn Sie sich zwischen neun und zehn Uhr in der Allee vor dem nach Stuttgart führenden Thore zeigen wollen, werde ich Mittel finden, Ihnen aus dem Wagen einen Zettel zuzuworfen, welcher die Resultate meines Nachdenkens enthalten soll. . . Um aber nachdenken zu können, muß ich allein sein. — Sie werden diese Eigenheit entschuldigen, und so, mein Herr Chevalier, entlasse ich Sie auf baldiges Wiedersehen."

Sie winkte ihm zu mit dem stolzen Ausdruck einer Königin und doch auch wieder mit so unwillkürlich schalkhafter Grazie, daß er, auch dieser plötzlichen Laune ohne Widerspruch sich fügend, mit einer respectvollen Verbeugung sich verabschiedete.

Sie sah dem Gehenden mit einem seltsamen Ausdruck ihrer Mienen nach. Deuten wir denselben richtig, so sagte er: — Dieser Mann hat gerade Verstand genug, meinen Willen zu thun, aber nicht

genug, zu wissen, daß ich mich über seine Hoffnungen lustig mache.

Dann machte sie in einer Richtung, welche her von dem Chevalier eingeschlagenen entgegengesetzt war, ein paar Schritte, blieb jedoch stehen, wie in Gedanken verloren, schwippte mit der Haselgerte durch die Luft und bückte sich zu einem Blumenbeet nieder, auf welchem Primeln, Märzglöckchen und Veilchen blühten.

Sie pflückte sich einen Strauß. Als sie sich aber wieder aufrichtete, sah sie plötzlich den Flachshaarigen vor sich stehen. Sie erschrad jedoch nicht im Geringsten ob dieser Erscheinung, sondern sagte ruhig:

„Ah, sieh' da, Herr Garteninspector Walter! Guten Morgen, und halten Sie mir es zu gute, daß ich mich verletzen ließ, in dem Blumenbeet da so räuberisch zu wirthschaften. Ich wollte der Frau Generalin ein Bouquet mitheimbringen . . . .“

„Bitte, Mademoiselle,“ — fiel der Herr Garteninspector ein; artigst sich verbeugend, — „bitte recht sehr, da bedarf es keiner Entschuldigung. Alle Blumen des Schloßgartens stehen zu Ihrer Disposition. Freilich will das nicht viel heißen, denn dormalen blüht im Freien erst solch untergeordnetes Zeug, wie

Sie da in Ihrer schönen Hand halten. Wenn Sie mir aber die Ehre und Faveur erweisen wollen, in dem Gewächshaus da unten meinen ultramontanen und tropischen Frühlingsflor zu besichtigen, so werde ich das Vergnügen und die Ehre haben können, Ihnen ein Bouquet anzubieten, welches Ihrer würdiger sein dürfte.“

„Kommen Sie, Herr Inspector. Ich mache von Ihrer Freundlichkeit sehr gern Gebrauch. Liebe ich doch die Blumen und Blüthen des Südens so sehr.“

Herr Walter ließ ihr galant den Vortritt und folgte der Borangehenden zu der chinesischen Pagode hinunter.

Die Weiben waren aber kaum hinter den Glaswänden des Gewächshauses verschwunden, als auf der Stelle des Weges, wo sie sich getroffen, zwei andere Personen erschienen: der Regimentsarzt Schiller und sein Freund Raleigh.

„Am Ende hast Du doch falsch gesehen,“ bemerkte der Erstere. „Wir haben jetzt so ziemlich den ganzen Park durchsucht und nirgends weder von der Schönen noch von dem unternehmenden Chevalier eine Spur gefunden.“

„Das erklärt sich einfach aus den vielverschlun-

genen Sängen und massenhaften Baumgruppen dieser Anlagen," entgegnete der Virginit. „Ich weiß nur zu gewiß, daß meine Augen mich nicht getäuscht haben. Ich sah den Venetianer drüben an einem Fenster des Gasthauses zum Waldhorn lauern, bis das Fräulein über den großen Schloßhof hin nach dem Parke ging. Dann folgte er ihr. Sie gab ihm ein Stellbischein, kein Zweifel, der wunderliche Renich, der Sammetdoctor, hatte richtig gehört . . . leider!“

„Armer William, Dich plagt die Eifersucht. Aber, im Grunde, was kannst Du und willst Du thun?“

„Weiß ich es? Mir ist nur, als müßte ich das unbesonnene Kind vor einem Unheil bewahren. Ich fürchte, Lauretta hat sich, einer bizarren Laune nachgebend, in ein Abenteuer eingelassen, welches für sie von den mißlichsten Folgen sein kann. Der Chevalier ist offenbar ein lediger Daghals, wenn es sich um die Befriedigung seiner Leidenschaften handelt . . . Wie schäm' ich mich dieser gemeinen Worte! Statt sie anzunehmen, wäre es edler und männlicher gewesen, dem unerfahrenen Mädchen auf irgend eine passende Art eine Warnung vor den Intriquen des Venetianers zukommen zu lassen.“



„Das gebe ich zu, aber“ . . . .

„Du meinst,“ unterbrach der heute augenscheinlich ungewöhnlich erregte Amerikaner den Freund, — „Du meinst, ich hätte schwerlich das Recht gehabt, mich in Dinge zu mischen, die mich eigentlich Nichts angehen?“

„Das nicht gerade. Vielmehr meine ich, daß die Turbinella, so wie ich sie kenne, und vorausgesetzt, daß von ihrer Seite bei dieser ganzen Intrigue irgend eine Absicht im Spiele ist, die Warnung mit Spott zurückgewiesen haben würde.“

Sie waren inzwischen bei dem chinesischen Gewächshaus angekommen, als ihr Gespräch durch ein seltsames Ereigniß unterbrochen wurde

Wie sie nämlich an der Pagode vorübergehen wollten, wurde die Thüre derselben hastig aufgerissen und herausstürzte Lauretta glühenden Antlitzes, zornfunkelnden Auges, wie außer sich.

Auf dem Fuße folgte ihr in wüthender Eile der Garteninspector Walter, auf dessen breitem, widerwärtig aufgeregtem Gesicht eine blutrothe Querfalte sichtbar war, die ganz und gar dem Empfangschein für einen nachdrücklichen Vertenbleib ähnlich sah.

Raleigh sprang blitzschnell vor, blieb aber überrascht stehen, als er in dem Verfolger Lauretta's

nicht, wie er erwartet haben mochte, den Chevalier, sondern einen ihm völlig unbekanntem Mann erblickte.

Lauretta übersprang leicht wie ein gehektes Reh den Zwischenraum, welcher sie von den beiden Freunden trennte, eilte an Raleigh vorüber und warf sich, in der leidenschaftlichen Hast des Moments alle Zurückhaltung vergebend, dem Dichter an die Brust mit dem ängstlichen Ruf:

„Schiller, um Gotteswillen, schützen Sie mich vor dem Glenden, der es wagte“ . . . . .

Ihre Stimme brach in Empörung und Widerwillen.

Der Verfolger war durch die unerwartete Erscheinung der jungen Männer wenigstens insoweit zur Besinnung gebracht worden, daß er stehen blieb.

Schiller seinerseits hatte Mühe, seiner Ueberraschung einigermaßen Herr zu werden. Doch gelang es ihm keineswegs augenblicklich und so hielt er die schöne theuere Last eine Secunde lang in den Armen und fühlte den holdesten Busen hochauspochen an seiner Brust. Endlich vermochte er seiner Entrüstung Worte zu geben und rief dem Inspector zu:

„Was soll das, Sie brutaler Mensch? Wie konnten Sie Sich erdreisten, eine Dame zu ängstigen und zu beleidigen?“

Beim ersten Laut seiner Stimme richtete sich Lauretta aus seinen Armen auf und trat einen Schritt zurück. Jungfräulicher Purpur überglomm ihre edlen Züge. Dann wurde sie todblaß und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen herab.

Hinter den halbgeschlossenen dunkelbefranzten Lidern hervor richtete sie auf den Dichter einen Blick, welcher Raleigh, der alle ihre Bewegungen mit der Spannung eines Liebenden bewachte, erbeben machte. Was hätte er um diesen Blick voll Seele nicht gegeben! Und der, dem er galt, bemerkte ihn nicht einmal, weil seine Aufmerksamkeit dem Menschen zugeteilt war, an welchen er seine zornige Frage stellte.

Der Freche ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern.

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er mit lecker Unverschämtheit, konnte aber dabei nicht umhin, mit der Hand nach der hochgeschwellenen Strieme zu greifen, welche sein Gesicht grotesk genug halbirte und ihn empfindlich schmerzen mochte.

„Wer ich bin?“ versetzte der Dichter, einen Schritt auf den Menschen zutretend. „Das geht Sie eigentlich gar Nichts an, denn Jeder hat das Recht, eine Niederträchtigkeit zu züchtigen, wo immer

ne ihm begegne. Da Sie es aber wissen wollen, ich bin der Regimentsarzt Schiller aus Stuttgart und Sie sollen mir Rechenschaft geben über Ihr schuftiges Benehmen gegen diese Dame.“

„So, der Feldscherer Schiller sind Sie? Der Sohn meines Herrn Kollegen auf der Solitude? So, so? Und Sie wollen Sich zum Ritter dieser Dame aufwerfen?“

Der Mensch legte einen boshaften Accent auf das Wort Dame und fügte mit einem häßlichen Grinsen hinzu:

„Eine ehrsame Dame das, die an einem und demselben Morgen verschiedenen Galanen Rendezvous gibt“ . . . .

Ein halbunterdrückter Zornschrei brach über die Lippen Lucretia's.

Der Unverschämte sah sie frech an und begann wieder:

„Ei, ja wohl, eine saubere Dame diese“ . . .

Ein garstiges Wort schwebte ihm auf der Zunge, aber er hatte keine Zeit es auszusprechen.

Schiller erhob den Arm, aber ein anderer kam dem seinigen zuvor. Raleigh warf sich mit einem wüthenden Sprung auf den unverschämten Menschen

und versetzte ihm einen Faustschlag auf die Stirne, daß er besinnungslos zu Boden stürzte.

„Ah,“ sagte Lauretta mit wunderbar schnell wiedergewonnener Fassung, — „das war ein schöner Schlag! Ich danke Ihnen, mein Herr Amerikaner, denn jetzt erkenne ich in Ihnen meinen Länger von der letzten Redoute. Ich danke Ihnen von Herzen.“

Schiller blickte das Mädchen verwundert an. In einem Augenblick hatte sich Lauretta's Wesen verändert. Sie war wieder ganz die Turbinella, die sich Nichts sehr oder lange anfechten ließ. Es schien, für sie gebe es nur eine bleibende Stimmung, die eines über alle Wogenspitzen der Lebensflut sicher und anmuthig hingleitenden Humors.

„Nehu Fräulein,“ sagte Raleigh, „ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich den Schurken da in Ihrer Gegenwart züchtigte. Und nun erweisen Sie mir, ich bitte Sie achtungsvoll, die Ehre, Sie von diesem Schauplatz eines widerwärtigen Auftritts weggeleiten zu dürfen.“

Er bot ihr mit der Gewandtheit eines Mannes von Welt den Arm, welchen sie nicht ausschlug. Als sie aber mit ihrem Begleiter an ihrem noch immer regungslos daliegenden Beleidiger vorüberging, wies sie mit der Spitze eines allerliebsten Füßchens

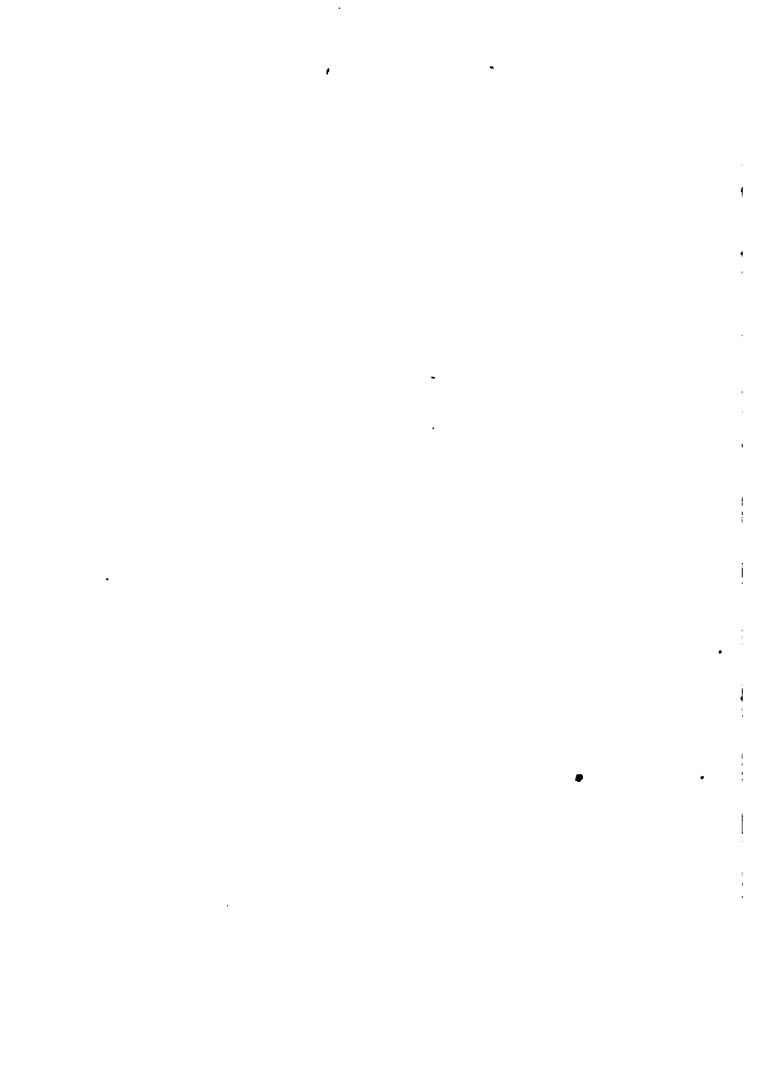
auf die mehrerwähnte rothe Strieme und sagte mit überhellem Lachen:

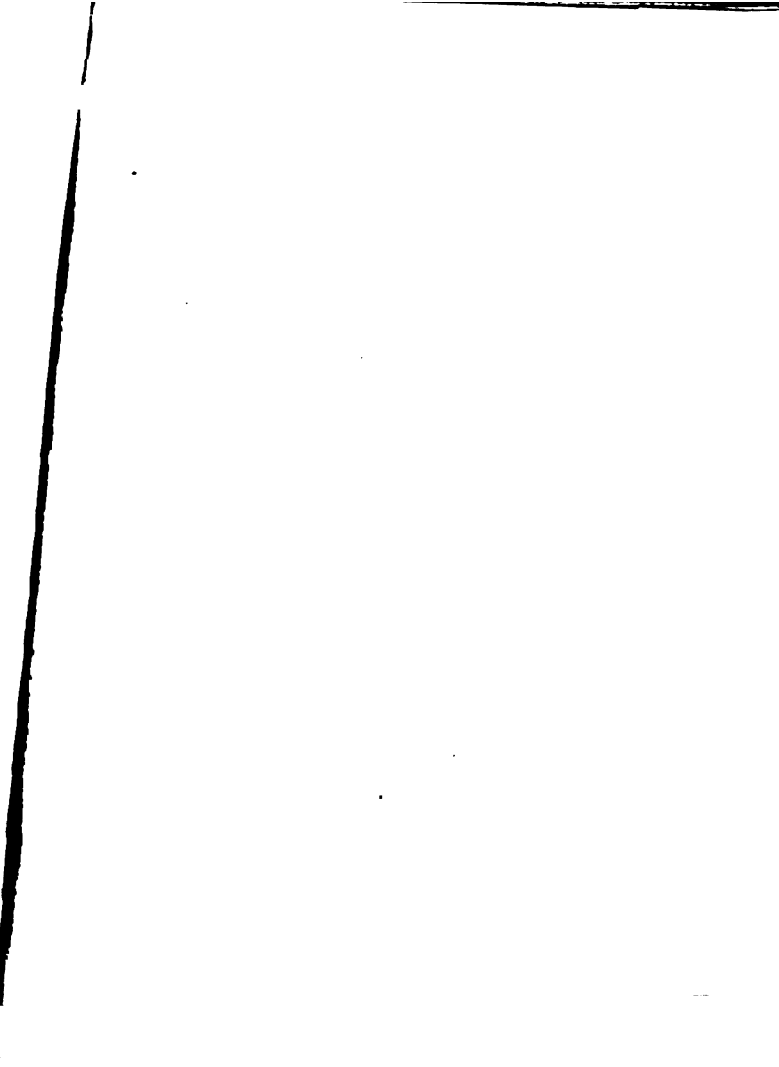
„Sehen Sie, wie hübsch ich den Glenden gezeichnet habe!“

Schillers Seelengüte ließ ihn noch eine kleine Weile zurückbleiben, um zu sehen, wie sich dem Gezügigten und Gezeichneten Beistand leisten ließe. Als er jedoch bemerkte, daß der Mensch sich regte und dehnte, dann nach einigen vergeblichen Versuchen schweifend, pruhstend und einen rohen Fluch ausstosend aufstaumelte, hielt er es für überflüssig, sein Mitleid an einen solchen Gegenstand zu verschwenden, und folgte langsam dem vorangegangenen Paare durch das grüne Parklabyrinth.

**Ende des ersten Bandes.**

---







Mit Ende **September** 1856 gelangt zur Ver-  
sendung und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

# LIBUSSA.

**Vaterländisches Taschenbuch für 1857. —**

**Seiner Majestät**

**Friedrich Wilhelm IV.,**

König von Preußen ic. ic. ic.

gewidmet und herausgegeben von

**Paul Alois Klar.**

**XVI. Jahrgang.**

**Prag und Leipzig.**

Elegant, mit Goldschnitt, in englischer Leinwand, mit reicher Goldverzierung gebunden, bringt die brillantgestochene Ansicht der von Wenzel Lewy in Rom ausgeführten Büste **Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I.** — dann das ausgezeichnete Altarbild der Kapelle des kais. Lustschlosses Blochlowitz Sr. Johann v. Nep. von Wilhelm Kandler, — den Altstädter Ringplatz mit dem alten **Mathhause Praas** nach Prof. Kehl's herrlichem Gemälde, — und das Bildniß unseres reichbegabten, heimathlichen Dichters **Dr. Franz Isidor Proschko**, nebst einem eben so reichhaltigen als interessant ausgezeichneten belletristischen Inhalt.

Kadenpreis 3 fl. 6. M. — Der Ertrag ist der Blinden-Versorgungsanstalt zu Prag gewidmet.

---

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabel.

# ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstaecker,  
Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred  
Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria  
Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin  
Schücking, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von  
**J. L. KOBER.**

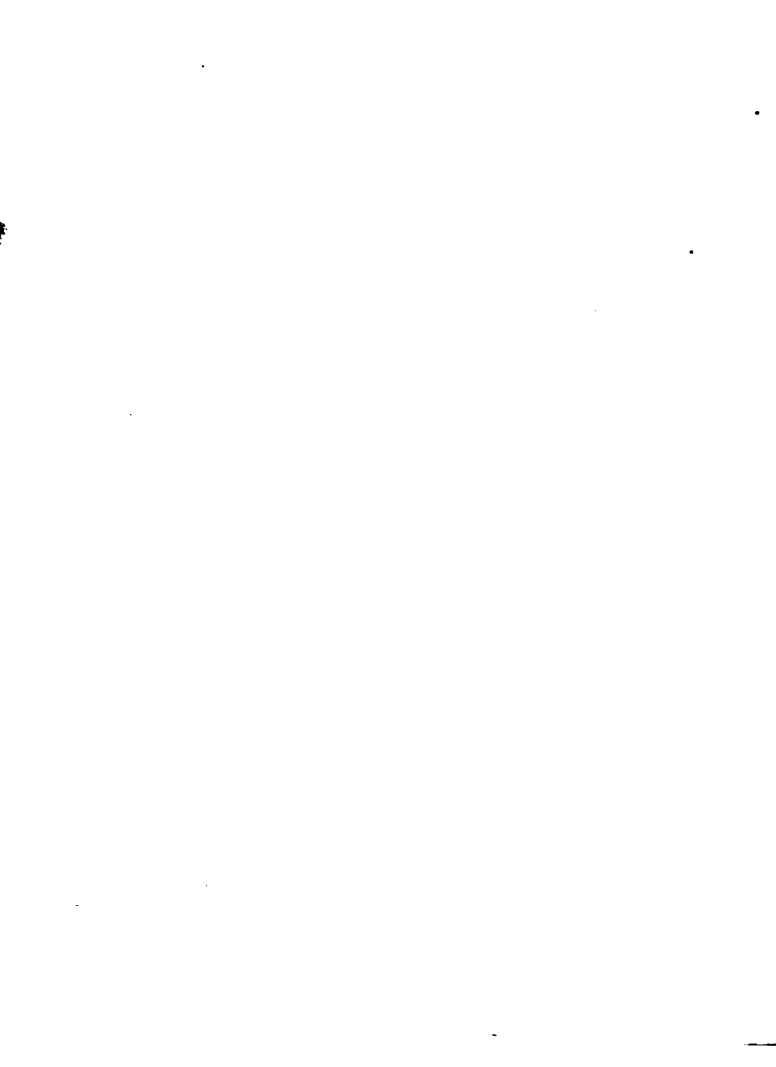
Elfter Jahrgang.  
Zweiundzwanzigster Band.

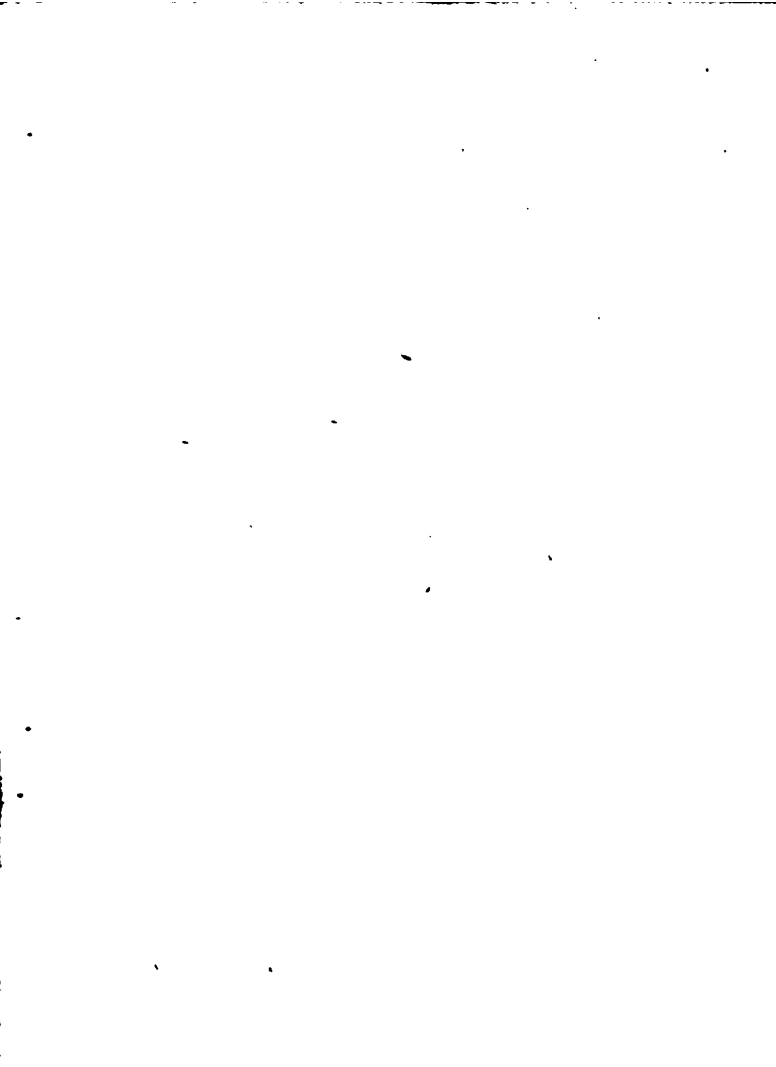
Schiller.  
II.

1856.

Prag & Leipzig,  
Expedition  
des Albums.

New-York,  
H. Westermann & Comp.  
290, Broadway.





# ALBUM.

---

Bibliothek deutscher Originalromane der  
beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von  
**J. L. Kober.**

---

**Elfter Jahrgang.**

Zweihundzwanzigster Band.

**Schiller.**

II.

---

**1856.**

**Prag & Leipzig,  
Expedition des Albums.**

# Schiller.

---

Culturgehichtlicher Roman

in sechs Bichern.

Von

Johannes Scherr.

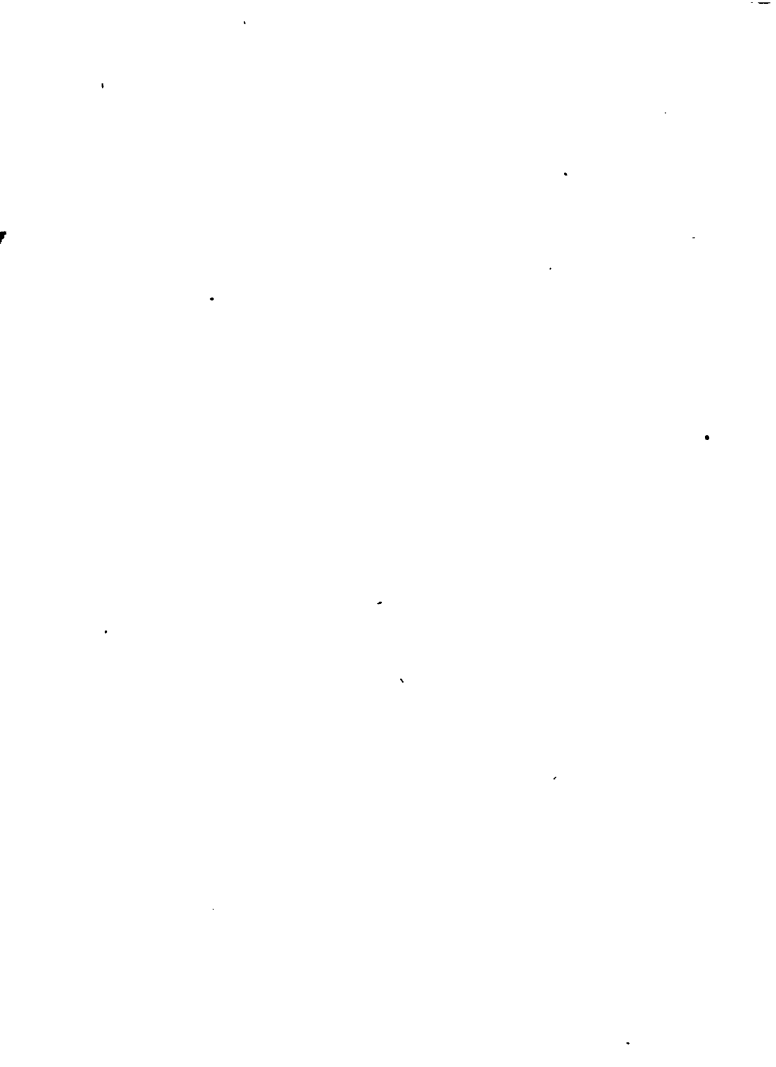
Das Jahrhundert  
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,  
Ein Btirger derer, welche kommen werden.  
Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Zweiter Band.

---

1856.

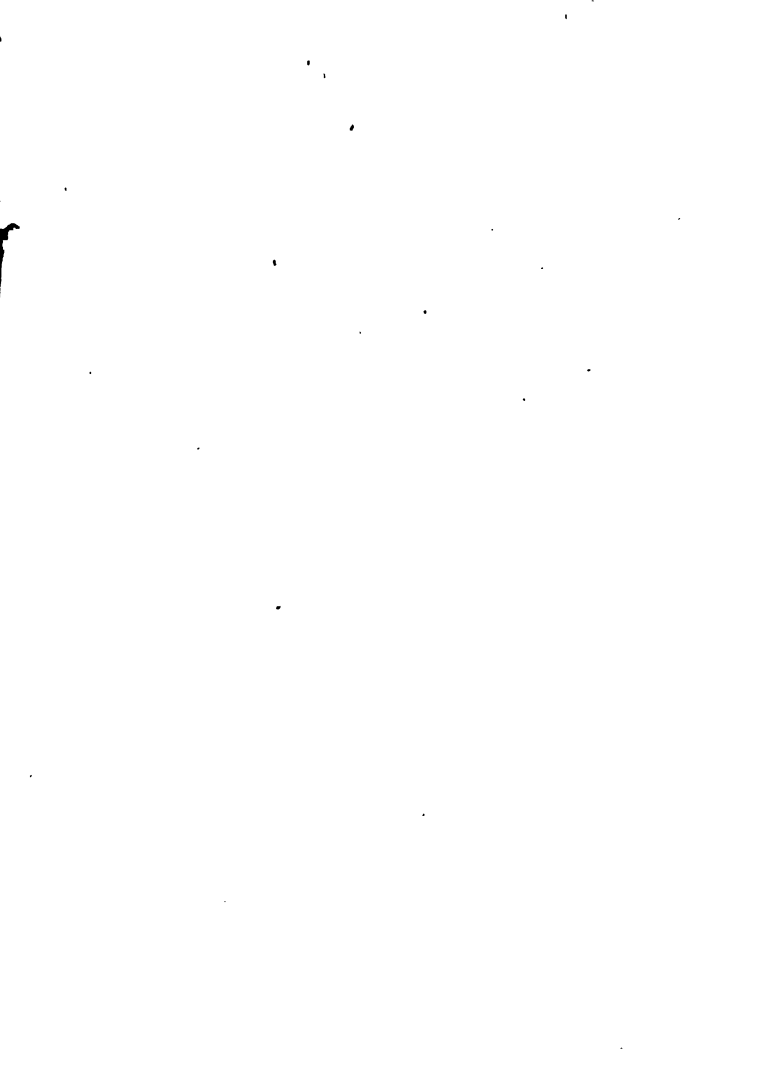
Prag & Leipzig,  
Expedition des Albums.



## Zweites Buch.

---





## Erstes Capitel.

Der geneigte Leser wird in ein altväterisches Gasthaus geführt und muß eine kurze subjective Abschweifung des Autors sich gefallen lassen. — Die „Bande“ in der Geniesherberge. — „Unser großer Feig.“ — Ein nationalschwäbisches Mahl. — „Auch' io sono pittore!“ — „Der Dichter der Rufarion und des Oberon hoch!“ — Culturgeschichtliche Fragmente aus den Denkwürdigkeiten des Sammetdoctors. — „Die Turbinella ist entführt!“ — Die verlorene Wette.

Die Hauptstadt Schwabens ist jetzt nicht mehr das engbegrenzte, winkelige Stuttgart des vorigen Jahrhunderts. Nach allen Seiten hin hat sie sich seitdem gewaltig gedehnt und gestreckt und man hat Mühe, aus ihrer jetzigen großstädtischen Physiognomie gewisse alte kleinstädtische Züge herauszufinden, die für Manchen, vorab für uns, eine classische Bedeutung haben. Viele derselben haben sich in dem

raftlosen Wechsel der Dinge schon bis zur Unkenntlichkeit verwischt, da und dort aber hat sich einer ziemlich unverändert erhalten. Das Haus, in welches wir den Leser zunächst führen, ist so ein Zug.

Kommst Du die prächtige Weinsteige herab, von deren Höhe aus gesehen Stuttgart den imposantesten Anblick gewährt, so führt Dich Dein Weg über den Wilhelmsplatz. Hier hast Du zur Linken ein ganz neues Quartier, die verlängerte Hauptstädterstraße, die sich bis zum tübinger Thor hinauszieht, zur Rechten dagegen die alte oder eigentliche Hauptstädterstraße, die mit zu dem um den Marktplatz her gelegenen Kern der Stadt gehört. Durchwandelst Du diese Straße, so bemerkst Du ungefähr in der Mitte derselben, linker Hand, das Gasthaus zum Ochsen, welches augenscheinlich aus einer Zeit stammt, wo die Gasthäuser noch keine Paläste waren, dafür aber rein gehaltene Weine im Keller hatten. In Wahrheit, das Wirthshaus zum Ochsen ist nicht mit der Zeit fortgeschritten, Wir können das aus eigener Erfahrung bezeugen. Vor Jahren, als wir das Glück hatten, Stuttgarter Luft zu athmen, die im Sommer freilich etwas weniger aromatisch ist, — da hatten wir vielfach Gelegenheit, zu bemerken, daß die Räume des Hauses noch recht altwätersich eingerichtet waren. Es

gab da auch keinen ellenlangen Speisezettel mit französischen Rubriken, aber die gute Wirthin — leicht sei ihr die Erde! — war zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bereit, uns ganz vortreffliche schwäbische Hausmannskost zu bereiten. Eine jener modernen Weinkarten, die von den Fortschritten der Weinverfertigungskunst so vielnamiges Zeugniß ablegen, war auch nicht vorhanden, wohl aber unverfälschter Landwein von alten guten Jahrgängen. Ich sehe sie noch, meine guten, jetzt in alle Winde zerstreuten Gejellen von damals, wie wir uns, oft in später Abendstunde, aus den Stürmen des „Tollen Jahres“ in die Stille der alten Wirthsstube zum Dösen mit ihrer verräucherten Balkendecke zurückzogen, um ein lautes und vielgeschäftiges Tagewerk mit einer gemüthlichen Plauderstunde zu beschließen . . . . . Manchem von uns sind seither die Plauderstunden, die Gemüchlichkeit und mehr noch, das Vaterland und dessen theuerste Hoffnungen, abhanden gekommen, vielleicht für immer...

An einem der ersten Natabende des Jahres 1782 war unter dem Dach des bezeichneten Gasthauses in der erwähnten Stube ein langer Tisch gedeckt, als sollte eine außerordentliche Gasterei stattfinden. Und so war es auch, denn William Raleigh hatte es sich schon lange ausgedenkt, die Freunde

seines Freundes einmal bewirthen zu dürfen, und er hatte diese Absicht heute zur Ausführung gebracht, da es sich gerade so glücklich traf, daß so ziemlich der ganze Kreis der kraftgenialischen Bande in Stuttgart versammelt war. Hoven war heute von Ludwigsbürg herein, Konz, der frühesten Jugendspiele Schillers, von Baihingen herabgekommen.

Raleigh stieg die Treppe herauf und traf oben den Wirth, den berühmten „Meister Dickbauch,“ wie er in vertraulicher Weise von der Bande genannt wurde, oder auch „Ochsenjörgle,“ welche schwäbische Zusammenziehung des Titels „Ochsenwirths Georg“ dem Herbergvater aus seinen Knabenjahren her geblieben war. Der würdige Mann, dessen umfangreiches Untergestell von einer weißen Schürze bedeckt war und dessen hochrothes Vollmondsgeicht eine Speise- und Weinkarte nach alter Manier repräsentirte, stand unter der geöffneten Thüre der Gaststube, die in derselben getroffenen Anordnungen mit Befriedigung überblickend und von Zeit zu Zeit eine Frage oder einen Befehl nach der Küche hinüberschickend. Dort war seine würdige Ehehälfte in vollem Regiment begriffen und es legten von der Ersprießlichkeit ihres Waltens unterschiedliche appetitliche

Düfte, die aus dem dunkeln Gang hervordrangen, vollgiltiges Zeugniß ab.

Der Meister Dickbauch begrüßte den jungen Amerikaner, von dessen Reichthum er ganz unmenschliche Vorstellungen hatte, mit größtem Respect und bückte sich so tief, daß ihm der dicke Zopf dabei holzgerade aufrecht im Nacken stand.

„Ist alles bereit, Herr Wirth?“

„Alles fix und fertig, mein hochzuverehrender Herr. Es kann jeden Augenblick aufgetragen werden.“

„Aber die Stube ist ja noch ganz leer. Wo sind denn meine Herren Gäste?“

„O Herr Jeremie, an denen fehlt's nicht. Sie warten allweil nur noch ein bißle da draußen auf der Regelbahn.“

Und damit wies er auf eine offenstehende Hinterthüre, durch welche lustige Ausrufungen, vermischt mit dem Rollen der Kugeln und dem Geprassel der fallenden Regel, hereinrollen.

Raleigh ging auf die Thüre zu, aber in demselben Augenblick brach ein Schwarm junger Männer durch dieselbe auf den Hausflur herein.

Vorangang mit rothem Gesicht und unordentlicher Frisur der lärmende Lieutenant Kapff, hemdärmelig, wie die meisten Uebrigen, den Uniformstrack

nachlässig über den Arm geworfen. Dann kam noch ein Militär, der wackere Scharffenstein, wie Kapff Lieutenant im Sablesischen Infanterieregiment. Hierauf folgten zwei Civilisten, Petersen und Reichenbach, an der herzoglichen Bibliothek angestellt. Diesen traten zwei junge Männer nach, deren Namen nachmals berühmt wurden, Dannecker und Zumsteg, jener Bildhauer, dieser Musiker, jener bestimmt, die Züge seines erlauchten Akademiegenossen in Marmor zu verewigen, dieser schon damals, wie später, trachtend, den Liedern des angebeteten Jugendfreundes die Schwingen seelenvoller Melodien zu leihen. Zuletzt kamen noch Zwei von etwas ernsterer Haltung als die Andern, der am Militärwaisenhaus zu Ludwigsburg als Arzt angestellte Hoven und der angehende Prediger Konz, dessen schwarzer Habit gegen die mehr oder weniger genüßlich freie Tracht seiner Freunde auffällig genug abstach. — Konz hatte im tübinger Stift seine Studien gemacht und die burschikose Stimmung lag also hinter ihm, während sie bei seinen Freunden, deren Studententou in der Akademie nicht hatte laut werden dürfen, nachträglich jetzt erst recht in Saft und Blüthe stand.

„Kreuzmillionenschuß!“ schrie Kapff in die tumultuarischen Begrüßungen hinein, womit die Bande

ihren Bewirther empfing. „Da riecht's ja wie in Mohammeds Paradies. Bei der Burgel von Sanct Galzaff, ich schwöre, beim heutigen Symposion alle Lieutenants zu übertreffen, deren Appetit und Durst jemals, seit die Welt steht, zu ihrer Sage in himmelschreiendem Mißverhältniß gestanden hat.“

„O, mein edler Vöotier,“ sagte Petersen, „Du brauchst nicht zu schwören. Man kennt Deine kriegerische Verilgungswuth hinlänglich. Ich will mich neben Dich setzen und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Du mir heute Abend nicht vollauf Stoff lieferst zu einem bedeutsamen Capitel für mein unsterbliches, stupend gelehrtes Werk, betitelt: Ueber die Nationalneigung der Deutschen zum Trunke.“

„Nimm Dich bei der eigenen Nase, Grobianistische Grobianorum!“ versetzte Kapff.

„Still, gute Bierkanne, still, alter Weinschlauch!“

„Fort, Du Kalbaut, Du getrocknete Rinderzunge, Du gelehrte Schneiderelle!“

„Hilf Himmel, sie mißhandeln schon wieder den Shakspeare,“ bemerkte Junnsteg.

„Ja, und der Kapff brüllt gleich dem rauhen Pyrrhus, gleich Hyrtantens Len'n,“ meinte Reichenbach.

„Aber der Petersen brauchte das Maul auch



nicht so voll zu nehmen," sagte Hoven mit trockener Raustik . . . „Weißt Du noch, Herr Bibliothekarius Petersinn, wie Dich der Meister Dickbauch zu tituliren pflegt, daß Dir Freund Schiller zweimal zur Zeit, als die Stammbuchepidemie unter uns grassirte, in Dein Stammbuch schrieb: „Wenn Du gegessen und getrunken hast und N. B. satt bist, so sollst Du den Herrn Deinen Gott loben.“

„Ach was," brummte Petersen, „laßt doch mal die altgedackenen Schnurren von der Akademie und bittet lieber unsern werthen Amphitryo von Jenseits des Meeres, daß er das Essen auftragen lasse.“

„Jetzt hast Du recht, Petersllie!" schrieb Kapff und machte es sich auf einem Stuhle bequem, denn die lärmende Bande hatte sich inzwischen in die Saalstube begeben . . . „Wo ist denn der Schwereudöber, der alte Ochsenjörgle? . . . Ah, seid Ihr da, Meister Dickbauch? Jetzt hört mal! Keinen von Euren Ränken und Schwänken heut', alter Sektverfälscher! Es gilt die Ehre der schwäbischen Küche, der schwäbischen Weine, merkt's Euch! Ihr wißt, ich wittere einen Tropfen Wasser in einer Maß Wein auf hundert Schritte weit, und wenn ich irgend eine Teufelei an Eurem Essen oder Eurem Getränke vermerke, so schwör' ich, so wahr ich allen meinen Gläu-

bigen von Herzen das Himmelreich wünsche, Ihr sollt auf Eurem eigenen Tischtuch da gepresst werden, wie nur je der große Sancho Pansa in einer spanischen Venta gepresst wurde.“

„O Herr Jeremie, Herr Lieutenant, ist das a mol wieder g'schwätzt!“

„Was, Ihr wollt rebelliren, Ihr Bettzerdrücker, Bierderückendreher und Weinsteinmuseum?“

„Gott behüte! Rebelliren, ich? Nein, das thut halt kein guter Altwürtemberger. Jedennoch vom Gepresstwerden ist meines Vaters Sohn kein Freund, und herrentgegen, wissen's, Herr Lieutenant, für das Himmelreich bin ich, glaub' ich, noch nicht reif genug.“

„Da hast Du's, Kapff,“ lachte Scharffenstein. „Der Meister Dickbauch fährt keine schlechte Klinge, und war die Anspielung nicht fein, so mag sie doch treffend gewesen sein.“

„Ja,“ erwiderte Kapff großartig, „da seht Ihr, daß durch den Umgang mit Leuten von Geist sogar ein Ochsenjörgle passabel witzig sein lernt. Im Uebri- gen, liebe Kinder, war der Tag extraordinär heiß und ich habe Durst für zehn Millionen Schock Lieute- nante.“

„Aber, liebe Leute,“ sagte Raleigh, welcher deutsches Blut genug in den Adern hatte und noch

jung genug war, um sich ohne allzu große Anstrengung in den Ton der Bande finden zu können, — „aber, liebe Leute, warum schenkt ihr Euch nicht ein? Mit Flaschen ist ja der Tisch da einstweilen sattjam versehen, den! ich.“

Kapff ließ sich das nicht zweimal sagen und streckte die Hand nach dem Labequell aus. Allein Danneder hielt ihn ab, indem er jagte:

„Nein, Du sollst Dich gedulden, altes Sektjag, wie wir Andern, bis alle da sind. Es fehlt noch unser Schiller . . . .“

„Ja,“ fiel Petersen mürrisch ein, denn er hätte den Beginn des Gelages jedenfalls eben so gern beschleunigt wie der durstige Lieutenant, — „ja, das muß ich sagen, der Schiller macht sich neuestens rar. Seit vollends die Anthologie\*) heraus ist, wozu wir Andern doch auch unser Scherflein beigesteuert, und alle jungen und alten Weiber von den darin stehenden Laura-Oden reden, trägt er den Kopf hundert Ellen hoch.“

„Petersen,“ rief Danneder mit dem ganzen Feuer einer jungen Künstlerseele, — „Petersen, um

---

\*) Anthologie auf das 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Lobolisko.

was ich bitt', schwäh' nicht so dumm! Unser Schiller hochmüthig? Du weißt recht wohl, daß er die beste Seele von der Welt ist. Aber wenn er auch den Kopf bedeutend höher trüge, als wir, so wißt Ihr wohl, daß er Grund genug dazu hätte."

"Freilich, freilich," bemerkte Kapff grämlich, "maßen mein berühmter Stubenburfch einen bedeutend längeren Hals hat als wir Andern. Wo er nur stecken mag? Gewiß läßt er den Berrina geschwind noch den Doria oder sonst einen beliebigen Tyrannen abmunden. Ja, liebe Kinder, es geht oft schauerlich mörderisch zu in unserer Höhle auf dem kleinen Graben dräben."

"Donner und Doria!" rief Scharffenstein. "Seid mir saubere Kerls, das muß ich sagen. Ist das 'ne Art, von unserem großen Fritz zu reden? Ihr traut mich und wißt, daß ich kein serviler Tropf bin, aber ich sag', ich beuge mich willig und freudig vor der imponirenden Superiorität des Dichters der Räuber."

"Bravo!" riefen Dannerer und Zumsteg wie aus einem Munde.

"Das versteht sich doch von selber, Schwere-wieth!" grämelte Kapff. . . "Uebrigens ist der Windbeutel, der Zuccato, auch noch nicht da."

„O, der wird wieder irgend 'ner Schürze nach-  
 weichen,“ sagte Reichenbach. „Ihr wißt, er will  
 sich selbst und andern Leuten mit aller Gewalt weis-  
 machen, er sei ein Don Juan erster Sorte.“

„Auch fehlt noch der Sammerdoctor.“

„Hier, hier!“ ließ sich die Stimme des Genann-  
 ten von der Treppe her vernehmen und sogleich trat  
 er in der ganzen Pracht seiner sammetnen Erschei-  
 nung ins Zimmer, grüßte umständlich und sagte:

„Hier bin ich, liebe Jungen, Goldherzen, Li-  
 tanen, Mondverschlinger und Erdererschütterer! Wollen  
 wir den Oeta auf den Pelion stützen, wie? Wollen  
 wir geschwinde noch zum Zeitvertreib, bevor es Nacht  
 wird, etwas wenigens die Welt verbessern? Sagt an!  
 Oder wollen wir die Racheule mit einem Kanon  
 aufführen, der einem Leinweber drei Seelen aus dem  
 Leibe haspeln könnte?“

„Hurrah!“ schrieen die jungen Leute und dräng-  
 ten sich lachend um den alten Humoristen.

Inzwischen war auch Schiller unvermerkt einge-  
 treten und hatte mit seinem Hut und Degen geschwin-  
 de auch Rock und Cravatte bei Seite gelegt; denn  
 das war Styl in der Genieherberge, und zwar so  
 sehr, daß sogar der alte Herr Armbruster mit unter  
 possenhafteu Ceremonien von Seiten Petersens und

Zunächst ihm geleisteter Beihilfe aus seinem Scharlachsammetgehäuse sich herauschälte.

Meister Dickbauch, mit echtem Wirthsinstinkt fühlend, daß in der Person des Regimentsmedicus, von dessen literarischer Bedeutung er freilich nur eine ganz nebelhafte Vorstellung hatte, der eigentliche Ehrengast erschienen sei, zog seine weiße Zipselmütze von seinem würdigen Haupt, machte eine unterthänige Reverenz vor dem „gnädigen Herrn aus Amerikanien,“ wie er Raleigh betitelte, und eilte auf einen befehrenden Blick von diesem strahlend nach der Küche, den Ausgang mit dem Ruf: „Anrichten, Ihr Weibsbilder, anrichten und auftragen!“ erfüllend.

Und es ward angerichtet und aufgetragen: eine schwäbische Offen jede Schüssel. Da war ein nationales „Voressen,“ bestehend aus gekauten Nieren und Lebern, in einer einladend dastenden Brühe schwimmend und nachdrücklich unterstützt von Dampfwindeln, welche den Gästen ihre braungeßte gebakenen Unterseiten verlockend entgegenhielten. Dann kam das Haupttreffen, „unendlicher“ Schweinebraten mit Sauerkraut, „Schinken“ von der klassischen Magrothen Farbe, ferner ein ganzes Gesehwader von Blut-, Leber- und Bratwürsten und endlich die oberschwäbischen „Knöpfe“ und die unterschwäbischen „gebrä-

gelten Spätle“ — Alles so vollendet zubereitet, daß, wären damals constitutionelle Vertrauensvota schon üblich gewesen, ein solches, und zwar ein solennes, der Frau „Dachsenjörgltn“ sicherlich nicht entgangen sein würde.

In Ermanglung dessen brachten die Gäste der würdigen Wirthin ein thatsächliches Vertrauens- und Dankvotum. Denn, o, wie ließen sie sich's schmecken! Und mit welcher patriarchalischen Würdigkeit saß der Sammetdoctor, welchem der Ehrenplatz oben an der Tafel eingeräumt worden, dem vaterländischen Mahl vor! Er hatte die Serviette oben in den Hemdkragen gesteckt und die ärztliche Perücke abgelegt, so daß der Schnee seines kurzgeschorenen Scheitels einen hübschen Contrast zu seinen rothen Backen bildete. Er wußte jedes Gericht mit einer Anekdote zu spicken, jedes Glas Wein mit einem Witz zu würzen, denn der alte Herr war heute in rosigster Laune.

Und Alle waren so. Daß aber Schillers Antlitz heute ganz ungewöhnlich freudig leuchtete, hatten sie zu bemerken erst dann Zeit, als der Hauptsturm des Appetits auf Schüsseln und Flaschen glücklich vollführt worden war.

Dann sagte der dem Dichter gegenüber sitzende Scharffenstein:

„Ueber Fris, Dein Gesicht ist ja heute ein vermißter Freitag. Ist etwa von Dalberg aus Mannheim in Betreff Deines neuen Trauerspiels eine günstige Epistel eingetroffen?“

„Das nicht, Alterle, aber eine Epistel ist eingetroffen von anderwärts her, die mich noch mehr freut. Sie ist aus Weimar datirt. Da seh!“

Er zog einen Brief hervor und reichte ihn dem Freunde über den Tisch hin und nun rings ging ein Fragen neugieriger Theilnahme los.

„Von Wieland!“ sagte Scharffenstein.

„Ah, von Wieland?“ lautete ein vielstimmiges Echo. „Vorlesen! vorlesen!“

„Silentium!“ schrie Kapff, mit dem Messer auf den Tisch schlagend.

„Darf ich?“ fragte Scharffenstein und Schiller nickte bejahend, indem er sagte: „Ich hatte an Wieland geschrieben, um mir von dem großen Dichter ein Urtheil über die Räuber zu erbitten. Mich drängte es, einmal von kompetenter Stelle ein solches zu vernehmen, und da hab’ ich denn gerade vorhin eine Antwort erhalten, die mich fast glauben macht, es sei nicht zu vermessen, wenn ich sage: Anch’ io sono pittore!“

„Ihr braucht nicht zu erröthen, wie ein Bad-



fischen, dem sein erster Liebhaber zum ersten Mal sagt, daß es schön sei," bemerkte der Sammetdoctor, als der junge Dichter roth wurde, wie betroffen über das selbstbewußte Wort, welches ihm entschlüpfte war. „Wißt Ihr, lieber Sohn, Ihr seid ein Keil, dessen Landmannschaft dem lebenswürdigsten aller deutschen Poeten schon recht sein kann. Und jetzt lest, wilber Krieger Scharffenstein.“

Der Brief wurde vorgelesen und da war Keilner in dem ganzen Kreise, dem er nicht wohlgethan hätte. Als ob der junge Ruhm des Dichters der Räuber einen Abglanz auf seine Freunde wärfe, so angenehm fühlten sich alle von dem Lob berührt, welches Wieland seinem Landmann spendete. Sein Schreiben war sachgemäß, human und landsmännlich warm. Er würdigte ohne Rückhalt das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistung Schillers, flocht einen feinen Wink über die Klippen ein, welche dem Genius des jungen Dichters drohen könnten, und prophezeichte demselben eine schöne Zukunft.

„Die Gläser gefüllt!“ rief Petersen. „Ich stürze einem Jeden einen Schoppen, der sich etwa weigern sollte, den Loast bis zur Nagelprobe zu trinken, den ich feierlich vorschlage. Christoph Martin Wieland, der Dichter der Rufarion und des Oberon dreimal hoch!“

Der Loast wurde jubelnd getrunken und gewissenhaft wurden die geleerten Gläser der geforderten Nagelprobe unterworfen.

Dann ging der Brief des gefeierten Mannes am Tische herum. Jeder wollte die schöne, reine Schrift betrachten, den eleganten Styl bewundern und den wohlwollenden Inhalt noch einmal für sich genießen.

„Ja, liebe Jungen,“ nahm der Sammetdoctor das Wort, „ja, der Wieland, das ist ein Ränule! Er ist, Spaß bei Seite, neben meiner Wenigkeit oder Würdigkeit einer der wenigen gescheldten Menschen, welche dormalen in Europa leben. (Sie sehen, mein werther Sir,“ schaltete er ein, zu Raleigh gewendet, — „ich bin höflich, ich spreche bloß von Europa; denn nach den neuesten Vorgängen in Ihrem Vaterlande unterliegt es keinem Zweifel, daß drüben in der neuen Welt nicht nur eine winzige Minorität, sondern sogar die ungeheure Majorität merkwürdig gescheldt sein muß) Ja, wenn Ihr den Papa Wieland sehen würdet, da kriegtet Ihr Respect. Und wißt Ihr, warum? Weil der Wieland ein großer Mensch ist, ohne eine Spur von Prätenfion. Ist lieblich das, versichere Euch. Der Mann spricht gerade so elegant und liebenswürdig warm, wie er schreibt.“

„Sie haben also das Glück, ihn persönlich zu kennen?“ fragte Raleigh.

„Und ob?“ versetzte der Doctor. „Ihr wißt ja, liebe Jungen, ich hatte die Ehre, das goldene Zeitalter oder, wenn Ihr wollt, die Flegeljahre der weimarer Geniewirthschaft mitdurchzumachen oder wenigstens mitanzusehen.“

„Sieht es der wunderliche alte Mensch wieder auf eine seiner Schnurren ab oder ist's ihm Ernst?“ fragte der stille Gonz den neben ihm sitzenden Hoven.

„Das möchte schwer vorauszusagen sein,“ erwiderte der Befragte. „Indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß unser alter und ewigjünger Freund wirklich längere Zeit in Weimar sich aufgehalten und die Bekanntschaft Göthe's, Herders, Wielands und anderer Koryphäen gemacht hat.“

„Doctor venerabilis, carissime Ahasvero!“ bat Petersen mit komischen Reverenzen, — „thuet auf die Schatzkammer Eurer Erinnerungen! Ich weiß, Ihr schreibt in Euren Mußestunden an Euren Memoiren, und obgleich ich Euch als Freund wünsche, daß Ihr leben bleibet in sæcula sæculorum, so hege ich als Gelehrter so zu sagen dennoch den stillen Wunsch, Ihr möchtet wenigstens noch bei meinen eigenen Lebzeiten in den Schol fahren, damit ich die

Ehre und das Vergnügen haben könnte, besagte Me-  
moires zu ediren.“

„Hol' Euch der Teufel, Bibliothekarius!“ ent-  
gegnete der Sammetdoctor lachend. „Ich hoffe noch  
lange genug zu Leben, um auf Eurem Grabe etliche  
Thänen freundschaftlicher Rührung vergießen zu  
können.“

„Fadelt doch nicht so lange, alter Bursch!“ schrie  
Kappf. „Ich seh' es Eurer Nasenspitze an, daß Ihr  
eben so gern erzählen möchtet, als wir zu hören be-  
gierig sind.“

„So, Ihr setzt mir Eure Lieutenantsplempe auf  
die Brust, wilder Krieger? Wenn ich nun den Hu-  
mor hätte, das Maul zu halten?“

„Das wären mir Humore!“ sagte Schiller.  
„Laßt die Kerle schwagen, Doctor, und gebt uns ein  
Capitel aus Euren Denkwürdigkeiten zum Besten.“

„Ja, thun Sie das, bester Doctor!“ bat Raleigh.

„Ei, alle Wetter, wenn es mein Goldstern, mein  
Herzblatt, unser Fritz, und item unser edler Birth  
aus Virginien haben wollen, da hilft kein Wider-  
stehen. Aber sagt, liebe Jungen, soll ich im Curial-  
styl oder im Facultätsstyl erzählen?“

„Warum nicht gar?“

„Zum Teufel damit!“

„Erzählt im privatmenschlichen, in Eurem eigenen Styl!“

„Ah, Ihr seid höflich, liebe Kinder! Ihr traut mir einen eigenen Styl zu? Wohl, werde mich bemühen, Euer Zutrauen einigermaßen zu rechtfertigen . . . Also paßt auf! Ich blättere in dem Buch meiner Erinnerungen und, wißt Ihr was? ich will Euch den Gefallen thun, in Eurem Kraftgeniestyl zu referiren.“

Man rückte näher zusammen, die Gläser wurden frisch gefüllt, die Pfeifen angezündet und der Sammetdoctor hob an: —

„Warum und wie ich nach Weimar kam, liebe Jungen, kann Euch völlig gleichgiltig sein; genug ich kam in das Netza der deutschen Genies zur Zeit, als . . . aber, me Hercule! da fällt mir ein, daß gute Erzähler vermittelst Anwendung von Contrasten wirken. Will daher contrastirend verfahren, indem ich zuförderst in besagtem Buch um diverse hundert Seiten rückwärts blättere. Treffe da auf eine Stelle, welche Euch darthun kann, wie vor fünfzig und eilf Jahren Gelehrte und Literaten in deutschen Landen tractirt wurden. Ist, verflüchere Euch, für junge Genies, für Titanen, Weltverbesserer und Himmelstürmer, was Ihr doch alle mehr oder weniger sein

welt, sehr belehrend, die Namen Friedrich Wilhelm und Karl August, Potsdam und Weimar zusammenhalten. Ergibt sich da ein staunlicher Gegensatz, welcher künftigen Literatoren und Historikern Stoff zu vielen und dicken Büchern liefern kann . . . Wohl, liebe Jungen, das wäre mein Prodigium. Jetzt nehme ich, mit Verlaub, einen Schluck Wein und stürze mich, eingedenk des alten geschiedten Kerls, des Horaz, *medias in res*.

„Habt Ihr schon von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. gehört? Denke, Ihr habt von ihm gehört und wißt, daß er ein gekrönter Korporal jeder Zoll war, welcher seinen erstgeborenen Sohn, den Fritz, der sich seither ganz passabel notabel gemacht hat, nicht gerade überzärtlich behandelte. Es ist sogar eine brutale Thatfache, daß er den ‚Querpfeifer und Poeten‘, wie er ihn titulierte, in einem seiner Wuthanfalle mal um's Haar mit der Vorhangschnur erdroffelt hätte, von späteren ähnlichen väterlichen Liebesbezeugungen nicht zu reden. Sehen uns aber Nichts an, diese Familiengeschichten; 's sind das Privatfachen, wißt Ihr, und da heißt es: *Chacun a son goût*. Hatte nun einmal der Preußenkönig solche curiose Geschmäcke. Unter andern auch den für ‚lange Kerls.‘ Solche für die potsdamer Garde

zusammenzufischen, mit allen Mitteln, um jeden Preis, durchstreiften seine Werber ganz Europa. Gab es da in besagtem Regiment Kerle von ganz unvernünftig langer Länge. Hatte den König, der sonst sparsam war wie 'ne alte Jungfer, das Stück von eintausend bis zu fünftausend Thalern gekostet. Ja, für einen Kerl aus Irland, den längsten aller langen, hatte er neuntausend Thaler bezahlt. Wohl, große Herren, wißt Ihr, müssen ihren Spaß, ihr Privatvergnügen haben, ist das recht und billig. Kommen freilich diese Späße uns Kleinen gewöhnlich theuer zu stehen. Thut das aber Nichts; ist die Ordnung Gottes so, liebe Jungen, wißt Ihr? Haben gegen diese Einrichtung alle Kraftgenies von Lucifer, Cain, Slob und Prometheus an bis herab auf Euch, liebe Jungen, Nichts auszurichten vermocht. Ist die ganze Welt nur ein kolossaler, unendlicher Speise- und Verdauungsprozeß und besteht die wahre Philosophie des Lebens darin, möglichst lang vor dem Gespeiß- und Verdautwerden sich zu wahren.

„Habe von Späßen der großen Herren gesprochen, nicht? Wohl, kam mich der Langkerlsparß des seligen, was sag' ich? — hochseligen Preußenkönigs theuer zu stehen. War in jungen Jahren ein erlicklich langer Kerl und studirte in Halle. Sah mich

aber von da urplötzlich und sehr rasch und ganz und gar gegen meinen Willen in die potsdamer Gardeleserne versetzt . . . . Seid Ihr jemals, liebe Kinder, mehrere Tage und Nächte lang in einer fargähnlichen, festverschlossenen, verfluchten Kiste gereist, die oben am Deckel mit etlichen Löchern zum Athmen versehen war? Nicht? Nun seht, in dieser, wie wir Schwaben sagen, arligen Manier ließ man mich meine unfreiwillige Ueberführung von Halle nach Potsdam bewerkstelligen. Sehr unbequem das, versichere Euch. Tief übrigens das Abenteuer noch ziemlich gnädig ab. Hatte nämlich die verdammte Muskete nicht lange zu tragen, maßen ich die Ehre hatte, die persönliche Bekanntschaft des Königs zu machen. Seine hochselige Majestät, vermerkt habend, daß eine gute Dosis schwäbischer Grütze unter meiner Schädeldecke vorhanden, item eine ziemlich respectable Anzahl medizinischer Kenntnisse, in Weiteren meine Hände eine würdliche chirurgische Geschicklichkeit besaßen, gerührte allergnädigst, mich in seine persönlichen Dienste zu nehmen, allwo ich im Ganzen zwar ein Hundeleben, im Einzelnen aber viel Amusement hatte. Sah und hörte da erstaunlich curiose Dinge.

Kennt Euch, liebe Kinder, von dem am damaligen preußischen Hof im Schwange gehenden Ton



schon daraus eine Vorstellung machen, daß ich Euch sage, was der König von dem großen Leibnitz hielt, welcher bei der gelehrten Königin-Mutter einen so bedeutenden Stand gehabt. Friedrich Wilhelm erklärte diesen berühmten Philosophen für einen zu gar Nichts tauglichen, selbst zum Schilbwachstehen unbrauchbaren närrischen Kerl“ . . . . .

Ein homerisches Gelächter brach an der Tafelrunde los. Nur Schiller blieb ernsthaft und sagte unwillig:

„Welche Barbarei!“

„Ja, mein Schönen,“ fuhr der Sammetdoctor fort, „sein ging es da nicht zu; aber ich stelle mir trotzdem vor, künftige Geschichtsschreiber werden den Hof Friedrich Wilhelms I. und sonderheitlich das berühmte Tabakskollegium in der Sittenbildergalerie des Jahrhunderts nicht ungern als ein Gegenbild zu dem französisch-frivolen und französisch-lüderlichen Wesen der meisten übrigen Höfe aufstellen. Dürfte zwar dieses deutschbilderbe Wachstubencharakterbild ein seltsames, aber nicht ungesundes und uninteressantes Cabinetsstück abgeben. Muß Euch daher von besagtem Tabakskollegium, in welches ich vermöge meines Dienstes Zutritt hatte, mehr erzählen. Waren da in den königlichen Schlössern zu Berlin, Potsdam

und Buxtehause'n eigene Tabakstuben nach holländischer Manier eingerichtet. Hier verbrachte der König mit seinen Generalen, Ministern und sonstigen Höfen die Abende. Saßen da die Herren mit ihren breiten Ordensbändern um einen großen Tisch herum, auf welchem holländische und deutsche Zeitungen lagen. Sie rauchten aus langen Thonpfeifen, und auch wer nicht rauchte, wie der alte Dessauer und der kaiserliche Gejandte Sedendorf, mußte dem König zu Gefallen mit einer unangebrannten Pfeife im Munde wenigstens so thun. Hatte auch Jeder einen weißen Deckelzug mit duckstainer Bier vor sich stehen. Da discuirte man und machte wichtige Staatsangelegenheiten gesprächsweise ab. Dabei war es des Königs Hauptgaudium, fürnliche Besuche durch das starke Bier betrunken zu machen und durch den Tabakqualm in Uebelkeit zu versetzen. Und, o, wie wurde dem Hauptzeitvertreiber, dem hochgelahrten Sündling, im Tabakcollegium mitgespielt! Die Gelehrten, den Adel und die Kanzleimenschen zu verhöhnen, häufte der König auf den Pedanten eine Masse von Würden. Er ernannte ihn zum Freiherrn mit sechszebn Abnen, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, welches ganze Institut aber jährlich nur dreihundert Thaler kosten durfte,

ferner zum Oberceremonienmeister, zum Kriegs- und Hofkammerrath, zum geheimen Finanzrath und Hofhistoriographen. Bei alledem mußte sich der Würdenträger zur Zielscheibe der ungeheuerlichsten Schmutzen hergeben, die sein Leben mehrmals gefährdeten. Es war ein verhältnißmäßig noch harmloser königlicher Spaß, daß der arme Gundling beim Nachhausegehen aus dem Tabakscollegium die Thüre seines Zimmers zugemauert fand und die ganze Nacht mit vergeblichem Suchen derselben zubringen mußte. Einmal bombardirte man ihn auf seiner Stube mit Raketen und Schwärmern. Ein andermal ließ der König dem Betrunkenen einen von den Bären, die zu Wusterhausen gehalten wurden, ins Bett legen und nur ein glücklicher Zufall entriß den Armen der tödtlichen Umarmung der Bestie. Da er sich aber allgemach abnügte, betrieb der König, um ihn durch eine Nebenbuhlerschaft wieder aufzufrischen, den gelehrten Fasmann, welcher, wie Ihr wißt, durch seine „Gespräche im Reiche der Todten“ damals einen Namen sich gemacht. Eines Abends mußte Fasmann im Tabakscollegium eine Satire auf Gundling vorlesen. Da ist der Verhöhnerte so rabbiat geworden, daß er dem Pasquillanten die zum Anbrennen der Pfeifen mit glühenden Torfstohlen gefüllte Pfanne ins Gesicht warf. Der

Fahmann, nicht faul, packt in Gegenwart der Majestät, seinen Gegner, kriegt ihn unter und bearbeitet ihm einen gewissen Körpertheil mit der heißen Pfanne dermaßen, daß der Gemißhandelte mehrere Wochen lang nicht sitzen konnte. Endlich ist der arme Gundling an vielem Trinken gestorben und in einem leeren Weinfäß begraben worden. An seine Stelle trat der Magister Morgenstern. Zwischen diesem und den Professoren an der Universität Frankfurt a. d. D. veranstaltete der König eines Tages eine feierliche Disputation über das Thema: „Gelehrte sind Salvader und Narren.“ Herrgott, was war das für ein merkwürdiger Actus! Ich sehe den Morgenstern noch auf dem Katheder sitzen, in einem blausammetnen, mit großen rothen Aufschlägen versehenen, über und über mit silbernen Hasen gestickten Rock, mit rother Weste, mit einer kolossalen, bis zu den Kniekehlen hinabhängenden Berrücke, statt des Degens einen Fuchschwanz an der Seite. Nachdem, unter ungeheurem Halloh der Studenten, die Disputation eine Stunde gewährt, ließ der König innehalten, beglückwünschte Morgenstern, drehte sich um, pfliff und klatschte mit den Händen, was alle Anwesenden nachmachten. . . . .  
 Seht, liebe Kinder, so wurden vor fünfzig Jahren  
 1856 XXII. Schiller II. 3

die Wissenschaften und ihre Vertreter in unserem Vaterlande behandelt.“

„Sie waren auch darnach,“ bemerkte Schiller. „Wäre es doch eine Entweihung der Wissenschaft, wenn man den Gundling, Fasman, Morgenstern und ähnliche Gesellen ihre Jünger nennen wollte. Gewiß dürfen wir mit Befriedigung sagen, daß auf diesem Gebiete seit fünfzig Jahren und namentlich in den letzten zwanzig Jahren ein bedeutender Vorschritt erzielt worden ist. Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Literatur hat gelernt, sich zu fühlen. Unser Klopstock, unser Lessing, unser Wieland haben sie zu einer Würde erhoben, welche über Beschimpfungen von Seite gekrönter oder ungekrönter Profanisten erhaben ist. Unsere Literatur hat sich ihre Stellung in der Gesellschaft erobert und sie hat das ganz aus eigener Kraft gethan, ohne die Vornehmen und sogar trotz ihnen. Ihr wißt, liebe Freunde, zur Stunde, als wir den Dichter des Götz und des Werther in den Räumen der Akademie so rubig, sicher mit Fürsten verkehren sahen, da fühlten wir Alle, daß in Deutschland endlich neben der Souveränität der Gewalt auch die Souveränität des Geistes zur Geltung und Anerkennung gekommen sei.“

„Ja,“ nahm der Sammetdoctor wieder das

Wort, „andere Zeiten andere Sitten, andere Menschen andere Nasen. Dem Himmel sei Dank für diese Abwechslung in der Tragikomödie des Lebens und der Geschichte! Und Ihr habt ganz recht, lieber Schiller, daß Ihr auf die größere gesellschaftliche Bedeutung, welche die Literatur neuestens gewonnen, einen nachdrücklichen Accent legt. Wäret Ihr in England gewesen, liebe Kinder, und hättet Ihr, wie ich, dort gesehen, was die Literatur ausrichten kann, wenn sie sich mit dem Leben verbündet, — doch, zum Teufel, ich glaube gar, ich fange an zu philosophiren wie ein Schulfuchs.. Was geht mich alten Berl, der Nichts mehr vom Leben will als ein bisschen Unterhaltung, all das literarische und nihilistische Lumpenzeug an? . . . Aber da gerade von Göthe die Rede war, wohl, so muß ich Euch sagen: der verstand 's, und wie verstand er es! Glaube Ihr Gränlinge, sein Odh, sein Werther, seine Sturm- und Dranglieder allein hätten es gethan? Fehlgeschaffen! Allerdings haben diese Dichtungen, soweit ich sie verstehe, die Stimmung unserer Zeit wunderbarlich getroffen. Es rumort darin prächtig der ungekürzte Sehnsuchtsdrang einer Gesellschaft, der es in ihrer Haut zu enge geworden. Das mußte packen, hinreißen, staunen machen. Aber um den Dichter

mit Fürsten verkehren zu machen wie mit Seinesgleichen, da gehörte noch etwas Anderes dazu. Wißt Ihr, was? des Mannes sieghafte Persönlichkeit. Seht, wäre ich ein frommer Heide, wie ich bekanntlich ein frommer Christ bin — lacht nicht, Ihr ungläubigen Satanaffe! — so würde ich sagen! Vater Zeus habe den Johann Wolfgang Göthe geschaffen, allen Menschen ein Wohlgefallen zu sein. Nie habe ich all meine Lebtag einen Mann gesehen, der es wie dieser Poet in der Gewalt gehabt hätte, allen Männern Respect, allen Weibern Liebe einzufößen. Er bezaubert beide, Männlein und Weiblein, sagte mir einmal Papa Wieland, und da hättet Ihr sehen sollen, wie der lebenswürdige Mensch auf Göthe hinsah mit von väterlicher Liebe leuchtenden Augen. Hatte der Wieland nicht vollauf Grund, auf Göthe erbost zu sein, der ihn mit der Farce „Götter, Helden und Wieland“ so herb verspottet hatte? Aber Nichts da! Der Göthe kam nach Weimar, wie ein junger Gott, kam, sah und siegte. Wieland war mit unter den ersten Besiegten. Habe Gelegenheit gehabt, die Abschrift eines Briefes zu sehen, in welchem Wieland wenige Tage nach Göthe's Ankunft an Jacobi schrieb, seine Seele sei so voll von Göthe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.

„Wohl, befand mich gerade unten im alten Wien, als ein aus Norddeutschland heimkehrender Freund, welcher auf seiner Reise Weimar berührt hatte, mir die unerhörte Rare mittheilte, der Herzog Karl August habe mit dem Dichter Göthe die vertrauteste Freundschaft auf Du und Du geschlossen und an seinem Hofe die flotteste Gentewirthschaft etablirt, welche je die Welt gesehen. Da gehe es hochgenialisch her und die Genies verkehrten mit den Hofdamen wie die lieben Engelchen im Paradiese, obgleich nicht gerade darauf zu schwören sei, daß dabei die paradiesische Unschuld immer eingehalten werde. Wurde mächtig neugierig, und da mich Geschäfte eigenthümlicher Art bald darauf nach Sachsen führten, verfuhr ich nicht, Weimar zu besuchen. Hatte dort mancherlei Connerionen, auch am Hofe, insonderheit durch den Geheimrath Bode, mit welchem ich angedeuteter Geschäfte halber schon seit längerer Zeit in Verkehr gestanden war.

„Ent, war also da, und seht, ich alter Knabe schwamm bald lustig mit in dem wildgenialischen Strom. Der Göthe hatte es Allen angethan, hatte, wie sich Papa Wieland ausdrückte, Alle „wüthig“ gemacht vor unbändiger Lebenslust. O Himmel, was war das für ein Wechsel von Jagden, Trinkgelagen,



Komödien- und Liebespiel! Und über all dem Teufelszug, das da an der Tages- und Nachtordnung war, schwebte einer glänzenden Lichtwolke gleich die stets zu Ernst und Scherz fertige Poesie Göthe's. Das war da für ein beständiges Kommen und Gehen von wandernden Genies, welche oft in einem Aufzuge zu Weimars Thoren einzogen, der es nöthig machte, daß Bertuch, des Herzogs Schatzmeister, in seine Rechnungen eine stehende Rubrik einführte, welche mit an deutsche Genies ausgetheilten Hosen, Westen, Strümpfen und Schuhen ausgefüllt war. Ueber das Eigenthum gingen unter diesen Leuten sehr wunderliche Begriffe um. Das studentische „Schließen“ war eine stehende Mode. Der Göthe hat oft zu Bertuchs Frau geschickt, um sich ein Schnupftuch oder in die herzogliche Garberobe, um sich weiße Cannevasbettslieder und ditto Weste, obligate Artikel der Genietracht, holen zu lassen. Unter den Kommenden und Gehenden sah ich auch den halbtollen Lenz und den anticyntischem Stoicismus und Rousseau'schem Naturenthum zusammengefügten Allger, Dichterbrüder Göthe's von Straßburg her. Der Erstere meldete dem Freunde seine Ankunft mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen und sucht, wo er seinen Fuß hinsetzt,“ — der Andere las eines Abends

in zahlreicher Gesellschaft eines seiner neuen Sturm- und Drangtrauerspiele vor, bis Göthe aufsprang und davonlief mit den Worten: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!“ Der stoische Klinger ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern steckte ruhig sein Manuscript ein und sagte nachdenklich: „Curios! das ist nun schon der Zweite, mit dem wir das heute begegnete.“

„Die oberste Patronin der Geniewirthschaft am Belmarhofe war die Herzogin-Mutter Amalia. Diese gemüthvolle, leichtlebige Frau, welche mit Wieland den Aristophanes in der Sprache las, hatte an all den tollen Schwänken eine rechte Seelenfreude. Denkt Euch, der Göthe hat sich im Gemach der hohen Frau im Uebermuth kraftgentallscher Ausgelassenheit manchmal mit aufgelösten Haaren auf dem Bodenteppich gewälzt, während Papa Wieland in der Sophaecke neben der Herzogin sein Mittagesschläfchen machte. Man lebte da mit der Angenirtheit der olympischen Götter. Neben dem Dorfe Grünenbach waren die beiden ländlichen Schlösser der Herzogin Amalia, Ertersburg und Lieffart, die Lieblingschauplätze dieses Götterlebens. Auf der Terrasse von Ertersburg wurden jene oft ganz aus dem Stegreif angehobe-

nen Komödien und Operetten aufgeführt, in welchen die Herzogin und ihr Hofräulein, die wichtige Louise von Göchhausen, dann der Herzog Karl August und sein Bruder Konstantin, ferner Göthe, Knebel, Bode und Bertuch, endlich die Hofherren Wedel und Einsiedel Rollen übernahmen. Da sah und hörte ich auch die herrliche Corona Schröter spielen und singen, da sah ich dem liebenswürdigen Märchenerzähler Musäus in der Rolle des Kranken in der Hans Sachs'schen Posse vom Narrenschneiden durch Göthe, welcher den Arzt machte, die einzelnen Narrenpüppchen aus dem Bauche schneiden. Oft wurden die dramatischen Spiele, womit Zigeunerwirthschaften und andere Nummereien aller Art sich verbanden, Abends mitten im Walde, bei Fackelschein und auf improvisirten Waldbühnen gegeben.

„Es ist wahr, manchmal erreichte die genialische Ausgelassenheit eine Höhe des Uebermuthes, welcher vor Kränkungen von Freunden keineswegs zurückschrak. Sah ein paar schnadische Exempel dieser Art mit an. Erinnere mich, daß mal, zur Feier des herzoglichen Geburtstages, zu Ettersburg eine von dem muthwilligen Oberhofmeister Einsiedel verfaßte Farce, betitelt Orpheus und Euribice, aufgeführt wurde, durch das vorhin erwähnte Personal natürlich. War das

Stück nichts Anderes als 'ne fürchterliche Parodie von Wielands Alceste und hatte Papa Wieland das sonderbarliche Vergnügen, diese Parodie mitanzuhören. Nachte lange gute Miene zum bösen Spiele, der Wieland, als aber das Ding gar zu arg wurde, als die Arie: „Weine nicht, Du Abgott meines Lebens!“ auf die allerschurrigste Art, unter Begleitung des Posthorns, abgeleiert und auf den Reim Schnuppe ein ewiglanger komischer Triller gesetzt ward und die zahlreiche Versammlung ganz wüthend Da capo! schrie, da wurde Euch der Gute doch fuchsteufelswild, lief davon und beklagte sich Tags darauf über den unsauberen Geist der Poliffonnerie, der in die Leute gefahren sei. Jedoch der Götze hatte den Beleidigten bald wieder versöhnt.

„Müßt aber nicht glauben, liebe Kinder, daß in jenen Tagen der weimarer Geniewirthschaft aller Ernst in dem rauschenden Strudel der Zerstreungen untergegangen. Sah da, verschere Euch, auch Stunden, die ich, falls ich ein Poet wäre, Stunden der höchsten Weihe nennen würde. Eine solche Stunde war mir in dem Gartenhäuschen Götze's zu erleben vergönnt. Stand und steht dieses Gartenhäuschen, ungefähr zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, am sogenannten Stern im herzoglichen Park inmitten hoch-

wipfeligcr Baumgruppen. Sicher flüchtete sich Göthe aus dem kraftgenialischen Gedränge. Hier hat oft in einsamer Nacht die Muse ihn geküßt, — alle Wetter, ich werde unwillkürlich poetisch. Hier gestattete er nur seinen Vertrautesten Zutritt, hier verlebte er die besten Augenblicke seiner Freundschaft mit Karl August, einer Freundschaft, die meines Wissens ganz einzig in der Geschichte dasteht. Ein glücklicher Zufall verschaffte mir den Eintritt in die Einsiedelei des Genius. Ich hatte Gelegenheit gehabt, der Geliebten Göthe's, der Frau von Stein, einen Dienst zu erweisen. Eine merkwürdige Frau, diese Charlotte von Stein. Sie ist nicht schön, ist um mehrere Jahre älter als ihr Geliebter, aber sag' Euch, ich lernte den Zauber, welcher ihn an sie fesselte, begreifen. Es umgibt sie eine Atmosphäre der Anmuth, in welcher Einem unbeschreiblich wohl zu Muthe wird . . . Wohl, Frau von Stein führte mich in dem Gartenhäuschen ein, und da hat uns in einer schönen Sommernacht der Göthe ein wunderbares Gedicht vorgelesen oder vielmehr Fragmente eines wunderbaren Gedichtes, die, wie er sagte, während seines Aufenthalts in Straßburg entstanden waren. Es waren Szenen eines Drama's, so eigenthümlich, so originell, so dämonisch, daß wir etwas auch nur

entfernt Aehnliches niemals vorgekommen. Das Gedicht behandelt die alte Sage vom Doctor Faust, der den Teufel beschwört und ihm seine Seele verschreibt. Aber wie tief ist dieser Stoff erfaßt, wie kühn umgeformt! In titanischer Verzweiflung empört sich der Held gegen die Schranken des Menschenseins und will, erfüllt vom schmerzlich süßen Gefühl der Unendlichkeit, die Fesseln der Endlichkeit zerbrechen. Dem idealischen Stürmer zur Seite schreitet der Träger des Prinzips der Verneinung, der sarkastische Dämon Mephistopheles, dessen Philosophie, wenn ich mich recht erinnere, sich zusammenfaßt in den Versen: „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht . . .“ Ah, sag' Euch, wäre mir erquicklich, sehr erquicklich, wenn es dem Göthe behagte, mit dem ganzen Werk hervorzutreten, bevor ich zur Grube fahre.

„Doch zum Henker mit den Grabgedanken! Es lebe das Leben! Gäbe es nur von Zeit zu Zeit immer wieder so 'ne Auffrischung, wie ich damals zu Weimar eine an mir erfuhr. Denkt Euch, Kinder, den alten Sammetdoctor, wie er unter den weimarer Genies in des Werthertracht lustig sich umtrieb. Ja, beim Jupiter, so that ich, machte die tollsten Schnurren mit, war ungeheuer liebenswürdig, verliebte mich

auch schier teuflmäßig und machte Verse, daß es frachte.“

„Nun, da hört Alles auf!“ rief Petersen lachend aus. „Ihr, Doctor, Ihr machtet Verse? Da sage noch Einer, es gebe keine Mirakel.“

„Hat sich was zu mirakeln!“ entgegnete der alte Herr. „Besitzt etwa Ihr Grünlinge das Monopol' des Versemachens? Kommt, seid gute Bursche, schenkt mir mein Glas voll und dann paßt auf! Will Euch ein Lied singen, eine Litanei auf das Menschenleben, die ich dem Kouffcau abgelauscht und ganz ordentlich in Verse und noch obendrein in Russisch gesetzt habe.“

Er leerte das vollgeschenkte Glas mit einem Zuge, räusperte sich und sang mit seiner kräftigen Stimme zu singen an:

„Wahrlich, wahrlich, arme Jammerföhne  
Sind wir hochgepries'ne Herrn der Welt,  
Von Beginn an, bis die letzte Thräne  
Aus des armen Schächers Auge fällt.  
Schlüpfen wir kaum erst aus unsrer Lonne  
In dieß große, weite Narrenhaus,  
Grüßen wir schon mit Geheul die Sonne,  
Alles Elend fühlen wir voraus.  
Trägt der Knabe seine ersten Hosen,  
Steht schon ein Vedant im Hinterhalt,

Der ihn hndelt, ach, und ihm der großen  
Römer Weisheit auf den Rücken malt<sup>\*)</sup> . . . . .

Aber der Sammetdoctor konnte sein Lied nicht zu Ende bringen. Denn in der Oeffnung der hastig aufgerissenen Thüre erschien plötzlich der Jägerleutnant Zuccato und rief ohne Umstände in die überraschte Tafelrunde herein:

„Eine ungeheure Neutigkeit! Die Turbinella ist entführt!“

Die Bande fuhr von ihren Sitzen auf und umringte mit tumultuartschen Fragen den Aufdämmling.

Nur Armbruster und Raleigh blieben sitzen, aber dem Letzteren entfuhr ein halbunterdrückter Ausruf und seine Stirne wurde bleich. Der alte Arzt blickte ihn scharf an und sagte:

„Rein werther Sir, ist Ihnen unwohl? Geschwind, lassen Sie mich Ihren Puls fühlen.“

„Es ist Nichts,“ entgegnete der Virginitier, ein Lächeln erzwingend. „Bemühen Sie Sich nicht, lieber Doctor.“

---

\*) Bekanntlich schrieb man dieses Gedicht Schiller zu und lange galt die Meinung, derselbe habe es in seinem sechs-  
zehnten Jahre verfaßt. Der Irrthum ist aber jetzt barge-  
than und die Autorschaft Armbrusters kann leicht nachge-  
wiesen werden.



„Erstcht mich nur nicht, ventre' del diavolo!“  
schrie Zuccato, sich Luft machend. „Ihr sollt ja  
Alles wissen, was ich selber weiß.“

„Nun, was weißt Du denn?“ — „Heraus  
damit!“ — „Von wem wurde die Turbinella ent-  
führt? Wie? Wo? Wann? Wohin?“

„Ja,“ sagte der Sammetdoctor, zu dem jungen  
Dalmaten sich wendend, — „sag' an, mi fili: ubi,  
quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?“

„Ah, Sie sind auch da, weisester aller Docto-  
ren?“ entgegnete Zuccato. „Und auch Sie, Herr  
Kaleigh? Ei, ja richtig, war ja große Gasterei, —  
hatte es in meiner Consternation ganz vergessen.  
Suchte Sie eigentlich, habe eine Bestellung für Sie...  
Aber nicht wahr, wer hätte das gedacht? War, auf  
Ehre, wie aus den Wolken gefallen... Ein ver-  
fluchter Kerl der Chevalier... 's wird gewiß ein  
ungeheures Geschrei in der Stadt abgeben... die  
Dinetti...“

„Ei, so schwab' Du und der Teufel!“ fiel ihm  
Kapff in die Rede. „Kreuzmillionenschuß, hat man  
je einen so wirbelligen Kerl, so einen verdrehten  
Gespel, so einen Sparrewantel gesehen? Wirft Alles  
durch einander wie Kraut und Rüben. Ruß ich  
Dich katechisiren, Junge?“

Und der lustige Lieutenant stellte sich vor seinen Kameraden von den Jägern und that, Haltung und Rajalstimme eines bekannten überfrommen Predigers der Residenz nachahmend, die Frage:

„Also die Turbinella wurde entführt?“

„Ja.“

„Von wem?“

„Von dem Teufelskerl, von dem Chevalier.“

„Wohin?“

„Bis nach Schorndorf. Dort wurde während des Pferdewechsels das Paar eingeholt.“

„Von wem?“

„Von dem Generaladjutanten des Herzogs.“

„Das Abenteuer war also schlecht arrangirt gewesen?“

„Es scheint nicht. Aber die Binetti, bei welcher der Chevalier während seines Hierseins häufig aus- und einging, wollte wissen, das Paar sei bei einem Rendezvous von dem ludwigsburger Schloßgarten-inspector Walter belauscht worden und dieser habe dem Herzog bei Zeiten einen Wink gegeben.“

„Om, ziemlich unverständlich das, Schwerenoth! Und man hat das flüchtige Paar hierher zurückgebracht?“

„Nein, nicht das Paar, nur den Chevalier.“

„Oho, der sitzt wohl fest? Wahrscheinlich schon

auf dem Asperg, in den Klauen des frommen Sünders, des Generals Rieger?"

"Nein, man hat ihn laufen lassen."

"Was? Wie ging das zu?"

"Weiß nicht. Die Binetti that freilich so, als wüßte sie davon."

"Hol' der Teufel die alte Schachtel! Aber die Turbinella?"

"Wurde nicht hieher zurückgebracht."

"Wohin denn?"

"Weiß nicht. Die Binetti wußte bloß oder wollte bloß sagen, daß der Generaladjutant mit dem Fräulein weiter das Neusthal aufwärts gereist sei."

"Mysteriös das!"

"Verteufelt! . . . Aber ich muß nun eine Bestellung der Binetti an Herrn Raleigh ausrichten."

Dies sagend zog Zuccato ein kleines versiegeltes Paket aus der Brusttasche und übergab es dem jungen Amerikaner, an welchen die Adresse lautete.

Raleigh löste Schnur und Siegel. Eine hübsche Anzahl holländischer Dukaten und ein Billet fielen aus dem Umschlag auf den Tisch. Ohne die ersteren zu beachten, griff Raleigh nach dem zweiten, und während er es las, konnten die neugierig

auf ihn schauenden jungen Männer bewerten, daß Röthe und Blässe rasch auf seinen Zügen wechselten.

„Liebe Freunde,“ sagte er dann mit seiner gewohnten Ruhe, — „der Herr Chevalier ist ein Mann von Welt. Er hat mir vor seiner Abreise von hier angezeigt, daß er eine zwischen uns schwebende scherzhafte Wette verloren gebe, und hat, wie Ihr seht, den Betrag derselben seinem Schreiben beigelegt.“

Während dann die jungen Leute, über die große Neugierde des Tages umständlich sich auslassend, ihren Kameraden Zuccato von Neuem ins Gebet nahmen, stand Raleigh, ohne Aufsehen zu erregen, von seinem Plaze auf, zog Schiller an ein Fenster, schob ihm das Billet in die Hand und sagte:

„Les es für Dich.“

Das Billet war französisch geschrieben und hatte diesen Inhalt:

„Mein Herr! Ich habe meine Wette verloren und gebe mir die Ehre, Ihnen im Anschluß den Betrag durch meine gütige Freundin, die Schauspielerin Binetti, zu übermachen. Ich füge das für einen Mann meines Schlages demüthigende Geständniß hinzu, daß ich auch im Falle des Gelingens meines verunglückten Entführungsplanes kaum jemals Ausicht gehabt hätte, sagen zu können, daß ich die

Wette gewonnen. Dieses Mädchen ist das seltsamste, unnahbarste und unbefleglichste Geschöpf, welches ich je kennen gelernt . . . Das Abenteuer hätte für mich schlimm ablaufen können. Der Herzog sei im ersten Augenblick vor Zorn außer sich gewesen. Die Signetti half mir aus der Patsche, durch Verwendung ihres Liebhabers, des . . . schen Gesandten. Vielleicht begnügte man sich auch nur deshalb, um weiteren Gloriat zu vermeiden, damit, mir zu befehlen, auf der Stelle die Residenz und das Land zu verlassen. Ich gehorche natürlich schleunigst. Da ich aber annehmen muß, daß Sie sich für Fräulein E. interessieren, sage ich noch, daß ich während der schändlichen Katastrophe meines Unternehmens in Schorndorf zu ergatteren wußte, das Fräulein würde in ein Frauenkloster der Reichsstadt Osmünd gebracht werden . . . Hiemit habe ich die Ehre, Sie zu grüßen und mich zu nennen Ihren ergebenen Diener S. C. Chevalier de Seingale."

---

## Zweites Capitel.

Und Poesie auch ist's, wenn man zu zweit durch eine blühnde Frühlingslandschaft reit't." — Von der alten Reichthumt Grund. — Eine Gewissensfrage. — Begegnung mit einem Sauerbrunnentrinker. — Ein Paßwort. — Von Porzobosen und Geheimbänden. — Wiederum eine Abschweifung, aber keine subjective.

Wie die Anatomie des Schmerzes und der Schwermuth, ist auch die der Lust und des Frohsinns schon in vielen und guten Büchern abgehandelt worden. Aber was ist eigentlich das Vergnügen? Ein Zustand des Behagens, in welchem die Dinge der objectiven Welt auf den Geist und die Leiblichkeit des Subjects gleich angenehm einwirken. Wie hölzern klingt das, wie gar nicht vergnüglich! Es dürfte überhaupt unmöglich sein, eine allgemeine Definition eines Begriffes zu geben, welcher in so unendlich viele Nuancen zerfällt als es Menschen gibt. Der große Doctor Johnson, welchen viele Engländer noch jetzt für einen Poeten halten und welcher Carlyle zufolge sogar ein Held war, erklärte es für das höchste Vergnügen, in einer guten englischen Postkutsche auf einer guten englischen Straße hinzurollen. Sein Zeitgenosse Goldsmith behauptete, das höchste

Vergnügen sei, auf einem Sopha ausgestreckt liegend einen guten Roman zu lesen, und um dieses Vergnügen seinen Mitmenschen zu ermöglichen, schrieb der Gute selber einen der besten aller Romane. Wir selbst waren einst einem Manne befreundet, welcher alles Größtes der Ueberzeugung lebte, das höchste Vergnügen bestehe darin, einem schönen Mädchen zuzusehen, welches mit graziosen Fingern seinem Geliebten eine Orange zum Genuße zubereite. Nämlich, setzte ich hinzu, wenn man das Glück hat, dieser Geliebte zu sein, — was er aber für eine verdammlich egoistische Verdrehung seiner Ansicht erklärte. Ich meinte dann, wenn auch nicht das absolut höchste, doch jedenfalls ein höchstes Vergnügen sei es, in jungen Jahren, wo noch die Pulse leicht und fröhlich schlagen, mit einem guten Kameraden zur Seite unter blauem Himmel auf schnellen Rossen durch einen blühenden Frühlingmorgen hinzureiten, — und mein Philosoph des Vergnügens that mir die Ehre an, kopfnickend zu sagen, das sei in der That nicht ohne . . . . .

Die Poesie dieser Situation mochten auch die beiden jungen Männer, welche in der Frühe eines hellen Matmorgens die Straße von Stuttgart nach Cannstadt hinabritten, mit Behagen einathmen. Wir erkannten in den Reitern Schiller und seinen Freund

Raleigh, welche, wie die Mantelfläche hinter ihren Säbeln andeuteten, zu einer längeren Reise gerüstet waren. Der Dichter, welcher heute nicht die sächsisch-terkische Feldschereruniform, sondern einen bürgerlichen Anzug trug, der seinen Gliedmaßen größere Freiheit gestattete, — der Dichter insbesondere fühlte sich augenscheinlich sehr wohl und ließ sich in seiner heiteren Stimmung auch nicht durch den Umstand beeinträchtigen, daß das rasche Pferd, welches er ritt, von Zeit zu Zeit durch gewisse ungeduldige Bewegungen zu erkennen gab, es sei vollständig überzeugt, daß sein ehemaliger Reiter zu den in der edlen Reitkunst mündiger Erfahrenen gehöre.

Des schönen Morgens und des Glückes froh, für einige Tage der lästigen Fesseln seiner dienstlichen Stellung entledigt zu sein, sagte er zu dem schweigsam neben ihm reitenden Freunde:

„Es kommt mir, lieber William, fast wie ein Traum vor, daß ich da mit Dir auf Abenteuer ausreite. Noch gestern hätte ich so eine Episode in der Eintönigkeit und Miserabilität meiner Existenz für eine wunderliche Phantasie halten müssen. Wie hast Du's nur angestellt, mich für eine ganze Woche aus meiner Feldschererei loszureißen?“

„Das machte sich leicht,“ erwiderte Raleigh.



„Wie Du weißt, hatte ich früher Gelegenheit, die Bekanntschaft Deines Regimentschefs, des Generals Augé, zu machen und denselben einige Stunden lang von dem amerikanischen Krieg zu unterhalten. Als ich Dir gestern meinen Entschluß, ins Remsthal hinaufzugehen, mittheilte und Dir dabei den Wunsch, mich zu begleiten, anmerkte, ging ich zu dem General und erbat und erhielt von ihm für Dich Urlaub auf eine Woche. Das ist Alles . . . Doch nein; um ganz ehrlich zu sein, muß ich Dir sagen, daß ich bei der Sache auch mein eigenes Interesse im Auge hatte. Du sagtest mir, daß Du zur Zeit, als Du mit Deinen Eltern in Lorch lebst, von diesem württembergischen Grenzort aus häufig nach der nahegelegenen alten Reichsstadt gekommen seiest.“

„Ja freilich. Mein Vater war damals als Werbepflichtiger in Lorch stationirt und mußte in seinen Geschäften oft viele Tage hinter einander in Omünd zubringen. Da besuchte ihn dann die Mutter und nahm Phinele und mich mit.“

„Du kennst also die Stadt?“

„Wie eben ein Knabe von acht und neun Jahren eine Stadt kennen kann. Mein Vater wurde schon 1768 von Lorch weg nach Ludwigsburg versetzt und ich bin seither noch nie wieder ins Remsthal hinauf-

gekommen. Aber der Schauplatz meiner kindlichen Anschauungen und Spiele ist mir in lieber Erinnerung geblieben, um so mehr, als sie von einem Kammeraden der besten Art getheilt wurden, von dem stillen Gonz, welchen Du bei unserem Symposion im Dohsen kennen gelernt hast. Der Dritte in unserem Bunde war Christoph Moser, der Sohn des strengen, aber wackeren Ortsgeistlichen. Wir drei Knaben wollten sämmtlich Theologen werden. Der alte Moser war unser Lehrer in den Rudimenten des Wissens, und obgleich mir seine Strenge damals als grausame Härte erschien, sah ich später doch ein, daß ich Grund hatte, seiner dankbar zu gedenken, und so gab ich dem in den Räubern auftretenden Geistlichen den Namen Moser.“

„Wie glücklich seid Ihr Dichter! Allem was Ihr achtet oder liebt, vermögt Ihr Leben zu verleihen über Tod und Grab hinaus . . . Um aber auf Omünb zurückzukommen, was ist denn das für eine Art Stadt?“

„Eine in einem schönen Wiesenthale gelegene, durch ihre Goldschmiedsarbeiten und den lebhaften Handel damit weithin bekannte, dabei echt katholische alte Reichsstadt. Ich hörte sagen, ihr Name komme von dem lateinischen gaudia mundi her, und soviel

ist gewiß, daß die Sitten der Ömünder dieser Ableitung des Namens ihrer Stadt nicht widersprechen. Sie sind ein sehr lebenslustiges Volk, aber auch ein sehr gutmüthiges, gastfreies und umgängliches. Daß ich ihre Katholizität betonte, mag daher kommen, daß ich in Ömünd zuerst eine Anschauung von dem katholischen Wesen erhielt und dasselbe deshalb auf mich, den strenglutherisch erzogenen Knaben, einen sehr lebhaften Eindruck machte. Wie wunderbar erschien mir die erste Feier des Fronleichnamfestes, wobei die ganze Stadt ein blühendes Festgewand angezogen hatte und Rath, Bürgerchaft und Geistlichkeit in Pompentfaltung wetteiferten. Wie eigen fühlte ich mich angemuthet, als ich in der Stadtpfarrkirche, einem mächtigen gothischen Bauwerk, zum ersten Mal ein solennes Hochamt celebriren sah. Unser Verstand mag sagen, was er will, er wird dem katholischen Cult nie den ungeheuren Vorzug bestreiten können, daß er höchst bedeutsam auf eine der Grundkräfte des Menschen, — vielleicht die edelste — auf die Phantasie einwirkt. Der protestantischen Kirche fehlt allzu sehr das Element der Schönheit. Der Mensch kann nicht vom Brode allein leben, und wäre es auch himmlisches Manna . . . Auch die Wunderer, die ich in meinen Knabenjahren in Ömünd kennen

lernte, wenigstens in ihren Aeußerlichkeiten, übte einen starken Reiz auf meine Einbildungskraft. Die Stadt ist voll von Klöstern, von schwarzen, braunen und weißen Nuten. Es gibt da, wenn ich mich recht erinnere, Dominikaner, Augustiner, Franziskaner und Kapuziner. Außerdem zwei Nonnenklöster, eines in, ein zweites außerhalb der Stadt. In der Kirche des letzteren, welches an der Straße nach Aalen gelegen und, glaub' ich, ein Ursulinerinnenconvent ist, sah ich eine Novize einkleiden. Es war ein schönes junges Mädchen. Ich weiß noch, daß ich heftig weinen mußte, als ich die langen blonden Haare des armen Kindes unter der unerbittlichen Scheere fallen und den schwarzen Schleier über den so mißhandelten Kopf und das bleiche Antlitz decken sah. Das Kloster heißt Gotteszell."

„Ein passender Name für einen Ort, fürwahr,“ bemerkte Raleigh bitter, — „wo junge Mädchen von Allem abgesperrt werden, was das Leben süß und schön macht. Denke Dir die wunderbar schönen Haare Lauretta's unter der Klosterscheere fallend. Schon die bloße Vorstellung könnte Einen toll machen . . . Du sprichst von dem Element der Schönheit im katholischen Cult. Nun ja, ein solches ist darin vorhanden und unser protestantischer Gottes-

dienst dagegen ist von einer Gemüth und Phantasie abstoßenden Nüchternheit . . . Du solltest mal erst so ein puritanisches Bethaus in Neu-England sehen. Das ist so steifleinene Prosa, daß, damit verglichen, Euer lutherischer Ritus und unser anglikanischer noch hohe Poesie sind . . . Aber, lieber Freund, mag mir auch das Puritanerthum herzlich zuwider sein, ein standhafter Protestant will ich sein und bleiben.“

„Freilich, freilich,“ versetzte Schiller heiter. „Du protestirst, daß Lauretta ihrer schönen Haare beraubt werde, und, beim olympischen Zeus! ich schliesse mich Deinem Protest mit ganzer Seele an. Indessen, glaube mir, Fräulein Windsbraut wird die heilige Scheere von ihren Locken entfernt zu halten wissen. Es ist ganz und gar kein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß sie sich ohne Wetters werde zu einem Nönnchen machen lassen. Ich möchte wetten, schon jetzt tanzt das ganze Kloster, wo sie sich befindet, nach ihrer Pfeife.“

„Aber welches Kloster ist dieß? Befindet sie sich überhaupt in einem Kloster? Hat man den Chevalier nicht vielleicht absichtlich irreführt?“

„Oh, nach alledem, was Du mir über diesen Mann sagtest, scheint er mir Keiner zu sein, dem man so leicht eine Nase dreht. Sein Billet an

Dich trägt auch durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit. Ueberdies kommt es mir ganz plausibel vor, daß man dem wilden Kind einstweilen ein Kloster zum Aufenthalt anwies. Der Herzog, weist Du, gehört selber der katholischen Confession an, und obgleich er in religiösen Dingen viel zu liberal denkt, als daß er es je hätte unternehmen wollen, seine Württemberger zu seinem Glauben zu bekehren, so mag ihm doch gerade bei diesem Vorkommniß die Beobachtung eines katholischen Brauches ganz passend gezeigten haben. Für ein Mädchen, das die Caprice hatte, sich entführen zu lassen, ist ein zeitweiliger Aufenthalt in einem Kloster gar nicht so übel gewählt. Ich sehe darin um so weniger etwas Bedrohliches, als ich überzeugt bin, daß bei dem ganz entschiedenen lebhaften Interesse, welches Karl dem Fräulein von jeher bezeugte, Lauretta gewiß Mittel und Wege finden wird, ihre klösterliche Haft abzukürzen.“

„Höre, lieber Freund, eine Gewissensfrage! Glaubst Du, Fräulein Lauretta sei die Tochter des Herzogs?“

„Ich möchte es glauben, denn viele Anzeichen sprechen dafür, wie ich Dir schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt. Aber Deine Frage stricte zu beantworten, dürften nur der Herzog oder Lauretta

selbst oder vielleicht auch die Generalin Wimpfen im Stande sein.“

Raleigh schwieg eine Weile nachdenklich. Dann sagte er:

„Sei dem Allen, wie ihm wolle, Lauretta soll und muß erfahren, daß sie treue Freunde habe.“

Unter diesem Gespräche hatten die beiden Reisenden die Neckarbrücke bei Cannstadt passirt und waren durch die stillen Gassen des alten Ortes geritten. Als jenseits desselben ihre Pferde langsam die gen Waiblingen zu ansteigende Straße hinausschritten, bemerkten die Freunde vor sich einen Fußgänger, dessen Scharlachroth in der Morgensonne glänzte.

„Schwerenoth, so wahr ich lebe, der Sammetdoctor!“ rief Schiller aus.

„Et freilich, der Sammetdoctor,“ versetzte der Genannte, sich umlehnend und in seiner gewohnten ceremoniösen Weise grüßend.

Die Freunde hielten ihre Pferde an und erwiderten den Morgengruß.

Der alte Herr brückte den goldenen Knopf seines mächtigen Rohrstocks an die Nase, blinzelte schelmisch und sagte:

„Glück auf, meine treuenden Herren Ritter, Mes-

sieurs les chevaliers sans peur et sans reproche! Also an diesem gesegneten Morgen, wo anständige Leute, nachdem sie da drunten in dem alten Nest ihren Sauerbrunnen getrunken, einen der Gesundheit zuträglichen Spaziergang machen, reitet eine thatendurstige Jugend auf Abenteuer aus? Soll ich sagen, wie der Held de la Mancha und sein edler Sancho Panza? Oder vielleicht wie der große Sir Gudibras und sein tapferer Knappe Ralf? Denn die Fahrt geht, scheint es, hinauf ins katholische Land und da ist es wahrscheinlich à la Gudibras auf Belehrungen abgesehen.“

„Doctor, seid Ihr des Teufels?“ sagte der Dichter lachend. „Wer hat Euch gesagt, daß wir ins katholische Oberland wollen? Ich fange nun doch bald zu glauben an, daß Ihr, wie die Leute sagen, einen spiritus familiaris besitzt.“

„Einen spiritum familiarem, lieber Sohn, wenn es Euch beliebt. Auf die Frage wen oder was setzt man den Accusativum, wißt Ihr? Ja freilich besitze ich so einen dienstbaren Geist, meinen gesunden alten Menschenverstand. Der sagt mir, Ihr Herren seid zwar nicht auf Drachen oder Ungläubige aus, wohl aber nach einem gewissen irrenden Früulein, nomine Turbinella.“



Raleigh, dem diese Mitwissenschaft des Sammetdoctors nicht sehr angenehm war, vermochte eine Bewegung der Ungebulb nicht zu unterdrücken. Sie entging dem Falkenauge des alten Herrn nicht, aber er ließ sich dadurch sein Concept nicht verrücken.

„Ich will Euch nicht lange aufhalten,“ sagte er, „denn ich sehe es meinem werthgeschätzten Herrn Amerikaner an, daß er Eile hat. Im Uebrigen liebe ich es, wenn die Jugend abenteuerlustig ist. Also nur frisch zu! Aber wie der Jugend die That, so steht dem Alter der Rath an. Will Euch daher rathen, etwas wenigens; nachher könnt Ihr thaten, wie es Euch beliebt.“

Schiller gab seinem Freunde mit den Augen einen Wink und erwiderte:

„Ja, rathet uns, lieber Doctor, denn ich sehe nun schon, daß Ihr wißt, wohin wir wollen und warum wir dorthin wollen.“

„Freilich, freilich. Ihr meint, es dürfte der göttlichen Turbinella in dem gmünder Kloster, in welches man sie gethan, um für einen curiosen Seitensprung Buße zu thun, schier zu langweilig werden, — nicht wahr? Ihr meint ferner, es sei Eure ritzerliche Pflicht und Schuldigkeit, der schönen Dame zur Abkürzung dieser langweiligen Situation zu ver-

helfen, so oder so, — nicht wahr? Wohl gefällt mir das, bei allen Göttern aller Mythologien! Gesellen mir all mein Lebenlang derartige Schnurren, wobei der Mensch mit einem Fuß oder auch mit beiden über die profaischen Pollzeihsranken led hinwegspringt. Will Euch aber was sagen, liebe Kinder. Raßen Fürsicht bekanntlich die Mutter der Tapferkeit ist, müßt Ihr vor allen Dingen gehörig fürsichtig sein. Was Ihr auch unternehmen wollt, bedenkt, Ihr unternehmt es als Keger in einem katbolischen Lande und habt es dabei mit der hochwürdigen Geißlichkeit zu thun. Ihr versteht mich? Auch mit dem Magistrat einer freien — lucus a non lucendo — Reichsstadt kennt Ihr es zu thun bekommen und in letzter Instanz mit dem Herzog von Würtemberg. Nehmt Euch daher gehörig in Acht! Sollte mir leidthun, Euch in eine dumme Schwullität hingerathen zu sehen, veritabel leid. Hütet Euch vor Anwendung gewaltsamer Mittel! Haben nicht die größten Feldherren und Staatsmänner auf die Anwendung von Gewalt verzichtet, wo immer sie mit der List ausreichen konnten? So thaten sie, ist ein historisches Factum. Wohl, seid also listig, geschweid, klug wie die Schlangen und laßt Andere einfältig

sein wie die Tauben. Und . . . ah, da fällt mir ein, lieber Schiller, Ihr seid ein Schnupfer.“

„Was soll nun das wieder?“

„Werdet es sogleich hören. Hier nehmt eine Prife aus dieser meiner Dose und dann thut mir den Gefallen, dieselbe als ein pretium affectionis von dem alten Armbruster einzustecken. Ist zwar nur eine schon ältliche und, wie Ihr seht, ganz unscheinbare Horndose, könnte sie Euch und Eurem Freunde aber dennoch von einigem Nutzen sein.“

„Wie so denn?“

„Paßt nur auf! Lebt da droben in der Nähe von Omünd, in den Bergen des Altbach ein alter Mann, der Pater Moiskus, als Einsiedler. Er hat seine Klause und Kapelle auf dem Bernhardusberg, weßwegen er vom Volke der Umgegend gewöhnlich nur der Bernharduspater genannt wird. Ist selbiger Bernharduspater der Mann, welchen ich, obgleich meine Ansichten über Welt und Menschen von den seinigen bedeutend differiren, unter allen Menschen am meisten achte. Ist 'ne Art Heiliger, der Moiskus, — ein wunderlicher, meinen die Leute, ein wirklicher, sag' ich. Könnte jetzt Abt von Wiblingen oder von Zwiefalten sein, wenn er gewollt hätte. Wollte ein einfacher Coventual bleiben und ist

zuletzt ein armer Einflüßler geworden. Trotzdem aber könnte er Euch unter Umständen sehr nützlich sein; denn er hat in jener ganzen Gegend bei Weltlich und Geistlich einen großen Stand. Er ist so zu sagen der gute Genius loci, daneben ein rechter Kosmopolit, ein Gelehrter, ein Theosoph, die Fleisch und Bein gewordene Milde, Wahrhaftigkeit und Geiterkeit, ohne eine Spur von sächlichem Nebengeschmack. Er hat viel gesehen und erlebt, auch viel Unglück. Aber es ist auf dem Grunde seiner Seele davon keine Schärfe oder Säure zurückgeblieben. Summa: ein Prachtmensch.“

„Ihr schildert ein Ideal, Doctor.“

„Ist auch eines, der Pater Kloßius, so ich je eines gesehen. Sag' Euch, wenn Euch in Eurem vorhabenden Unternehmen irgend Einer Beistand leisten kann oder will, so ist's der Bernharduspater. An ihn wendet Euch. Ihr werdet es in keiner Hinsicht bereuen.“

„Aber wie sollen wir uns bei ihm einführen?“

„Sah, der Kloßius hat seine Thüre noch Keinem verschlossen. Um Euch jedoch alle weitläufigen Brämbeln zu ersparen, rath' ich: bietet dem Pater eine Prise aus meiner Hornbuse und spricht dabei die Worte: Bruder Serapion grüßt den Bruder Spiridion.“

„Ein mysteriöses Pafwort!“

„Ja, wenn Ihr wollt; aber sag' Euch, es wird den Bernharbuspater zu Eurem Freunde machen.“

„Desto besser. Aber sagtet Ihr nicht, Doctor, der Pater heiße Aloisus?“

„Das ist sein Klostername. Aber ich merke, die Namen Serapion und Spiridion kitzeln Eure Neugierde. Kann Euch etastweilen nicht helfen. Wendet sie an, die Namen nämlich, wie ich Euch sagte; die gute Wirkung wird nicht ausbleiben. Damit Basta und gute Verrichtung, auch gute Fürsicht, verstanden? und schließlich guten Morgen!“

Damit lehrte er sich ab und ging rasch den Weg nach Gaunstadt hinunter, ohne weiter Rede zu stehen.

„So ist er,“ sagte Schiller. „Er sagt sein Sprüchlein und geht ab.“

„Ich kann aus diesem Manne nicht klug werden,“ bemerkte Raleigh. „Woher weiß er Alles? Er scheint voll Theilnahme und Wohlwollen, und doch . . . darf man ihm trauen?“

„Ich bürge für ihn. Er meint es gut mit uns, gar kein Zweifel. Auch wundert es mich nicht, daß er bei seinen vielerlei Verbindungen, welche bis in die höchsten Regionen der Residenz hinaufreichen, das Geheimniß von Lauretta's Aufenthalt in einem

gmaüder Kloster bereits erlidert hat, wie wir Schwaben fagen.“

Indem die Freunde ihre Pferde wieder in Gang fetzen, zog Schiller die Dofe des Sammetdoctors hervor und betrachtete fie aufmerkffam. Es war eine ganz einfach aus Horn gearbeitete Dofe, die jedoch einige eigenthümliche Kennzeichen hatte. Auf dem Deckel fand nämlich in halboerwifchten goldenen Lettern der Name „Lorenzo,“ und als der Dichter den Deckel öffnete, fand er auf der Rückseite deffelben oben das Wort; „Perfectibilitas“ und weiter unten den Satz: „Lux vincet tenebras!“ gefchrieben.

Er wies feine Entdeckung dem Freunde hin und fagte :

„Um, es fcheint mit diefer Dofe doch eine eigene Bewandniß zu haben. Lorenzo? Lorenzo? Der Doctor heißt nicht fo. Es kann der Name eines Freundes fein, von welchem er die Dofe zum Gefchent erhalten. Vielleicht der eigentliche Name des Bernhardspaters, auf beffen Bekanntschaft ich ungemein begierig bin.“

„Wart' mal,“ verfetzte Raleigh, die Dofe näher betrachtend. „Mir ift, als müßte ich ein ganz ähnliches Stück von Schnupftabaksbehälter fchon früher gefehen haben. Wo nur? Ja, auch auf jener Dofe

stand der Name Lorenzo . . . Ah, ich hab's! drüben in meinem Vaterland war es und in den Händen des heldenhaften Deutschen, der so glorreich für unsere Sache focht und von Washington so hoch geschätzt wird, in den Händen des Barons von Steuben sah ich eine solche Dose. Es muß doch wohl Etwas dahinter stecken."

"Freilich, freilich, und jetzt hab's auch ich! Wie dumm, daß mir die Sache nicht gleich eingefallen. Ich hörte bei der Frau von Wolzogen einen Reisenden, der mit dem Gleim'schen Kreise in Halberstadt und mit dem Jakobi'schen in Pempelfort viel verkehrt hatte, davon sprechen . . . Diese Dose ist eine sogenannte Lorenzo-dose."

"Eine Lorenzo-dose?"

"Ja. Erinnerst Du Dich des Franziskaner-mönchs Lorenzo in Sterne's „Sentimentale Reise?" Diesem und der Freundschaft zu Ehren, welche der gute Doriß mit ihm schloß, kamen diese Dosen auf, soviel mir bekannt, hauptsächlich auf Anregung der Gleim und Jakobi, die ja aus der Freundschaftleret eine Art Cultus zu wachen suchten. Am Besiz solcher Dosen sollten sich die Anhänger desselben erkennen und diese Art Freimaurerei der Freundschaft hat ohne Zweifel viele ehrenwerthe Männer mit einander

in Verbindung gebracht, ist aber sicherlich auch von manchem Lump ausgebeutet worden, wie ja dieß auch bei der 'eigentlichen' Freimaurerei der Fall ist."

Waleigh fixirte den Freund scharf und machte mit der Hand etnige seltsame Zeichen, die aber der Dichter nicht verstand, worauf jener sagte:

"Du sprichst mit nicht sehr großem Respect von dem ehrwürdigen Maurerorden, und doch sind demselben, wie ich hörte, in Weimar vor Kurzem Männer wie Schöthe, Herder und der Herzog Karl August beigetreten."

"So? Es mag sein. Ich kenne übrigens die Maurerei allzusehr nur vom Hörensagen — die populären Fabeln darüber glaub' ich natürlich nicht — um im Besonderen mit ein Urtheil über den Gegenstand erlauben zu dürfen. Im Allgemeinen aber darf ich wohl sagen, daß ich allem Mysterieshaften abgeneigt bin. Warum so geheimnißvoll thun? Was wahrhaft gut, edel, schön ist, soll frei und offen hervortreten wie das Licht, wie die Sonne. Was kann, was will eine Gesellschaft, welche die Erkenntniß zu monopolisiren trachtet?"

"Aber wer sagt Dir, daß die Maurerei das thut? Ist es bei dem Stande der Massen rathsam, edle Wahrheiten sogleich auf den offenen



Markt zu werfen? Würden sie dort verstanden? Nein, mißverstanden und entweiht. Die Wahrheit soll sein wie die Sonne, ja. Aber vermögen die bloßen Augen der Menge den Anblick dieser Sonne unvorbereitet zu ertragen? Mit nichten. Zu allen Zeiten hat es eble Geister gegeben, welche die Nothwendigkeit erkannten, in wohlbehüteten engeren Kreisen das Licht der Erkenntniß erst an Kraft und Macht zunehmen zu lassen, damit es dann, in die freie Luft gebracht, vom Zugwind der Vorurtheile nicht mehr ausgelöscht werden könne. So das Licht der Vernunft, der Humanität, der Toleranz und Brüderliebe zu pflegen, um es, wenn die rechte Stunde gekommen, aller Welt zu enthüllen, — das ist die Aufgabe, welche sich der Maurerbund gestellt.“

„Gewiß eine erhabene Aufgabe! Aber, alle Wetter, Du sprichst so begeistert davon, daß ich am Ende in Dir selbst einen Meister vom Stuhl zu verehren habe?“

„Nein,“ entgegnete Ralcigh ernst. „Ich bin einstweilen nur ein bescheidener Geselle am Bau des Tempels Salomons.“

„Also doch auf dem Wege zum Meisterstuhl? Doch verzeih, lieber Freund, den leichten Ton, in welchem ich von einer, wie ich jetzt merke, Dir heil-

gen Sache rede. Es gibt Vieles, welches wir, als Andern heilig, respectiren müssen, auch wenn es unsern eigenen Wesen widerstrebt. Nir nun widerstrebt alles Mysterienwesen. Es mag dasselbe zu allen Zeiten edle Geister angezogen haben, aber gewiß ist auch, daß es zu allen Zeiten von der Arglist mißbraucht wurde, um die Augen der Menschen zu blenden und ihre Gemüther zu verwirren. Wie gesagt, ich liebe die Verhüllung der Wahrheit mit symbolischen Draperien überhaupt nicht. Die Wahrheit ist schön. Die Schönheit aber, o, ist sie nicht doppelt herrlich in der leuchtenden Hüllenlosigkeit ihrer Reize?"

„Lieber Freund, Dein Geist schreitet in den Regionen der Ideale mit einer Sicherheit einher, die ich beneiden könnte. Aber meine Natur ist mehr auf die Wirklichkeit gestellt. Du nimmst die Menschen, wie sie sein sollten, ich nehme sie, wie sie sind. Sie bedürfen der Formen, der Symbole, der Verhüllungen, ja vielleicht sogar der Gaukeleien. Bringt das nackte Marmorbild einer griechischen Göttin auf den rohen Menschen die erhebende Wirkung hervor wie auf den gebildeten, auf den Künstler? Kann die nackte Wahrheit die Menge gewinnen? Erwinnere Dich doch daran, was Du heute schon von der Wirkung des katholischen Cultus gesagt. Da hast Du die Macht der Sym-

hellt . . . . . Uebrigens, was die Mängel der Maurerei betrifft, so theilt sie nur das Loos alles Menschlichen. Es wohnt ihr aber die Kraft der Regeneration inne und gerade in Deutschland hat sich für das in die Maurerei eingezeichnete dunkelmännische Gift bereits ein Gegengift gefunden. Du hast wohl schon vom Illuminatismus gehört?“

„Nur Unbestimmtes. Professor Abel sprach mir unlängst davon. Die Illuminaten sollen eine Sekte der Freimaurer sein, gestiftet von dem Professor Adam Weisshaupt in Ingolstadt. Abel fand es seltsam, daß dieser aufklärerische Versuch gerade in Baiern seinen Ursprung nahm, einem Lande, welches man so ziemlich als das deutsche Böhmen zu betrachten gewohnt war.“

„Kam nicht auch Gutes aus Nazareth? . . . Die illuminarische Bewegung scheint mir von großer Bedeutung zu sein. Sie kann eine zeitgemäße Reform der Maurerei zuwegebringen. Und wart' mal, zeig' mir doch die Dose des Sammetdoctors. Das Wort Perfectibilitas, welches auf der Innenseite des Deckels steht, spielt, wie ich hörte, eine vortretende Rolle unter den Formeln der Illuminaten und der Spruch: Lux vincet tenebras! ist wohl nichts Anderes als ein illuminarisches Symbolum. Jetzt ahne

ich den Zusammenhang der Sache. Der Sammel-  
doctor ist, wie ich weiß, Naturer. Wahrscheinlich ist  
er auch Illuminat, was auch der Einsiedler sein  
mag, an welchen er uns gewiesen hat.“

„Du kannst recht haben. So erklärt sich auch der  
sonderbare Gruß, den er uns aufgetragen. Scrapion  
und Spiridon sind wohl illuminarische Ordensnamen.  
Sieh, sieh! Nun ich habe Nichts dagegen, einen  
Illuminaten kennen zu lernen, welcher zugleich Mönch  
und Anachoret ist. Auch Lösungswort und Glaubens-  
bekenntniß des Ordens laß' ich mir von Herzen ge-  
fallen. „Vervollkommnung!“ und: „Das Licht wird  
die Finsterniß besiegen!“ Amen von ganzer Seele ....  
Aber sieh' mal, da unten ist das Remsthal und wir  
werden ja gleich in Waiblingen sein“ . . . . .

Wir lassen die Freunde in das alte Höhenstau-  
senstädtchen Waiblingen einreiten und von da ihres  
Begehens thalaufrwärts weiterziehen, während wir den  
geneigten Leser einladen, uns auf einem kurzen cul-  
turgeschichtlichen Ausflug zu begleiten, dessen Zweck  
ist, das vorstehende Gespräch zu commentiren.

Das achtzehnte Jahrhundert ist ohne Zweifel  
eines der merkwürdigsten der Weltgeschichte. Wer  
den unermesslichen Reichthum seiner Erscheinungen  
unter dem lärglichen Begriff der Pop- und Kreis-

roßzeit subsumiren zu können glaubt, beurkundet damit nur eine klägliche Unwissenheit. Wir halten dafür, daß der allgemeine Charakter jener großen Zeit am richtigsten sich bezeichnen lasse durch die hier nur scheinbar sich widersprechenden Worte zer-  
 störend = schöpferisch. Innerhalb dieses allgemeinen Charakters welche Gegensätze im Besonderen! In kaleidoskopisch buntem Nebeneinander erscheinen hier die kühnste Abstraction und die raffinirteste Genügsucht, mystisch-verzucktestes Fühlen und das edelste wissenschaftliche und dichterische Streben, phylisterhaftestes Verrottetsein und revolutionärstes Denken und Trachten, kolossale Laster und reichster Idealismus, cynischer Scepticismus und kindlichster Glaube, verhärtetste Selbstsucht und sentimentalste Schwärmererei, schamloseste Wegwerfung alles Vaterländischen und glühendste Regungen des patriotischen Gefühls. Es ist ein Sittenbild, das, in künstlerischer Vollendung dargestellt, wechselweise tiefes Grauen und tiefes Entzücken einflößen müßte. Die Masse der Nation, wozu auch viel vornehmer Pöbel gehörte, stand noch tief im Mittelalter, während die auserwählten Geister ihrem Volke um Jahrhunderte vorauslitten. Zwischen diesen und der stumpfsinnigen Menge was Kluft da für eine ungeheure Kluft! Während die Klopstock,

Lessing, Kant, Herder, Göthe ihre unsterblichen Geistesthaten verrichteten, während Friedrich II. und Joseph II. vom Throne herab Revolution machten, sagte noch ein adelstolzer Graf und hoher Beamter: „Ein Mensch von bürgerlicher Herkunft kann nichts Ordentliches gelernt haben.“

Wie hier ein scharfer Gegensatz sich herausstellt zwischen der Conservirung feudalistischer Barbarei und der neuen Stellung, welche das deutsche Bürgerthum vermittelt des Sturmschritts der national-literarischen Bewegung im Culturleben der Nation sich errungen hatte, — so anderwärts besonders auf dem religiösen Gebiete. Wir sprechen nicht von den confessionellen Reibungen und Feindseligkeiten, von den theologischen Jäntereien und Stänkereien: wir berühren nur die beiden Gegenpole des Rationalismus und des Mysticismus, zwischen welchen, buntest nuancirt, das religiöse Fühlen und Glauben unserer Väter, Großväter und Urgroßväter sich bewegte.

Es war die Zeit der Aufklärung, aber es war zugleich die Zeit der Mysterien. Ein extremer Rationalismus, in seinem Bestreben, alles Wunderbare und Geheimnißvolle zu erklären, zu verwerfen, auszurotten, eine Art gefrorenen Fanatismus entfaltend, machte alle weniger profaischen Gemüther; einer

gewissen Schwärmerei geneigt, die bei vielen gar leicht in Wundersucht und Mystericnram ausschlug. Andere Motive kamen hinzu. Auf der einen Seite hatte der intriguenhafte Charakter der Politik den Sinn für freie Bewegung in der Deffentlichkeit vernichtet, auf der andern suchte und fand die übersättigte Genussucht in dem Spiel mit Geheimnissen, und wären es auch noch so läppische gewesen, einen neuen Anreiz. Hieraus erklärt es sich unschwer, daß die Aufklärer auf den Gebanken kamen, den Geheimbundapararat auch zu ihrem Vortheil zu benutzen, was aber im Ganzen und Großen mißlingen mußte, weil die Idee der Freiheit zu ihrem Gedeihen schlechterdings Licht und Lust der Deffentlichkeit nöthig hat. Selbst beste und begeisterte Fortschrittsmänner übersahen, das gänzlich und so ist es im Hinblick auf die unermessliche geistige Regsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts begreiflich, daß geheime Orden wie Pilze aufschossen. Wunderbarer Irrthum des Menschengemüthes! Ein tiefes, glühendes Sehnen nach allseitig freier Entwicklung und Entfaltung der Individualität ging durch jene ganze Zeit und dennoch unterwarfen sich Hunderte, Tausende, oft gerade die Strebsamsten, dem Zwang complizirter Geheimbundsysteme, ließen sich die Fesseln einer oft ebenso lästigen als albernen Symbolik

gefallen und schwuren unbedingten Gehorsam — un-  
bekannten Oberen.

Die Grundlage der aufklärerischen Geheimbünde-  
lerei war und blieb der Freimaurerorden. Die man-  
nerischen Legenden von einem unvorstelllichen Alter  
dieser Genossenschaft haben der historischen Kritik un-  
serer Tage nicht Stand zu halten vermocht. Der be-  
rühmte Orden, über welchen noch vieler Orten unter  
dem Volke ganz abgeschmackt ungeheuerliche Vorstel-  
lungen herrschen, ist, obgleich auf die Erinnerung  
an die mittelalterlichen Baugilden oder Bauhütten  
gegründet, bekanntlich von verhältnismäßig jungem  
Ursprung. Die genannten Baugilden des Mittel-  
alters hatten in Deutschland, in Frankreich, in  
England ihre eigene Gerichtsbarkeit gehabt und da-  
her hießen ihre Mitglieder Freie Maurer, Frano-  
maçons, Free-masons. Mit der mittelalterlichen  
Baubunst waren diese Genossenschaften von Künstlern  
und Handwerkern allmählig in Verfall gerathen. Am  
längsten hielten sich die Baubrüderschaften in Eng-  
land und hier erfuhrn sie unter der Regierung Ge-  
orgs I. ihre Umbildung zur modernen Freimaurerei.  
Im Jahre 1717 wurde zu London die erste große  
Loge (Lodge, nur eine Uebersetzung des deutschmit-  
telalterlichen Wortes Bauhütte) gestiftet. Die äußere



Organisation der Logen, die Rangordnung der Mitglieder (Lehrlinge, Gesellen, Meister, Meister vom Stuhle), die Symbole (Hammer, Kelle, Winkelmaß, Schurzfell), die Losungen und Ceremonien wurden aus den alten Bauhütten herübergenommen. Aber die Logen waren jetzt nicht mehr Zünfte von Künstlern und Handwerkern, sie waren die vermitteltst eines complicirten Ceremoniels vor dem profanen Ganzen abgeschlossenen Vereinigungspunkte freier und gebildeter Männer aller Stände. Der Freimaurerbund war keine handwerksmäßige Gilde mehr, sondern ein reinmenschlicher Bund, dessen Wahlspruch: Toleranz und Nächstenliebe! war und der, mit Verwerfung aller trennenden confessionellen und conventionellen Schranken darauf ausging, den Menschen auf den Adel seines eigenen Wesens zu stellen.

Von England aus verbreitete sich die Freimaurerei über den Continent und kam hier rasch sehr in Aufnahme. Auch in Deutschland. In der Blüthe seiner Reinheit und Wirklichkeit verband er eine Menge durch Geist und Lebensstellung ausgezeichnete Männer vermitteltst des Bundes geheimer Brüderschaft. Wir nennen nur Friedrich den Großen, welcher als Kronprinz Maurer geworden war und auch als König den Orden protegirte, bis er aus demselben trat, weil

ihm die mystische Spectatelei, zu welcher die Logen mißbraucht zu werden anfangen, höchlich mißfiel. Auf diesen Mißbrauch gründeten die geheimbündlerischen Abenteurer, deren Glanzperiode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufging, ihre industrielleren Speculationen. Die Geheimnißsucht, welche sich, vielfach mit der pietistenden Richtung verwoben, aus den früher berührten Gründen der Gesellschaft bemächtigt hatte, kam diesem unsauberen Treiben zu Hilfe. Wie es immer geht: wenn die Leute Wunder haben wollen, so finden sich Wunderthäter. Von Wien her veröffentlichte Mesmer die Bezugs der magnetischen Materie von ihm gemachten Beobachtungen und der scientiven Seite des Magnetismus gesellte sich alsbald eine mystische. Zur selben Zeit führte in Schwaben der Pater Sagner das Scandal seiner Wunderheilkunst auf, und trieb zu Leipzig der Kaffeewirth Schröpfer seine Geisterbeschwörungen, bis er, von der Wucht seiner Sannereien erdrückt, zum selbstmörderischen Pistol greifen mußte. Ein anderer Wundermann, der Graf Saint-Germain, Alchymist, Diamantenverfertiger und Lebenselixirbesitzer, berührte, nachdem er mit seinen chemischen Künsten und seinem Diamantenschatz eine Weile Ludwig XV. und die Pompadour ergötzt hatte, ebenfalls den deutschen

Sobyn und Harb in den Armen seines Verehrers, des Prinzen Karl von Hessen, Statthalters von Schleswig-Holstein.

Alle diese Erscheinungen hingen mit der Freimaurerei zusammen. Denn ungefähr seit 1760 hatte sich innerhalb der letzteren eine sogenannte Geheimlehre auszubilden angefangen, welche behauptete, daß uralte geheime Weisheit, von Moses und Zoroaster herkommend, durch Vermittlung des Templersordens auf einen gewissen Christian von Rosenkreuz und durch diesen auf andere Retzer des Wissens (Adepten) vererbt worden sei. Diese Disziplin, bei Licht betrachtet auf dunkelmännische Intriguen, auf mystisch-kabalistischen Abergwitz und Charlatanismus hinanslaufend, gab vor, das Geheimniß des Steins der Weisen zu besitzen, das heißt der Verwandlung unedler Metalle in Gold und der Bereitung des Lebenselixirs, welches den rosenkreuzerischen Adepten eine unendlich lange Lebensdauer sichere. Die Rosenkreuzerei begann die Maurerei zu überwuchern. Leute, namentlich aus den höheren Ständen, welche mühelos in den Besitz solcher, wie sie wähten, mit sehr realen Vortheilen verbundener Weisheit zu gelangen suchten, drängten sich massenhaft den Logen zu. Pflüßige Charlatane und berechnende Reactionäre stifteten die

sogenannten „inneren Systeme“ und das „System der strikten Observanz,“ wo außer den herkömmlichen drei Johannisgraden noch eine Menge höherer Weihungen statirt und mit rosentruerischen Symbolen, Hieroglyphen, Eidschwüren und phantastischen Ceremonien kurzfristige und vertrauensvolle Mysterieschüttlinge geblendet und genasführt wurden. Die Maurer der strikten Observanz waren, daher der Name, zu striktem Gehorsam gegen die unbekanntem Oberen verpflichtet, deren geheimnißvoller Großmeister unter dem Titel des Ritters von der rothen Feder (*Equus a penna rubra*) verehrt wurde.

Das System der strikten Observanz erfuhr aber von Seiten der ihren ursprünglichen Tendenzen treugebliebenen, aufklärerischen Maurerei energischen Widerstand und auf einem großen Freimaurerconvent im Wilhelmshad bei Hanau im Jahre 1782 unterlag es der von Bode und Knigge geführten Opposition, so daß statt seiner das System der sogenannten effektiven Maurerei für die deutschen Logen angenommen wurde. Es erklärten die Führer dieser Richtung damals offen, der Zweck des Ordens sei die Vernichtung alles Aberglaubens und aller Despotie. Hierin nun fiel die Freimaurerei mit dem Illuminatenorden zusammen, welchen im Jahre 1776 zu Ingolstadt

1856. XXII. Schiller. II. 6

der Professor Weishaupt in Verbindung mit dem Studenten Zwach gestiftet hatte und welchen dann der Freiherr von Knigge, unter dem Ordensnamen Pbilo bekannt, maurerisch organisirte. Schon 1778 zählte der Illuminatismus in Baiern, Franken und Tyrol zwölf Logen, in Wien ausgezeichnete Männer wie Sonnenfels zu seinen Mitgliedern und verbreitete sich durch die Bemühungen Bode's und anderer Brüder auch nach Mittel- und Norddeutschland.

### Drittes Capitel.

Der Poet als Courtmacher und ein unbeachteter Fremder. —  
 „Ach, mein Herr!“ — Legende von einem geraubten Ruf. —  
 Der „Salvator.“ — Eine Prozeßion. — Es schneit Rosen.  
 — Der Dichter im Halbdunkel. — Die Urschwärmerin. Ein gefährliches Lété : a : Lété.

„Ach mein Herr!“

Dies wurde gesprochen in einer Morgenstunde in dem Schenk- und Speisezimmer des alten Gasthauses zur blauen Ente in der alten Reichsstadt Osnäb von der Tochter des Hauses zu einem Gast, welcher ihr angelegentlich die Cour machte. Die Sprecherin war eine große, volle, frische, weiße Blondine mit einem hübschen Stumpfnäschen und einem

schwächenden Blick, welcher vermuthen ließ, daß sie den Berthier oder wenigstens den Stogwart gelesen habe, — im Uebrigen nicht übertrieben geschelbt, aber doch recht appetitlich aussehend. Der, zu dem es gesprochen wurde, war unser reisender Dichter, welchem die hübsche Wirthstochter vorhin seinen Morgenkaffee gebracht hatte.

Naher dem Poeten und dem Mädchen befand sich nur noch ein Gast in der Stube, welcher an einer entfernten Ecke hinter einem Tische saß, in verschiedener vor ihm liegende Briefschaften vertieft. Schiller, mit einem für ihn anziehendern Gegenstand beschäftigt, achtete des Mannes nicht, obgleich das Aussehen desselben zu einer andern Stunde seine Aufmerksamkeit wohl hätte erregen dürfen.

Der Fremde, reich, vielleicht übertrieben reich geachtet, war klein von Gestalt, dabei ziemlich corpulent und ungewöhnlich breitschultrig. Sein runder Kopf war mit dicken, dunkelschwarzen und krausen Haaren besetzt, welche sich dem Zwang der Ferkur nur nothdürftig fügten. Unter einer gebrungenen Stirne und starken dunkeln Brauen glühten schwarze, trüb-schimmernde, stets rollende Augen. Der feingerundeten, etwas gebogenen Nase entsprach nicht sehr der große Mund mit dickwulstigen Lippen, dagegen das

festen, runden Sinn. Er schien sehr vollblütig, denn durch die braungelbe Gesichtsfarbe schimmerte überall das Blut hervor. Auf drei Schönheiten konnte er übrigens Anspruch machen: er besaß ein kleines und feines Ohr, eine kleine und fleischige Hand und einen kleinen und überaus wohlgebildeten Fuß. Dem Ranspern nach zu schließen, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, mußte er eine wohlklingende Stimme besitzen.

Der Dichter achtete des Mannes nicht. Er war vollauf beschäftigt, zu frühstücken und daneben seine Galanterie sehen zu lassen.

„Ja, Ramsell Senzele \*),“ sagte er, „in der guten alten blauen Ente hab' ich mich gleich wieder recht heimisch gefühlt. Wie oft bin ich als kleiner Junge mit Vater und Mutter an diesem Tisch da gefessen! Sie freilich, Sie Böse, haben Sieh des alten Spiellameraden nicht wieder erinnert. Und doch war ich vor Zeiten so zu sagen Ihr anerkannter Schatz.“

„Ach, mein Herr!“ lispelte die gebildete Wirthstochter und wurde gebührender Maßen roth, was sie keineswegs häßlicher machte.

„Wissen Sie noch, Ramsell Senzele,“ fuhr der

---

\*) Bärtlische Verkleinerung für Cresenz, Crescentia.

Courmacher fort, — „wie Sie mich des Vertrauens würdigten, Ihnen die große schöne Puppe, die Ihnen der Santiklaus gebracht, an- und ausziehen zu helfen? Ich weiß noch ganz gut, wie allerliebft Sie Sich dabei anstellten und wie ungeschickt ich und wie so hübsch Sie mich schalteten und auszankten. Beim Jupiter, wie sind Sie seither groß und schön geworden!“

„Ach, mein Herr!“

„Die liebe Puppe ist wohl schon lange den Weg aller Puppen gegangen und Sie, theures Senzele, spielen jetzt statt mit nürnbergger Spielzeug mit armen Männerherzen.“

„Ach, mein Herr!“

„Meiner Treu, ich merke, in der blauen Ente ist's noch immer gut sein. Respect vor diesem Kaffee! Der hat den rechten Duft. Und wie mild und süß dieser Milchrahm! Aber ich wette meinen Kopf, Ihre frischbrothen Lippen, Ramsell Senzele, die müssen noch zehntausendmal milder und süßer sein.“

„Ach, mein Herr!“

Wir vermuthen, der Dichter würde die blonde Schöne veranlaßt haben, diesen Ausruf noch zu verschiedenen Malen zu wiederholen, wäre nicht durch den Eintritt Raleighs das Gespräch unterbrochen worden.



Der Amerikaner, von einem in der Frühe gemachten Ausgang zurückkehrend, schien nicht so begelaut zu sein wie sein Freund. Er warf dem Gut auf den Tisch und nahm schweigend Platz.

„Hast Du eine Spur gefunden?“ fragte ihn Schiller leise.

„Keine,“ erwiderte Raleigh einsylbig.

Der Poet hätte gerne seine galanten Bemühungen um das hübsche Senzele wieder aufgenommen, aber er war zartfühlend genug, es zu unterlassen, aus Schonung für die Stimmung des Freundes.

Die gebildete Tochter des Gasthauses zur blauen Ente hielt sich mit Recht für verpflichtet, das eingetretene Stillschweigen zu brechen, um die Gäste zu unterhalten. Sie fragte daher mit sittsam gesenkten Augen hinter ihrem Strickzeug hervor:

„Werden die Herren die heutige große Prozession auf den Salvator mitansehen?“

„Ist heute dort eine große Prozession zu sehen?“ erwiderte Schiller.

„O freilich. Wir sind jetzt in der Zeit um den Himmelfahrtstag herum. Da geht bei uns in der Gegend Alles mit dem Kreuz<sup>\*)</sup>. Heute kommen die

---

\*) „Mit dem Kreuz gehen,“ das heißt dem vorangetragenen

Leute aus den umliegenden Ortschaften schaarenweise in die Stadt herein und dann geht die große Prozession von der Pfarrkirche aus auf den Salvator. Da wird dann eine Predigt gehalten und nachher ein feierliches Hochamt.“

„Das müssen wir sehen, Willtam,“ sagte Schiller lebhaft. „So eine Prozession ist ein prächtiges Schauspiel . . . . Sie gehen doch auch nach dem Salvator, Ramsell Senzele? Gewiß, Sie dürfen da nicht fehlen, Sie unter den schönen Mädchen von Smünd das allerichönste.“

„Ach, mein Herr.“

„Nicht wahr, Ramsell Senzele, die Landleute kommen im festlichen Aufzug mit Kreuzen und Fahnen?“

„Ja und sie sind jetzt wohl schon auf dem Wege. Der Zug ordnet sich dann auf dem großen

---

Kreuze und den Kirchenfahnen folgen, das ist in der Gegend, von welcher hier die Rede, die gewöhnliche Bezeichnung der feierlichen Wittgänge, welche zur Zeit des Himmelfahrtfestes, auch an gewöhnlichen Wochentagen, von den Dorfgemeinden unternommen werden. Autor hat in seinen Knaben- und Jünglingsjahren solcher Furgänge viele mitgemacht. Er ist des Dafürhaltens, daß dieselben nur die christliche Umbildung der Frühlingsumgänge altgermanischen Gottesdienstes seien.

Gottesacker bei der Pfarrkirche. Die gesammte hochwürdige Geistlichkeit der Stadt geht mit, auch alle die hochwürdigen Herren Religiösen aus den Klöstern gehen in dem Zug, ebenso die Klosterfrauen aus dem Klosterle in der Stadt und von Gotteszell dranzem. Der Stadtzinkenist mit seinen Musikanten musizirt der Prozession voran . . . . Wenn nur nicht immer an diesem Tage droben auf dem Salvator ein so gar arges Gedränge wäre.“

„Das thut Nichts, Ramsell Senzele. Seien Sie ganz unbesorgt. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich in diesem Gedränge Ihren Beschützer abgeben dürfte.“

„Ach, mein Herr!“

Raleigh hatte bis jetzt an dem Gesprächsgegenstand wenig Antheil genommen. Jedoch die Erwähnung der Klosterfrauen machte ihn aufmerksam und er war im Begriff, eine Frage an Ramsell Senzele zu thun, als ihm der fremde Herr in der Ecke, welcher inzwischen seine Papiere zusammengepackt hatte und aufgestanden war, zuvorkam, indem derselbe in einem schrecklich gebrochenen, halb französisch, halb italienisch klingenden Deutsch die Tochter des Hauses fragte, ob es gewiß sei, daß auch die Klosterfrauen an der Prozession theilnehmen würden.

Auf die bejahende Antwort des Mädchens verließ er mit einem leichten Kopfnicken gegen die Freunde das Zimmer.

„Wer ist der Herr?“ fragte Raleigh, welcher den Fremden flüchtig fixirt hatte.

„Ein fürnehmer Herr, ein fremder Graf,“ lautete die Antwort. „Er reist mit Equipage und Dienerschaft und wohnt schon seit ein paar Wochen bei uns in der blauen Ente. Er hat das große rothe Zimmer gegen den Franziskanerklostergarten hinaus inne und das kleine grüne daneben. Wenn man ihn nur besser verstehen könnte.“

„Um,“ sagte Schiller. „Er scheint schon der Mann zu sein, der sich verständlich machen kann. Ramsell Senzele, nehmen Sie Ihre wunderschönen himmelblauen Augen vor den höllischschwarzen dieses fremden Herrn in Acht.“

„Ach mein Herr! Warum nicht gar? . . . Jetzt ganget Se mer aber!“

Lachend über diesen classisch-schwäbischen Ausdruck, welcher verrieth, daß die schwäbische Natur über die städtische Cultur von Ramsell Senzele zeitweilig den Sieg davontrug, verließ der Dichter mit seinem Freunde das Haus. Es sei dieß jedoch, behauptet eine handschriftliche Chronik von Ömünd,

nicht geschehen, bevor er den erfolgreichen Versuch gemacht hätte, zu erfahren, ob die kirchrothen Lippen des Mädchens, welches den Herren bis zur Hausthüre das Geleite gab, wirklich so mild und süß seien, wie er galant vorausgesetzt hatte. Wir wissen nicht recht, ob wir diese Sage ohne Weiteres für wahr halten sollen; wenn wir aber den historisch sichereren Umstand erwägen, daß unser Dichter zur ersten Aufführung seiner Räuber in Mannheim um's Haar zu spät gekommen wäre, weil ihn auf der Reise dahin zu Schwesingen ein schönes Wirthstochterlein über Gebühr lange aufhielt, so möchten wir die gmünder Legende von einem im Halbdunkel des Ausgangs der blauen Ente kühn eroberten Fuß wenigstens für sehr wahrscheinlich halten. Es gibt so Augenblicke im Menschenleben, wo man viel kufgräuberischer gesinnt ist als sonst.

Raleigh schien sich des guten Humors seines Freundes zu freuen, ohne jedoch denselben theilen zu können. Indem sie über den schönen großen Marktplatz der Stadt schlenderten, sagte er:

„Du scheinst Dir hier im Lande nicht übel zu gefallen, lieber Friedrich, und ich werde, wenn Du so fortunachst, der Bande im Ochsen zu Stuttgart

nicht wenig von Deinen freibenterischen Thaten hier oben zu erzählen haben.“

„Ach, Du spielst auf die Lippenprobe an, die ich vorhin gemacht? Siehst Du, dergleichen allerliebste Gelegenheiten kann man sich zu Nutzen machen, wenn man sich hütet, Herz und Sinn von einer großen und tiefen Leidenschaft gefangen nehmen zu lassen. Es lebe der Mann, der das Sprüchwort erdacht: Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen!“

„Ich erkenne: Du sprichst ja wie ein rechter Bruder Leichtfuß.“

„Möglich, aber was willst Du? Es sitzt Jedem der Narr unter der Haut. Zuweilen muß er heraus und seine Kapriolen machen, sonst schlägt Einem die Narrheit nach innen und richtet da allerhand Unheil an . . . Ernsthaft gesprochen, ich habe Dir, glaub' ich, meine Ansicht von der Liebe und von den Frauen bereits bei einer früheren Gelegenheit mitgetheilt und ich fand seither keinen Grund, sie zu wechseln. Es ist gewiß schrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch in der Welt Nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß . . . Wenn ich überhaupt je an eine dauernde Verblindung werde

denken können, so wird das jedenfalls noch lange an-  
sehen. Einstweilen jedoch, wenn da und dort eine  
Blume an meinem Wege blüht, bin ich entschlossen,  
ihres Farbenschmelzes und Duftes mich zu erfreuen  
. . . Aber wohin wollen wir denn jetzt eigentlich?“

„Ich denke, nach der Wallfahrtsstätte, von wel-  
cher die Ramsell gesprochen.“

„Ah, nach dem Salvator?“

„Ja, denn da die Bewohnerinnen der beiden  
hiesigen Nonnenklöster an der Prozession theilnehmen  
werden, so wäre es doch möglich“ . . .

„Ich verstehe. Doch horch, da beginnen die  
Glocken auf den Thürmen der Stadt schon zu läuten  
und Markt und Gassen füllen sich mit Menschen.  
Wir wollen eilen, uns noch einen guten Platz zu  
sichern. Ich kenne den Weg, komm' nur.“

Sie gingen an der uralten Johanniskirche vor-  
über, die Bockgasse entlang und zum gleichnamigen  
Thore hinaus. Dann wandten sie sich rechts hin an  
der Stadtmauer hinab, passirten die Brücke über den  
Waldbätterbach und kurz darauf eine zweite, durch  
deren Joche die Rems fließt. Ein mit Pappeln be-  
setzter Weg führte sie jenseits der Remsbrücke binnen  
wenigen Minuten an den Fuß des Salvators.

Diese Wallfahrtsstätte, an der nordwestlichen

Seite des schönen Thalgrundes zu bewaldeten Höhen ansteigend, hat eine reizende Lage. Ein vielfach geschwängelter Weg windet sich den Hügel hinauf und an diesem Wege siehst Du eine Reihe von Kapellen, in welchen vermittelst lebensgroßer Figuren aus Holz und Stein die aufeinanderfolgenden Szenen der Passion Christi dargestellt sind. Oben auf der Höhe steht eine größere Kirche, welche in drei Räume zerfällt. Da ist zuerst eine offene Vorhalle, an deren äußerer Strebewand eine Kanzel angebracht ist, denn an großen Wallfahrtstagen wurde hier unter freiem Himmel gepredigt. Von der Vorhalle gelangt man in die eigentliche Kirche und unter dieser liegt das Hauptheiligthum, eine Art Krypte, welche nicht gebaut, sondern in den lebendigen Stein hineingehöhlt ist. Eine Legende will, in dieser Höhle hätten vor Zeiten die ersten Christen der Gegend ihre gottesdienstlichen Versammlungen gehalten. Von der Vorhalle führt eine breite Treppe zu dieser halbdunkeln Krypte hinauf und zugleich auf einen kleinen freien Platz, auf welchem eine hölzerne Tribüne aufgeschlagen ist, von welcher aus die Wallfahrer sowohl die Predigt hören als mit den Augen den Acten der am Altar der offenen Halle celebrirten Messe folgen konnten. Wendest Du Dich von der erwähnten



steinernen Treppe aus zur Rechten, so betrittst Du eine umfriedigte Terrasse, auf welcher die Kreuze Christi und der Schächer in die Luft ragen. Von der Balustrade dieser Terrasse aus rollt sich Deinem Auge ein anmuthiges Landschaftsbild auf. Unter Dir im Thale liegt die Stadt, mit ihren Gärten in ein smaragdenes Wiesengelände eingebettet. Thal auf und thalab liegen zerstreute Gehöfte inmitten von Baumgruppen und da und dort blüht das Thürmchen einer Kapelle hervor. Die gegenüberliegende Hügelhalbe steigt in südöstlicher Richtung zu dem straßborfer Plateau auf und über diesem ragen drei isolirte Pyramiden empor, rechts der Hohenstufen, in der Mitte der Hohenrechberg, links der Hohenstufen. Noch weiter zur Linken hinter diesem bilden fernblau die Bergwälder des Halsbuchs herüber.

Die ganze Stätte des Salvators hat, verbun- den mit der Aussicht, welche sie bietet, viel Pittoreskes und besitzt einen gewissen romantischen Zauber, der noch dadurch erhöht wurde, daß zur Stunde, wo die Freunde den Ort betraten, der ganze Glanz eines schönen Naimorgens auf der Landschaft lag und das vielkönnige Glockengeläute von den Thürmen der Stadt die Luft von melodischen Klängen vibriren machte.

Unsere beiden Reisenden waren eben mit der Beschäftigung der Ortschaft nothdürftig fertig geworden, als ein dumpfes Geräusch von der Stadt her erathen ließ, daß die Prozession sich in Bewegung gesetzt habe. Bald auch sahen sie die Spitze des Juges aus der Wölbung des Hochthorthurmes herauskommen, worauf sogleich die Glocken der Salvatorkirche, ihren Schwestern im Thale drunten antwortend, den Wallfahrern ihr Willkommen entgegenriefen. Nun war es schön anzusehen, wie sich der lange Zug über die Remsbrücke und durch die Pappelallee allmählig an den Fuß des Salvatorhügels heraubewegte. Es verging jedoch eine geraume Weile, bis er die Anhöhe hinaufkam, denn er hielt bei den einzelnen „Stationen“ an und es wurden dort die bezüglichen Stellen des „Rosenkranzes“ gebetet. Endlich langte die Prozession auf dem kleinen Plateau an.

Da kamen zuerst der Stadtzinkenist und die Stadtpfeifer und Stadtpauker mit ihren Instrumenten, unter welchen selbst eine kleine tragbare Orgel nicht fehlte, und der Chorregent und der Cantor der Stadt mit ihren Singknaben und Orgelschälern und Ceciliajungfern. Dann bewegte sich die hochwürdige Weltgeistlichkeit der Stadt zur Vorhalle der Salvatorkirche hinauf, oben empfangen von dem Pater

Benefiziaten und von dem Herrn Frühmesser \*) der Wallfahrtsstätte. Und die hochwürdigen Herren trugen alle den schwarzen Talar und darüber das schneeweiße faltige Chorhemde und die Stola, auf dem Kopf aber oder auch in der Hand das schwarze vierkantige „Stret.“ Ein hochpreislicher Rath und Magistrat hatte den Ehrenplatz hinter der Stadtgeistlichkeit inne, und es schritten, unter Vortritt Sr. Gnaden des Bürgermeisters, die würdigen Väter der Stadt einher in schwarzen Tassetmänteln und wohlgepuberten Perücken, mit wagrecht an ihrer linken Hüfte paradirenden Degen. Und überall sah man Fahnen von allen Farben, worauf unzählige Heilige gemalt und gestickt waren, und eine Schaar Ministranten in scharlachrothen Tuniken und weißen Ueberwürfen trug brennende Kerzen und allerhand kirchliches Geräthe oder schwang die Rauchfässer, daß die ganze Atmosphäre von Weihrauchdunst erfüllt wurde. Hinter einem hochpreislichen Rath gingen die Nonnen aus dem Stadtklosterle, alte verwiterte oder auch junge frische Gesichter aus dem eigenthümlich geformten und gefälten Linnen ihrer Weibel hervorsehen lassend; dann die Ursulinerinnen von

---

\*) Frühmesserleser.

Gotteszell, strenger verhält und das Antlitz hinter schwarzem Schleier bergend. Und ihnen folgten unter Führung ihrer Prioren und Superioren die Mönche der vier Stadtklöster, in braunen, schwarzen und weißen Kutten, mit meist strengen Absternphysiognomien. Dann kamen die frommen Frauen und züchtigen Jungfrauen von Gmünd, geschmückt mit silbernen Busenketten und zierlich gefalteten, kleinen Flügelhauben von Goldbraut und Silberzindel und hierauf unter Vortritt ihrer Kunstmeister die verschiedenen Zünfte und Gewerke. Dann erst kam das Landvolf aus den umliegenden Dörfern, jede Gemeinde von ihrem Seelenhirten geführt, unter Vortragung von Kreuzen und Fahnen. Da sah man die ehrliche Bauernsams, angezogen mit langen, ziegelrothen Röcken, schwarzen Bläschwecken, kurzen Lederhosen, weißlinnenen Strümpfen und Schnürstiefeln, den kolossalen Nebelpalster unter dem Arm, und ihre Weiber und Töchter in kurzen, unermesslich faltenreichen schwarzen Röcken, blauen Strümpfen mit rothen Zwickeln, bunten Schürzen und Brustklagen, großen seidnen Halbtüchern und schwarzen Florhauben, deren Flügel an den Ohren weit hervorsanden. Und es waren genug hübsche Mädchen darunter, bralle, volkbusige Gestalten mit blauen und braunen Augen, die sehr andächtig zu

1856. XXII. Schiller. II. 7

Boben, aber auch recht munter in die Welt zu blicken verstanden.

Als sich dieser mächtige Menschenstrom auf das Plateau des Salvators ergossen hatte, wie er, nach Raum und Ordnung suchend, hin- und herwogte, bis er sich endlich staute, wie dabei allmählig die bunteste Zusammenwürfelung der Geschlechter, Stände, Trachten stattfand, wie die so gemischte Menge auf dem vielfach zerklüfteten Terrain, auf den Terrassen, Treppen und Plätzen in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppen sich darstellte: — so gewährte das Ganze ein so belebtes und höchst malerisches Bild, daß es wohl ein Dichterauge zu entzücken vermochte.

Schiller war daher dieser Anschauung so hingegeben, daß er einen plötzlichen halbunterdrückten Ausruf Raleighs überhörte und es auch weiter nicht beachtete, daß er im Gedränge von dem Freunde getrennt wurde.

Dieser aber hatte guten Grund, bewegt zu sein. Als nämlich die Abtheilung der Prozeßion, in welcher die Nonnen von Gotteszell, schon gemischt mit der übrigen Menge, gingen, an der Terrasse, wo er mit dem Freunde bis dahin gestanden hatte, vorüberkam, hatte er bemerkt, wie der fremde Herr, welchen er

in der blauen Ente gesehen, rasch einer der Nonnen zur Seite trat und denselben äußerst geschickt ein Papier in die Hand steckte. In diesem Augenblick hob ein Luftzug den Schleier der Nonne weit genug, um darunter ein Antlitz wahrnehmen zu lassen, welches das Herz des jungen Mannes hochschlagen machte. Er drängte sich vorwärts, aber die Gunst des Augenblickes war schon vorüber. Gerade hier, auf dem Wege zu der nahegelegenen Vorhalle der Salvator-Kirche, staute sich die Menge der Wallfahrer am dichtesten. Der Fremde und die Nonne waren seinen Augen entschwunden und er sah sich in eine Menschenmasse eingeklemmt, welche zu durchbrechen selbst mit Anwendung offener Gewalt kaum möglich gewesen wäre.

Während der so gefangene Amerikaner, von keineswegs sehr andächtigen Gefühlen bewegt, sich in Schuld fassen mußte, war Schiller glücklicher, sofern ihn der Zufall dem eigentlichen Schauplatz der gottloblichen Feier ganz nahe brachte. Da sich nämlich von der von Wallfahrern wimmelnden Terrasse aus Alles jenem Schauplatz zubrängte, wurde er von der Flut mitfortgeschoben, aber in einer anderen Richtung, als in jener, wo Raleigh festsaß. Erst ging es lunterbunt bergab, dann um einen mit einer

Kapelle gekrönten mächtigen Felsen herab, dann rechts hin auf den Platz vor der Tribüne und endlich gewann unser Poet einen Ruhepunkt hart am Fuße der Treppe, welche von dem Eingang der Krypte außen nach der Vorhalle hinaufführt.

Droben in der Halle und der darauffolgenden Kirche wurden rasch die Vorbereitungen zum Gottesdienst getroffen. Man hörte die Musiker ihre Instrumente stimmen und bald erklang unter ihrer Begleitung der Gesang, welcher die Predigt einleitete.

Mit einmal glaubte der Dichter durch diese Klänge hindurch seinen Namen nennen zu hören und zwar ganz aus der Nähe. Er schaute sich um, da er aber jetzt erst bemerkte, daß ihm der Freund von der Seite gekommen, welcher ihn unter dieser Masse von Fremden doch wohl allein bei seinem Namen angesprochen haben konnte, so nahm er die Sache für eine wunderliche Sinnestäuschung und gab sich wieder unbefangenen seinen Beobachtungen hin.

Da fiel ihm auf seinem Hut, den er vor sich an der Brust hielt, eine prächtige Rose nieder. Er nahm sie, steckte sie ins Knopfloch und sah nach der Balustrade der Halle hinauf, vermuthend, die Blume möchte einer der Edellenjungfern entfallen sein, deren helle Stimmen da oben klangen. Aber an der

Bahnstraße standen nur Weltpriester und Mönche. Nun lehnte er sich um nach der Treppe, aber auf den breiten Stufen derselben waren nur strengverfahrene Ursulinerinnen wahrzunehmen, vermischt mit höchst ansehnlichen alten Stadtfrauen und Bäuerinnen und weder diese noch jene sahen darnach aus, als ob sie sich mit Rosen zu schaffen machten.

Der zwecklosen Nachforschung müde, sog der Dichter den Duft der Blume ein und sprach bei sich: Wenn es Einem Rosen auf den Hut schneit, so kann man sich ja derselben erfreuen, ohne sich darüber Sorgen zu machen, woher sie kommen.

Er hatte auch keine Zeit, dem Rosengeanken weiter nachzuhängen, denn jetzt trat droben der Prediger auf die Kanzel heraus und da gab es wieder ein lebhaftes Hin- und Herschieben unter der Menge, weil die Einen von da, die Andern von dort aus die Predigt am besten zu hören glaubten. Da unferne Fremde an der Behauptung seines Platzes nicht viel lag, wandte er keine Mühe darauf und so sah er sich unversehens in die Krypte hineingedrängt, was ihm das gefiel, weil es hier, im Gegensatz zu dem heißen Sonnenschein draußen, höchst kühl war. Er schaute sich in dem Halbdunkel der kleinen Gölle-Kirche nach einem Sitz um, und da er an der



Hinterwand einen großen Sitterstuhl stehen sah, ergriff er davon Besitz. Von diesem sicheren Winkel ließ er seine Blicke in den dämmerigen Raum hinausschweifen und bemerkte, daß derselbe mit Landleuten angefüllt war, welche, auf den Knien liegend, die Lippen im eifrigen, halblauten Gebet bewegten und dazu die Kugeln ihrer Rosenkränze, welche in jener Gegend den wunderbarst aus Paternoster verkrümmelten Namen Psalter führen, abrollen ließen. Das gab ein summenendes Getöse, mit welchem sich die stoßweise von draußen hereindringenden Sätze der Predigt seltsam mischten.

Der Dichter erinnerte sich, daß er mit seiner Mutter und seiner geliebten Schwester Christophine in seinen Knabenjahren von Lorch aus mehrmals den Salvator besucht hatte, und die Bilder seiner Theuren stiegen vor ihm auf. Die Schwingen der Phantasie trugen ihn weit das Land hinab nach der Solitude. Er sah den strengen und doch so trefflichen Vater in seiner geliebten Baumschule beschäftigt und inzwischen saßen Mutter und Schwester in der bescheidenen Wohnung der Familie bei ihrer Arbeit und diese fragte: Wo ist jetzt wohl der Fritz? und jene erwiderte: O, der wird sich jetzt droben im Oberland gute Lage machen. Worauf die Schwester.

Daran thut er recht. Und dann nahm sie aus dem geheimen Behälter ihres Nähstoffs den launigen Brief, in welchem der Bruder die Seinigen von seinem Auszug in Kenntniß gesetzt, und las ihn — o, zum wievielten Male! — der Mutter vor und beide Frauen lachten herzlich mitsammen über die scherzhaften Ausdrücke, in welchen sich ihr Fritz als angehenden irrenden Ritter geschilbert hatte.

In solche Träumereien versunken, beachtete er es nicht, daß draußen die Predigt zu Ende war und droben in der Halle die feierlichen Klänge des Hochamtes laut wurden. Der Gesang des Priesters am Altar, die Responfen des Chors, die Löhne der begleitenden Musik wiegten ihn nur in tieferes Sinnen, als er plötzlich daraus auffuhr, weil er eine flüsternde Stimme seinen Namen nennen hörte.

Dießmal war es keine Täuschung. Der Name war zu deutlich gesprochen worden und zwar von einer weiblichen Stimme, die er zu kennen glaubte. Er blickte aber vergeblich suchend in die Krypte hinaus: er sah dort nur die ihre Gebete hermurmelnden Dienersleute.

Da sagte die flüsternde Stimme und zwar hart neben ihm:

„Lassen Sie den Vorhang vor Ihrem Sitze

herab, lieber Schiller, und legen Sie das Ohr an das Gitter. Ich will mit Ihnen reden.“

Höchst überrascht, ließ der Dichter mechanisch den grünen Vorhang herab, so daß er allfällig von der Krypte herkommenden Blicken verborgen war, und wandte nicht nur das Ohr, sondern auch das Auge dem kleinen viereckigen Gitter zu, das die eine Abtheilung des Stuhls von der andern trennte. In dieser sah er eine Nonne knien, im Habit der Ursulinerinnen von Gotteszell, aber unter dem zurückgeschlagenen Schleier hervor leuchteten ihn die Augen der Turbinella an.

„Lauretta!“ rief er in freudigem Schreck halblaut aus.

„Still! Reden Sie leise, damit wir nicht unterbrochen werden . . . Es ist doch prächtig komisch, Sie gerade hier zu treffen.“

Und ein reizendes Lächeln umzog ihre Lippen, welche einen Augenblick die herrlichen Zähne sehen ließen.

„Ich gestehe, theures Fräulein,“ sagte er, seine Stimme dämpfend, — „Ich gestehe, daß mir Ihre Erscheinung als Nonne weit mehr einen tragischen als einen komischen Eindruck macht.“

„Oah, mein Freund, es ist für mich nur eine

Berleibung wie eine andere . . . Ich wollte die heutige Prozeßion nach dem Salvator mitmachen, wahrscheinlich von der Ahnung getrieben, daß ich Sie hier sehen würde, und da war es das Klügste, mich dieses Kleides zu bedienen. Es kostete freilich Mühe, die Mutter Monika, über welche ich mich sonst nicht zu beklagen habe, zu überreden, mir die Erlaubniß hiezu zu erteilen . . . Ah, ich bemerkte, Sie haben meine Rose ins Knopfloch gesteckt. Es machte mir Spaß, zu sehen, wie Sie in den Himmel guckten, als ob es Blumen regnen würde. Und doch hätten Sie sogleich wissen müssen, daß die Blume von mir komme, vergesslicher Mensch Sie! Haben Sie mich nicht vor Zeiten eine Fee genannt und kündigen die Feen ihr Kommen nicht immer durch Rosen an?"

So plauderte das schöne Mädchen harmlos und herzlich wie ein Kind, aber durch dieses Geplauder klang ein warmer Herzenston, welcher bezeugte, daß Lauretta durch die unerwartete Erscheinung des Dichters froh bewegt war.

„Aber,“ fuhr sie fort, „die Zeit drängt und wir wollen sie daher nicht damit vergeuden, daß wir durch die Blume sprechen. . . Sagen Sie mir, was führt Sie denn hieher?“

„Wie können Sie fragen? Wer oder was  
Anderes als Sie?“

„Ich?“

„Ja.“

Lauretta's reizendes Antlitz näherte sich so sehr dem Gitter, daß der Dichter den süßen Athem des Mädchens auf seiner Wange fühlte, und ihre Augen überschütteten ihn mit strahlenden Fragen. Doch nur für einen Moment, denn im nächsten verschleierten die langen dunkeln Franzen der Wimpern die zwei blauen Sterne und Lauretta beugte sich zurück, das liebliche Erröthen ihrer Wangen verbergend.

Es entstand eine kurze Pause, bevor sie in dem früheren leichten Ton fortfuhr, und man konnte bemerken, daß ihr die Wiedergewinnung desselben einige Anstrengung kostete.

„Sie sind gekommen, nach mir zu sehen?“ jagte sie, einen eigenthümlichen Nachdruck auf das „Sie“ legend; — „Sie haben mich aufgesucht? Wie gut und lieb von Ihnen! Und Sie haben auch meine verunglückte Flucht aus Stuttgart nicht falsch ausgelegt, nicht wahr? Sonst wären Sie ja nicht gekommen. Wie danke ich Ihnen! Wäre nur das Gitter da nicht, ich wollte Ihnen herzlich die Hand drücken.“

Wir hegen die stille Vermuthung, auch der

Dichter habe dasselbe gewünscht. Zwar die Zeit der Laura-Oben war, wie wir wissen, eine vergangene, aber . . . aber . . . mit so einem bezaubernden weiblichen Wesen im Halbdunkel zusammen zu sein, nur durch ein leichtes Holzgitter getrennt, ist für einen Poeten von noch nicht dreißig Jahren doch immerhin eine etwas bedenkliche Situation. In seinem Glück vermochte die Regung von Eitelkeit, welche er empfand, Nichts über die Lanterkeit seiner Seele.

„Wenn,“ sagte er, „überhaupt von Dank die Rede sein könnte, so gehörte mir derselbe erst in zweiter Linie.“

„Wie?“

„Ein Anderer als ich sagte zuerst den Gedanken, nach Ihnen auszu sehen und Sie, wenn immer möglich, aus der Gast zu befreien.“

„Ein Anderer?“

Es klang in dieser Frage Etwas wie herbe Enttäuschung.

„Ja, ein Anderer und zwar ein Trefflicher: mein Freund William Raleigh.“

„Der?!“

„O theure Lanretta, sprechen Sie nicht in diesem Tone von ihm!“

„Warum nicht? Was soll mir Der? Ich liebe ihn nicht!“

Hätte Schiller weniger an seinen Freund und mehr an sich gedacht, wäre das Verhältnis zu Lauretta überhaupt jemals von seiner Seite das einer tiefen Herzensneigung gewesen, so hätte die Art, wie das Mädchen die letzten Worte sprach, diese Neigung zu heller Blut ansfachen müssen. So aber sagte er:

„O, Fräulein, Sie würden ihn lieben, wenn Sie ihn kennen.“

„Warum nicht gar?“

„O hoch! Und wenn Sie wüßten, mit wie ganzer Seele er Ihnen zugethan ist! Er liebt Sie und er verdient Ihre Liebe.“

Lauretta machte eine heftige Bewegung und versetzte dann fast lauter, als die Vorsicht, welche dieses sonderbare Lächeln erheischte, gestattete:

„Und das sagen Sie mir, Schiller, gerade Sie?“

Der Dichter stuzte einen Augenblick. Eine egoistische Regung wollte sich in ihm emporarbeiten, aber sein Freundschaftsenthusiasmus kämpfte dieselbe siegreich nieder.

„Warum sollte ich es nicht sagen? Ich bin ihm so gut und achte ihn so hoch.“

„Den kalten, stolzen Amerikaner?“

„Cheure Lauretta, er ist weder kalt noch stolz. Er ist des tiefsten Gefühles fähig und dabei tüchtig um und an. Erinnern Sie Sich, was Shakespeare im Julius Cäsar den Antonius von Brutus sagen läßt: —

..... So mischten sich in ihm die Elemente,  
Daß die Natur aufstehen durft' und sagen:  
Das war ein Mann! . . .

Sehen Sie, diese Worte möchte ich auf William Raleigh anwenden.“

„Ei, mein Freund, Sie gerathen ja ganz in Ekstase,“ versetzte Lauretta oder vielmehr die Turbinella, denn ihr Ton war plötzlich ein herb spottender geworden.

„Und wenn,“ fuhr der Dichter fort, „so habe ich guten Grund dazu. O wenn Sie William näher kennen, Lauretta! Fürwahr, seine Huldigung würde Sie nicht kalt lassen. Wie ist er fest und sicher in sich, während wir Anderen alle unsicher an den Problemen des Lebens herumtasten. Wie abgerundet seine Bildung, wie edel sein Sinn! Und was hat er Alles in so jungen Jahren schon erlebt und gethan! Er hat im Kampfe für die Freiheit mannhaft gestanden wie ein Held und für seines Landes Unabhängigkeit von fremdem Joch ehrenvolle Narben davongetragen.



Seine Bescheidenheit gestattet ihm nicht, viel davon zu reden, aber ich weiß, der große Washington, der Herr der neuen Welt, hält ihn seiner Achtung und Freundschaft würdig.“

„Wirklich? Nun, es mag sein, aber was geht das Alles mich an? . . . Doch sagen Sie, wenn der Herr Amerikaner sich die Schrulle in den Kopf setzte, mir nachzulaufen, wie hat er denn meinen Aufenthalt in Gotteszell erfahren?“

„Durch den Chevalier.“

„Ach, durch meinen Entführer? Was ist denn eigentlich aus diesem galanten Herrn geworden?“

„Man hat ihn laufen lassen.“

„So? Und warum hat man mich nicht ebenfalls laufen lassen?“

„Cheure Lauretta, Ihre Fesseln sollen Sie nicht lange drücken. Raleigh wird alle Hebel in Bewegung setzen“ . . . .

„Raleigh und immer Raleigh? Sie wollen sagen, er beabsichtige, mich aus Gotteszell zu befreien. Und Sie?“

„Ich werde ihm nach Kräften beistehen.“

„Als Knappe des Ritters aus Atlantis? Ich hätte, verzeihen Sie mir, dem Dichter der Räuber etwas mehr Ehrgeiz zugetraut.“

„Was wollen Sie, daß ein armer, unerfahrener  
Leufel von Poet thun soll?“

„Was? Ich könnte es Ihnen vielleicht sagen...  
Doch gesetzt nun, ich hätte überhaupt gar keine Lust,  
von dem Aufenthalt im Kloster, welchen mir mein  
gütiger Beschützer, der Herzog von Württemberg, in  
seiner Weisheit angewiesen, erlöst zu werden? Ge-  
setzt, ich beabsichtigte, dieses Kleid, welches ich heute  
im Scherze trage, schon morgen im Ernste zu tragen?  
Es wäre am Ende das Beste für mich.“

„Theure Lauretta, Sie können unmöglich im  
Ernste so sprechen! Soviel Schönheit, soviel Geist,  
soviel Berechtigung zum Glück darf nicht in Kloster-  
manern verkümmern.“

„Reinen Sie? . . . Wenn ich nun anderer  
Ansicht wäre? . . . Doch lassen wir das einstweilen . . .  
Aber als die zu Befreiende werde ich ja wohl wissen  
dürfen, welchen Befreiungsplan Sie . . . oder viel-  
mehr Herr Raleigh entworfen hat. Wie ist's damit?“

„Ich glaube nicht, daß William schon einen  
sörmlichen Plan entworfen hat. Wir kamen erst ge-  
stern hier an. Mein Freund weiß auch noch gar  
nicht, in welchem Kloster Sie Sich befinden. Wenn  
er meiner Ansicht folgen will, so wird er sich vor  
allen Dingen bei einem Manne Rath's erholen, an

welchen uns ein Freund gewiesen und welcher in der ganzen Gegend großes Ansehen und bedeutenden Einfluß besitzen soll.“

„Wer ist der Mann?“

„Der Vater Aloisius, Einsiedler auf dem Bernhardusberg.“

„Der Bernharduspater?“

„Ja. Sie hörten von ihm?“

„Die Mutter Konika spricht viel von ihm. Sie verehrt ihn als einen Heiligen. Eine alte Kloster-schwester sagte mir freilich, der Heilige sei eigentlich ein Erzleher . . . . So, hinter den Bernharduspater will sich Herr Raleigh stecken? Ihr Held aus Atlantis ist lähn, das muß ich sagen.“

„Theures Fräulein, gewiß verdient mein Freund solchen Spott nicht. Wenn er, wie es bei einem solchen mitten in einer katholischen Gegend gewiß nicht ganz unbedenklichen Unternehmen erforderlich ist, Vorsicht walten läßt, so geschieht es sicherlich hauptsächlich aus Rücksicht auf Sie.“

„Ja, ja, Vorsicht ist die Mutter der Tapferkeit, wie ich einmal das wunderliche Original, den Sammetdoctor, sagen hörte . . . Im Uebrigen, mein Freund, wird es mich amüsiren, zu sehen, wie das Drama, betitelt: „Turbinella's Befreiung aus Gotteszell“—

in Szene gesetzt werden soll. Ich lebe des tröstlichen Glaubens, daß ein Unternehmen, zu welchem sich ein Freiheitskämpfer, den der große Washington achtet und liebt, ferner ein Dichter, welcher die Räuber geschrieben hat, und endlich ein Eremit, der zugleich ein Heiliger und ein Erzleher sein soll, mit einander verbunden, nicht fehlschlagen kann. Aber nur recht vorsichtig, um Gotteswillen vorsichtig! . . . Doch horch, da oben stimmt der Priester das *Re, missa est an*. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich entferne... *Addio, caro mio!*“

Sie ließ den Schleier über das Gesicht fallen und huschte weg.

Als der Dichter im Wirwar seiner Empfindungen den Vorhang vor seinem Sitze in die Höhe zog, sah er das seltsame Mädchen mit der Gewandtheit einer Tacerte durch die dichtgedrängten Reihen der andächtigen Landleute schlüpfen und in der Thüre verschwinden.

## Viertes Capitel.

„Reiner Solmat Berge dunkeln, stehend ob der Bäder Grün.“ — Ein Stück classischen Bodens. — In der Finsternis auf dem Bernhardsberg. — Der Lebenslauf eines Philosophen in der Eremitenkutte. — Getäuschte Liebe, Verzweiflung und Ehrgeiz. — Die ewige Roma. — Ein Schafst. — Kämpfe des Zweifels. — Quietismus. — Ein evangelisches Wort. — Geheimbündisches. — Ein Scheiterhaufen. — Flucht in die Vereinbarkeit.

Von den Thalniederungen der beiden kleinen, dem Neckar tributären Flüsse Fils und Rems eingeschlossen, erhebt sich ein Hügelland, an dessen Abfällen hüben und drüben die Städte und Städtchen Ömünd, Kalen, Heidenheim, Weißlingen und Böppingen liegen. Den Höhepunkt seiner Naturschönheit und seiner geschichtlichen Bedeutung erreicht es zwischen der zuerst und der zuletzt genannten Stadt. Hier ragen auf einem mannigfach von Wald und Thal, Schlucht und Bach durchschnittenen Plateau die drei Kalksteinbergfegel Rechberg, Stausen und Stufen in die Luft, wie die Winkel eines unregelmäßigen Dreiecks einander gegenübergestellt. Sie gewähren Dir einen schönen Anblick, wenn Du, von Ulm herkommend, das Filsthal zwischen Weißlingen und Böppingen auf der

Eisenbahn hinab dampfst. Aber um sie recht zu würdigen, mußt Du sie bestiegen.

Wähle den Hohenrechberg: er bietet die weiteste Aussicht von allen dreien. Du übersehest hier, was patriotische Schwaben nicht mit Unrecht ein Stück classischen Bodens zu nennen pflegen. Dieser Fleck Erde ist die Heimat des hohenstauffischen Kaiserhauses, welches die Geschichte und das Unglück mit einem doppelten Nimbus von Poesie umgeben haben. Steh, dort drüben, in gerader Linie mit dem noch wohl erhaltenen Schloß unter Dir, dem Stammsitz des alten Geschlechtes Rechberg-Rothenslöwen, gipfelt der Hohenstaufen, von welchem Friedrich der Rothbart in die kleine Dorfkirche herabstieg, die Messe zu hören, und auf dessen Höhe Konradin zum letzten Mal seiner Väter Land überblickt, bevor er auszog nach Welschland, um nimmer wiederzukehren. Die stolze Kaiserburg ist bis auf den letzten Stein verschwunden und der Berg steht jetzt mit seiner kahlen Spitze wie ein Andrusungszeichen hinter dem ewigwiederkehrenden Satz von der Vergänglichkeit menschlicher Macht und Größe . . . Der gefällige Pfarrherr, welcher auf dem Rechberg seinen Wohnsitz hat — (ich setze voraus, es hause noch immer, wie vor Zeiten, dort ein gefälliger Pfarrherr) — wird Dir seinen Lobus

auf ein altes Bauwerk richten, welches am nördlichen Fuß des Hohenstaufens beim Flecken Wäschenbeuren steht. Das ist das Wäscherschloßchen, —

Wo seinen Ursprung nahm der Kaiserstamm . . .

Er wird Dir auch drunten im Remsthal auf einem Hügel das Kloster Lorch zeigen, wo mehrere Hohenstaufen, wenn auch nicht die berühmtesten, begraben liegen . . . Doch Du wendest Dich aus diesen historischen Erinnerungen zur heiteren Naturgegenwart zurück und umspannst mit Deinen Blicken das vor Dir aufgerollte Panorama voll von gesegneten Ebenen und Thälern, Forsten und Hügelketten, Städten und Dörfern, Schlössern und Burgruinen. Südwärts schließt in weiter Ferne der blaue Bergzug der schwäbischen Alp mit ihren kühnen Felsengipfeln Leß, Neuffen und Achalm die Aussicht. Doch nein, Du entdeckst bei günstiger Disposition der Luft noch darüber hinaus weiße Punkte, die Du für Wolken halten magst: es sind aber die Firne der Boralberger Alpen. Westwärts siehst Du weit hinab in das württembergische Land und siehst am äußersten Horizont den Kamm der Vogesen blauen. Gegen Norden öffnen sich Dir, über den welsheimer Wald hinweg, die Flutgebiete des Kochers und der Jart und von der Grenze des Frankenlandes herab schimmert weiß das Schloß von

**Schwangen.** Gegen Osten verriegelt der gewaltige Stufen und links von ihm der Hochwaldbzug der Altbuchberge die Fernsicht.

Dieser Bergzug, ein Ausläufer der schwäbischen Alb, wird von der letzteren durch einen tiefen Thaleinschnitt getrennt, in welchem das Städtchen Weissenstein liegt. Von hier läuft er ostwärts vom Hardsfeld begrenzt, in nördlicher Richtung hinüber ins Roßerthal. Vortretende unter den Altbuchbergen sind der Rosenstein und der Bernhardusberg. Auf diesem finden wir unsere beiden Reisenden wieder.

An einem heimeligen Ort stand da, beschattet von zwei alten Linden, die Kapelle, welche dem Heiligen des Berges geweiht war, denn Sanct Bernhardus genoß in der ganzen Gegend großer Verehrung: auch in der Wallfahrtskirche auf dem Reibberg hatte er einen Altar. Etwas zurück von der Bernharduskapelle lag die Einsiedelei, eine bescheidene doch nicht unwohnliche Holzhütte, malerisch mit dem Rücken an eine Felswand gelehnt. Es fehlte ihr nicht der Schutz und Schatten von ein paar ernstern Tannen und etlichen fröhlichen Buchen. Auch eine Steinleiche breitete ihre knorrigen Äste, die kaum sich zu belauben angefangen hatten, über das niedrige Dach hin, welches unter einer Fülle von Epheuranen



verschwand. Vor den zwei kleinen Fenstern des Hauses mit ihren runden, in Blei gefaßten Scheiben war ein Blumen- und Gemüsegärtlein eingefriedigt und daneben quoll vermittelst einer plumpen hölzernen Röhre ein prächtiger Quell aus dem Felsen.

Unsere Freunde waren mit der Morgenbämmerung von Smünd ausgeritten und bei guter Vormittagszeit auf dem Bernhardus angekommen. Jetzt war es Abend und sie waren noch immer da. Nicht nur hatte das heftige Gewitter, welches am Nachmittag über den Bergen sich entladen; ihre Rückkehr verzögert, sondern auch hatte das Wohlgefallen, welches sie an dem Einsiedler gefunden, diese Verzögerung ihnen sehr annehmlich gemacht. Der Vater Moiskus war ein Greis, mit welchem gute Menschen rasch sich zu befreunden vermochten. Außerdem hatte der Graf vom Bruder Serapion an den Bruder Spiridion, welchen die jungen Männer getreulich befehlen, die beste Wirkung gethan. Der Bernharduspater zeigte seinen Gästen, daß sie ihm bestens empfohlen waren. Wohlwollende Menschen vermögen sich ja, falls nicht äußerliche Umstände störend zwischen sie treten, rasch unter einander zu verständigen.

So hatten die Drei den Tag unter vertraulichem Gedankenaustausch verlebt. Der Einsiedler war

von den jungen Männern von der Angelegenheit unterrichtet worden, welche sie in diese Gegend und zu ihm geführt. Er hatte, nachdem er sich von der Redlichkeit der Absichten Raleighs überzeugt, seine Theilnahme ausgesprochen und die Art und Weise, wie der Liebende verfahren wollte, billigend, demselben einen warmen Empfehlungsbrief an die Mutter Monika, Superiorin von Gotteszell, gegeben.

Jetzt saßen sie, während es draußen noch immer arbelte und regnete, bei traulichem Lampenschein in dem Stübchen der Einsiedelei mitfamnen am tannenen Tisch, auf welchem die Reste einer Bewirthung standen, wie sie eben der Ort zu bieten vermochte. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, obgleich nur Einer sprach, der Bernharduspater, welcher der Bitte seiner Gäste, ihnen seine Geschichte zu erzählen, nachgegeben hatte.

Der Erzähler war ein hagerer hochgewachsener Greis, der wenig jünger sein mochte als sein Freund, der Sammetdoctor. Unter einer hohen, von jenen Furchenspfaden, wie sie der Gedanke und der Schmerz tritt, durchzogenen Stirne blickten große braune Augen klar hervor, zugleich „still und bewegt.“ Es war in diesem intelligenten Gesicht keine Spur weder von dem indolenten Behagen, wie es in der Luft der

**Äbfter und Einflebeleien zu gebeihen pflegt, noch von asketifcher Vergrämung und Verbitterung. Welche Stürme, äußere und innere, auch immer über diese Jüge hingegangen fein mochten, fie hatten darauf nur die heitere Ruhe des Weifen zurückgelaffen. Mochte man zweifelhaft fein, ob der Greis, wie er fo bafaf im Schmuck feines Silberbartes, der in reichen Wellen über der fchwarzen Kutte auf die Bruft herabfloß, mehr einem griechifchen Weifen der Akademie oder der Stoa gleichfähe oder aber einem chriftlichen Märtyrer, der aus fchweren Prüfungen fiegreich hervorgegangen, immer war feine Erfcheinung eine zugleich höchft ehrwürdige und Vertrauen erweckende.**

Die beiden Freunde hingen an den Lippen ihres Wirthes, beffen Stimme noch immer fo sonor klang wie in früheren Zeiten, wo fie zum Entzücken großer Gemeinden von der Kanzel herab erfhollen war . .

„Ja, liebe Kinder,“ fuhr der Bernharduspater in feiner Erzählung fort, — „auch ich habe jene Entzückungen und jene Qualen erfahren, welche die Menschen Liebe zu nennen pflegen und welche den Frühling des Lebens fo ftürmifch machen. Als ich mich getäufcht sah, als ich in dem Götterbild, welches ich in dem Tabernakel meines Herzens aufgestellt

batte, eine Puppe der Selbstsucht und Eitelkeit erkennen mußte, da glaubte ich, mein in dem Feuer der Trübsal noch nicht gestähltes Herz müßte brechen. Aber das Menschenherz ist nicht nur ein eitel und verzagt Ding, es ist auch ein zähes. Es erwachte wieder in mir mit all seinen wechselnden Pulsen, als ich im Kloster, wo ich in meiner Verzweiflung die tonsur genommen, wieder zu klarer Besinnung kam. Die dumpfe Gleichgiltigkeit, in welcher ich über ein Jahr lang so hingebütet, wich von mir. Ein Weib zwar hab' ich nie mehr geliebt, aber ich liebte die Wissenschaft und den Ruhm. Die Oberen fanden gern Gelegenheit, mich auszuzeichnen. Ich galt für einen Gelehrten, für einen guten Prediger, für eine künftige Stütze der Kirche. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte mich. In kühnen Träumen vermaß ich mich, es jenen großen Geistern, jenen Gregoren und Innocenzen, die von einer Stufe der Hierarchie zur andern gestiegen, an dem ungeheueren Plan, die Welt zu einem Gottesreich zu machen, gearbeitet hatten, — gleichthun zu können und zu wollen. Gehört es doch zu den schönsten, aber auch gefährlichsten Vorrechten der Jugend, an das Wort Unmöglichkeit nicht glauben zu müssen und sich auf den Schwingen der Phantasie verachtungsvoll über die Prosa

der Wirklichkeit erheben zu können, bis diese Prosa mit eiserner Hand hinaufgreift, um den Schwärmer aus den luftigen Räumen in die Region der Alltäglichkeit herabzuziehen.

„Ich wurde, da man in mir ein gewisses diplomatisches Talent entdeckt zu haben glaubte, häufig in Geschäften des Ordens auf Reisen geschickt. Ich machte dabei hohe kirchliche und fürstliche Bekanntschaften, wurde eingeweiht in das Getriebe der geistlichen und weltlichen Politik und endlich auch mit einer wichtigen Sendung nach Rom betraut. Wie ward mir, als ich die ewige Steinhügelstadt betrat! Als mir alle die Pracht der Säulen, Siegesbogen, Tempel und Paläste entgegenstieg! Als mir vergönnt war, die Kunst in ihren herrlichsten Offenbarungen anzustaunen! Als ich den Riesenbau erblickte, dessen Kuppel Michel Angelo in die Luft gehöhrt! Als überall in Bild und Farbe himmlische Gestalten wie selige Wunder mir entgegenblühten! Als ich inmitten der ganzen Prachtentfaltung der Kirche den heiligen Vater selbst, den Statthalter Christi in Sanct Peter das Hochamt celebriren und dann von der Loggia herab der Christenheit seinen feierlichen Segen ertheilen sah, urbi et orbi! O, nur in Rom selber ist der ganze Zauber Roms

zu empfinden und zu verstehen. Ich war hingezogen, außer mir, berauscht! Ich athmete in einer Atmosphäre der Begeisterung und kühner Entschlüsse. In meiner Seele baute sich das Ideal der Kirche auf, wissenschaft, weltumspannend, segentriefend, und ich über wähnte, es müßte, es könnte verwirklicht werden" . . . . .

Der Einflöbler hielt hier eine Weile inne. Die Erinnerung an die Zeit, von welcher er sprach, hatte ihn offenbar tief ergriffen. Seine Augen glänzten und seine blaffen Wangen hatten sich geröthet. Es gibt so Eindrücke junger Jahre, welche selbst im das höchste Alter hinein einen strahlenden Widerschein werfen . . . Als Schiller später jense glühenden Berse schrieb, in welchen Worten der Königin Maria seine Erlebnisse in Rom schildert, da mochte er sich der Worte des Anachoreten vom Bernharbusberg erinnern.

Dieser nahm wieder das Wort und erzählte, wie folgt:

„Stimmungen der Art, wie ich sie so eben anbeutete, sind zu hoch, zu unnatürlich gespannte, als daß sie lange dauern könnten, und es bedarf oft nur eines einzigen Windstoßes, um die ziefigsten Traum-  
 nachtschlösser in Trümmer zu werfen. Aus solchen

Ruinen sprossen dann gerne die wilden Schößlinge des Zweifels und zischen die Schlangen des Spottes . . . . Ich habe das in Rom an mir erfahren. Mit dem skeptischen Stachel in der Seele lehrte ich über die Alpen zurück. Ein schrecklicher Schlag, der alle meine Gefühle in jammervollen Aufruhr brachte, erwartete mich da.

„Mein Weg hatte mich in eine große Stadt an der Donau geführt, einen Erzbischofth, wo ich mich mehrerer Aufträge entledigen mußte. Es herrschte da eine große Aufregung und alle Welt sprach nur von Einem, von der bevorstehenden Hinrichtung einer Giftmischerin aus vornehmem Hause, die erst ihre zwei Stieftöchter und dann deren Vater, ihren Ehemann, vermittelst Gift ermordet hatte. Mit anderen Gedanken beschäftigt, achtete ich der Sache nicht sehr und erstaunte daher nicht wenig, als mir eröffnet wurde, die arme Sünderin habe den Wunsch ausgesprochen, daß sie von mir zum Tode vorbereitet werde. Ich folgte dem Gebot der Pflicht und der Stimme des Mitleids. Aber, gerechter Himmel, welcher Blitz des Schreckens traf mich, als ich beim Eintritt in den Kerker in der Verurtheilten die Geliebte meiner Jugend erkannte!

„Sie war es, die Unglückselige, die ich so sehr

gellebt, die mich zum Mönch gemacht, weil sie mich schande verlassen und verläugnet hatte, um einem ungeliebten, aber reichen und vornehmen Manne ihre Hand zu reichen. Sie war es, noch immer schön, ja selbst jetzt noch in der Blässe ihrer Verzweiflung kaum weniger reizend, als damals, wo ich sie dem Engel meines Lebens genannt. O, ich hatte ihr nicht geflucht, selbst in jener Stunde nicht, als sie mir mit kaltem Lächeln anzeigte, daß sie, sie, die mir tausend heilige Schwüre zugeschworen, die Braut eines freiherrlichen Bewerbers sei, — nein, ich hatte ihr nicht geflucht, und das, nur das war es, was mich jetzt anfrecht erhelet. . . . Ihre Ehe war unglücklich gewesen. Der Bund weiblicher Eitelkeit und Selbstsucht mit männlicher Rohheit und Wollüstelei hatte seine Früchte getragen, Früchte der Thorheit, der Ausschweifung, des Verbrechens zuletzt. Die Beichte der Unseligen enthüllte mir Abgründe des Menschenlebens, die Einem das Blut in den Adern gerinnen machen. Was ich zu jener Stunde litt, dagegen sind alle Qualen der Verdammten, wie sie der große Dante in seinen Visionen erblickte, bloßer Tand. . . . Als dem Freiherrn die Kraft zum Sündigen ausgegangen, wollte er es auch seinem Weibe verwehren. Sie spottete seiner. Da zeigte er, daß



Wollust und Grausamkeit stets Zwillingsschwestern  
 sind. Seine satanische Lust, physische und moralische  
 Martern für sie zu erfinden, weckte den Dämon in  
 ihrer Brust. Sie gestand mir, daß sie, zum Mörder-  
 stien getrieben, nur noch die eine Vorstellung, nur  
 noch den einen Gedanken gehabt, zu erproben, ob es  
 wahr sei, daß die Rache eine Speise für Götter.  
 So vergiftete sie zuerst die beiden Kinder ihres Ran-  
 nes, welche er mit einer Art thierischer Leidenschaft-  
 lichkeit liebte, und dann ihn selber. Und sie scham-  
 berte nicht davor zurück, mir zu sagen, daß kein Trank  
 aus dem Taumelbecher der Lust, aus dem sie mit  
 vollen Zügen getrunken, ihr jemals ein so wildes  
 Entzücken erregt habe wie der Anblick der Todes-  
 qualen des Verhaßten. . . . Und doch sollte die  
 Bitterkeit, in welcher mein Herz bei Anhörung solcher  
 Bekenntnisse schwamm, noch mehr anschwellen. Das  
 geschah in dem Augenblick, wo mir das so grenzen-  
 los verworfene und unglückliche Weib, als ich sie  
 meinem Amte gemäß zur Reue und zur Hoffnung  
 auf die Barmherzigkeit Gottes ermahnte, mit einem  
 Blick, der mir Herz und Nieren durchdrang, sagte,  
 ich glaube selber nicht an das, was ich sie glauben  
 machen wollte. Ach, die Glende hatte nur zu recht:  
 meine Brust war damals von Glauben und Hoffnung

so leer, wie die übrige. . . . Ich wollte fliehen, aber eine schreckliche Magie hielt mich zurück. Ich sollte sie, hat sie, aufs Schaffot begleiten, und ich versprach es . . . Die Stunde kam und jahrelang hat mir der Ton der Armensünderglocke in den Ohren gelungen, jahrelang habe ich den höhnisch-kalten Blick nicht vergessen können, welchen die Verurtheilte vom Schaffot herab über die Menge hinschweifen ließ, jahrelang hat mir das letzte Wort, welches sie Angesichts von Bloß und Beil zu mir sprach: — „Auf Rimmerwiedersehen! Ich gehe ins große Nichts“ . . . schmerzlich in der Seele nachgeklirrt.

„Von der unseligen Stätte hinweg, wo ich ihr Haupt fallen, ihr Blut springen gesehen, floh ich nach meinem in der Nähe der Reichsstadt Ulm gelegenen Kloster zurück. . . . Die Träume des Ehrgeizes waren dahin und mit ihnen noch viel Anderes, Besseres. Eine grenzenlose Unruhe hatte sich meiner bemächtigt. Ich sehnte mich nicht hinaus in die Welt, aber ich war beständig auf der Flucht vor mir selbst. Mir graute, in mein obes Inneres zu blicken, und doch mußte ich es thun, weil, ob ich mich auch mechanisch den Klosterregeln fügte, meine Umgebung mir kein Interesse mehr einflößen konnte. Es begann für mich eine lange, lange und unsäglich

trostlose Zeit wilderster Zweifel und rasender Versuche, dieselben zu bändigen und zum Glauben zurückzuführen. Ich verbrachte lange kalte Nächte, mir die Kniee auf den Altarstufen wundknietend und aus der Tiefe meiner Verzweiflung zu Gott schreitend um Gnade und Erleuchtung oder um den Tod. Meine Selbstquälerei erging sich in unbändigen Kasteiungen, meine Bußgeißel tropfte von Blut, ich entzog mir den Schlaf, ich fastete bis zur Erstarrung der Lebenskräfte. Aber mein Körper trotzte allen diesen sinnlosen Versuchen. . . . Endlich suchte ich Trost und Beruhigung in den Wissenschaften, die ich früher nur an ihrer Oberfläche gestreift. Als Vater Bibliothekarius unserer reichen Prälatur hatte ich die reichsten Hilfsmittel des Studiums zur Hand und es störte mich nur sehr selten einer der Brüder bei meinen Büchern.

„Indem ich auf die furchtbare Frage nach des Menschenlebens Sinn und Frommen, welche jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen wenigstens einmal in seinem Leben mit der ganzen Wucht ihrer Schwere nahetritt, — in den Büchern aller Zeiten eine befriedigende Antwort suchte, gerieth ich nur immer tiefer in das Labyrinth des Zweifels hinein. Ich eignete mir mit Eifer die materialistische Philosophie des Jahrhunderts an. Ihre rücksichtslosen Argumente,

ihre scheinbare Consequenz, ihre lächerlichen Schlüsse blendeten mich. Ich fand mit einer Art bitterer Befriedigung, daß schon der grammschwere Prediger Salomo's zu dieser Philosophie sich bekannt habe. Der bittere Hohn, womit er sein: „Alles ist eitel!“ wiederholt, entsprach meiner Stimmung. Ich lernte die vieltausendjährige Arbeit, womit die Menschheit um ihre Entwicklung sich abgemüht, als eine tolle Illusion, die Hoffnung auf persönliche Fortdauer nach dem Tode als einen Ausfluß seliger Selbstsucht ansehen: ich wurde ein ausgemachter Materialist, Atheist, Nihilist, der Voltaire's Scepticismus als einen kindisch-zahmen verachten zu müssen glaubte.

„Aber meine lieben Söhne, im absoluten Nichts kann der Mensch auf die Länge nicht athmen. Will er nicht aufhören, zu leben, so muß er Etwas glauben, Etwas hoffen, Etwas lieben. Und wäre wirklich Alles, was aus diesen drei Regungen der Menschenseele fließt, nur Traum und Schaum, nur Illusion, wohlhan, der Mensch hat diese Illusion so nöthig wie das tägliche Brod . . . Mit meiner, wie ich wähnte, durch und im Unglauben errungenen Ruhe war es Nichts. Die eingeübete Befriedigung war keine. Denn ich suchte vergeblich die rathelosen Fragen abzuweisen, die immer und immer wieder aus der Tiefe meiner

1856. XXII. Schiller. II. 9

Brust aufstiegen. Wenn die Welt zwecklos ist, warum ist sie dann überhaupt? Wenn mit der Existenz im Diesseits für den Menschen Alles aus ist, warum kann er, ohne befragt zu werden, in ein Dasein gezwungen werden, welches für die ungeheure Mehrzahl nur eine drückende Last ist? Warum soll der Mensch, falls sein Dasein auf diese Spanne von Zeit beschränkt ist, unglücklicher sein als das Thier, welches sich aus der Naturbefangenheit nicht zur Geistigkeit, nicht zum Bewußtsein erhebt, aus den Schranken der Endlichkeit nicht zum schmerzlich-süßen Gefühl der Unendlichkeit? Ist nicht der Menschenbrust eine Vorstellimg, die der Gerechtigkeit, unverfügbar eingegraben? Wozu diese ewige Vorstellung, wenn die Welt nur ein alberner Zufall, für die Minderzahl ein Zufall zum Lachen, für die Mehrheit ein Zufall zum Weinen wäre? Die Wenigen, denen das Leben leicht dahinfließt, in Glück und Heiterkeit, ja, die mögen sich genügesstätt am Ende herein finden können, sich auf das Sterbelager zu strecken mit dem Gedanken, nach so viel Aufregungen und Strapazen des Vergnügens sei die ewige Ruhe im Nichts ein sehr Wünschenswerthes. Aber die Millionen und aber Millionen, deren Herzen in Sorge und Leid und Vermüthigung verbluten, ohne auch nur einmal recht frei

und glücklich aufgeathmet zu haben, soll auch ihnen das Einzige entzogen werden, was sie aufrecht erhält, die Hoffnung, daß es drüben eine Ausgleichung und Vergeltung gebe? Und müßte nicht jeder denkende Mensch, wenn er sich vorstellt, daß die Armen und Betrüben nur dazu da seien, den Reichen und Glücklichen zur Folie zu dienen, verzweifelnd ob diesem ungeheueren Jammer an der nächsten besten Wand den Kopf sich zerschellen?

Schaut um Euch, meine Söhne! Die Erde, so schön ihr Antlitz ist, birgt dennoch tiefen Gram unter der lächelnden Maske. O, wer das Schweigen der Mitternächte kennt, der weiß, daß Einem oft ist, als stöhne die arme Erde auf in entsetzlicher Todesqual. Wie viel des Gräßlichen hat sie erlebt! War sie nicht verdammt, unermessliche Ströme des Blutes ihrer Kinder einzusaugen? Wohin immer Ihr den Fuß setzt, tritt er auf den Staub von Opfern und Märtyrern. Sollten sie alle vergeblich gelitten haben und gestorben sein, gezeugt nur, um zu leiden und schließlich eine Stelle in dem furchtbaren Reigen des Todtentanzes auszufüllen, welcher die Erde durchrast? Und wie, können wir uns nicht täglich überzeugen, daß, was die Menschen Glück nennen, Reichtum, Macht, Ansehen, Wechsel der Besitz-

ungen, in fast diametralem Gegensatz zum Verdienste steht? Ist nicht die Geschichte der größten Wohlthäter, der wahren Helden der Menschheit nur eine große Martyrologie? Hat nicht der pfiffige Schurke, der gewissenlose Heuchler, der schamlos grundlos Niederträchtige, der Lug und Trug spinnende Klügling, der alles Recht mit List oder Gewalt höhrende Frevler unendlich mehr Aussicht, in der Welt vorwärts zu kommen, als der ehrliche, gute und hochgestante Mensch? . . . . .

. . . In Betracht alles dessen, Angesicht der riesenhaften Summe von Schmerzen, Nöthen und Uebeln aller Art, welche die Sonne täglich bescheint, mag sich am Ende ein stoischer Sinn mit der Vorstellung trösten, das Dasein von Erde und Menschheit sei nur eine störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts. Mit der Erde, die ja, wie einige Naturforscher wollen, bereinst wie ein Tropfen Wasser in die Unermesslichkeit des Raumes verdunstet wird, werde auch diese Episode in die ewige Leere verschwinden. Aber ist dieser stoische Gedanke wirklich tröstlich? Läßt sich der mit unwiderstehlichem Zug auf die Zukunft gerichtete Menschengeist jemals davon abbringen, hinter dem Nichts immer wieder ein Etwas zu

erblicken? Ist die absolute Leere nicht geradezu un-  
denkbar?

„Man sagt, der große Newton sei durch den  
Anblick eines fallenden Apfels auf das Gesetz der  
Schwere geführt worden. Mir auch ward so eine  
Erluchtung, wenn ich es so nennen darf. Nach einer  
in Zweifeln und Kümmernissen verbrachten Nacht,  
hörte ich, das Fenster meiner Zelle öffnend, die erste  
Schwalbe zwitschern. Sie war gekommen, fernher ge-  
trieben von ihrer Frühlingsahnung. Sie wußte nicht,  
daß der Frühling kommen werde, aber sie ahnte  
und glaubte es und ihr Glaube hatte sie nicht be-  
trogen. Ist das Bedürfnis der Menschenseele, an  
eine künftige Fortdauer zu glauben, nicht die Frühlings-  
ahnung der Schwalbe? Liegt nicht in dieser  
Ahnung selbst die Garantie der Erfüllung?

„Indem ich wieder zu glauben begann, fing  
ich auch an, in der weltgeschichtlichen Entwicklung  
der Menschheit wieder etwas Anderes zu sehen, als  
eine wüste und grausame Komödie des Zufalls. Die  
Martyrer haben nicht vergebens gelitten, die Opfer  
sind nicht vergebens gefallen. Die Weltgeschichte ist  
kein Chaos, es ist Plan, Ordnung, Vorschritt in  
ihr . . . . Auf diesem Wege kam ich auch zu einer  
höheren Auffassung der religiösen Idee. Ich lernte



ſie als nothwendigſtes Erziehungsmittel der Menſchheit, als Urquell alles Idealismus und zugleich als höchſte Form deſſelben begreifen und verehren: ich lernte mich hineinfühlen in die göttliche Weltſeele und durch Vermittlung des Pantheismus, welchen mich der erhabene Platon und der glorreiche Märtyrer Giordano Bruno lehrten, gelangte ich zur Wiederverſöhnung mit dem Chriſtenthum. Aber die chriſtliche Lehre von der Nichtigkeit der Welt führte mich zundächſt zu jenem verwerflichen Quietismus, welcher Alles gethan zu haben glaubt, wenn er aus dem Mantel der Reſignation hervor mit Verachtung auf die Welt blickt. Dieſe zu verachten iſt freilich leichter, als ſie zu beſtreiten, und ſo verſank ich in ein theilnahmloſes, pflanzenhaftes Vegetiren und als höchſte Weiſheit galt mir der Spruch des orientaliſchen Dichters:

„Iſt einer Welt Beſitz für Dich zerronnen,  
Sei nicht im Leid darüber: — es iſt Nichts;  
Und haſt Du einer Welt Beſitz gewonnen,  
Sei nicht erfreut darüber: — es iſt Nichts!  
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,  
Geh' an der Welt vorüber: — es iſt Nichts!“ ...

„Viele Jahre hatte ich ſo hingelebt. Man ließ mich in Ruhe. Ich galt für einen Träumer und Büchermurm, mit welchem Nichts anzufangen ſei. Anderen galt ich auch wohl geradezu für einen Narren, denn

ich hatte ja zwei Gelegenheiten, zu hohen und höchsten klösterlichen Würden zu gelangen, unbeachtet vorübergehen lassen, nicht aus Demuth oder Bescheidenheit, sondern einzig allein aus Gleichgiltigkeit. Wie hätte mich die Aussicht, die Inful eines Abtes zu tragen, aus meiner quietistischen Beschaulichkeit herauslocken können? Nur die Gewißheit, daß mir dieselbe durch Mittel, wie man sie in den Klöstern immer zu Hand hat, verkümmert werden würde, wenn ich einen Zweifel an meinem Gehorsam aufkommen ließe, vermochte mich, unweigerlich eine Sendung zu übernehmen, welche mich nach Bayern und Oestreich führte und für welche man meine früher erworbene Kenntniß dortiger Verhältnisse nutzbar machen wollte. Auf dieser Reise ließ mich ein glücklicher Zufall die Bekanntschaft meines theuren Freundes Armbruster machen, der mich unter dem Namen Serapion in den Illuminatenbund einführte.

„Ihr wißt nicht, liebe Kinder, was es heißen will, erst in alten Tagen zum ersten Mal einen Freund zu finden, wie ich in Armbruster einen fand. So eine Freundschaft ist wie die Entdeckung einer neuen Welt, wie ein Verjüngungsbad. Serapion zeigte mir die Nichtigkeit meines Quietismus. Er bewies mir, daß ein quietistisches Christenthum ein

unermessliches Uebel wäre, denn, siegreich geworden, müßte es die Welt in einen tothen Sumpf, die Menschheit in einen faulenden Sabaot verwandeln. Er verwies mich auf jene erhabenste Stelle der Schrift beim Evangelisten Lucas, wo Christus spricht: „Der Geist des Herrn ist in mir und er hat mich gesendet, den Armen die frohe Botschaft zu verkündigen, aufzurichten die geschlagenen Herzen, den Gefangenen zu predigen, daß sie los sein sollen, und den Blinden, daß sie sehend, und den Unterdrückten, daß sie frei und lebzig sein sollen!“ Er machte mich aufmerksam, daß die Morgenröthe einer neuen Zeit am Horizont heraufsteige, daß die Geister erwacht seien, daß die Völker sich rührten, den bleiernen Schlaf der Knechtschaft von ihren Wimpern zu schütteln. Er gewann mir Theilnahme ab für die Wirklichkeit, für die Zeit und ihre Strebungen, für das Vaterland. Er war ein eifriger Illuminat und er machte auch mich dazu. Wir Beide gehörten zu denen, welche sich für Verbreitung dieses kosmopolitischen und humanistischen Bundes in Süddeutschland große Mühe gaben und nicht ohne Erfolg. An Enttäuschungen, zum Theil sehr schmerzlichen, fehlte es freilich nicht, aber dafür entschädigte doch auch wieder die Wahrnehmung, daß Sinn und Trieb des Besseren

in einer Menge von Herzen vorhanden sei . . . . .  
 Lux vincit tenebras! Das ist noch jetzt mein Glaube  
 und meine Hoffnung.

„Die Zeit, welche ich an der Seite Serapions  
 in gemeinsamer Thätigkeit mit ihm verbringen durfte,  
 war die glücklichste meines Lebens. Endlich mußte  
 ich in mein Kloster zurückkehren. Vielleicht, ange-  
 haucht von dem Geiste des Eifers, welchen der Freund  
 in mir erweckt hatte, würde ich versucht haben, diese  
 Fesseln zu brechen; aber, liebe Kinder, wenn man  
 einmal das siebzigste Jahr hinter sich hat, ist die Zeit  
 der kühnen Entschlüsse für den Menschen vorbei.  
 Dennoch sollte ich nicht im Kloster sterben. Die  
 Empörung über eine Ruchlosigkeit, wie sie unserem  
 Jahrhundert zur Schmach gereicht, vertrieb mich aus  
 meiner Zelle und ich werde es bis zu meinem Tode  
 beklagen, daß meine alten Augen noch solch einen  
 Schmel sehen mußten . . . . Ein junger Student  
 aus dem Dorfe Söflingen war in der Vacanz aus  
 Tübingen, wo er der Jurisprudenz sich widmete,  
 nach seiner Heimath gekommen. Ich kannte ihn  
 von früher her: er war ein aufgeweckter Jüngling, dabei  
 feiergut, aber heftig und vorlaut. Schon erfüllt  
 von den Ideen der Zeit, machte er in Ulm die Be-  
 kanntschaft des genialen und unglücklichen Schubart,

welcher dort seine deutsche Chronik schrieb. Das ward ihm von allen Feinden dieses Mannes — und es wimmelte in der Gegend von solchen — schon als Verbrechen angerechnet. Man beobachtete ihn, ich ließ ihn vergeblich warnen. Da schäumte eines Abends an einem öffentlichen Orte der brausende Most des Jugendübermuths in dem Unglücklichen über. Noch in der Nacht wurde er aufgehoben und in unserm Kloster in ein scheußliches Gefängniß geworfen, denn Söflingen lag innerhalb der Gerichtsbarkeit unseres Abtes. Unter den Habseligkeiten des Verhafteten fand man Schriften von Voltaire, von Rousseau, von Lessing, Wieland und Göthe. Dieser Umstand, zusammengehalten mit jenen unbesonnenen Aeußerungen und seinem Umgang mit dem verhassten Schubart, genügte, ihn der Kezerei und Gotteslästerung anzuklagen. Man müsse ein Exempel statuiren, hieß es. Vergebens vertheidigte sich der unglückliche junge Mann mit Geschicklichkeit und Muth. Die Wuth wollte ein Opfer haben. Das Urtheil lautete auf Enthauptung und Verbrennung. Alle Anstrengungen, die ich dagegen machte, waren eitel und ich konnte nicht einmal einen kurzen Aufschub der Sentenzvollstreckung erwirken. Man verweigerte mir auch die Bitte, dem Unglücklichen den letzten Trost bringen

zu dürfen. Er wurde enthauptet, sein Leichnam verbrannt, seine Asche in den Illerfluß gestreut.

„Der Boden, auf welchem Solches geschah, Solches im achten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts geschehen durfte und konnte, trug mich nicht mehr. Ich erbat mir die Gunst, an der Stelle des eben verstorbenen Einfielers auf dem Bernharbusberg die von dem Kloster abhängige Siebeleie beziehen zu dürfen. Man ließ mich gerne ziehen, denn mein Benehmen während der schönsten Inquisitionsprozedur hatte mich meinen Brüdern zu einer lästigen und widerwärtigen Person gemacht. Seither hab' ich in dieser Vergeinsamkeit gelebt und von hier werde ich, wenn die Stunde kommt, eingehehen zur Ruhe in Gott. . . . . Doch, liebe Kinder, ich habe Eure Geduld auf eine lange Probe gestellt. Die Lampe hat ihr Del aufgesogen und es ist Zeit, daß ich Euch Eure Schlafstätte zeige.“

---

## Fünftes Capitel,

worta in Kürze gezeigt wird, daß es in der guten alten Zeit nicht nur ernste, sondern auch recht humoristische Capricininen gab und daß das fatale Wort „Zu spät“ auch damals schon erfunden war.

Der Dichter schlief noch fest, als ihn sein mit der ersten Morgendämmerung erwachter Freund weckte.

Während sich jener reckte und behnte und dann lässig seinen Anzug besorgte, öffnete Raleigh den Laden des fensterlosen Schlafkammerchens und mit der morgendlich kühlen und würzreichen Bergluft strömten zugleich die Klänge des Glöckleins der Bernhardskapelle herein.

„Unser Wirth ist schon auf,“ sagte Raleigh, „und verrichtet, wie es scheint, seine Frühandacht... Komm hinaus.“

Sie verließen die Hütte. Das Glöcklein in der Kapelle drüben war verstummt. Ein leises Beben ging über die Berggipfel. Sonst heilige Morgenstille ringsum. Drunten in den Thälern brauten die Rebel.

Von einem Gefühle der Andacht angehaucht, gingen die Freunde auf die Kapelle zu und traten leise ein, gefolgt von dem zahmen Reh des Einsied-

tes, welches sie mit seinen schwermüthigen Augen verständig ansah.

Es war ein bescheidenes, aber freundliches Arch-  
lein. Durch das runde Fenster hinter dem nach  
Osten gerichteten Altar blickte das Morgenroth. Im  
Lichte desselben sahen sie den Bernhardspater auf  
den Altarstufen knien, in stilles Gebet versunken.

Jetzt erhob er, ohne der Jengen seiner frommen  
Lebung gewahr geworden zu sein, das Haupt und  
stimmte mit seiner klangvollen Stimme den schönen  
Hymnus an :

„Magnificat anima mea Dominum“ . . .

In diesem Augenblick brachen die ersten Strah-  
len des aufsteigenden Tagesgestirns durch das runde  
Fenster und umwoben den Silberscheitel des ehrwür-  
digen Kreises mit einer leuchtenden Gloriolen.

Still, wie sie eingetreten, traten die Freunde  
wieder hinaus, denn eine ehrfurchtsvolle Schen hieß  
sie jede Störung des weihvollen Moments vermei-  
den . . . . .

Eine Stunde später stiegen die Beiden nach dem  
Beller in den Bergen hinab, wo sie ihre Pferde  
gelaufen. Der Bernhardspater hatte sie noch eine  
Stunde Weges bergabwärts begleitet und der Ab-  
schied von ihm war sehr herzlich gewesen.



„Daß sich doch,“ sagte Schiller im Sehen, „sympathetisch gestimmte Menschen im Leben meistens nur finden sollen, um sich wieder zu trennen. Wie kurz war unser Zusammensein mit diesem herrlichen Greis und doch, wie hat er uns angezogen! Mir ist, als müßte ich wieder umkehren, um ihm noch einmal meine Achtung und Liebe zu bezeugen . . . . Welch ein reiches und doch verlorenes Leben! Welche Erinnerungen, Entsayungen und Schmerzen! . . . . Nie, ich gestehe es, ist mir die Religion ehrwürdiger erschienen als in dem Bilde dieses Einsiedlers, da er vorhin vor dem Altar kniete und, vom ersten Sonnenlicht umstrahlt, seinen Lobgesang erhob. Es war das innigste, dankvollste Aufathmen der Creatur zum Himmel, von welchem ich je Zeuge gewesen.“

Raleigh stimmte bei und durch den schönsten Natmorgen hin schritten sie thalwärts. Die höher steigende Sonne drückte die Nebel zu Boden und machte sie in Gestalt von Millionen Thantropfen auf Gras und Kraut funkeln. In der Ferne schimmerten die Thurmdäuse der Reichsstadt, prächtig blickte der Hohenstaufen herüber, auf dem Thurm der Straße des näher gelegenen Reichberg läutete es zur Messe, aus den Dörfern der weithin gebehnten Gemarkung antworteten die Glocken, die Wiesenthäler dufteten

herauf, habend in Thau und Blüthenschnee, die Lerche  
 flieg strillend, der Bergfink schlug auf dem Weiß-  
 dorndusch, die Grasmücke sang im Ginstler, der Berg-  
 bach rauschte unseren Wanderern zur Seite klingend in  
 seinem felsigen Bett und dort drüben trieb ein jun-  
 ger Schäfer seine Schafe aus dem Pferch und sang  
 dazu, daß es hell von der tannenbetrönten Halbe  
 ibernatete: —

Herziges Schätzle Du,  
 Hast mer an all mei Ruh  
 G'stohla, Du loser Dieb,  
 Hab' Di doch lieb!

Wenn D'r ins dunkelblau,  
 Funtelhell Schelmang' schau,  
 Rein' i, i fäh' in mei  
 Himmelreich 'nei.

Und der in seinem Schatz Vergnügte ließ die  
 schöne Weise in einen Jodler ausklingen und setzte  
 als Trumpf einen prächtigen Jubelschrei darauf.

Des Dichters Brust weitete sich.

„O, wie schön ist die Welt!“ rief er aus.

„Ja,“ sagte Raleigh zerstreut . . . „Ein recht  
 hübsches Liedchen, und was der Bursch für eine  
 Stimme hat! . . . Aber ist das wohl der Thurm der  
 Klosterkirche von Gotteszell, welcher dort weit unten,  
 rechts von der Stadt, hervorsticht?“

„Aha,“ lachte Schiller, „du denkst in der Ewigkeit außer dem Schäfer noch Einer an ein dunkelblau, funkelhell Schelmang'. Steh, steh! . . . Den Thurm von Gotteszell jedoch kannst Du von hier aus nicht sehen. Das Kloster liegt zu tief im Thale. Indessen tröste Dich, wir können noch vor Mittag dort sein, wenn wir erst wieder zu Pferde sitzen.“

„Ich gestehe,“ versetzte der Amerikaner, „das wäre mir lieb. Seit meinem Erwachen heute in der Frühe fühle ich bei dem Gedanken an Lauretta eine wunderliche Unruhe, eine unbestimmte Ahnung von Hindernissen und Widerwärtigkeiten . . . Ich werde Dir zweifelsohne recht albern vorkommen“ . . .

„Et was, lieber William! Du solltest mich, ich will nicht einmal sagen aus Freundschaft, sondern schon aus simpler Höflichkeit für ein hinlängliches Stück von Poeten halten, um mir zuzutragen, daß mir Deine Herzensnöthen keineswegs unter dem Gesichtspunkt der Albernheit erscheinen . . . Wäreß Du nur vorgestern in der Krypte auf dem Salvatore an meinem Plage gewesen! Ich habe ohnehin ein nicht sehr angenehmes Gefühl, als hätte ich dort eine recht klägliche Rolle gespielt . . . Aber sag', nun Du den Schlüssel in der Tasche hast, welcher uns das verwunschene Kloster öffnen soll, — wohin

geht eigentlich Dein Anschlag? Habe zwar, wie manmüßig bekannt, den Schuft, meinen Spiegelberg, in den Räubern ein Nonnenkloster flott stürmen lassen, fürchte aber trotzdem, daß ich mich in Praxi dabei sehr linksch anstellen würde.“

„Ueber Freund, wir leben jetzt nicht in der phantastischen Sphäre Deiner Räuber, sondern in der Wirklichkeit. Auf Stürme und bergleichen mehr ist es vor der Hand gar nicht abgesehen. Unser Verhalten wird sehr einfach sein. Wir verlangen Gehör bei der Mutter Superiorin, das Empfehlungsschreiben des Bernhardspater wird uns dieses Gehör verschaffen und, wie ich hoffe, auch das Wohlwollen der frommen Dame. Dann“ . . .

„Dann?“

„Setze ich der Superiorin den Fall auseinander, bitte sie mir in ihrer Gegenwart eine Unterredung mit Lauretta zu gewähren, und biete, falls mir diese Zusammenkunft bewilligt wird, dem Mädchen meiner Wahl meine Hand an. Wird, was ich freilich kaum zu hoffen wage, mein Anerbieten angenommen, so bin ich von Gott und Rechtswegen der legitime Beschützer Lauretta's, und diesem seine Braut unter einem schätlichen Vorwande auszuliefern, wird sich die Superiorin wohl bestimmen lassen. Wenigstens glaubte

das auch unser einsiedlerischer Freund und hat daher, wie er mir mittheilte, in seinem Schreiben an die Mutter Monika darauf Rücksicht genommen. Hier-  
auf nehme ich Postpferde, elle mit meiner Erwählten auf dem kürzesten Wege Paris zu, lasse unsern Bund durch unseren Gesandtschaftskaplan einsegnen und führe Lauretta zu Schiffe, damit meine Mutter unter meinem Dach am Ufer des Potomac sie als ihre Tochter in die Arme schleppe."

Schiller machte zu dieser Eröffnung große Augen, blinzelte dann nach seiner Gewohnheit stark damit, schüttelte den Kopf, blies die Backen auf und ließ einen Pfiff hören, welcher ziemlich bedenklich lautete.

"Ich sehe, mein Plan gefällt Dir nicht," sagte Raleigh.

"Ohne Umstände, nein."

"Er kommt Dir ohne Zweifel viel zu prosaisch, zu gewöhnlich, zu philisterhaft vor?"

"Freilich, freilich. Aber wie er mir vorkommt, das hätte wenig zu sagen. Dagegen möchte ich Dir doch zu bedenken geben, daß Lauretta diesen Plan leicht allzu nüchtern finden könnte. Sie liebt das Ueberraschende, das Kühne, das Romantische. . . ."

"Ich verstehe Dich," sagte Raleigh mit einem Seufzer, fuhr aber dann sogleich mit seiner gelasse-

nen Ruhe fort: „Du weißt, ich könnte für Lauretta Vieles thun, sehr Vieles, Ungewöhnlichstes, wenn Du willst; aber was ich für kein Weib der Erde, auch für sie nicht thun kann, ist, meinem ganzen Wesen entgegen den Romanhelden zu spielen. Ich bin, wie ich Dir schon früher sagte, kein Werther, ich bin auch kein Ritter, sondern ein schlichter amerikanischer Bürger, ein Landmann und, wenn Du willst, auch ein Dischen Kaufmann. Daß mich meine Bürgerpflicht in das Kriegsleben geführt, daß ich dieser Pflicht mit jugendlichem Seelenschwung zu genügen suchte, hat an meinen bürgerlichen Neigungen Nichts verändert. Nein, ich bin nicht dazu gemacht, weder den feufzenden Seladon noch den hirntollen Delando zu spielen. Die ernste Schule des Lebens, welche ich durchgemacht, ließ solche Willkühr der Phantasie nicht in mir aufkommen, vorausgesetzt auch, ich hätte von Natur irgendwelche Anlage dazu gehabt. . . . Glaub' mir, ich habe mich im Geheimen lange und schmerz- lich gegen diese plötzlich erwachte Neigung zu einem Mädchen gestraubt, welches in so Vielem einen schroffen Gegensatz zu meinem Wesen bildet. Das Strauben half Nichts, aber zu einem romantischen Narren soll mich meine Leidenschaft doch nicht machen. Ich hafte alle krummen Wege und gehe gerne geradeaus . . .

Doch da sind wir ja bei dem Keller angelangt. Laß uns eilen, in die Stadt zu kommen. “. . . . .

Die guten Klosterfrauen von Gotteszell hatten sich an diesem Tage etwas später als gewöhnlich aus dem Refectorium zurückgezogen. Es hatte heute beim Jambiß viel Beizschel und Semmeltel unter den frommen Schwestern gegeben und mehr als ein diplomatischer Versuch war gemacht worden, die verehrte Domina Monika über ein Ereigniß reden zu machen, welches seit gestern den ganzen Convent lebhaft beschäftigte. Aber die lentfelige Superiorin war heute ganz ungewöhnlich verschlossen gewesen, und nachdem das Dankgebet gesprochen und die Legende der Tagesheiligen gelesen worden, hatten sich die Schwestern in ihre Zellen zurückgezogen.

Die Pfortnerin saß in ihrem Logans zur Seite der Klosterpforte und war gerade im Begriff, ein wenig einzuschlafen, als der Klang der Thorglocke sie aus ihrem behaglichen Lehnstuhl aufschreckte.

Grämlich, wie eine alte Pfortnerin unter solchen Umständen zu sein wohl berechtigt ist, ging die Schwester Regula hinaus, öffnete das Guckfensterchen am Thorflügel und fragte nach dem Begehren der beiden draußen stehenden jungen Männer, unserer Freunde.

Sie erbäten, lautete die Antwort, eine Audienz bei der hochwürdigen Domina Superiorin, welcher sie ein Schreiben vom Vater Mottus auf dem Bernhardsberg zustellen wollten.

Darauf hin schloß Schwester Regula die Pforte auf und ließ die Besucher eintreten, sagend, sie möchten ihr in das Sprechzimmer folgen und dort warten, bis sie der hochwürdigen Mutter Meldung gemacht hätte.

Indem die Beiden Folge leisteten und der Pförtnerin über den Klosterhof nachtraten, murmelte die Schwester Regula für sich hin: „Der Eine hat rothes Haar und eine tüchtige, so zu sagen vogelschnabelartige Godennase. Tritt auch, scheint's, recht ordentlich stolz auf. Wichtig, der muß es sein.“

Der Dichter und sein Freund hatten keine Zeit, über den seltsamen Umstand, sich plötzlich in dem Oratorium eines Nonnenklosters zu befinden, Betrachtungen anzustellen oder auszutauschen, denn sie hatten nur wenige Minuten gewartet, als die Domina Superiorin hinter dem eisernen Sprachgitter erschien, welches das Gemach vom Boden bis zur Decke in zwei Hälften schied.

Wenn aber die jungen Männer sich auf das Erscheinen einer altherwürdigen, strengen und gries-



grämigen Klosterbeherrscherin gefaßt gemacht hatten, so sahen sie sich angenehm enttäuscht. Die Mutter Monika stand zwar bereits in einem Alter, welches man ein für ihr Geschlecht kritisches zu nennen pflegt, aber sie war immer, jetzt noch eine stattliche Superiorin und ihre haselbraunen Augen blickten lebhaft und keineswegs mürrisch und streng, sondern vielmehr eher ein Bischofen schalkhaft.

Die Domina erwiderte die ehrerbietige Begrüßung der jungen Männer mit gewinnender Freundlichkeit und nahm das Schreiben des Bernharduspater, welches ihr Raleigh durch das Gitter darreichte, huldvoll entgegen.

Nachdem sie es entriegelt und gelesen, sagte sie: „Welcher von Ihnen, meine Herren, ist der, dessen Angelegenheit mir der hochwürdige Herr Pater Aloisius so dringend empfiehlt?“

Raleigh trat vor und verbeugte sich.

„Ah,“ sagte die Superiorin, nachdem sie ihn aufmerksam betrachtet hatte, mit einem Ausdruck wohlwollenden Debauerns, — „Ihr Aussehen ist wacker, mein Herr, und ich glaube gerne, daß etwas Besseres als jugendliche Laune und Leichtfertigkeit Sie hieher geführt habe . . . Sie sind ein Amerikaner, wie mir der verehrungswürdige Pater schreibt

Also werden die jungen Leute jenseits des Weltmeers ebenfalls von Liebesnöthen heimgesucht? Wunderlich! Ich glaubte bisher, besagte Nöthen seien bloß in der alten Welt Mode.“

Raleigh lächelte, Schiller lächelte und die Domina lächelte auch.

„Gott Amor herrscht eben überall mit Omnipotenz,“ sagte der Dichter, dem die Sprechweise und das ganze Gebahren der Mutter Monika überaus gefielen.

„Was, mein Herr,“ versetzte die Domina, wieder einen Blick in den Brief werfend, — „was, Sie sprechen von heidnischen Göttern in einem Convent von Ursulinerinnen? Gut, daß keine meiner frommen Schwestern Ihre Reherel hörte; ich müßte Ihnen sonst eine tüchtige Disziplin geben . . . Sie heißen Schiller, sind ein Doctor, ein Mediziner . . . ach, das sind mir saubere Christen, die Herren Doctoren! Aber ich will hoffen, Sie wissen vom Gott Amor nur vom Hörensagen. Sie sind ja noch blutjung. Oder?“

„Entschuldigen Sie, Verehrungswürdige, daß ich Ihnen widersprechen muß.“

„Wie? Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie wirklich schon das gewesen, was die Weltkinder verlobt sein nennen?“

„Doch, Verehrte, und jetzt heftiger als jemals!“  
 Domina Ronita war über das dreiste Wesen des Dichters ein wenig verblüfft und rüftete sich, dem lecken jungen Mann ein strafendes Wort zu sagen. Aber das wollte sich nicht recht machen. Der Sünder, obgleich keineswegs ein Ausbund von Schönheit, hatte dennoch in seinem ganzen Wesen etwas eigenthümlich Ebles, was ihm die Herzen der Menschen gewann.

Raleigh fand für gerathen, sich ins Mittel zu legen.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau, meinem Freunde seine sonderbare Redeweise,“ sagte er. „Sie müssen wissen, er ist ein Poet“ . . . . .

„Ah so, ein Poet ist er?“ sagte die Domina, und zeigte dabei ein verschuliches Lächeln. „Nun, den Poeten muß man Vieles nachsehen. Sie reden gerne in . . . in . . . ei, wie heißt man es doch? . . . in Hyperbeln, glaub' ich.“

„Verehrungswürdige“ . . . begann Schiller wieder, aber die Domina, den schelmischen Zug um seinen Mund gewahrend, unterbrach ihn mit den Worten:

„Nein, nein, mein Herr Poet. Sie sehen mir gerade barnach aus, als ob Sie auf Ihrem Pegasus

sehen; aber so ein heidnisches Thier darf in einem Convent ehrlicher Ursulinerinnen seine Kapriolen nicht machen.“

Sie sprach das voll Güte und sogar mit humoristischem Ausdruck, aber doch zugleich auch so, daß man unschwer merkte, diese Frau sei zwar entschieden keine Bigotte und devote, allein dennoch wisse sie sehr wohl die Grenzlinie einzuhalten, wo der Humor anföhre und ihre Würde als Nonne und Superiorin anfang.

„Nein Herr Amerikaner,“ fuhr sie zu Raleigh gewandt fort, — „obgleich Sie in so schlimmer Gesellschaft reisen, beklage ich es doch lebhaft, sehr lebhaft, daß ich in der Angelegenheit, welche Sie hiehergeführt, Nichts thun kann.“

„Wie, verehrte Frau?“ fragte Raleigh erschrocken.

„Ja, ich wiederhole es mit Bedauern: ich kann Nichts für Sie thun.“

„Aber der Pater Aloisus“ . . . .

„Empfahl Sie meinem Beistand unter Voransetzungen, die nicht mehr vorhanden sind . . . Sie kommen um einen ganzen Tag zu spät! Der schöne, wilde Vogel ist ausgeflogen.“

„Lauretta hat Gotteszell verlassen? . . . Sie

ist entflohen?“ riefen Raleigh und Schiller wie aus einem Munde.

„Sie sagen es, meine Herren.“

„Wie ging das zu?“

„Ich weiß es nicht. Es kam so überraschend. Vorgestern noch, nach unserer Zurückkunft von einem Wittgang nach dem Salvator, hatte das arme, lebenswürdige und doch, wie ich annehmen muß, so tiefverwilderte Kind mir die Witttheilung gemacht, es wäre nicht abgeneigt, für immer bei uns zu bleiben. . . . Lauretta war dabei sehr traurig. Ich dachte mir, die Wallfahrt habe ihr störriges Gemüth plötzlich besänftigt und dem Heil zugewandt. . . . Gestern Morgen war sie fort, spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergeblich. . . . Ich kann mir nicht denken, wie sie ihre Flucht bewerkstelligte und wer ihr dabei geholfen. Ein Verdacht, den ich auf eine meiner Klosterschwestern warf, hat sich bis jetzt nicht bestätigt. Ich weiß nicht, wie ich mir die Sache vorstellen, und noch weniger, wie ich den schlimmen Fall bei Sr. Durchlaucht dem Herzog von Würtemberg entschuldigen soll, der sich unserm Convent mehrmals als ein gnädiger Gönner erwiesen hat.“

Und den tiefen Schmerz in Raleighs Mienen wahrnehmend, setzte die gutmüthige Domina hinzu:

„Ich würde Sie meiner innigen Theilnahme versichern, mein Herr, wenn ich nicht fühlte, daß unter solchen Umständen jeder Trostversuch ein eitles sein muß.“

„Ich danke Ihnen dennoch, verehrte Frau,“ entgegnete Raleigh tonlos und mühsam nach Fassung ringend. „Glauben Sie mir, ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufnahme und Ihre edle Theilnahme von Herzen dankbar . . . . Aber . . . . aber, lieber Schiller, wir haben hier Nichts mehr zu thun und wollen der hochwürdigen Superiorin nicht länger lästig fallen . . . .“

Damit war diese Audienz im Sprechzimmer von Gotteszell beschloffen.

Als die beiden Freunde das ihnen von der Pförtnerin geöffnete Hofthor hinter sich hatten, wurde das Guckfensterchen desselben aufgethan und das Gesicht der Schwester Regula erschien in der Öffnung.

„Hi, hi!“ machte sie, ließ einen Brief herausfallen und schloß dann schnell wieder den Laden.

Schiller hob das Papier vom Boden auf. Es war versiegelt und an ihn adressirt. Die graziosen Schriftzüge Lauretta's erkennend, riß er hastig das Siegel ab und las die wenigen Zeilen: —

„Ich fürchte, theuerer Freund, Ihre und des

Herrn Ritters aus Atlantis Vorsicht ist so groß, daß ich auf die daraus resultirende Tapferkeit gar zu lange warten müßte. Das Warten ist nun aber nicht sehr nach meinem Geschmack. Ich gehe also in die weite Welt, nachdem ich unterwegs noch eine schreckliche Bestellung, die mir vor Zeiten meine arme Mutter aufgetragen, ausgerichtet haben werde . . . Sorgen Sie sich nicht um mich und vergessen Sie die wilde Turbinella! Fühlen Sie sich wieder einmal in der Stimmung, Laura-Oben zu dichten, so wird sich wohl unschwer eine andere und bessere Laura finden . . . Leben Sie wohl, mein Freund, vielleicht für immer! Und doch . . . bah, es lebe der Wechsel, das Abenteuer, der Humor! . . . Und . . . ja, das noch! Vergessen Sie nicht, an Ihren Freund meine gehorsamste Empfehlung zu bestellen und ihm gelegentlich zu sagen, wer den Ritter spielen wolle, thue gut, die Tapferkeit ins vordere und die Vorsicht ins hintere Treffen zu stellen . . . Addio, caro mio!“—

„Wie herzlos!“ sagte Schiller voll Zorn.

Raleigh sagte gar Nichts und so schritten die Beiden sehr schweigsam der Stadt zu.

Auch ihr Abzug aus Gmünd am folgenden Tage war still. Raleigh trieb zum Aufbruch. Er hatte sich am Abend zuvor in der blauen Ente eiligst nach

dem fremden Grafen erkündigt und, als man ihm gesagt, derselbe sei gestern Morgen, kurz, nachdem die beiden Freunde ihren Ritt in die Berge angetreten mit Wagen und Dienerschaft abgereist, hatte er einen Stich zwischen den Zähnen zerdrückt.

Mamsell Schzele war nach der Abreise der Freunde den ganzen Tag sehr übler Laune. Sie vermochte es sich nicht zu erklären, warum der Gespiete ihrer Jugend, als sie denselben beim Abschied durch den langen und dunkeln Hausgang begleitete, so gar nicht bemerkt hatte, daß ihm die günstigste Gelegenheit geboten sei, ihr noch eine Freundlichkeit zu erweisen . . . . .

Beim Hinabreiten durchs Remsthal machte Schiller den Vorschlag, das Kloster Lorch zu besichtigen, aus welchem die Mönche schon zur Zeit des Bauernkrieges vertrieben worden und welches jetzt der Sitz eines herzoglich württembergischen Kastensamtes war. Er wollte dem wortlaren, in düstere Gedanken versunkenen Freund eine Zerstreuung bieten und zugleich die Spielplätze seiner Jugend wieder einmal besuchen, welche seiner Erinnerung stets so theuer geblieben waren.

Nachdem sie in der Herberge zur Sonne, in welcher die Schiller'sche Familie während ihres mehr-



jährigen Aufenthalts in Lorch gewohnt hatte, ihre Pferde untergebracht, gingen sie hinaus und stiegen den Hügel am Flusse hinan, auf dessen Spitze die alten Klostergebäude stehen. Es ist ein schöner Punkt, das stille Waldthal der Rems zu überblicken, auf welches der Neckberg und der Staufeu erst niedersinken.

Sie ließen sich die Klosterkirche öffnen, wo so viele Männer und Frauen des hohenstauffischen Hauses unter den Steinplatten ruhen. Schiller, von seinen Erinnerungen aus der Frühlingszeit des Lebens lebhaft aufgeregt, machte den gesprächigen Cicero, ohne den Freund aus seinem starren Schweigen aufrütteln zu können.

Indem sie aus dem Mittelschiff der Kirche, wo der Sarkophag des Stifters vom Kloster Lorch steht, in das Seitenschiff rechter Hand traten, sagte der Dichter:

„Sieh, da unter diesem Steine schläft die Kaiserstochter aus Byzanz, die Königin Irene. Ihr Tod war ein Triumph der Frauentreue. Der Gram brach ihr Herz bei Empfang der Schreckensstunde, daß ihr Herr und Gemahl, König Philipp, von Otto dem Wittelsbacher ermordet worden sei.“

Raleigh antwortete nur mit einem Achselzucken

und mit einem spöttisch-ungläubigen Lächeln, wie es ihm sonst ganz fremde war.

Den Dichter überkam ein unheimliches Gefühl, sich mit dem brütenden Freund und den stillen Töchtern länger in die verwitternden Wände der alten Kirche eingeschlossen zu sehen.

Der Sonnenschein draußen, der Anblick der ihn anheimelnden Landschaft, der fröhlich aus dem nahen Walde herüberschallende Vogelsang ermunterten ihn wieder. Er führte seinen Begleiter geschäftig umher, zeigte ihm Alles und setzte sich zuletzt mit ihm unter die vielhundertjährige Klosterlinde. Dann sprang er wieder auf, umschritt den kasterdicken Stamm des ehrwürdigen Baumes und sagte:

„Wie vielhundertmal bin ich in Knabenjahren mit meiner geliebten Schwester Christophine und mit dem guten Gonz hier gewesen! Was haben wir in dieser Linde Schatten Alles gespielt, geschwätzt, geträumt! . . . Wie ist mir da ringsher Alles so lieb und vertraut! . . . Gonz war voriges Jahr im Frühling hier und da hat der Onkel eine gar herzige Ode an mich gedichtet. Sie hat mich damals tief ergriffen und drängt sich mir jetzt unwillkürlich auf die Lippen: —

„ Sieh, hier auf den Auen der Heimat,  
 Jetzt unter dem Schirm der alten Linde,  
 Ach! — der Pflegerin meiner Kindheit —  
 Jetzt am rieselnden Quell,  
 Der patriarchalisch sein schwarzblaues Wasser  
 Senkt aus der hölzernen Urn'  
 In das Becken, gewölbt von der Künstlerhand der Natur  
 Jetzt an den Krümmungen des Balbs,  
 Der widerklingt vom Gesang der Vögel,  
 An schattigen Tannen und Eichen,  
 Wo mir kläglich herabklingt der Holztanze Segirr;  
 Dort vor mir der hochdrohende Reeberg  
 Und weiter hinten, wo unten die Flur,  
 Vom Weidenbach durchschlängelt,  
 Halb umkränzt den Wald,  
 Majestätisch emporschwebend den Riesentrüben,  
 Dein Stolz, Suevia,  
 Der mächtige Staufenberg! . . .  
 Ach, wie sie mir vorübergankeln vor'm Phantastebild  
 Die Freuden der Kindheit!  
 Wie mir jeder Fußtritt, jede Stätt'  
 Ist ein Blatt,  
 Worauf lebendig mich anspricht  
 Mein Knabengefühl!  
 Und o, wie Du schon da  
 Manche kindische Freuden mit mir theiltest,  
 Da noch schlummernd in uns  
 Ruhte der Funke, der jetzt  
 Auszulobern begann" . . . . .

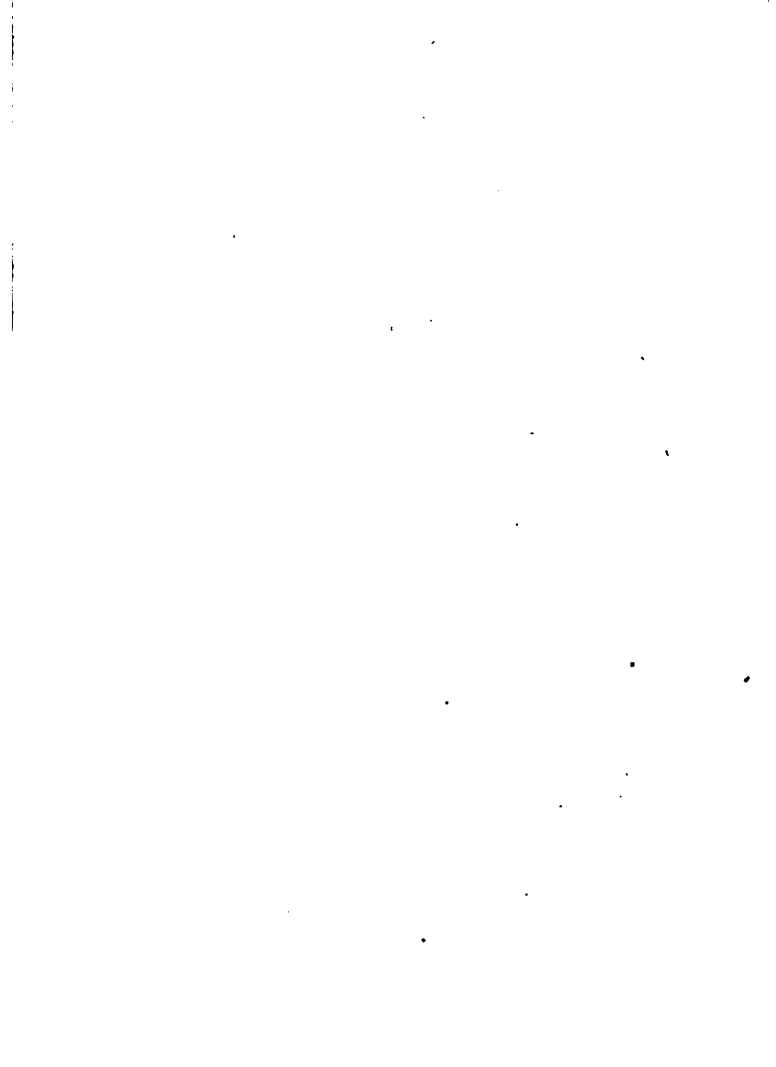
Der Dichter war selber aufgelobert bei diesem  
 Erguß einer der seinigen befreundeten Poetenseele.

Aber da fiel sein Auge auf den theilnahmslos vor sich hinsehenden Freund und er vergaß im Mitgefühl nun diesen seine Erinnerungen. Er brach rasch ab, sagte Raleigh bei der Hand und sagte nur:

„Armer Freund!“

William schaute auf, schüttelte sich, als wollte er einen lästigen Alp entfernen, erwiderte den Druck der Freundeshand und sagte, indem er aufstand:

„Sei unbesorgt, theuerer Friedrich, der Traum ist aus, der Zauber ist gebrochen. . . . Es war nach dem Unglückstag bei Gampen, als die amerikanische Sache nahezu verzweifelt stand, da hörte ich den großen Washington den Kreis seiner bekümmerten Freunde mit einem Worte des römischen Dichters aufblicken. *Rebus augustis animosus atque fortis adpare* . . . so lautet, glaub' ich, der Spruch. Ich habe mir den Sinn wohl gemerkt, und mag es unstatthaft sein, jenes in einer Stunde großer öffentlicher Noth gesprochene und dadurch geweihte Wort auf meines persönliches Unglück anzuwenden, — Eins ist gewiß: es gilt auch mir zu dieser Stunde und macht mich fühlen, daß es meines Vaters Sohn gelte, ein Mann zu sein.“



## **Drittes Buch.**

---



## Erstes Capitel.

Auf Höhenasberg. — Ein alter Bekannter. — Der Verfasser des Siegwart. — Von Feuer- und Wassergeistern. — Eine Schubart'sche Huldigung. — Ein Stück deutscher und ein Stück amerikanischer Geschichte. — Vom deutschen Sumpfschrecken und vom „edlen“ Rieger. — Sängers Fluch.

„Bei Gott, heute heißt es für mich nicht: Gesang'ner Mann, ein armer Mann! sondern vielmehr: Gesang'ner Mann, ein froher Mann! . . . Hätte Tag meines Lebens nie geglaubt, daß mir's auf dieser verwünschten Erdwarze, auf meinem Scherbenberg, Aschberg, Thränenberg da oben so wohl ums Herz werden könnte. Ist ja eine himmelblaue Gottesgnade von oben! . . . Schenkt ein, liebe Menschenkinder! Du, Herzbruder Miller, Ihr, Schiller, Prachtkerl von einem Poeten, und Sie, liebwerther



junger Freund aus Amerika, schenkt ein und kost an mit mir! Es lebe, was wir lieben: die Freiheit, die Poesie, die Kunst, die Freundschaft, das Vaterland! Hurrah!"

An die Zimmerbede, welche diesen Erntespruch auffing, hatte jedenfalls seit ihrem Bestehen noch kein solcher geklungen, wenn überhaupt einer. Es war ein bedenklich einfaches Gemach mit vier weißen Kalkwänden, die aber nicht sehr weiß ansahen. Eine Britsche mit zerwühlten Bettstücken in einer Ecke, ein Tisch mit ein paar Stühlen, ein flureich auf eine Art Pfahlwerk gelegtes Brett, bedeckt mit einem kleinen Chaos von Büchern und Scripturen, — das war das Mobiliar der Stube, die man dennoch um ihres Bewohners willen vermittelst eines starken und engen Eisenstäbegitters vor dem Fenster von außen verwahren zu müssen geglaubt hatte. Aber wie kerklerlich und ärmlich die Stube auch immer ansah, sie war doch ein üppiges Prachtzimmer, verglichen mit dem schrecklichen unterirdischen Sclaf im Thurm drüben, in welchem ihr Insasse das erste Jahr seiner Gefangenschaft auf Hohenasperg verjammert hatte.

Und da saß er mit drei Besuchern an dem Tisch, auf welchem Flaschen und Gläser standen, der

berühmte Gefangene der Bastille von Württemberg, Christian Friedrich Daniel Schubart. Er war dicker geworden, schwammiger, als damals, wo wir ihn von der Solitude aus ins Exil wandern sahen. Der gelbe Schatten der Gefängnißluft lag auf seinem Gesicht und seine Haare bedurften des Puders kaum mehr, um grauweiß zu erscheinen. Aber im Uebrigen war er der Alte geblieben, war er immer noch der Schubart, welcher in der Glorie seines genialen Reichthums vor Zeiten in den Weinstuben von Ludwigsburg, Augsburg und Ulm, Witze sprühend, aufklärerische Zornblitze schleudern, bedenkliche Capitel aus der höflichen Slandalschronik illustrirend, das Entzücken der einen, das Aergerniß der andern seiner Zuhörer gewesen. Auch seine Züge zeigten noch die alte seltsame Mischung von Genie und Gemeinheit, hochherziger Stürmerei und schlaffer Zerknirschung; aber das Unglück hatte inzwischen die Gedankenfurche zwischen den Brauen des Mannes tiefer gegraben und in seinem Augenausschlag wurde zuweilen ein gewisses Etwas bemerkbar, was zwischen frommer Schwärmererei und frommer Heuchelei bedenklich schillerte . . . . Das pädagogische Experiment, welches Herzog Karl durch den Festungscommandanten, Generalmajor Rieger, seit fünf Jahren an Schubart

hatte vollziehen lassen, war in der That nicht ganz mißlungen, insofern es Rieger glücklich dahingebracht hatte, die ursprüngliche Zerfahrenheit des Gefangenen noch beträchtlich zu erhöhen. Es war dem pietistischen General nämlich geglückt, dem Poeten und Musiker eine gewisse servile Heuchelei anzudressiren, durch welche dann bei Gelegenheit der angeborne Titanismus Schubarts immer wieder gar wunderbar durchschlug . . . Jetzt war Rieger todt, etwa vor Monatsfrist inmitten eines seiner jähren Zornanfalle durch einen Herzschlag weggerafft, und unter dem Regiment des neuen Commandanten von Hohenasperg, des humanen Generals von Scheler, athmete der Gefangene ordentlich neu auf.

Es war heute nicht zum ersten Mal, daß Schiller den seiner Familie von Alters her befreundeten Unglücklichen besuchte. Er war im vorigen Jahre bei ihm gewesen, doch mehr auf Betreiben Riegers als aus eigenem Antrieb, denn Verschiedenheit des Alters und der Lebensstellung hatten einen Verkehr verwehrt, der ohnehin, so lange Schiller in der Akademie sich befand, eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Aber als die Räuber erschienen waren, hatte der Commandant vom Asperg den Einfall, die beiden Dichter zusammenzubringen. Rieger war nämlich neben

seinen frömmelnden Anfällen auch Anfällen von Schöngelüstei ausgesprochen und in einem derselben hatte er Schillers Freund Hoven vermocht, den Verfasser der epochemachenden Tragödie zu einem Besuch auf dem Asperg einzuladen. Kieger führte den Dichter zu seinem Gefangenen und stellte ihn demselben als einen Doctor Fischer vor. Schubart, sei es, daß er in dem jungen Regimentsarzt den Knaben Fritz wirklich nicht wieder erkannte, sei es, daß er schlau genug war, dem General die beabsichtigte Ueberraschungszene nicht verderben zu wollen, — genug, er geht auf das von Kieger in Gang gebrachte Gespräch über die Räuber ein, läßt dem angebliehen Doctor Fischer eine enthusiastische Rezension über das Stück vor und drückt schließlich den Wunsch aus, den Dichter wieder einmal persönlich zu sehen. Da steht er vor Ihnen, sagt Kieger, worauf Schubart Schillern mit Freudenthränen um den Hals fällt. . . Seither waren die beiden Poeten in einigem Verkehr mit einander geblieben und erst gestern hatte die in Stuttgart lebende Gattin des Gefangenen Schillern einen Gruß von ihrem Manne bestellt. In jener kraftgenialischen Manier, die in Schubarts Briefen vom Asperg mit pietätlosdem Gewimmer und erhabenen Jornausbrüchen so seltsam wechself, hatte er an seine Frau

geschrieben: „Schiller ist ein großer Kerl — ich heiß' ihn heiß — grüß' ihn!“

Angeregt durch diesen Gruß, hatte der Dichter seinem Freunde Raleigh, der sich rüstete, von Stuttgart abzureisen, den Vorschlag gemacht, den armen Gefangenen zu besuchen. So waren sie denn bei guter Morgenzeit nach Ludwigsburg herausgeritten, hatten sich dort von Hoven, der in Folge militärärztlicher Inspektionen, die er auf dem Asperg vorzunehmen hatte, daselbst wohlbekannt war, eine Empfehlung an den Commandanten mitgeben lassen und waren dann zu Fuß die Wegstunde von Ludwigsburg bis zu dem berühmten isolirt in der Ebene stehenden Hügel herausgewandert, welchem Schubart die Namen verwünschte -Erdwarze, Thranenberg und noch ganz andere, etwas weniger reinliche geschöpft hatte.

Am Fuß des Aspergs, da wo ein den bezeichnenden Namen „Schwitzgäßle“ führender Fußweg steil zu der ersten Umwallung emporführte und wahrscheinlich noch emporführt, hatten die Beiden einen Mann eingeholt, der offenbar das gleiche Ziel verfolgte und den seine Kleidung und ein gewisses, nur dem ganz ungeübten Auge nicht auffälliges edlig-feierliches Gebahren als einen protestantischen Geistlichen signalisirten. Man hatte sich begrüßt und beim

langsamem Hinansteigen durch das Schwiggäßle hatte ein Wort das andere gegeben, so daß die beiden Freunde, bevor man das äußere Thor der Festung erreichte, wußten, sie hätten den Münsterprediger Miller von Ulm vor sich, den gefeierten Verfasser der Klostergeschichte „Siegwart,“ und derselbe sei, auf einer Reise nach Heilbronn begriffen, gekommen, seinen Freund Schubart zu besuchen. Schiller hatte den würdigen Mann, der, in den ersten Dreißigern stehend, in seinen Zügen die geistliche Amtsmiene wenig, desto mehr dagegen die sanfte Warmbrüderlichkeit seiner Dichterei hervortreten ließ, mit Herzlichkeit als Bruder in Apollo begrüßt, was ein paar Jahre später kaum noch geschehen sein dürfte, denn binnen Kurzem sollten die tiefgehenden Unterschiede zwischen den einzelnen Fractionen der großen literarischen Bewegungspartei jener Zeit schroff und immer schroffer hervortreten. Sämmtliche Mitglieder dieser Partei, welche das deutsche Leben mit ganz neuen Culturkeimen befruchtet hat, waren Stürmer und Dränger. So die Hainbündler im Norden, Göthe's rhein- und mainländische Genossenschaft im Westen, der Schubart-Schiller'sche Kreis im Süden von Deutschland. Sie alle verdienten reichlich die Bezeichnung als Revolutionäre, Wähler, Umstürzler, Anarchisten,

womit man im 19. Jahrhundert politische Kinder zu schrecken gelernt hat. Aber während weltaus die meisten der Stürmer und Dränger über den revolutionären Sturm und Drang gar nie hinaus kamen und in den trüben Bogen einer von Grund aus aufgewählten Zeitstimmung versanken, war es nur wenigen Auserwählten, streng genommen nur zweien, gegönnt, über die thürmenden Fluten hinweg die Gestalt einer neuen ideallischen Welt zu erblicken und den Rachen der deutschen Bildung mit fester Hand dorthin zu lenken, wo im Sonnenlicht des modernen Griechenthums die leidigen mittelalterlichen Gespensterfragen erblaffen mußten. Das war jedoch eine erst noch bevorstehende Entwicklungsphase des deutschen Geistes. Zu der Zeit, von welcher wir hier handeln, war selbst ein Göthe noch über seine Ziele unklar, und was die Masse der literarischen Bewegungsmänner angeht, so konnte man sie mit einer aus der Naturwissenschaft entlehnten Bezeichnung füglich in Vulkanisten und Neptunisten eintheilen. Zu den Feuergeistern gehörten die Göthe, Klinger, Schiller, zu den Wassergeistern, welche die Welt statt mit Feuer vermitteltst einer Thränenflut vom Bösen und Phylisterhaften reinigen wollten, über welcher Thränenflut die Taube der christlichen Liebe schweben

sollte, den Delzweig der Empfindsamkeit im Schnabel, — gehörten die meisten Anhänger Klopstocks, die Götz und Miller, die Jacobi und Lavater. Mitten inne zwischen den Feurigen und Wässerigen hielt sich eine Anzahl von Schaukelmännern, die bald in Flammen ausloberten, bald in Thränen zerfloßen. Ein rechter Typus dieser Fraction war der Gefangene von Hohenasperg . . . .

Nachdem die drei Besucher der Festung die militärischen Förmlichkeiten, welche mit dem Beschreiten der Thore, Zugbrücken und kasemattirten Aufgänge verbunden waren, durchgemacht, hatten sie von dem Commandanten ohne weitere Umstände die Erlaubniß erhalten, nach Belieben mit Schubart zu verkehren, dessen Haft damals aus dem Stadium grausamer Unterkerung schon lange in das mildere, wenn auch nicht weniger rechtlose der sogenannten „Festungsfreiheit“ übergegangen war. Raleigh, welcher von Schiller erfahren, daß der Gefangene neben andern Poeteneigenschaften alten Styls auch die eines perennirenden Durstes besitze, hatte dafür gesorgt, daß aus dem Wirthshaus der Festung ein ausreichender Weinvorrath in Schubarts Zelle geschafft wurde, und unter dem Einfluß dieses erheiternenden Getränkes, mehr aber noch, zu seiner Ehre set es gesagt, unter dem



Einfluß der Freude über das Wiedersehen Millers und Schillers war der gefangene Poet zu jener erhöhten Stimmung gelangt, von welcher wir zu Anfang des Capitels eine Probe gegeben. Eine weitere kam sogleich.

Während nämlich die drei Besucher ihre Gläser niedersetzten und Miller einen gar bedenklichen Blick auf das offenstehende Fenster warf, fuhr Schubart nach dem erwähnten mit Büchern und Papieren beladenen Tisch, kramte hastig in dem Chaos herum, riß endlich ein Papier daraus hervor und sagte:

„Lieber Schiller, Herzensstern, ich habe Euch meinen Dank für die Zusendung Eurer Anthologie noch nicht abgestattet, — muß es jetzt thun. Habe das Buch gelesen und Respect! sag' ich. Ha, Euer Feuer hat die Flamme in meinem Herzen, die ich schon ganz niedergebrannt glaubte, wieder einmal entzündet. Hört meinen Dank!“

Und sofort begann er mit Pathos zu lesen:

„Dank Dir, Schiller, für die Banne,  
Die Deinem Gesang entquoll!  
Meines Berges Genius, der Riese,  
Ein Schöpfer hohen Sanges,  
Lauscht' Dir, daß, der Kolbe von Stahl  
Entsank seiner wolkigen Rechten!“

Auch ich schlang Deinen Gefang,  
 Wie der Langdurstende  
 Mit wollüstig geschlossenem Auge  
 Schlürft aus des Baches Frische.  
 Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,  
 Den die Sonne malt  
 Auf meines Kerkers Boden!  
 Hörte nicht Fesselgerirr am wunden Arm,  
 Denn Du sangst!  
 Schiller, Du sangst!

Deiner Lieder Feuerstrom  
 Stürzte tönend nieder vor mir;  
 Und ich hörchte seinem Wogensturze,  
 Hoch empor stieg meine Seele  
 Mit dem Funkengebirge  
 Seiner Flut!“ . . . . .

So ging das Gedicht noch lange fort und allmählig in eine immer schwindelndere Höhe hinauf, wo es zuletzt in halb unarticulirten Lauten von Seraphen und Cheruben, von Höllenschlund, Gnade und Verklärung verklang. Es war eine echt Schubartische Rhapsodie. Die Muse des unglücklichen Mannes zeigte auch hier, wie überhaupt nur zu oft, ein ver schwommenes Nebelgesicht, über welches einzelne Silberblicke des Genius hingleuchteten.

Schiller sah recht wie auf Nadeln. Diese Ovation kam ihm bis zur Lächerlichkeit unpassend vor.

Er wußte, als Schubart geendigt, nur mit wenigen abgebrochenen Worten die überstiegene Guldigung als unverdient abzulehnen und hütete sich, Raleigh anzusehen, weil er den Freund ironisch blicken zu sehen fürchtete. Miller dagegen fand das Gedicht, weil im Geschmack der Klopstock'schen Schule gehalten, ganz vortrefflich und lobte es höchlich, worauf Schiller, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, das Gespräch auf den Dichter des Messias lenkte. Da waren nun Miller und Schubart recht in ihrem Element. Der Letztere schlug vor, des verehrten Meisters Gesundheit zu trinken, und nachdem es geschehen, sagte er:

„Ihr solltet mal meinen Miller erzählen hören, wie er und seine göttinger Dichtergenossen an Klopstock sich heraufbildeten, wie sie den Satubund gestiftet haben, um das alte Bardenthum zu erneuern. Miller, Bruderherz, erzähl' uns davon!“

Der gute Münsterprediger, bei dieser Erinnerung an seine Unversitätsjahre warm werdend, ließ sie nicht lange bitten. Es gibt in der Menschenseele Saiten, die nie erschlaffen, sondern erklingen; so oft sie berührt werden.

Er schilderte zuerst in etwas trockenem Predigerton, wie sich zu Anfang der sebziger Jahre ein Kreis von strebenden Männern und Jünglingen

Göttingen zusammengefunden, die alle mehr oder weniger, poetisch begabt waren, — wie dann aus den Zusammenkünften von Voie, Obdingt, Böh, Götz, Claudius, Bürger, Gahn, der beiden Stolberg und Miller selbst mählig ein förmlicher Dichterbund entstand, mit festgesetzter Ordnung, der Hainbund, zu dessen Schutzpatron Klopstock gekürt wurde, dessen Schärfe auf „Religion, Tugend, Empfindung und reinen, unschuldigen Wit“ lautete und der sich auf ein (freilich ganz unhistorisches und willkürliches) Ideal von altem Germanenthum stützte. Ein kritischer Geist konnte den patriotischen Glauben dieser Jünglinge, die Schäden der Zeit und des Vaterlandes mit der Panacee Klopstock'schen Teutonismus heilen zu können, sehr wunderbar finden. Aber wie Miller's Ton von der Wärme seiner Erinnerungen allmählig höher und höher gefärbt wurde, klang das Alles in seiner Erzählung so treuherzig, so echt deutsch naiv und vertrauensvoll! Seine tiefgemüthliche Ausdrucksweise, die das zeitweise Hinabgleiten in sentimentale Weichheit überhören ließ, machte anschaulich, daß, wenn auch das aus harmloser Idyllik und idealischem Nationalgefühl seltsam gemischte Bestreben der Hainbändler, das Poetische zu verwirklichen, mißlang und mißlingen mußte, dennoch diesem Bunde die Aner-

1858. XXII. Schiller. II.

kennung gebühre, zur Befruchtung der öffentlichen Meinung, zur Verjüngung deutschen Sinnes wesentlich mitgewirkt zu haben. Wie edel steht, insbesondere dem anderweitigen wüsten Studententreiben jener Tage gegenüber, dieser göttingische Hatubund da, in dessen Mitte die lange verschollen gewesenen Worte: Deutsches Vaterland! Deutsche Nation! Deutsche Sitte! zuerst wieder als heilige anerkannt wurden.

„Ach, wie wird mir so frei und glücklich ums Herz,“ fuhr Müller in seiner Erzählung fort, — „wenn ich an den zwölften September des Jahres 1772 denke. Da gingen wir, Boß, die Seele unseres Bundes, Höltz und die anderen Freunde, noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir fanden im freien Feld einen kleinen Eichengrund und da kam uns allen sogleich zu Sinn, den Bund der Freundschaft in diesem Hain zu beschwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, tanzten, uns bei den Händen haltend, um den heiligen Baum herum, riefen Mond und Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und gelobten uns ewige Treue. Dann besaßen wir, unsere schon vorher festgesetzten Versammlungen Behufs der Vorlesung und Beurtheilung

neugefertigter Gedichte und ihrer Enttragung ins  
Bundebuch noch regelmässiger und feierlicher zu hal-  
ten . . . . . Hoff hat nachmals jene Weihstunde in  
einer Ode, betitelt die Bundesfeier, verewigt. Dar-  
aus klingen mir noch frisch im Gemüthe die Strophen:—

Wir, reger Freundschaft Jünglinge, wandelten  
Südwärts im Mondlicht, und von gereichelten  
Laubkränzen all' umhüllt die Scheitel,  
Fügten wir Bund mit getreuem Handschlag.

Dem anvertraut ward heiliger Genius,  
Den läut're Wahrheit ewiger Kraft, zu schau'n,  
Was gut und schön sei, was zum Aether  
Hebe von Bahn und Gelust des Staubes.

Voll stiller Ehrfurcht ahn' er die Göttlichkeit,  
Die Menschen einwohnt, weiseren Alterthums  
Aufstieg (der Freiheit Schwing' erhöht' ihn!)  
Wertend in Red' und Gesang und Hochthat.

Durch Harmonien dann zähm' er des Vaterlands  
Aufwachs, ein Orpheus, Lehrer der Frömmigkeit  
Und Ordnung, unbiegsam dem Anseh'n,  
Frank, ein Verächter dem Reid, und schamhaft!"

So Wort und Handdruck. Hell aus der ziehenden  
Dunstwolke blinkt' uns unter dem Ast der Mond  
Und leis' herab im dunkeln Wipfel  
Säufler Klang, wie von Geisterharfen . . . .

„Den zweiten Juli, Klopstocks Geburtstag, haben  
wir einmal in feierlicher Bundesversammlung herrlich  
gefeiert, wie nur immer unsere Armuth es gestattete.

Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Daran saßen wir Gardenschüler, mit Sichel und Halm bekränzt. Obenan stand ein Lehnstuhl für Klopstock lebzig, über die sämmtlichen Werke des theuren Mannes daroff, sein im Geiste Gegenwärtigsein andeutend. Unter dem Stuhl lag Wielands Idris zerrissen. Die Fibeln waren aus Wielands Schriften gemacht. Vole, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein — welchen beizuschaffen wir manchen Tag trockenes Brod gegessen hatten — Klopstocks Gesundheit, Luthers und Hermanns Andenken und das Verderben des Sittverberbers Wieland. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, vom deutschen Vaterland, von Jugendgesang. Zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Bibels.

Schubart hätte zur Seite, denn dieses Autodesse gefiel ihm kaum besser als es Schillern gefiel, der von Wielands Verdiensten um die deutsche Geistescultur eine ganz andere Vorstellung hatte als die einseitigen Leuten des Hainbundes.

Der gute Münsterprediger, in seine Erinnerungen vertieft, fuhr unbefangen fort:

„Wenn ich jetzt an jene Tage weisevoller Freund-

schaft und hochfliegender Begeisterung zurückzukehren, kommen sie mir wie ein selbiger Traum vor. Wie war es uns heiliger Ernst mit unserer Liebe zu Aemtern und Schönen! Wie schwärmten wir für den Messias, für Oeffnung, für das Vaterland, für Jugend und Freundschaft! Wie lebten wir Eines im Andern und Alle für Eines. Noch jetzt hebt mir das Herz vor Wehmuth, wenn ich mich an die schmerzlichen Stunden erinnere, wo unser trauriger Kreis allmählig sich löstete. Ach, der schwerste Abschied war der von den Schwestern Stolberg, die es nicht verschmäht hatten, ihr reichsgräfliches Wappenschild in unserem Badenhain aufzuhängen. Was war das für ein Abend voll tiefster Seelentrübsamkeit! Einigen sah man gethene Thränen des Herzens an. — des jüngeren Ouses Gesicht war fürchterlich — die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Die Thränen blieben nach und nach aus. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten und suchten uns wehmüthiger zu machen. . . .

Warum nicht gar! dachte Schiller. Er hatte die überstiegen empfindsame Phase der kraftgenialischen Periode längst hinter sich. Schubart war gerührt oder stellte sich wenigstens so an. Maltrich



endlich konnte ein Lächeln über diese Erinnerung an exorbitant breitweiche Freundschaftlerei nicht unterbrücken.

Miller bemerkte es und es wandelte den guten Prediger mit dem Laubengemüth, der seit jenen Szenen thränenseltiger Schwärmerei doch auch ein Jahrzehent älter geworden, halb und halb das Gefühl an, er könnte sich ein Bißchen lächerlich gemacht haben. So sagte er denn zu Raleigh:

„Ich vermuthe, mein werther Herr, die Stimmungen, welche meine Erzählung darlegte, kommen Ihnen seltsam und verwunderlich vor.“

„Aufrechtig gestanden, ja,“ erwiderte der Amerikaner. „Wie sehr ich auch durch die Schilderungen meiner theuren Mutter und meines guten Onkels Hochtoll auf die Eigenthümlichkeiten Deutschlands vorbereitet sein mochte, dennoch habe ich mich in dieselben noch nicht sehr zu finden vermocht. Was ich unlängst aus dem Munde des originellen Doctor Armbruster über die Geniewirthschaft am Hofe von Weimar, was ich andern Ortes über die Seelenkämpfe ausgezeichneten Menschen in katholischen Lebenskreisen und was ich heute endlich von Ihnen, Herr Münsterprediger, über das Treiben einer vielberufenen Dichtergenossenschaft vernommen habe, das

Alles macht zusammen ein Bild von deutschem Leben aus, welches in meine amerikanischen Anschauungen nicht passen will. Jedes Land entwickelt sich in seiner eigenen Weise, seiner eigenen Natur gemäß, ich weiß es — und ferne sei es von mir, von dem Heimatland meiner Mutter gering zu denken — aber, verzeihen Sie mir, meine Freunde, das vermag ich nicht zu verhehlen, daß ich fürchte, Deutschland werde noch lange, lange Zeit brauchen, bis es dahin kommt, eine Urkunde aufzustellen und zu realisiren, wie sie unser Congress am 4. Juli 1776 aufgestellt und das amerikanische Volk seither von Tag zu Tag mehr realisirt hat.“

„Ach,“ rief Schubart elektrisirt aus, „die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten!“

Und mit von Enthusiasmus leuchtendem Gesicht declamirte er gehobenen Tones die Eingangssätze des glorreichen welthistorischen Documents, das noch immer und überall jedes nicht in Selbstsucht und Servilismus verholzte Menschenherz höher schlagen gemacht hat. Es übte jetzt auch in dem Dichtergefängniß auf Höhenasperg seine Wirkung, wie damals allenthalben im civilisirten Europa und ehe sich's Raleigh versah, war er in ein belebtestes Gespräch über den Unabhängigkeitstempel seines Landes verwickelt. Der Strom seiner

Erinnerungen riß ihn fort. Er erzählte, wie sein väterliches Gut am Potomac in der Nähe der Besetzung der Familie Washington gelegen sei und wie die beiden Familien gute Nachbarschaft mit einander gehalten. Da habe er den Mann, dessen Name der erlauchteste der modernen Geschichte werden sollte, George Washington, den jetzigen Obergeneral der vereinigten Staaten, schon von Kindheit an achten und lieben gelernt. Er schilderte des großen Mannes stattliche Persönlichkeit, sein ernstes intelligentes Gesicht, die edle Haltung, das würdevoll ruhige Benehmen, die männliche Anmuth, womit er zu Pferde saß, die Lauterkeit seiner Seele, seinen verständigen, in allen Gefahren und Nöthen standhaften Patriotismus. Er malte den begierig Horschenden die Scene aus, wie Abgeordnete des Congresses zu Mount Vernon erschienen, um Washington seine Berufung zum Obergeneral anzukündigen, und wie der Erwählte mit Worten einfacher Herzlichkeit seinen Entschluß kundgegeben, die ihm auferlegte, unermesslich schwierige Pflicht auf sich nehmen zu wollen. Da habe er, Raleigh, seiner Mutter und seinem Oheim die Erlaubniß abgerungen, einen Adjutanten des Obergenerals, der in eiliger Sendung nach Massachusetts hinaufging, in den Krieg begleiten

zu dürfen, und dort, vor Boston, habe er zum ersten Mal in einem Treffen gestanden.

Dies sei an jenem denkwürdigen 18. Juni 1775 gewesen, an welchem Tag die Engländer, geführt von den Generalen Gage, Howe und Pigot, aus Boston rückten, um den von der amerikanischen Miliz während der Nacht leicht besetzten Bunkerhügel zu erklimmen. Prählertisch hätten die Rothhäute gesagt, die rebellischen Bauern, schlechtbewaffnet und schlecht-disciplinirt, wie sie waren, würden vor ihrem ersten Angriff zerstreuen wie Spreu vor dem Winde. Aber die Schlacht, obgleich die amerikanischen Verschanzungen zuletzt den vereinigten und wiederholten Angriffen der englischen Armee und Flotte erlagen, hätte den Fetab eines Anderen belehrt und mit einem sichtbaren Verluste hätte derselbe die Einsicht erlangt, daß es mit der Besiegung der Amerikaner nicht so schnell und leicht gehen dürfte. Raleigh schilderte dann im Einzelnen den Gang des Treffens, welches für die Amerikaner die Wirkung eines Triumphes hatte, insofern es ihnen Selbstvertrauen einflößte; er beschrieb das entsetzliche Getöse der Schlacht, den Donner der Geschütze, das Plagen der Bomben, das scharfe Knallen der amerikanischen Rifles, das Geschrei der Kämpfenden. Er wußte als Augenzeuge

und Rithandelnder eine Menge heroischer Einzeltugenden anzuführen und veranschaulichte seinen Zuhörern die Erscheinung des hochherzigen Bauerngenerals Putnam, wie derselbe in Hemdbärmeln, mit einem Sieder, der von seinen muskulösen Schultern herabhing, und mit vom Pulverdampf geschwärztem Gesicht auf dem Kampfplatz umherritt, überall anwesend, wo Gefahr und Noth am größten war. Tiefergriffen schilderte der Erzähler auch den Selbsttod des edlen Patrioten Warren, der auf dem Buntersbügel fiel und dessen Verlust als ein allgemeines Unglück empfunden und betrauert wurde. Ein Freund hatte sich bemüht, Warren abzuhalten, daß er sein kostbares Leben in dieser Stunde aufs Spiel setze; aber der Treffliche habe sich zur Antwort ins dichteste Kampfgewühl gestürzt, mit dem Ausruf des alten Römers: *Dulci est decorum est, pro patria mori.*

„Ja,“ sagte Schiller, still erglühend, — „ja wohl ist es süß und ruhmvoll, zu sterben fürs Vaterland! Ach, wie unglücklich müssen wir Deutschen bei Anbörung solcher Großthaten uns fühlen. Gegen Solches gehalten, wie armlich ist auch das Beste, was wir thun können. Wir nähern uns ab im Reiche der Träume und kommen nicht dazu, die rettende Brücke zur Wirklichkeit hinüber zu schlagen.“

„Nur nicht hoffnungslos!“ tröstete Miller. „Auch die Stunde wird und muß einst kommen, wo der Deutsche die hohen Ideale, die er in der Brust trägt, zu verwirklichen anfängt.“

„Ich hoffe es,“ sagte Schubart, „und gewiß Alle, die es gut meinen mit dem Vaterland, hoffen es. Aber, liebe Freunde, verhehlen dürfen wir uns nicht, daß die Sonne einer besseren, freieren und glücklicheren Zeit wohl erst unseren Enteln und Ur-enteln aufgehen wird. Ach, daß uns ein Held und Retter ersünde, welcher den Sumpfschlangen der deutschen Phylisterie endlich erschläge. Dieser Drache ist Deutschlands gefährlichster Feind. Haben ihn die Sonnenpfeile des Genies, welche ein Löffing, ein Goethe auf ihn abdrückten, getödtet? Nein, sie haben dem trägen Ungeheuer kaum den Schuppenpanzer geritzt. Was hab' ich selbst im Kampfe mit dem scheußlichen Gewürm für Leid und Unbill erfahren! Als ich zu Augsburg die ersten Blätter meiner deutschen Chronik erscheinen ließ, hatte ich am Schluß der Anzeige gesagt: „Und nun werr' ich mit jenem Deutschen, als er London verließ, meinen Hut in die Höhe und spreche: O England, von Deiner Lame und Freiheit nur diesen Hut voll!“ Gleich

stand der Bürgermeister Ruhn im Senat auf und perorirte: „Es hat sich ein Vagabund heretingschlücker, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit! Nicht eine Rußschale voll soll er haben.“ Natürlich wurde der Druck meines Blattes sogleich untersagt und mußte ich es in Ulm erscheinen lassen. So war die Freiheit einer freien deutschen Reichsstadt beschaffen. Im Uebrigen ist das noch eine der mildesten Quälereien, die mir von Seiten der deutschen Pöhlerei widerfahren sind. Ich könnte Duzende von ärgeren anführen. Aber tiefstes Herzeleid hat mir doch eine Begegnung zu Kirchheim an der Lech bereitet. Damals, als mich der elende Judas, der Klosteramtmann Scholl auf württembergisches Gebiet gelockt hatte und ich nach meiner Verhaftnahme in Blaubeuren durch den Major Varnbühler von diesem im Schlitten nach dem Asperg geschleppt wurde, übernachteten wir auf dieser Jammerreise in dem genannten Städtchen. Ich wurde in der Wirthsstube von ledernen Pöhlern des Ortes bewacht und da raunten sich meine Wächter laut genug einander in die Ohren: „Das ist der Schubart, der Malefizker! Man wird ihm mal den Grund herunterfegen!“ Ich sah, daß ihnen mein Unglück orbentlich Freude machte. Und auch für solche Dred-

Seele hatte ich gekämpft, gelitten, war ich verfolgt und in Banden!"

Der Münsterprediger, dem die Wendung des Gespräches nicht recht behagen mochte, schlug vor, auf den Wall hinauszugehen und sich an der berühmten Aussicht von demselben hinab zu erfreuen. Dem sanften Miller war alles Gewaltsame zuwider, denn von den aufgehassten Tendenzen des Hainbundes war ihm nur mehr die empfindsame geblieben.

Sie gingen hinaus und umwandelten den Wall. Der Anblick des in sommerlicher Fülle zu ihren Füßen sich ausbreitenden schwäbischen Unterlandes war prächtig, doch fehlt der Landschaft das Auge, das Wasser. Die in geringer Entfernung von einander aufgestellten Wachtposten gaben zu dem Wort „Festungsfreiheit“ einen eigenthümlichen Commentar ab.

Raleigh konnte sich nicht enthalten, zu sagen, er wäre nicht im Stande täglich von dem Wall hinab die Freiheit da draußen zu erblicken, ohne Leib und Leben an den Versuch zu setzen, sie zu gewinnen.

„Ja, das traue ich Ihnen zu, werther Freund,“ bemerkte Schubart darauf. „Die Narbe da auf Ihrer Wange gibt Zeugniß, daß Sie Etwas, Alles sogar wagen könnten, um nicht eine so jahrelange



Mißhandlung, wie ich sie erfuhr und erfahre, ertragen zu müssen. Aber was wollen Sie, daß so ein armes Kerlchen von schwäbischem Poeten und Russens thun soll?"

"Ei," entgegnete Schiller, "ich bin auch nur ein armes Kerlchen von schwäbischem Poeten, lieber Schubart, aber ich glaube fast, ich würde es machen wie mein Freund Raleigh."

"Ja," sagte der Gefangene, "Ihr Beide seid jung und Jugend hat hohen Muth. Aber ich? Ich bin ein gebrochener Mann, bin nur noch eine Ruine . . . . Seht," fuhr er fort und deutete auf den Thurm, in dessen Verließ er zuerst eingekerkert gewesen, — "seht, wenn Ihr einmal ein Jahr lang da unten gefessen hättet, da würde wohl auch Euch das beste Rart in den Knochen vertrocknen. O Freunde, Ihr wißt nicht und kein Mensch außer mir kann es ermessen, was Alles ich auf diesem verfluchten Fleck Erde gelitten! War ich nicht diesem wunderlichen Pedanten und Despoten, diesem Rieger, auf Gnade und Ungnade preisgegeben? War ich nicht wie ein Klumpen Wachs in seiner gefühllosen Eisenfaust, die den letzten Rest von Männlichkeit aus mir herauspreßte? Ach, man wird schnell, sehr schnell alt und schlecht in einer

solchen Hölle, deren Beherrscher zugleich fürchtbar und lächerlich war.“

Und nun erzählte er in einem aus Jugrimm und Humor seltsam gemischten Tone von dem kürzlich verstorbenen General. Kieger, als Commandant eines Truppencorps, in welchem die Desertirlust epidemisch grassirte, war auf allerlei wunderliche Heilmittel dieser Krankheit verfallen. Er hatte den Soldaten täglich im Festungshof zum Tanze aufspielen lassen, bis sie müde zum Umfallen waren; denn, hatte er gesagt, dann lassen sie sich's vergehen, aus-Davonlaufen zu denken. Sie mußten aufs Commando tanzen, gerade wie sie zum Gassenlaufen, Lattenliegen und Krummgeschlossensein commandirt wurden. Auch zum Comödienspielen richtete Kieger die armen Teufel ab und da wurde denn Schubart zur Verfertigung von allerlei Schau- und Singspielen commandirt. Es wurde auf dem Asperg eine förmliche Bühne errichtet, deren Spieler Soldaten waren. Auch der Herzog wohnte mitunter den Vorstellungen bei, aber nie fiel ein Blick der Gnade auf den unglücklichen Dichter, der in dieser Sklavensrohne sein Talent vergeuden und, immer auf Commando, den Fürsten und den General in Prologen lobhudeln mußte, während seine geschändete Feder doch lieber glühende Flüche

aufs Papier geschleubert hätte. Es fehlte bei diesem Treiben nicht an wahrhaft unglanblich grotesken Vorkommnissen. Einmal, zum Geburtstag des General, hatte Schubart auf Befehl ein Stück verfertigt, dessen Prolog mit den Worten anfang: „Ebler Krieger!“ Bei Anhörung derselben klatschte der General, höchlich erbaut, in die Hände und rief: „Da capo!“ und abermals mußte der Prologsprecher anheben: „Ebler Krieger!“

„O, meine Freunde,“ sagte der gefangene Dichter, von seiner Erzählung zu wildester Empörung der Seele gestachelt, an die Einfassungsmauer des Balles vortretend, „o, wenn Flüche, in schlaflosen Nächten auf thränenbenetztem Lager hervorgesprudelt, die Luft verfinstern könnten, wahrlich ich sage Euch, zwischen hier und Stuttgart müßte sie für alle Ewigkeit verfinstert sein. Da hinaus habe ich Verwünschungen gegen meine Verfolger geworfen, die einen Teufel erbeben machen könnten.“

Der gute Münsterprediger faßte den Aufgeregten beschwichtigend bei der Hand, aber Schubart machte sich mit einer Bewegung voll Seelenadel von dem Aengstlichen los, erhob seine Arme und fuhr fort:

„Dir aber, o mein geliebtes deutsches Land, Dir fluche ich nicht, nein, Dir nicht! Und wenn mir

mit Foltern befohlen würde, Dir zu suchen, die  
 Flüche müßten sich gleich denen Bileams in der  
 Schrift zu Segenssprüchen wandeln . . . . . O  
 Vaterland, Gott weiß, ich habe Dich geliebt! Noch  
 sind sie nicht alle todt Deine freien edlen Vieders-  
 feten; aber sie ätzen in den Fesseln des Despotis-  
 mus, sie jammern über das Verderben ihrer Kinder,  
 sie sehen sich wie Elias unter die Wachholderstaube  
 und sprechen: Es ist genug, so nimm, o Herr, meine  
 Seele zu Dir! . . . . . Segen über Dich! Wenn  
 ich versammelt werde zu meinem Volke — denn auch  
 nach dem Tode und in künftigen Ewigkeiten hoff  
 ich Euer Mitgenosse zu sein, Ihr meine deutschen  
 Brüder — so will ich dort noch stehen für Dein  
 Heil. Für alle die unzähligen Freuden, die mir  
 Deine Sprache, Deine Sitten, Deine großen Köpfe,  
 Deine weisen Männer, Deine sanften Frauen, Deine  
 Kinder, Deine Berge, Deine Thäler, Deine Flüsse,  
 Deine Luft, Deine Städte, Deine Dörfer, Deine  
 Gärten gemacht haben, nimm meinen tausendfachen  
 Thränendank! Und nun . . . noch einige Spannen  
 Erde von Dir zu meinem Grabhügel — dann leb'  
 ewig wohl! . . . . .

Nachdenklich, bewegt, erschüttert verlassen die bei-  
 den Freunde mit dem Münsterprediger die Festung,

Jeder damit beschäftigt, die empfangenen Eindrücke sich zurechtzulegen.

Unter der Bildung des Thores stand Schiller einen Augenblick still, sagte den Freund am Arme und sagte laut und nachdrücklich:

„Was auch kommen möge, hier herein — niemals!“

## Zweites Capitel,

worin auch ein Fluch ausgesprochen wird, aber nicht in der Weise Bileams, und worin Einer Etwas, ohne es zu fordern, empfängt, was zu empfangen ein Anderer sich große Mühe gegeben hätte.

„Regimentsfeldscherer Schiller, Er hat sich heute Abend um vier Uhr im Schlosse zu Hohenheim zur Audienz bei Sr. Durchlaucht zu melden.“

Der Regimentschef, General Augé, sprach das so kalt unfreundlich, wie er sonst dem Dichter gegenüber, den er wohl leiden mochte und dem er Manches nachsah, nicht zu sprechen pflegte. Der ominöse Befehl wurde dadurch noch ominöser. Aber vollzogen mußte er werden, da half nun schon Nichts.

So stieg denn Schiller Nachmittags die stette

Strige nach Degerloch hinauf und wandte sich von diesem Ort aus links hin nach Hohenheim hinüber.

Seine Stimmung auf diesem Gange war um so düsterer, als er von den Nachwehen einer heftigen Grippe noch nicht befreit, auch körperlich leidend war. Wir sagen „auch,“ denn sein Geist litt noch mehr. Sein Gemüth war voll nagender Unruhe.

Verschiedene Begegnisse hatten ihm in letzter Zeit die Seele verwirrt und getrübt.

Die Abreise Raleighs, der einen Abstecher in die Schweiz machte und von dort nach Amerika heimzukehren wollte, hatte eine schwer empfundene Lücke in dem Dasein des Dichters verursacht. Er hatte sich so sehr an den trefflichen Freund gewöhnt, daß ihm jetzt dessen Gegenwart auf Schritt und Tritt mangelte, und das Gefühl dieses Verlustes wurde noch peinlicher dadurch, daß er überzeugt sein mußte, William habe — obgleich derselbe seit jener Szene unter der Klosterlinde von Lorch seine frühere männliche Ruhe und Fassung wieder vollständig gewonnen zu haben schien — eine tiefe Herzenswunde aus dem alten Schwabenland mitfortgetragen.

Mitten in der schmerzlichen Aufregung über das Scheiden des Freundes hatte er mit Eifer nach einem ihm gebotenen Mittel der Zerstreuung gegriffen.

Die Frau von Wolzogen, welche ihm ein mütterliches Wohlwollen bezeugte, hatte den Wunsch geäußert, einer Darstellung der Räuber beizuwohnen. Auch Schillers Hauswirthin, die Frau Hauptmännin Wischer, wollte mit von der Partie sein und so wagte es Schiller zum zweiten Mal, ohne einen Urlaub nachzusuchen, dessen Verweigerung er voraussah, nach Mannheim zu gehen. Diese mit den genannten beiden Damen unternommene Reise hatte ihm viel Genuß bereitet, aber die Nachwirkungen derselben waren nur um so bitterer. Er hatte sich abermals von dem gewaltigen Eindruck seines Stückes auf das Publikum überzeugt und durfte sich ohne Scheu einem erhöhten Selbstgefühl überlassen. Mannheim und die ganze Pfalz hatte ihm bei diesem Besuch noch besser gefallen als beim ersten. Es schien ihm dort eine mildere Luft zu herrschen als daheim. Er hatte wahrzunehmen geglaubt, daß dort ein Hauch griechischer Lebensheiterkeit die Gemüther durchziehe und sie empfänglich mache für die Offenbarungen des Schönen vermittelt der Poesie. Die Fernen stehen ja stets verklärt. Der Gedanke war in ihm aufgestiegen, die Heimath zu verlassen, welche nun einmal doch seinem Talent weder Licht noch Raum zur Entwicklung gewähren wollte, und sich in der

Pfalz eine neue, seinem ganzen Wesen mehr zusa-  
 gende Christenz zu gründen. Er hatte darüber mit  
 dem Freiherrn von Dalberg, dem Letter des chur-  
 sächsischen Theaters zu Mannheim, gesprochen. Er  
 hatte demselben seine ganze Lage aufgedeckt, hatte  
 auf sein der Vollendung entgegengehendes zweites  
 Trauerspiel, auf den Fiesco, hingewiesen, hatte an-  
 gedeutet, er würde auch seinem Beruf als Arzt mehr  
 Schwarm abgewinnen können, falls er denselben als  
 freier Mann in der Pfalz statt in der soldatischen  
 Zwangsjacke in Stuttgart ausübte. Er hatte in Dal-  
 bergs Blicken, in Dalbergs Händedruck reges Mitge-  
 ühl und unverholene Billigung seiner Absichten zu  
 erkennen gemeint; aber er wußte nicht, daß der Frei-  
 herr eine jener schwankenden Ebnernaturen war,  
 deren Eitelkeit es zwar höchlich liebt, wenn sie sich  
 den Anschein geben können, ein Talent „entdeckt“  
 zu haben und zu protegiren, die jedoch sich ängstlich  
 davor hüten, ihre Protection soweit zu treiben, daß  
 sie sich dadurch irgendwie compromittiren könnten.  
 Denn daher Schiller im Drang seiner Seele gegen  
 Dalberg äußerte, er lege sein ganzes Schicksal ver-  
 trauensvoll in die Hände desselben, so bewies er eine  
 Naivetät, deren hochgespannte Erwartungen bald ge-  
 nung getäuscht werden sollten.



Bei seiner Zurückkunft aus Mannheim, als zu seinen übrigen Sorgen noch körperliches Unwohlsein gekommen war, hatte er misguthige Vergleichen zwischen jener Stadt und Stuttgart angestellt. Dort war er der gefeierte Dichter gewesen, hier war er wieder der unbeachtete oder gar der gebündelte Feltcherer, gegen knappen Sold zum Mitmachen von allerlei militärischer „Alfanzerei“ gezwungen. Ging er nach der Solitude hinauf, so fehlte es von Seiten des Vaters nicht an strengen Vorhalten und Berweisen, und wenn er gegenüber der Mutter in seiner Ungebuld ein Wort davon verlauten ließ, daß er sich, koste es, was es wolle, seiner schwäbischen Fesseln entledigen müsse und werde, so verstand zwar die Gute den Misguth des Sohnes freilich besser als der Vater, aber sie wußte ihn doch nur unter Thränen zu ermahnen, sich in Geduld zu fassen und ihr nicht dadurch das Herz zu brechen, daß er sich ins Unglück stürze. Am besten wußte das ganze Weiniiche seiner Stellung seine gemüthsstarke und tieffühlende Schwester Christophine zu würdigen. Das edle Mädchen, welches dem von ihr grenzenlos geliebten Bruder in Gesichtszügen und Charakter ähnlich war, hatte ihm unlängst zur Antwort auf seine Klagen das muthige Wort gesagt: Lieber Fritz, die Welt ist

weit und Ihr Männer habt vor uns den unermesslichen Vorthell voraus, überall zu Hause zu sein. Das war ein besserer Trost gewesen, als er bei den Symposien der „Bande“ im Döfen holen konnte. Er fühlte sich dem burschikosen Treiben nachgerade entwachsen. Seine Erlebnisse in Mannheim, sein Umgang mit Raleigh und dem Sammetdoctor, sein Ausflug ins Oberland, seine literarische Korrespondenz hatten ihm allmählig den Blick in größere und bedeutendere Verhältnisse geöffnet und bei diesen erweiterten Anschauungen kam ihm das kraftgentliche Treiben seiner akademischen Freunde mitunter schon recht schaal und uneripriesslich vor.

Zu Alledem gesellte sich noch die mißliche Gestaltung seines Verhältnisses zu seinem fürstlichen Landesherrn und Gebieter, in welchem er gewissermaßen auch seinen Erzieher anerkennen mußte. Die Erziehung des Dichters war allerdings nicht sehr nach den Wünschen des hohen Pädagogen ausgefallen und man konnte auch nicht sagen, daß der Herzog sich sehr angegriffen habe, Schillern bei dessen Austritt aus der Akademie eine Stellung zu verschaffen, welche den Versprechungen entsprochen hätte, die er den Eltern des Dichters seiner Zeit gemacht hatte. Deffenungeachtet ist es war, daß Karl dem jungen

Stürmer noch einige Zeit nicht nur mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit Theilnahme zusah. Das titamische Genie seines Zöglings konnte und wollte er freilich weder verstehen noch schätzen, aber dennoch schmeichelte es seiner Eitelkeit nicht wenig, daß auch ein Poet aus seiner Akademie hervorgegangen. Hätte sich der arme Poet nur nach der Schnur des herzoglichen Beschwades ziehen lassen! Aber daß Schiller seine eigenen Wege ging, das mußte dem despotischen Sinn des Fürsten, der für die allwärts sich kundgebenden Freiheitsregungen unter den Völkern weder Auge noch Ohr hatte, ein Greuel sein. Sein Mißfallen, schon durch die Tendenz eines Stückes, wie die Räuber waren, höchlich erregt, war kürzlich noch gesteigert worden durch verschiedene Gedichte in der Anthologie, die nicht nur die Schiller'sche Schiffe *U* führten, sondern die volle Signatur vom Geiße des Dichters der Räuber trugen. So hatte insbesondere die zornsprühende Ode „die schlimmen Ronarchen“ dem Herzog wie Hochverrath und Rebellion geklungen. Außerdem hatten allerlei Intrigereien und Geheereien den Fürsten mit den zwei ohne Urlaub unternommenen Ausflügen des Dichters nach Mannheim, ins „Ausland“, und mit noch Anderem bekannt gemacht, was seinen Zorn reizte. Daher meinte er

dem, es sei hohe Zeit, einzugreifen und dem jungen Lalkopf von Poeten zu zeigen, wer sein Herr und Meister sei. Um dem Herzog gerecht zu werden, muß man sagen, daß er sich zu solchem Eingreifen nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet glaubte. Er handelte dabei ganz striete nach den Grundsätzen des sogenannten patriarchalischen Despotismus, welcher von den Rechten der Persönlichkeit keine Vorstellung hatte. Zu keiner Zeit noch sind die Forderungen individueller Freiheit und die Ansprüche absoluter Despotie so nahe und unvermittelt neben einander oder einander gegenüber gestanden, wie im achtzehnten Jahrhundert. Maßlosigkeit haben und dräben. . . .

Wir brauchen nicht zu sagen, daß der Gang nach Hohenheim für Schiller ein schwerer war. Er ahnte, was die Vorladung zu bedeuten habe; er sah einen Sturm fürstlichen Zornes und fürstlicher Ungnade voraus und er zeichnete sich ein Benehmen vor, welches die dem Herzog schuldige Ehrfurcht einhalten sollte, aber ohne Selbsterniedrigung. Der Dichter hatte sich schon zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, sein Heimathland mit dem Rücken anzusehen, als daß er gewillt gewesen wäre, sich irgendwie zu erniedrigen, um sich in Württemberg eine erträglichere Existenz zu schaffen. Trotzdem ging er

der Audienz, zu welcher er commandirt worden, nicht ohne lebhaftes Bangen entgegen. Wußte er doch, daß Karl in den Paroxysmen seines Zornes noch immer der ärgsten Gewaltthaten fähig sei.

Auf dem stillen Landstz des Fürsten angekommen, meldete er sich, wie ihm befohlen worden, auf der Adjutantur, erhielt aber aus dem herzoglichen Cabinet den Bescheid: „Soll warten bis zum Abend.“ Da er so noch mehrere Stunden vor sich hatte, ging er in den Park, welchen Bau- und Gartenkunst im Verein zu einer der großartigsten Anlagen dieser Art in Europa gemacht hatten. Der sinnreichste Wechsel von Erfindungen der Architektur, Skulptur und Horbucultur breitete sich vor der herrlichen Fagade des Schlosses auf einer weiten, sanftgeneigten Fläche aus, bis hinüber zu dem Dorfe Mleningen und noch weiter, so weit, daß man sich der Täuschung überlassen konnte, nur die fernherüber blauenden Berge der schwäbischen Alp bildeten die Grenzmarken dieser prächtigen Gärten.

Der Dichter hätte müssen keiner sein und die Elastizität der Jugend schon verloren haben, wenn er nicht im Genuß des schönen Sommerabends in solcher Umgebung die bedrohliche Ursache seines Hiebens so ziemlich vergessen hätte. Er ließ die Reize

des Ortes zuletzt ganz unbefangen auf seine Sinne und sein Gemüth wirken. Er fand, daß dieses Hohenheim, welches die Idylle einer großdauerlichen Landwirthschaft mit allen Launen fürstlicher Prachtliebe vereinigte, eine sehr eigenthümliche Schöpfung sei, eigenthümlich auch darin, daß alle diese Pracht sich doch gewissermaßen ganz prunklos darstellte und, bei Abwesenheit alles höfischen und militärischen Getümmels und Wirrwans, die Weihe ländlicher Stille und Einsamkeit trug.

In jene vagen Träumereien versenkt, aus deren Nebelhüllen hervor oft plötzlich Gebilde voll Größe oder Armut vor das Dichterauge treten, hatte sich Schiller in entferntere Partien des Parks verloren und schon hatte Phöbus, nach dem schönen Ausdruck eines altenglischen Poeten, Lebewohl gesagt an Blatt und Blüthe, als er sich des Zweckes seines Hierseins wieder erinnerte. Die Mondichel hing silbern im leichten Sommernachtgewölke und machte den Dichter auf die vorgerückte Abendzeit aufmerksam. Er erschrak und ging eilends dem Schlosse zu.

Wie er aber, bei demselben angelangt, die Fassade entlang auf das Portal zuschritt, dessen Säulenschäfte den großen nach den Gärten hinausschauenden Balkon tragen, machten ihn Sprachlaute, welche

von dort herabklängen, stillestehen. Er unterschied die Stimme des Herzogs und eine weibliche, die ihm ebenfalls bekannt vorkam. Aber war das nur eine Täuschung? Gewiß, es konnte nur eine solche sein, und doch . . . . Eine dritte Stimme, gleichfalls die einer Frau und dem Dichter auch bekannt klingend, mischte sich von Zeit zu Zeit beschwichtigend in den Streit der beiden andern.

Denn um einen Streit handelte es sich.

Der Dichter, von einer natürlichen Neugier getrieben, näherte sich dem Balkon so weit, daß er das Gespräch deutlicher vernehmen konnte.

Der Park lag ruhig in der Mondlichtdämmerung. Im Schlosse war auf der Gartenseite nur da und dort ein Fenster erhellt. Ueberall herrschte Stille, so daß man in den Gärten die Springbrunnen rauschen, die Nachtigallen schlagen, die Grillen zirpen hörte. Aber mit diesem Frieden der Natur schien das Gespräch, welches in dem runden Salon, der auf den Balkon hinausgeht, geführt wurde, nicht zu harmoniren. Es mußte im Gegentheil dort stürmisch hergehen.

Wenn der lauschende Dichter seine Augen über das Blätterwerk von wilden Weinpflanzen erhob, deren Ranken an den Säulen empor sich wanden

und droben die steinerne Brustwehr des Balkons unter der grünen Fülle ihres Laubwerkes verschwinden ließen, so konnte er auf den weißen Seidengardinien der hohen Thürfenster einen von dem Kerzenlicht drinnen verursachten schwarzen Schatten hin- und hergleiten sehen, wie von einer in dem Gemach heftig auf und ab wandernden Person. Er hörte auch, denn der Flügel einer der Fensterthüren stand halb offen, den schwerentritt eines gestiefelten Mannesfußes und erkannte darin das Auftreten des Herzogs.

Aber er hörte noch mehr.

„Ich sag', das ist Wahnwitz, purer Wahnwitz!“ rief droben der Fürst aus. „Alberne Romane haben Dir den Kopf verrückt, thörichtes Kind! Aber ich werde dafür sorgen, daß Du curirt wirst. Ja, das werd' ich, verlaß Dich darauf. Und zum Ersten verbiet' ich Dir jetzt, weiter zu reden. Ich sag', Du schweigst, hörst Du?“

„Sie haben mir Nichts mehr zu verbieten noch Etwas zu gebieten,“ entgegnete eine Altstimme, die, obgleich offenbar im höchsten Affect sprechend, dennoch seelenvollsten Klanges war. „Sie sind schon lange nicht mehr mein Herr. Die Sklavin hat die Fesseln Ihrer Launen, Ihrer Gunst oder Ungunst zerissen . . . Ich bin frei wie die Luft!“



„Wie eine Märrin, willst Du sagen.“

„O, ich weiß, man wird immer nährlich gescholten, wenn man den Tyrannen die Wahrheit sagt.“

Ein zorniges Aufstampfen des Herzogs machte den Forscher drunter auf die Gefahr seiner Lage aufmerksam. Wie, wenn der Fürst einen Stein durch die halboffene Glasthüre warf und den Lauscher bemerkte, der eine so verhängliche Unterredung mitanhörte? Die altwürttembergische Unterthanenangst, noch erhöht durch ein Gefühl der Scham über seine Forscherrei, bemächtigte sich des jungen Mannes so gewaltig, daß er auf den Fußspitzen über den freien Rasenplatz vor dem Balkon hinweglief und dann in die erste beste Allee hineinstürzte, geflügelten Laufes, als wäre der Feind hinter ihm.

Während so der Poet durch ein Labyrinth von Bosketten, Alleen, Blumenbeeten, Gewächshäusern, griechischen Tempeln, römischen Säubern, Grotten und Einsiedeleien hinsah, belauschte nur noch der Mond den Fortgang der eigenthümlichen Szene in dem Balkonzimmer.

Die klangvolle Altstimme sagte wieder:

„Mein Auftrag ist erfüllt. Herzog von Württemberg, ich habe die Bestellung, die mir meine arme Mutter hundertmal aufgetragen, die sie mir, als die

widerliche Kugel sie getroffen, noch mit röchelnder  
 und im Tode brechender Stimme in die Seele prägte,  
 treulich ausgerichtet. Ich habe den Fluch Ihres  
 Opfers in Ihre Ohren geschmettert und, ich sehe es  
 an Ihrer Wuth, er haftet in Ihrer Brust. Mögen  
 Sie es versuchen, darüber zu lachen, wenn Sie es  
 können. Und wenn Sie es versuchten, von der eifri-  
 gen Höhe Ihrer eingebildeten Unverletzlichkeit herab,  
 und wenn Sie zu dieser Stunde sich sagten: Die  
 Nachgeböthin schläft! — dennoch wird eine andere  
 Stunde kommen, wo sie ihr Erwachen furchtbar Ihnen  
 kundgibt . . . O, es ist so leicht, im Despotentau-  
 mel der Allmacht Frevel auf Frevel zu häufen. Aber  
 früher oder später, in der Helle des Tages oder im  
 Grauen der Nacht, richtet sich doch das Gewissen,  
 der bleiche Mahner, in lautloser Schrecklichkeit vor  
 dem stolzen Sünder auf und seines gespenstigen Fin-  
 gers Deuten macht den Rausch der Sicherheit zerflie-  
 ben . . . Ah, das Gewicht meiner Worte erdrückt  
 Sie? Vergeblich ist Ihr Bemühen, mir Ihr Beben  
 zu verbergen. Hinter der rothen Maske Ihres Zorns  
 erblicke ich Ihre blasse Seelenangst . . . O, meine  
 Mutter, Du bist gerächt!“

„Wahnfinniges Geschöpf!“ schrie der Herzog

wüthend auf. „Was hindert mich, Dich zu Staub zu zermalmen?“

Zugleich hörte man ein Geräusch wie von einem gewaltsam zu Boden geschleuberten Geräthe und dann den Ton einer mit wüthender Hast gezogenen Glocke.

In diesem Augenblick wurde die Balkonthüre aufgerissen.

Eine weibliche Gestalt stürzte heraus, schwang sich mit Gedankenschnelle über die Balustrade, glitt mit der Behendigkeit eines Gleichhorns an dem Weinrankengewinde einer der Säulen herab, flog über den Rasenplatz hinweg und hatte sich schon in dem Baumbüschel des Parks verloren, als der Herzog an die Brustwehr des Balcons voreilte.

„Die Rasende!“ rief er mit halberstickter Stimme aus. „He, hollah, Trabanten, Käufer! Wo sind die Leute vom Dienst? Alles soll mit Fackeln in den Park!“

„Nicht so, gnädiger Herr,“ sagte eine Frau, die hinter den Fürsten getreten war und ihm jetzt beschwichtigend die Hand auf die Schulter legte. „Warum einen Uclat machen? Was sollten die Leute denken? Das offenbar halb verrückte Kind kann Ihnen nicht entlaufen, wenn man in aller Stille den

Beamten der umliegenden Bezirke die nöthigen Befehle zutommen läßt.“

Der Herzog wandte sich heftig um, aber er sah in die Augen der Gräfin von Hohenheim, die stets einen künftigen Zauber auf ihn übten.

„Du hast recht, Franziska,“ erwiderte er. „Ich will sogleich die nöthigen Ordres ausfertigen.“

Dann fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und setzte fast tonlos hinzu:

„Das war eine äble Stunde. Das Mädchen blühte wie eine Furie . . . wie . . . doch, bah, fort damit!“

„Aber warum sich überhaupt weitere Angelegenheiten mit dem Wildfang machen?“ fragte die Gräfin. „Haben Sie, mein theurer Herr und Gebieter, nicht die leidige Erfahrung machen müssen, daß alle Ihre Güte und, ich darf es wohl sagen, auch die meinige an eine Undankbare weggeworfen war? Und nun vollends diese Szene!“

„Ja, es war offrens. Der sinnloseste Undank!“

„Am Ende wäre es das Klügste gewesen, sie damals mit dem Venetianer laufen zu lassen.“

„Nein und abermals nein! . . . Sie muß pariren lernen, ich sag', sie muß! Ich will sie bändigen, ich sag', ich will!“ . . . .

„Zwischen hatte sich Schiller von seinem panischen Schrecken wieder erholt. Indem er sich in dem Gewinde der Alleen zu orientiren suchte, kam ihm seine Furcht so lächerlich vor, daß er bei sich gelobte, von diesem Abenteuer die „Bande“ Nichts erfahren zu lassen, denn er glaubte schon Petersens und Kapffs schlechte Waise über sein „Austreiben“ zu hören. Er schlug den Rückweg nach dem Schlosse ein, dessen erleuchtete Mittelfenster in der Ferne durch die dunkeln Baumgruppen schimmerten.

„Es wird die höchste Zeit sein, den Reich dieser Audienz zu leeren, welcher ja doch kaum an mir vorübergehen dürfte,“ brummte er in sich hinein und beschleunigte seine Schritte.

Plötzlich stand er überrascht. Beim Herausstreten aus einem dichten Boskett sah er in dem bleichen Wandlichte eine weibliche Gestalt gerade auf, sich zu weilen.

Ein gegenseitiger Ruf des Erkennens entfuhr ihm und der Kommenden im gleichen Augenblick.

„Lauretta!“

„Schiller!“

Sie kam rasch auf ihn zu und ergriff seine ihr dargebotene Hand.

Ihre Augen leuchteten, in vom eiligen Geses

ungebundener Klopfigkeit Keim ihre prächtigen Haare an den glühenden Wangen auf die marmornen Schultern und den herrlichen Busen nieder, dessen ungeschämtes Klopfen seine leichte Hülle verrätherisch erhobener hätte.

„Ihnen, mein Freund, muß ich hier noch begegnen?“ sagte sie mit geflügelter Zunge. „Was thun Sie hier?“

Er konnte nur sagen: „Ach, Lauretta!“ und blidte sie dabei vorwurfsvoll an.

„Ach, ich verstehe Sie,“ sagte sie hochaufathmend. „Sie zürnen mir, weil ich in Gotteszell nicht auf Ihr und des Ritters aus Atlantis rettendes Erscheinen gewartet habe? Aber das Warten ist nun einmal nicht meine Liebhaberei. Vollends in diesem Augenblicke nicht! Daher nur noch ein Wort... Ich hab's so eben eine Wiffrow erfüllt, die ich erfüllen mußte. Jetzt schüttle ich den Staub dieses Landes von meinen Füßen, hoffentlich für immer. Und Sie, Poet, sollten das auch thun, hören Sie! Hier, unter dieser pedantischen Tyrannei, gedeihen Ihre Ideale nicht. Weg mit dieser garstigen Livree, die Ihre Gestalt verunstaltet, weg mit dem altwürttembergischen Jopf! Sie, gerade Sie, mein Freund, bedürfen der Luft der Freiheit, um zu wachsen. Wollen Sie

Ihren Genius unter dem Druck von all diesem armliehen Kram verkümmern lassen? Nein! dem wagenben Sinne gehört die weite Welt und auch dem Dichter gehört sie. Seine wahre Heimath ist überall und nirgends, sein Wohnsiß nur das Unvergleichliche. Leben Sie wohl und Glück auf!"

Sie zog ihre Hand aus der seinigen und wandte sich, zu gehen.

Aber plötzlich kam sie noch einmal zurück. Von traumhaft selbiger Ueberraschung durchschauert, fühlte er ihre Arme um seine Schultern sich schlingen, ihre Brust an der seinigen pochen, ihren Fuß auf seinen Lippen brennen und . . . weg war sie.

Das war gekommen und gegangen wie ein Blitz.

Er spähte umher, er lauschte, aber der schöne, wilde Flüchtling war spurlos verschwunden und nur die Wasserkünste rauschten eintönig durch die Stille der Nacht und wie drohend befehlend schimmerten die Lichter vom Schlosse herüber.

---

### Drittes Capitel.

Eine Stunde der Entscheidung. — Fürst und Dichter. — „Er war in die Demoiselle verschossen, Er Hans Rarr?“ — Von einem Skandal und von einem Wechselbalg. — Der Genius und die Gewalt. — Herzog Karls Poetik und Poetik. — Wie Einer nachträglich für einen empfangenen Faustschlag quittirt. — „Schreib' er keine Komödie mehr, bei meiner Ungnade, bei Festungsstrafe.“

„Soll kommen!“ hatte der Herzog dem Offizier vom Dienst gesagt, welcher ihm gemeldet, daß der Regimentsfeldscherer Schiller von Augé's Grenadiere noch immer auf Audienz warte.

„Bös Wetter, schält\*) bös Wetter, Herr Doctor. Nehmen Sie Sich in Acht!“ küsterte der Hoftürke, Reichthor Thut aus Glarus, ein Riese, der sieben Fuß und sechs Zoll hoch in seinen Schuhen stand und ebenso gutmüthig als lang war, — unserem Dichter zu, als dieser die prachtvolle Treppe heraufgekommen und in die Vorhalle zum Ballongemach getreten war.

Damit schlug der Koloss vom Fuß des Glarner den Vorhang vor der Flügelthüre zurück, öffnete diese

---

\*) Abscheulich.



und ließ den Gewaranten eintreten. Dann schloß er hinter demselben geräuschlos die Thüre und brummte in seinem Türkenbart: „Ein jung hitzig Blut und drinnen der Herr, der einen extraordinäri Zornabel hat, — bi Gott, das ist wie Stahl und Stein. 's wird Funken geben, bim Eid!“ . . .

Es gab Funken.

„Was will Er?“ herrschte dem eingetretenen Poeten Herzog Karl entgegen, der in seiner Aufregung für einen Augenblick vergessen haben mochte, daß er gerade vorhin den Eingetretenen herbefohlen hatte.

Schiller näherte sich seinem Landes Herrn eher furchtsvoll, aber ohne slavische Furcht. Der Herzog, man muß es ihm zu seiner Ehre nachsagen, hatte die Zöglinge seiner Akademie gewöhnt, offen und frei mit ihm zu reden. So verbläffte der barsche Empfang den Dichter nur momentan. War doch auch er in höchstregter Stimmung. So that er denn seine drei Verbeugungen ab und entgegnete:

„Gnädigster Herr, ich bin zur Audienz bei Ew. Durchlaucht commandirt.“

Der Dichter konnte Zeit seines Lebens nie an diese Stunde zurückdenken, die für ihn eine Stunde der Entscheidung war, ohne daß ihm das Herz stärker

geklopft hätte. Die Umstände der Audienz prägten sich seinem Gedächtniß in allen ihren Einzelheiten unverwischbar ein. Er hat dankbar anerkannt, daß insbesondere die Gegenwart der Gräfin von Hohenheim den Muth, welchen er bei dieser verhängnißvollen Unterredung entwickelte, aufrecht erhielt. Wie sie so dasaß auf den rothseidenen Polstern des vergoldeten Kanapee's in ihrem weiten Reifrock mit schlanker Taille, mit ihrer hohen gepuderten Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife wie ein Kanarienvogel klebte, — ist ihr Bild mit den anmuthigen und wohlwollenden Zügen seiner Erinnerung nie verschwunden.

Herzog Karl, im einfachen Hauskleid, ging mit auf den Rücken gelegten Händen und heftig auftretend auf dem blanken Parkett des Salons hin und her. Sein Geberdenspiel war energisch, sein Ausdruck beßhirt, wie immer. Aber sein Blick und das ungewöhnlich rasche Herausstoßen der Worte zeigten hinlänglich, daß der Hofstarke Thut guten Grund gehabt, von bösem Wetter zu reden.

„Hör' Er,“ begann der Herzog nach einer Weile wieder, — „ich hab' Ihn herbefohlen; damit Er sich verantworte!“

Dabei sah er den Dichter von der Seite an und setzte seinen Gang nicht aus.

„Gew. Durchlaucht,“ lautete Schillers ehrerbietige, aber feste Antwort, — „eine Verantwortung setzt eine Anschulldigung voraus. Wie diese laute, weiß ich nicht, aber ich bin mir keines Unrechts bewußt.“

„So? Ei, ja wohl! Er ist wohl so unschuldig wie ein neugebornes Kind, nicht wahr?“

Ein neßlicher Dämon mußte seine Hand im Spiele haben, daß sich Schillers ganz unwillkürlich das Wort auf die Lippen drängte:

„Gnädigster Herr, ich überhebe mich nicht: wir sind Sünder allzumalen.“

Die Gräfin von Hohenheim entfaltete rasch ihren Fächer und fuhr damit vors Gesicht. Sie mochte ein Lächeln verbergen wollen.

Der Herzog war jedoch nicht in jener Laune, wo er sich einen Scherz gefallen ließ. Er warf dem Dichter einen Blick zu, welcher denselben sehr an seine Stellung erinnerte, und sagte:

„Was da? Ich glaube gar, Er ist impertinent genug, mit mir spaßen zu wollen. Laß' Er sich das vergehen, wenn ich Ihm gut zu Rathe bin. Wir sind jetzt nicht in der Akademie, wo sich in neuerer Zeit

ein dummbreißt iocoser Ton eingenißet, den ich auszusagen wissen werde.“

Was sich doch die Menschen für Illusionen machen, auch die Fürsten. Herzog Karl wußte nicht, daß in seiner Akademie ein Ton großgewachsen, mit dem nicht mehr so leicht fertig zu werden war. Sollte er doch ein paar Jahre später die schmerzliche Erfahrung machen, daß eine Rede im alten Styl, die er an die Karlschüler hielt, von diesen ihm ins Angesicht förmlich ausgepiffen wurde.

Den Herzog schien jedoch in diesem Augenblick ein anderer Gegenstand viel angelegentlicher zu beschäftigen als Schillers wirkliche oder angebliche Versschuldigungen. Er durchmaß mit verdoppelt raschen Schritten das Gemach und warf, ohne stillzustehen, dem Dichter plötzlich die Frage zu:

„Hör' Er, hat Er die Demoiselle Lauretta gekannt, die . . . die in der Ecole sich befand?“

Dem Dichter rieselte es kalt den Rücken herauf. Das Terrain, auf welches der Herzog so mit einmal hinübergesprungen, war ein sehr verfängliches.

„Gew. Durchlaucht,“ erwiderte er nach einigem Bedenken, — „ja, ich hatte und habe die Ehre, Demoiselle Lauretta zu kennen.“

„Wo und wann hat er das Mädchen zuletzt gesehen?“

Schiller stand auf glühenden Kohlen. Aber das Wahrheitsgefühl seiner Seele hielt ihn bei dem Entschlusse fest, auch hier, wie bei dieser Unterredung überhaupt, streng bei der Wahrheit zu bleiben, und so versetzte er:

„Vorhin im Park, gnädigster Herr.“

„Vorhin im Park? Wie ging das zu?“

„Ich weiß es selbst nicht. Ich war unbeschreiblich überrascht, Fräulein Lauretta plötzlich zu begegnen.“

„Was sagte sie Ihm?“

„Sie sagte mir Lebewohl, gnädigster Herr.“

„So? . . . Wie hat Er denn überhaupt die Bekanntschaft der Demoiselle gemacht?“

„Auf einer Redoute, zu welcher ich als Begleiter des Fräuleins commandirt zu werden die Ehre hatte.“

„Und daraus leitete Er das Recht ab, der Demoiselle ins Ausland nachzustreichen, nach Osmund?“

„Ew. Durchlaucht, dieß that ich aus Freundschaft für William Raleigh aus Amerika. Auch hatte ich Urlaub von meinem Regimentschef.“

„Er wollte am Ende gar seinem Freunde, dem Amerikaner, das Mädchen entführen helfen, nicht

wahr? Wußte Er denn nicht, daß die Demoiselle auf meinen Befehl in Gotteszell sich befand?"

"Ich wußte es, gnädigster Herr, aber"

"Aber?"

"Ich kannte die Redlichkeit der Absichten meines Freundes."

"Dieser Herr Raleigh beabsichtigte, der Demoiselle einen Heirathsantrag zu machen?"

"Ja, gnädigster Herr."

"Erzähl' Er mir diese ganze Geschichte, doch nehm' Er sich in Acht, daß ich Ihn auf keiner Lüge ertappe."

Schiller entsprach dem Befehl, und nachdem er seine Erzählung beendigt, sagte der Fürst in etwas milderem Tone als bisher:

"Ich sag', Er ist wenigstens kein Lügner, und das freut mich . . . Er weiß also nicht, was es mit dem Verschwinden des Mädchens aus Gotteszell für eine Bewandniß hatte?"

"Nein, Erw. Durchlaucht."

"Wohl, ich Versteht stimmt mit dem, was mir dieser sanderbare Mensch von Amerikaner mittheilte, als er mir vor einigen Tagen hier seine Aufwartung machte: . . . Was hält Er von diesem Raleigh?"

„O, gnädigster Herr, das ist ein trefflicher Mann! Ich achte ihn hoch und liebe ihn sehr!“

„So? . . . Und was hält er von der Demoiselle Lauretta?“

„Durchlaucht,“ antwortete Schiller, von dem ruhigen, fast gütigen Ton, womit diese Frage gestellt wurde, verlettet, der Wärme seiner Empfindung freien Ausdruck zu geben, — „Fräulein Lauretta ist ein wunderbares Geschöpf, schön wie ein Engel, voll Geist und Humor, ein verkörperter Dichtertraum!“

„Ei, Er poetisiert ja mächtig, Er fingerfertiger Verseschmied! Er hat wohl auch die Gedichte an Laura gemacht, die in der geschmacklosen Schwartele stehen, . . . Anthologie, glaub' ich, heißt sie.“

„Gnädigster Herr, ich gestehe, Fräulein Lauretta schwebte mir vor . . . .“

„Und da hat Er mit Seinen Schwarzeleien den Wirbelkopf des Mädchens noch wirblicher gemacht? . . . Er war in die Demoiselle verschossen, Er Hans Narr, nicht?“

Schiller merkte, daß das Gespräch eine bedenkliche Färbung annahm. Der Ton des Herzogs war schon nicht mehr so mild, wie vorher. In seiner Beklemmung warf er einen bittenden Blick zu der Gräfin hinüber, der nicht wirkungslos blieb.

„Gnädiger Herr,“ sagte Franziska, — „bitte, sehen Sie doch, in welche Pein Sie den jungen Menschen versetzen. Es kann nicht angenehm sein, daran erinnert zu werden, daß man seine poetische Blut vergeblich aufgewandt hat.“

„Ei was, mein Schatz,“ gab der Herzog zur Antwort, — „der Schiller ist da, daß ich ihm den Kopf zurecht setze, in Allem und Jedem und ein für alle Mal . . . . Sag' Er, hat die Lauretta Seine tollern Phantasien ermuntert?“

„Gnädigster Herr, ich flehe Sie an, mich nicht weiter damit zu quälen. Es war eine Illusion, von Enttäuschungen gefolgt, die schmerzlich genug für mich gewesen sind.“

„Er meint, die Demoiselle habe Seine . . . . Seine . . . . nun, Seine Huldigungen unbeachtet gelassen?“

Diese Frage empörte den Dichterstolz des jungen Mannes.

„Das nicht, gnädigster Herr,“ versetzte er.

„Wie? . . . Er bildet sich am Ende gar ein, die Demoiselle sei auch in ihn verschossen gewesen? Da müßte sie einen guten Geschmack gehabt haben, in der That!“

Und um diese Worte noch tränkender zu machen,



maß der Setzog, auf seinem Gange innehaltend, den armen Feldscherer mit höhniſchen Blicken vom Scheitel bis zur Sohle.

Schillers Wangen brannten, aber die erlittene Kränkung brüchte ihn keineswegs zu Boden. Im Begegentheil, in eben dem Maße, in welchem der Fürst ihn wegwerfend behandelte, wuchs seine innere Würde und verlieh auch seinem Aeußeren eine Haltung, die den Fürsten, wenn er dafür Augen gehabt, hätte aufmerksam machen müſſen, daß er es mit einer Natur von edlem Metalle zu thun habe. Der Dichter fühlte, daß eine einläßliche Erbterung seines Verhältnisses zu Lauretta hier weggeworfen wäre, und so begnügte er ſich, zu ſagen:

„Gnädigſter Herr, die ſouveraine Macht der Schönheit wirkt auf Jeden und Jeder hat nach Maßgabe ſeiner Empfänglichkeit das Recht, ihr zu huldigen.“

„Phraſen! . . . Ich ſag' Ihm, ſtatt von Rechten zu ſprechen, hätte Er lieber Seiner Pflichten eingedenk ſein ſollen. Statt Verſe zu ſchmieren, hätte Er Seine Naſe in Seine medizinischen Bücher ſtecken, und ſtatt den Galan machen zu wollen, hätte er Seine Grenadiere im Lazareth fleißiger beſorgen ſollen . . . Was aber das andere dumme Zeug angeht

„So sag' ich, Er sollte sich schämen, in Seinem Alter Seine Zeit mit Siebeleien zu vernutzen.“

Schiller brühte ein bitteres Lächeln zurück, welches ihm auf die Lippen treten wollte bei dem Gedanken, was Alles in Sachen der Liebe der Herzog schon durchgemacht, als er in seinem Alter stand.

Mehr und mehr in Aerger und Zorn sich hinstehend, fuhr Karl fort:

„Er weiß wohl, daß ich es gut mit Ihm verhalte, schon Seinem Vater zu Lieb, der mir stets ein treuer Diener gewesen. Aber wie hat Er meinen guten Absichten entsprochen? Schlecht, sag' ich Ihm, undankbar“ . . . .

„O nein, Ew. Durchlaucht, das nicht! Es wäre mir schmerzlich, glauben zu müssen, daß mein Fürst mich für undankbar halten könnte.“

„So, das wäre Ihm schmerzlich? Und warum hat Er nicht darnach gehandelt, Müsse?“

„Gnädigster Herr, ich beklage es, wenn der Erfolg meinem guten Willen nicht entsprach. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß ich mich bemühte, meine Anlagen so auszubilden, daß sie Ew. Durchlaucht zur Ehre gereichen könnten.“

„Wirklich? Ei, ja wohl! Er gereicht mir zur

Ehre, das muß ich sagen! . . . Zur Schande gereicht Er mir, mir und meinem Lande, weiß Er das?"

„Nein, gnädigster Herr!"

„Er will sich wohl gar noch sperten und spreizen? Aber nehm' Er sich wohl in Acht! Ich bin Sein Herr, versteht Er mich? Sein Herr ganz und gar? Und ich sag', ich will dem Unwesen, das Er treibt, ein Ende machen. Hab' diesem Unwesen ohnehin schon zu lange zugeesehen. Hätte baldern eingreifen sollen. Wäre dann das Standal nicht passirt, daß ein Jögling meiner Akademie, — versteht Er mich? m e i n e r Akademie — ein Konstrum von Komödie schreibt und drucken läßt, über welche alle verständigen und redlichen Leute im deutschen Reich vor Aergerniß die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen."

„Gew. Durchlaucht . . ."

„Schweig' Er! . . . Wie hat Er sich unterstehen können, ohne Vorwissen Meiner, der ich in allen Dingen Sein natürlicher Herr und Gebieter bin, das affreuse Stück drucken zu lassen? War es nicht genug und mehr als genug, dasselbe geschrieben zu haben? Und auch mit dem Druck war's dem Russe von Poetaster noch nicht gethan. Die Komödie mußte auch noch anf die Bühne, zu rechtem Standal und Aergere. Weiß Er, was Ihm da Seine Inaben-

haste Eitelkeit für einen Streich gespielt? Weiß Er, daß ich Ihn wegen Felonie den Prozeß machen lassen könnte, weil Er sich ohne Vorwissen Meiner mit dem Ausland eingelassen? Und weiß Er, daß Er eigentlich nicht nur ein schlechter Poete, sondern auch ein Deserteur ist, ein Fahnenflüchtiger? Hat Er sich nicht zweimal nach Mannheim begeben, heimlich wie ein Dieb in der Nacht? Hatte Er auch zu diesen Ausflügen Urlaub?"

„Nein, Durchlaucht; aber ich glaubte, mein Fürst würde zu groß denken, um einen Vater deshalb zu strafen, weil er sich sehnte, sein Kind, sein Schmerzenskind zu sehen.“

„Klausen! . . . Komm' Er mir nicht mit Redensarten . . . Ein sauberes Kind, diese Räuberschwabbe! Ich sag', ein ungeheuerlicher Wechselbalg ist Sein Stück. Weiß Er auch, was Er damit für eine Mord- und Brandsackel in die Welt geschleudert? Weiß Er, daß das abominable Ding nach Hochverrath und Rebellion stinkt von der ersten Seite bis zur letzten? . . . Und wenn Er sich nicht fürchtete, darüber vor Seinem Landesherrn sich verantworten zu müssen, wo wollte Er die Todsünde gegen den guten Geschmack verantworten, welche Sein Stück ist?"

„Vor dem Richterstuhl der Leidenschaft und der poetischen Wahrheit, vor welchem der große Drite Shakespeare seinen Richard und Macbeth, seinen Jago und Othello verantwortete.“

Der Herzog blieb stehen und blickte den kühnen Selbstsünder wie überrascht an.

Schillers Gestalt hatte sich aus ihrer ehrerbietigen Haltung zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet und es war etwas in seinem Auge, was Respect einflößen konnte. Man möchte sagen, der Genius löstete seine Schwingen, um über die ihn bedrohende Gewalt triumphirend sich zu erheben.

Der Fürst rüstete sich zu einer zornigen Erwiderung, aber da passirte es ihm, wie oft geschah, daß ihn der Schulmeister in den Nacken schlug.

„Shakespeare und immer Shakespeare,“ sagte er bozirend. „Das ist nun so ein Stich- und Rodevort, womit Ihr einfältigen jungen Leute Alles ausrichten zu können glaubt. Auch Er beruft sich auf diesen Shakespeare, den wollte er nachahmen? Weiß Er nicht, daß Er sich da das unglücklichste Muster erwählte. Kennt Er die vortrefflichen Verse nicht, worin Michaelis die Anfänger vor ihm warnt: —

Ein Shakespeare, Freund, tauget für den Schüler nicht!  
Sein Leben war so kühn wie sein Gedicht.

Der kleinste Zug bleibt auf dem Jüngling haften,  
 Er wird zu groß für kleine Wissenschaften  
 Und steht zu spät, es glücklich zu bereu'n,  
 Für große sich im Alter einst zu klein. . . .

Aber ich sag' Ihm," fuhr der fürstliche Dozent fort, — „Sein Shakespeare war überhaupt nur ein wilder Querkopf, der keine Idee von gutem Geschmack besaß. Weiß Er nicht, daß Voltaire den Briten als einen betrunkenen Wilden charakterisierte und daß König Friedrich von Preußen mit wohlge-rechtfertigtem Abscheu von den abominablen Plecen desselben sprach?“

„Durchlaucht wollen wir zu Gnaden halten, ich bewundere Friedrich den Einzigen als Regenten und Feldherrn“ . . . .

O weh, das war ein arger Mißgriff. Schiller hätte sich erinnern sollen, daß der große Friß seinem vormaligen Münkel und Zögling dem Herzog Karl im siebenjährigen Krieg gar sibel mitgespielt hatte.

„Was, was?“ fuhr Karl erzürnt heraus, wieder hin und her gehend, daß das Parlett krachte. „Er will sich am Ende gar erfreuen, über gesalbte Häupter Seine Meinung zu sagen? . . . Sag' Er mir, wie ist Er dazu gekommen, Sein zugleich albernes und böswilliges Stück zu schreiben?“

„Durchlaucht,“ entgegnete der Dichter, mehr

und mehr empört über die Mißhandlung, welche er zu erdulden hatte, — „ich schrieb die Räuber als ein Gefangener, der mit seinen Ketten klirrte.“

„Was soll das?“

„Sie meinten es gut mit mir, Durchlaucht, ich weiß es, und könnten Sie in meinem Herzen lesen, so würden Sie finden, daß auch die Härte, die ich zu dieser Stunde ertragen muß, das Gefühl der Dankbarkeit dort nicht austilgen kann. Aber Sie fragten mich und ich muß antworten, komme, was da wolle. Ich war ein Gefangener in der Akademie, ja. Eine wohlgemeinte, aber unerträgliche Disziplin, ein meinem innersten Wesen widersprechendes Studium brachten mich zur Verzweiflung . . . Es war mein Ideal und, ach, die Lebenshoffnung meiner geliebten Mutter gewesen, daß ich Prediger werden sollte... Sie wollten es anders, Durchlaucht“ . . .

„Allerdings, Rußje, und ich sag', die Disziplin in der Akademie muß noch lange nicht streng genug gewesen, wenn sie Ihn nicht einmal zu der Einsicht bringen konnte, daß ich und nur ich zu wollen habe und Ihr Andern zu gehorchen und nur zu gehorchen habt. Ich bin der Herr und Ihr seid die Unterthanen, m e i n e Unterthanen. Merk Er sich das!“

„Gnädigster Herr, ich fühlte in mir den Drang

erwachen, meine Gefühle und Gedanken in poetische Form zu bringen.“ . . .

„Dagegen hätt' ich an und für sich Nichts einzuwenden. Aber warum hat Er sich nicht an die rechten Muster gehalten? Warum hat Er nicht Seinen Volleau, Seinen Corneille, Racine und meinetwegen auch Seinen Voltaire studirt? Die hätten Ihn den rechten Weg führen und Ihm zeigen können, daß Gesetz, Regel und guter Geschmack die Schönheit machen.“

„Durchlaucht, die Franzosen befriedigten mich nicht. Ich ahnte, daß die Poesie eine tiefere und reinere Quelle haben müsse als Convenienz und formale Regelmäßigkeit. Die neuen Welten, welche unsere vaterländischen Dichter, ein Klopstock und Wieland, ein Lessing und Göthe aufschlossen, erhobeu meine Ahnungen zur Gewißheit. Shakspeare's Einfluß — verzeihen Sie mir — kam dazu. Ich erkannte an der Hand dieser Führer, daß nicht die kalte Regel, wie der nüchterne Verstand sie lehrt, nein, Phantasie und Leidenschaft, Freiheit und Wahrheit das Wesen der Dichtkunst ausmachen und daß das Amt des Dichters sei, die Völker zu erleuchten und zu zünden mit der Rede Feuerbränder. Und ich war jung, Durchlaucht, und in meiner Brust schlug ein



glühendes Herz, vielleicht zu glühend, aber, das darf ich sagen, nie schlug es für Gemeines. Ich legte die Maßstäbe meines von den Autoren der Alten, an der Heldenwelt Griechenlands und Roms genährten Idealismus an meine Zeit, an meine Umgebungen und so — schrieb ich die Räuber.“

„Ja, Er Abstractor und Wolkenwandler, Er schrieb diese Komödie, die eine Welt in Brand setzen würde, wenn mit Druckerschwärze hellerte Papiersegen zünden könnten. Und dieses wüste Product nennt Er einen Ausfluß Seines Idealismus? . . . Was ist überhaupt dieser Idealismus, von welchem jetzt ein so großes Geschrei erhoben wird? Kindische Phantasie, welche einen bösen Geist der Widersetzlichkeit und strafbarster Unbormäßigkeit als Bastardkind in die Welt setzt . . . Muß ich es denn in meinen alten Tagen noch erleben, daß Alles verrückt und toll wird? Glaubt Er denn, Er, der doch nicht gerade auf den Kopf gefallen ist, das sogenannte Ideale lasse sich in dieser Welt jemals verwirklichen?“

„Nicht geradezu verwirklichen, aber einwirken, wohlthätig und segensreich einwirken auf die Wirklichkeit wird das Ideale, in immer bedeutenderem

Maße, wenn die Menschheit nicht stillstehen soll auf ihrer Bahn.“

„Ei, ja wohl! Ich sag', Er gibt sich ja ganz das Air eines Propheten.“

„O, mein Fürst, spotten Sie meiner nicht! . . . Ich weiß nicht, welcher Geist mich treibt, so kühn mit Ihnen zu reden, aber ich glaube, es muß ein guter sein . . . Ihr Scharfblick, Durchsicht, ist zu groß, als daß Sie die Zeichen nicht sähen, welche rings um uns her das Anbrechen einer neuen Epoche ankündigen. Es ist der Menschheit zu enge geworden in ihren alten Formen; nach Luft und Licht ringend schickt sie sich an, diese Formen zu zerbrechen. Ein neuer schöpferischer Geist ist auf allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit erwacht. Von jenseits des Weltmeers kam ein wunderbarer weltgeschichtlicher Anstoß nach vorwärts. Die Gemüther athmen auf und die Völker regen sich, in dem Kampf der alten Satzungen mit den neuen Ideen Partei zu ergreifen.“

„Die Völker!“ entgegnete der Herzog mit dem Ausdruck unsäglicher Verachtung. „Was weiß Er von den Völkern! Ich will Ihn sagen, wozu sie da sind. Sie sind dazu da, um von uns, die wir von Gottes- und Rechtswegen ihre Herren sind, regiert

zu werden, zu ihrem eigenen Besten. Was aber den neuen Geist betrifft, von dem Er faselt, den Geist der Schwindelei und Rebellei, so soll derselbe nicht aufkommen, so lange ich lebe, wenigstens im Lande Württemberg nicht. Verstcht Er mich? . . . Weil Er jedoch so große Stücke auf die Völker hält, so sag' Er mir, warum Er sich's begeben ließ, in seinem wüsten Räuberstück ein fremdes Volk so groblich zu beschimpfen?"

"Ein Volk? Ich?"

"Ja, Er, Russe. Hat Er nicht das Land Graubünden ein Spitzbubenklima, ein Athen der Gaunerei genannt? Weiß Er, was Er mir dadurch für Ungelegenheiten zugezogen? Soll es mir etwa lieb sein, daß man im Ausland glauben kann, ich habe solche impertinente Leute zu Unterthanen, ich ziehe sie gleichsam groß? Weiß Er, daß zu meinem tiefen Aerger die dumme Sache so in öffentlichen Blättern verhandelt wird? Weiß Er, daß der churcr Magistat durch Vermittlung meines Garteninspectors Walter in Ludwigsburg eine Beschwerde an mich hat gelangen lassen."

"Durch Vermittlung des Garteninspectors Walter?"

"Ja."

„Durchlaucht, ich habe gute Gründe, zu glauben; daß dieser Walter mir persönlich abgeneigt sei und daß er daher die Sache absichtlich übertrieben und verhehrt habe.“

„Was, was? Er untersteht sich, einen treuen und eifrigen Diener bei mir anschwärzen zu wollen?... Ich sag', es ist hohe Zeit, daß ich Ihn seinen Herrn und Meister zeige. Nehm' Er sich, wenn ich Ihn gut zu Rathe bin, ein abschreckend Exempel an dem Schubart.“

„O, mein Fürst, Gnade für den unglücklichen Mann! Wenn Euer Durchlaucht wüßten, was der Arme gelitten“ . . . . .

„Was geht das Ihn an? Er hätte wahrhaftig Ursache genug, für sich selbst um Gnade zu bitten. Ich sag' Ihm, mit meiner Nachsicht ist's zu Ende. Und jetzt hör' Er! Ich befehl' ihm, Er schreibt von nun an Nichts mehr, gar Nichts mehr, läßt auch Nichts mehr drucken, als was in Sein Berufsfach einschlägt, medizinische Sachen also, — versteht Er mich?“

Das war ein Keulenschlag.

Wäre Schiller weniger aufgeregt gewesen, als er es war, so hätte ihm die bedrohliche Veränderung auffallen müssen, welche schon seit einer Weile im-

Ausdruck des Herzogs vorgegangen. Karl sprach nicht mehr heftig, brausend, wie zuvor, sondern im Tone eines kühlen, aber unbeugsamen Despotismus.

Der Dichter stand verstummt. Ihm sagen, er müsse aufhören zu dichten, hieß ihm sagen, er müsse aufhören zu leben.

Es gibt aber, mit einem großen Geschichtschreiber zu reden, keine Macht auf Erden, sie mag so groß sein, wie sie will, welcher es gestattet wäre, das innerste Gefühl der Menschen zu mißhandeln; unter der Macht der Faust kann wohl der Mund der Gemißhandelten schweigen, aber ihre Diener reden unwillkürlich.

Auch Schillers Diener sprachen so laut, daß es, wenn auch keineswegs den Herzog, so doch die Gräfin Franziska erbarmte und zu einem Vermittlungsversuch bewog.

„Gnädigster Herr,“ sagte sie, „sollte man nicht dem jungen Mann Gelegenheit geben, von seinen Irthümern zurückzukommen? Ist das Verbot, poetische Sachen zu schreiben, nicht zu hart für ihn? Heißt das nicht dem Vogel das Singen verbieten? Wie wäre es, wenn er Sie, Durchlaucht, unterthänigst bäte, sein Lehrmeister im guten Geschmack zu sein? Wenn er Ihnen zu diesem Ende seine Gedichte

vor Veröffentlichung derselben zur Durchsicht und Genehmigung vorlegte?"

„Was meint Er dazu?“ fragte der Fürst.

In dem Dichter kämpfte es einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick.

„Gnädige Frau,“ sagte er dann, — „genehmigen Sie, ich bitte, daß ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank für Ihr schönes Wohlwollen zu Füßen lege. Aber ich darf nicht unwahr sein gegen meinen Fürsten, gegen Sie und gegen mich selbst; ich darf nicht Etwas versprechen, was ich nicht halten kann. Das Schaffen des Dichters, soll es überhaupt ein solches sein, kann nur ein freies, muß ein freies sein! Fesseln, seien sie von Eisen oder von Gold, erdrücken und ersticken die Muse. Ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen, gnädige Frau.“

Der Herzog sah die Gräfin an, als wollte er sagen: Siehst Du, er ist unverbesserlich.

Dann wandte er sich mit einem Blick gefrorenen Bornes zu Schiller und sagte:

„Er ist der Fürsprache einer so illustren Dame gar nicht würdig . . . Er ist also ein fertiger Rebell? Ich sag' Ihm aber, ich will schon mit Ihm und Seiner Rebellion fertig werden . . . Er geht von hier aus immediat auf die Stuttgarter Hauptwache,

übergibt dem wachhabenden Offizier Seinen Degen und meldet sich bei demselben als Arrestant auf vierzehn Tage. Da hat Er Zeit, über all das thörichte und freche Zeug, was Er heute vorgebracht, nachzudenken . . . . Jetzt geh' Er und nehm' Er zum Andenken und zur Beherzigung noch das Wort, von Seinem Herrn mit sich: — Ich sag' Ihm, bei Cassation und Festungsstrafe, schreibt Er keine Komödie mehr!“

So enbigte die Audienz des Dichters bei dem Philosophen von Hohenheim.

### ~~~~~

#### Viertes Capitel,

welches darthut, daß der Käfig nicht immer den Adler zähmt, sowie, daß der Sammetdoctor zuweilen bedenkliche Novellen in seinem Reinigkeitskasten hatte.

Die Schwüle eines Hochsommertages brütete auf dem Thalleffel von Stuttgart und machte sich auch unserem Dichter drückend fühlbar, welcher in dem Arrestanten-Gelass der Hauptwache lässig auf der harten Britsche ausgestreckt lag. Die vierzehn Tage seines Arrestes gingen aber mit heute zu Ende und so verschleuchte die Ausflucht auf baldige Erlösung

aus dieser beprimten Situation einigermaßen die schwermüthigen Gedanken, welche Gefängniß und Einsamkeit in dem jungen Manne wachgerufen.

Er sprang auf, trat an das offene Fenster und blickte durch das Eisengitter in den stillen Hofraum hinaus. Dort zwitscheren Sperlinge, und wühlten sich, die Federn sträubend, in den Staub des Bodens ein, als wollten sie, da ihnen das Wasser fehlte, ein Sandbad nehmen wie die Araber in der Wüste.

„Glückliche Vögel!“ seufzte Schiller. „Wer Flügel hätte wie Ihr! . . . Aber habe ich denn nicht wenigstens Seelenflügel? . . . O, heilige Poesie, holde Trösterin, wie danke ich Dir! Wie überallhin, bist Du mir auch an diesen abscheulichen Ort gefolgt und hast mir das kummervolle Herz geschmeigt und in süße und stolze Träume gewiegt. Und Dich möchte ein herzlos tyrannischer Wille von mir trennen? Nein, das soll, das darf, das wird nie geschehen! Rüste Dich, brutale Gewalt, mit allen Deinen Schrecken, ich verachte Dich und biete Dir Trost! . . . O, meine gute Christophine hat recht und Lauretta — wo mag das arme wilde Kind jetzt umhertrennen? — hat ebenfalls recht. Der heimatliche Boden weigert meinem Talent das Gedeihen. Vielleicht, falls ich mir eine so stolze Hoffnung gestehen darf, werden kom-



rende Generationen meiner Landsleute bereits geneigt sein, anzuerkennen, ich wäre nicht unwerth gewesen, daß das alte Schwabenland mich milber gepflegt hätte . . . Aber jetzt . . . nicht nur dieser Raum da mit seinen lahlen schmutzigen Wänden, ganz Württemberg kommt mir wie ein Gefängniß vor und sein Himmel wie eine eiserne Decke, die mich zu erdrücken droht. Ich will und muß fort!“ . . .

Er ging eine Weile hastig auf und ab, trat dann zu dem mit Papieren bedeckten Tisch und durchlas nachdenklich ein großes Blatt, welches er mit den raschen Schriftzügen seiner Hand angefüllt hatte.

„Ja,“ sagte er; „so ist's recht! Sie haben mir Zeit und Ruhe — Kerkerruhe — zum Nachdenken gegeben, wohlan, sie sollen erfahren, daß ich dieselbe gut benütze. Sie sollen erfahren, daß es nicht immer ungestraft bleibt, einen Poeten willkürlich einzukerkern. Ich bin kein wankelmüthiger, gebrochener Schubart, der schmeichelnd die Hand leckt, welche ihn schlägt. Zum abschreckenden Exempel sollte ich mir den Gefangenen vom Hohenasperg nehmen, befohl. der Herzog. Ja wohl, ich thue es, aber in m e i n e m Sinne. Ich will nicht an Geist und Charakter banterott werden wie dieser unglückliche Mann. Sie werden von mir nie einen Prolog

zu hören bekommen, welcher anhebt: Unsterblicher Karl! oder: Edler Rieger! . . . In diesem Drama, dessen Plan die Kerkermaße mich ausfinden ließ, will ich sie zeichnen, wie sie sind, alle, alle! Ich will Dich zeichnen in Deiner Wichtigkeit, Verderbtheit und Gemeinschädlichkeit, kriechendes, schmarozendes, labalirendes Hofgewürm! Man soll mit Fingern auf Euch deuten können. Und auch Du, liebwerther Monsieur Walter, tüchtiger Zuträger, sollst mir nicht entgehen. Ich will Euch zeigen, daß des Dichter nicht allein, wie Ihr glaubt, dazu da ist, seine Zeitgenossen zu amüßren, sondern auch und vielmehr, sie zu richten und der ganzen Sippchaft und Wirthschaft der Tyranei, Bosheit, Dummheit und Niederträchtigkeit ein unvergänglich Brandmal auf die Stirne zu drücken. Du aber schuldbolles und doch so edles Weib, Du sollst finden, daß die grausame Demüthigung, welche mir in Deiner Gegenwart widerfahren, dennoch das Gefühl der Dankbarkeit nicht in mir erstickte. Du hast mir eine Regung frauenhafter Güte bezeugt in jener furchtbaren Stunde der Prüfung, ich setze Dir dafür dankbar ein Denkmal. Wenn es in einer Rothlache steht, so ist das nicht meine Schuld; aber ich will Sorge tragen, daß in den Zügen meiner Lady Milford die Menschen die Deinigen erkennen

und mit Theilnahme, Nachsicht und Mitleid betrachten sollen . . . Ah, mein Herr Herzog von Württemberg, Du hast mich einen Abstractor und Wolkenwandler gescholten, gut, Du sollst finden, daß ich die allerwirklichsten Steine vom Boden der Wirklichkeit aufgelesen, um sie dem Despotismus ins Angesicht zu schleudern. . . . Ich habe in Fiesco die Tyrannei in der Vergangenheit gebrandmarkt, jetzt will ich sie in der Gegenwart brandmarken. Ein Gemälde meiner eigenen Zeit soll mein neues Drama sein. Wird es ein lichtloses Nachtstück, was kann ich dafür? Kößt nicht Shakespeare seinen Hamlet mit Recht sagen, der wahre Zweck des Schauspiels sei, der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Tügel, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen? . . . So mir je die Muse günstig gewesen, sei sie es mir jetzt, damit die, welche nach uns kommen, sagen können: Ja, so war jene Zeit, so waren sie, von denen unsere armen Väter tyrannisiert wurden. O möchten unsere Söhne und Enkel — wie heiß wünsche ich es! — hinzufügen können: Es ist anders geworden, besser, freier und menschlicher!"

Nach diesem leidenschaftlichen Selbstgespräch durchflog der Dichter noch einmal Schema- und Personen-

verzeichnet seines neuen dramatischen Entwurfes. Dann nahm er rasch die Feder, strich den Titel „Louise Millerin,“ welcher an der Spitze des Blattes stand, und schrieb dafür: „Kabale und Liebe — ein bürgerliches Trauerspiel.“

Er malte sich das Thema, welches er in dem Stück dramatisch gestalten wollte, — das vergiftende und verderbliche Hereingreifen einer verrotteten, selbst in ihren besten Tendenzen unheilvoll wirkenden vornehmen Welt in die Kreise ehrbar bürgerlicher Sitte, die Darstellung der Conflicte idealischer Neigungen und Leidenschaften mit den gemeinen Gelüsten und lichtscheuen Ränken einer herz- und sittenlosen Beamten- und Höflingswelt — in Gedanken weiter aus und konnte eine unwillige Regung nicht unterdrücken, als das Zurückschieben des Riegels an der Thüre eine Störung von draußen ankündigte.

In der Oeffnung der Thüre erschien aber ein Freund, der Lieutenant Scharffenstein, welcher heute auf Wache war.

„Ich denke,“ sagte er, „mein lieber Arrestant wird Nichts dagegen haben, wenn ich ihm die Langweile durch Einführung eines Besuches verkürze. Eigentlich geht's gegen das Reglement, aber da der

visitirende Hauptmann schon seine Stunde gemacht hat, so will ich's in Gottesnamen auf mich nehmen."

"Ja, nehmt's in Gottesnamen auf Euch, wilder Kriegermann und berühmter General in spe," sagte die Stimme des Sammetdoctors auf dem Gange draußen. "Einströmen aber macht Platz, damit anständige Leute hanc in speluncam eintreten können."

Scharffenstein trat bei Seite und ließ den alten Herrn eintreten, welcher von einem blonden, schüchtern blickenden und schüchtern auftretenden jungen Manne begleitet wurde.

"Unterhaltet Euch nur hübsch ohne Lärm, damit Ihr mich in keine Schwulität bringt," ermahnte der Lieutenant. "Du weißt, Freund Schiller, seit einiger Zeit ist der große Brummbar droben in Hohenheim in brummigster Laune, und da glauben ihm alle die kleinen und kleinsten Bären hier unten unterthänigst nachbrummen zu müssen."

"Das ist der Lauf der Welt, edle Seele im Lieutenantsrock," sagte der Doctor. "Seid Ihr nie eines Sommerabends an einem Fröschetümpel vorbeigegangen? Wenn da so ein alter, großer, vom souverainen Gefühl seiner Fröschheit aufgeblasener Frosch sein Brekelelex anstimmt, gleich fallen alle die kleinen und kleinsten Frösche mit ihrem Roarhoar ein. Die

Moral von dieser naturgeschichtlichen Parabel ist, daß dormalen alle Philistäer und Philistäerinnen von Stuttgart, deren Zahl, Gott weiß es, ungefähr gerade so groß ist wie die Einwohnerzahl unserer löblichen Residenzstadt, ihr schadenfrohes Koarctat über einen gewissen Poeten nomine Friedrich Schiller, anstimmen, maßten sie vernahmen, der Hauptfrosch des Pfuhs habe ein ungnädiges Breteleker über besagten Poeten verlauten lassen.“

Scharffenstein zog sich zurück, um den gefangenen Freund und seine Besucher bei Zeiten von etwaigen Störungen benachrichtigen zu können, und jetzt that der Sammetdoctor erst in aller Form seine Begrüßung ab und präsentirte dem Dichter seine Dose mit Spaniol.

„Ihr sprecht von dem verdammennden Geklatsch unserer Philistäer und Fraubasen, Doctor,“ sagte Schiller; „aber was geht das mich an? Wüßte ich nur, ob der Brief, worin ich die Reinigen über die mir zugestohene Fatalität zu beruhigen suchte, die gewünschte Wirkung gethan. Meine gute Mutter“...

„Läßt ihren Friß schön grüßen,“ fiel der alte Herr ein.

„Wie?“

„Ja seht, lieber Sohn, ich duselte heute früh

so meinen Morgenspaziergang den Hasenberg hinauf, und weil der Morgen so frisch war, ging ich immer vorwärts durch den Wald und ohne zu wissen wie war ich mit einmal auf der Solitude. Da sah ich ganz zufällig Eure Mutter und das geschiedte Mädchen, Eure Schwester Christophine, und da es gerade so mein Humor war, tröstliche Dinge zu reden, so that ich's und es ist mir nicht übel gerathen, deut' ich."

"Dank Euch, mein alter, mein treuer Freund! Aber sprecht mir nicht davon, daß Ihr bloß zufällig nach der Solitude gekommen. Ihr wolltet meiner Mutter Trost bringen, Doctor . . . ich dank' Euch von Herzen!"

"Bah, bah, hat sich was zu danken! . . . Aber, Donner und Doria! wie neuestens die Bande zu schwören pflegt . . . ach, lieber Schiller, ich fürchte, nebenbei gesagt, mit der Bande bappert's und sie wird sich wohl auflösen . . . der Hauptmann fehlt ihr, und überhaupt scheint hier Alles aus dem Leim gehen zu wollen . . . das kommt daher, daß die jungen Genies sich flügge fühlen und die Flügel probiren möchten . . . hm, ja, was wollt' ich sagen? Richtig! daß ich der unhöflichste Mensch von der Welt sei. Entschuldigen Sie mich, meine Herren

Ich beelle mich, meine Ungeschliffenheit möglichst geringzumachen.“

Und mit der Förmlichkeit eines Ceremonienmeisters stellte er die beiden jungen Männer einander vor, indem er sagte:

„Mein lieber Sohn, ich habe die Ehre, Euch hier einen jungen Künstler, Herrn Andreas Streicher, zu präsentiren, welcher Eure werthe Bekanntschaft zu machen wünscht. Er ist Musiker von Beruf und ein Mensch von Ingenium. Herr Streicher, ich beehre mich, Ihnen meinen Freund Schiller vorzustellen, den Dichter der Räuber, nebenbei Regimentsmedicus bei Augé's Grenadieren und praesenti momento Arrestant.“

Schiller blickte, dem jungen Musiker die Hand gebend, in ein sanftes, intelligentes und dabei echt-schwäbisches Gesicht, denn es fehlte demselben der launige Zug um den Mund nicht. Streicher seinerseits erwiderte voll Herzlichkeit den Handdruck des Dichters, vermochte aber dessen freundliche Begrüßung nur mit abgebrochenen Worten zurückzugeben.

„Ah,“ sagte der Sammetdoctor lachend, „ich sehe, wie es steht. Der gute Streicher erwartete, in dem Verfasser der Räuber einen wilden Kerl, ein ungeheuerlich aussehendes Kraftgenie zu finden, und



kann sich nun vor Erstaunen nicht fassen, einen so civil und manerlich sich darstellenden Regiments-  
 medicus vor sich zu haben. Ist's nicht so?"

Der Dichter lächelte. Streicher wurde roth wie ein verschämtes Mädchen. Dann sagte er sich und sagte:

„Ich gestehe, ich hatte mir von der Persönlichkeit Herrn Schillers eine andere Vorstellung gemacht. Ich konnte mir nicht denken, daß man noch so jung und doch schon so berühmt sein könne.“

Das war, Schiller fühlte es, mehr als ein gewandtes Compliment: es war der herzliche Ausdruck des naiven Enthusiasmus einer jungen Künstlerseele.

Der Dichter kam der treuherzigen Annäherung des Musikers mit sympathetischem Wohlwollen entgegen. Er fühlte aus dem Gespräch über Poesie und Musik, welches sich jetzt entspann und in dessen Fortgang ihm Streicher mittheilte, daß er sich zu einer Reise nach Hamburg vorbereite, um dort unter dem Sohne des großen Bach, dem bekannten Carl Philipp Emanuel Bach, die Composition zu studiren, — aus diesem Gespräche fühlte er mit sicherem Instinkt heraus, daß ihm in dem jungen Künstler ein neuer und treuer Freund sich genähert habe.

Und so war es. Der Jüngling, welcher ihn im Gefängniß' aufgesucht hatte, um ihm seine Guldigung darzubringen, sollte ihm in den trübsten vielleicht und jedenfalls ruhelosesten und sorgenvollsten Tagen seines Lebens ein lieber Genosse werden.

Als der junge Musiker erst seine mädchenhafte Befangenheit gegenüber seinem neuen Bekannten, welcher nur um ein paar Jahre älter als er selbst und doch „schon so berühmt war“, überwunden hatte, gab er Schillern Gelegenheit, mit Vergnügen der Ausdruckweise dieses reinen und enthusiastischen Gemüthes zu hórchen. Der gute Andreas verhielt sich zu seiner Kunst wie Schiller zu der seinigen, aber da ihm noch in vollem Maße die jugendliche Sorglosigkeit zu eigen war, so erfaßte er das Leben mit einem Idealismus, an welchem gleichsam noch der Thau des Schöpfungsmorgens hing, den der rauhe Wind der Erfahrung schon von der Seele des Dichters geschüttelt hatte.

Schiller erhielt im Verlaufe des Gespráches nicht nur zum ersten Mal eine klarere Vorstellung, was die großen Tonbichter Bach und Händel, Benda und Hiller, Hayden und Gluck für die deutsche Kunst gethan und was Mozarts Genius gegenwärtig für sie thue, sondern er gewann auch die Ueberzeugung,

daß ihm hier ein Freund zugeführt sei, dessen ideale Natur höchst wohlthwend und auregend auf die seine wirken werde. Hat er doch das Bedürfniß der Anregung von sympathetisch gestimmter Seite der sein Lebenlang lebhaft empfunden und diese Empfindung unlange nach der hier geschilderten Szene in den Worten ausgesprochen, auch der feurigsten Phantastie und der thätigsten Schöpfungskraft sei eine elastische Feder nöthig, die sie in Schwung bringen und darin erhalten müsse, und die Maschine werde noch erwartet, die sich ewig selbst forttreibe, ohne aufgezo-gen zu werden.

Dem Schicksal dankbar für eine Günst, welche er zu dieser Stunde doppelt empfand, benahm sich der Dichter gegen den neuen Freund mit der ganzen Liebeshwürdigkeit, die ihm verliehen war. Der junge Künstler wurde förmlich bezaubert und faßte für Schiller eine schwärmerische Zuneigung. Daß der Dichter viel und oft eine solche Anhänglichkeit ein-schloßte, daraus sproßten die tröstlichsten Rosen seiner dornenvollen Lebensbahn. Es hat vielleicht wenige Menschen gegeben, die von ihren Freunden, Männern und Frauen, so innig geliebt wurden, wie Friedrich Schiller es wurde . . . .

Auch der Sammetdoctor erwies sich theilnahms-

voll, in seiner Art freilich, die es liebte, mitten in pathetische Stimmungen plötzlich ein humoristisches Capriccio hineinschnurren zu lassen.

Als man sich endlich trennen mußte, fragte der alte Herr den Dichter noch, ob Raleigh seit seiner Abreise Nichts von sich habe hören lassen, und als der Befragte verneinte, sagte er:

„Ja, der wird jetzt in den schweizerischen Alpen so viel herrliches zu schauen haben, daß ihm die Luft vergeht, an die stuttgarter Misère zurückzudenken. Ich lobe das; man muß dem Augenblick voll und ganz zu leben wissen. Vielleicht begegnet er auch in jenem wundervollen Lande seiner treulosen Flamme wieder. Ich meine so eine entfernte Andeutung von dieser Möglichkeit in einem dieser Tage von Lavater an mich eingegangenen Briefe gefunden zu haben.“

„Wie, Doctor, was sagen Sie?“

„Nun, nun, lieber Schiller, nur nicht so hitzig! Es ist nur eine unklare Vermuthung von mir, weiter Nichts . . . Aber was ich Euch noch sagen wollte, lieber Sohn . . . halt, lassen Sie mich doch gefälligst ganz collegialisch Ihren Puls fühlen . . . .  
Um, ich möchte Euch freundschaftlichst eine baldige, eine recht baldige Luftveränderung anrathen — aus puren Gesundheitsrückichten, versteht sich . . . Unser

Freund Streicher da streicht auch demnächst ab und er thut wohl daran. Junge Leute, absonderlich Poeten und Musiker, müssen die Welt sehen. Sie sind auch, die Poeten und Musiker nämlich, ganz passende Kumpagne, um mitsammen eine Reise zu thun, vermuth' ich... Ja, und wißt Ihr auch schon, Herr Collega, dessen Puls ich bedenklich aufgeregt finde, die große Neuigkeit? Vielleicht wird dadurch die seit einiger Zeit merkwürdig schlechte Laune unseres allergnädigsten Landesherrn wieder verbessert. Er erwartet seinen Bruder Friedrich Eugen und dessen Tochter, seine Nichte, die Großfürstin Maria Feodorowna, mit ihrem Gemahl Paul, dem künftigen Kaiser von Rußland, zu Besuch. Es werden ungeheure Vorbereitungen zum Empfang der hohen Herrschaften getroffen. Es soll bei dieser Gelegenheit hoch hergehen, ganz wieder im alten Prachtstyl Herzog Karls. Eine Unzahl von Gästen wird erwartet. Es wird ein Getümmel, Getreibe und Gelärme geben, daß einem poetischen Gemüthe, vermuth' ich, angst und bang werden könnte, bis zum — davonlaufen . . . Ja, und, halt mal, auch das noch! Denkt Euch, lieber Schiller, der Schubarth, der närrische arme Kerl hat, hört' ich, dieser Tage hierher geschrieben, der Herr General von Scherler habe ihm gesagt, es sei wahrscheinlich, sehr wahr

schellich, daß er, Schnbart nämlich, bald einen Bruder in Apollo auf dem Asperg begrüßen würde, zu längerem Beisammensein daselbst. Der Herzog habe ihm, dem General, das eigenmündig mitgetheilt. . . So, jetzt ist mein Neugiertskasten geleert. . . Adieu, lieber Schiller, und nehmt meinen Glückwunsch, daß Ihr morgen aus dieser verwünschten Spelunke loskommt. Es wohnt sich häßlich hinter vergitterten Fenstern und — es lebe die Freiheit!“

---

## Fünftes Capitel.

Der Flüchtling, ein verwirklichtes Gedicht.

„Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Lanne hoch in die seligen, purpurnen Wolken empor“ — hat ein genialster und unglücklichster Sohn des alten Schwabenlandes von Stuttgart gesungen, als er die Stadt eines sonnigen Herbsttages in ihrem Prachtbett von Reblaub daliegen sah. In Wahrheit, wer zur Herbstzeit von der Höhe der feuerbacher Halbe oder noch besser auf der entgegengesetzten Seite von der Höhe der alten eßlinger Steige herab auf die Stadt blickt, dürfte jenen Ausruf kaum zu über-

schwänglich finden. Etwas unbeschreiblich Wohlge-  
heimliches ist dann dem alten Stuttgart eigen, wenig-  
stens in den Augen des Schwaben, und ein echter wird  
sich dieses Bild der Stadt in der Ferne nie zurück-  
rufen, ohne daß ihm leises Heimweh die Seele rührt.

Ja, Stuttgart zur Herbstzeit ist schön, umringt  
von feinen in den feurigsten Linten prägenden Reb-  
hügeln. Aber im September 1782 war ein Uebrig-  
gesches, um der Stadt auch im Innern ein recht  
stattlich Aussehen zu verleihen. Wenn die Fürsten  
Besuch bekommen, puzen sich ihre Residenzen tolett  
heraus. Ein Schalk, wie der Sammetdoctor, würde  
sagen, daß geschehe, damit die Fürsten den fremden  
Potentaten dadurch beweisen könnten, wie wohlhäbig  
glücklich und schönheitsfönnig ihre Unterthanen seien.

Die erwarteten hohen Gäste waren eingetroffen  
mit einem zahlreichen Gefolge und Stuttgart und  
Ludwigsburg hatten sich mit gegen fünfhundert  
fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Besuchern  
gefüllt, die von nah und fern gekommen, den in  
Aussicht gestellten Festen anzuwohnen. Ihre Er-  
wartungen wurden nicht getäuscht. In Herzog Karl  
war wieder einmal die alte Prunkliebe in ihrer vollen  
Stärke erwacht. Der Gedanke schmeichelte ihm, dem  
Gemahl seiner Niichte, Rußlands künftigen Czaren,

zu zeigen, wie ein Herzog von Württemberg fürstliche Gäfte zu bewirthen im Stande sei, und er hatte demzufolge seine Anstalten getroffen. Die Paläfte der beiden Residenzen, sowie die Lustschlöffer Solitude und Hohenheim, öffneten ihre weiten Prachträume, welche, in Verbindung mit den herzoglichen Gärten und Wildparken, einer Reihe rauschender Feste zu Schauplätzen dienten. Jagden, Bankette, Concerte, Opern und Bälle, die in wohlberechnetem Wechsel sich ablösten, erzeugten einen Rausch von Zerstreuung und Vergnügen, welcher zwei Wochen lang währte. Die Krone der Festlichkeiten sollte eine Hirschjagd in den Umgebungen der Solitude bilden. Aus allen Revieren des Landes hatte man zu diesem Zwecke iewestausend Hirsche in den Forst zusammengetrieben, welcher das Jagdhaus am Bärensee, das sogenannte Bärenschlößchen, umgibt. Tausende von frohnenden Bauern mußten den Wald Tag und Nacht umzingelt halten, um die Thiere am Durchbrechen zu verhindern. Die Jagd war darauf angelegt, schließlich den ungeheuren Hirschrudel eine steile Anhöhe hinab und in den See zu jagen, wo die edlen Thiere dann vor einem eigens zu diesem Zweck erbauten Pavillon aus von den vornehmen Schützen mit aller Bequemlichkeit erlegt werden konnten. Auf dieses fürstliche Ver-



gnügen sollte am Abend, während die Herrschaften im Festsaal der Solitude bankettirten, eine allgemeine prachtvolle Illumination des Schlosses und seiner Gärten folgen.

Aber wir haben die festbeschreibende Curialfeder des dicken Bibliotheklers Uriot nicht geerbt und müssen daher darauf verzichten, ein Bild dieser pomphaften Goffeste dem geneigten Leser vorzumalen. Mag er uns nicht ungerne zu stilleren Szenen folgen!

Wir führen ihn nach dem kleinen Graben, in die ihm schon bekannte „Höhle,“ wo es heute in der That noch höhlenmäßiger unordentlich aussah als gewöhnlich und auch noch leerer, so daß es schien, es müsse da eine Art Ausräumung kürzlich stattgefunden haben. Auf dem Stubenboden lagen Papierseken und sonstiger Trödel umher und auf dem Tische sah man gar ein Paar Pistolen, die aber bei näherem Betrachten nicht sehr gefährlich erschienen, denn der einen dieser Waffen fehlte die Zündpfanne, der anderen das beste Stück vom Hahn.

Der Dichter, in seiner Feldschereruniform, lehnte am Schreibpult, von wo aus er durch das Fenster auf die stille Gasse sah. Denn still war sie, still wie heute die ganze Stadt, die man für ausgestorben halten konnte. Alles, was Seine hatte oder

wenigstens seine Beine in beliebiger Richtung in Bewegung setzen konnte, war den Hasenberg hinauf nach der Solitude geströmt, um je nach Stellung oder Günst des Zufalls Etwas von dem großen Jagdfest, das heute da droben im Gange war, abzubekommen.

In der Frühe des Tages war Schiller auch droben gewesen. Er hatte dem Vater gegenüber, dem er verhehlen wollte und mußte, was er der Schwester schon früher mitgetheilt hatte und jetzt auch der Mutter mitzutheilen sich gebrungen fühlte, eine peirlich lange Stunde verlebt. Zum Glück war der Hauptmann Schiller in Dienstgeschäften abgerufen worden, noch bevor er mit Aufzählung aller der Herrlichkeiten, welche heute die Solitude zum gesäuschvollsten Ort im deutschen Reich machen sollten, zu Stande kam, und so hatte der Dichter mit den beiden Frauen ungestört noch eine schmerzlich süße Stunde verleben können. Als der gute Streicher, der seinen Freund begleitet hatte, endlich die Bemerkung machen mußte, es sei jetzt Zeit, nach der Stadt zurückzulehren, da waren in der bescheidenen Wohnung der Schiller'schen Familie heiße Thränen geflossen und nicht nur aus weiblichen Augen.

Jetzt war es Abend und über den Gassen der

Allen Stadt schwebte schon jenes bleiche Licht, welches in Städten eintritt, sobald die Sonne zur Rüste geht.

Der einsame Dichter ist, nach einem an widerwärtigen Sorgen und Aufregungen reichen Tage, jetzt damit beschäftigt, eine Rhapsodie zu Papier zu bringen, deren Idee ihm aufgegangen, als er Vormittags mitten durch' das Gedränge von Wagen, Reitern und Fußgängern hindurch, welches sich nach der Solitude wälzte, vom Hasenberg in den stuttgarter Thalleffel herabgestiegen.

Bald wirft er eine Strophe aufs Papier, bald geht er, von innerer Unruhe verzehrt, hastig in der Stube hin und her.

Eben hatte er die Verse hingeschrieben: —

„Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,  
Laut wiehern und schnauben und knirschen und stampfen  
Die Roffe, die Farren;  
Die Wagen erkvarren  
Ins ächzende Thal  
Die Waldungen leben

Und Adler und Falken und Habichte schweben  
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl“ . . .

als es an der Thüre klopfte und auf sein ungeduldiges Herein! die ungeschlachte Figur des Fourierschützen Kronenbitter erschien.

„Nun, was soll's?“

„Hab' dem Herrn Doctor zu melden, daß der Koffer zu der Wittfrau Streicherin geschafft ist und daß selbige Wittfrau den Herrn Doctor zum Besperbrod erwartet.“

„Gut.“

„Hab' ferner zu melden, daß mir der Herr Lieutenant Kapff in der Rothenbildstraße begegnet ist und dem Herrn Doctor sagen läßt, er solle machen, daß er bald nachkomme. Die Andern seien schon nach der Solitude voraus.“

„Freilich, freilich. Aber Du, Kronenbitter? Möchtest Du nicht auch gerne hinauf, das Spektakel zu sehen? Ich hab' Dich heute nicht mehr nöthig.“

„Sehr wohl. Aber 's ist halt wägerle 'ne leidige Sach', wissen's, Herr Doctor. Wenn ich 'nen Berg hinaufgehe, krieg' ich justement immer einen ganz erschrecklichen Durst und . . . und . . . hm . . . ja, 's ist 'ne leidige Sach'.“

„Aha, ich verstehe,“ sagte der Dichter, zog den Geldbeutel und gab dem Foursierschützen ein Stück Geld.

Der Bursch riß die Augen weit auf, dankte und bremte sich mit einem unbeschreiblichen Krachfuß zur Thüre hinaus.

Der Dichter machte eine Bewegung, ihn noch einmal zurückzurufen, denn er empfand das Bedürfniß, dem Burschen all dem Aerger zum Trost, welchen ihm derselbe verursacht hatte, noch ein gütliches Wort zu sagen; aber er besann sich und ließ ihn gehen.

Er schüttete den Inhalt der Börse, die er noch in der Hand hielt, auf den Tisch aus und zählte das Geld.

„Dreihundzwanzig Gulden!“ sagte er mit einem Seufzer, — „mein ganzes Vermögen! Und dazu haben die Mutter und das arme Phinele ihren letzten Sparpfennig gesteuert. . . . Streicher wird ungefähr gerade so viel haben. . . hm, eine hübsche Kriegskasse, um den Feldzug gegen das Schicksal zu eröffnen!“

Die Rehrseite seines Vorhabens wandte sich in ihrer ganzen Bedrohlichkeit seinem inneren Auge zu. Er durchmaß unruhig das Zimmer, trat zum Schreibtisch, ergriff die Feder, warf sie wieder weg, faßte sie dann abermals und schrieb unter die vorhin mitgetheilte Strophe diese beiden weiteren: —

„Den Frieden zu finden,  
Wohin soll ich wenden  
Am elenden Stab?  
Die lachende Erde  
Mit Jünglingsgeberde  
Für mich nur ein Grab!“

Steig empor, o Morgenroth, und röthe  
 Mit purpurnem Kusse Hain und Feld!  
 Sänf'le nieder, Abendroth, und löte  
 Sanft in Schlummer die erstorb'ne Welt!  
 Morgen — ach, Du röthest  
 Eine Todtenstür,  
 Ach, und Du, o Abendroth, umflötest  
 Keinen langen Schlummer nur."

Mit diesem Schluß steht das Gedicht unter dem Titel „der Flüchtling“ in der Sammlung von Schillers Werken. Es ist nur ein Bruchstück ohne alle Einheit: es gibt abgerissene, in klagen den Rolltönen verhauchende Klänge einer leidenschaftlichen Stimmung. Hast und Unruhe sprechen aus jeder Zeile.

Der Dichter wollte weiter schreiben, aber es ging nicht mehr. Der Gedanke, welcher ihn zu dieser Stunde am meisten quälte, wurde laut, als er jetzt vor sich hinmurmelte:

„Nein, was ich auch immer dem Herzog zutraue, das traue ich ihm doch nicht zu, daß er es meinen Vater entgelten lassen werde. Es wäre schöner Unbank von mir, wenn ich den Fürsten für so gemein halten wollte. Nein, nein, und . . . im Nothfall kann ja der Vater sein Ehrenwort geben, mit dem besten Gewissen von der Welt, daß er von meinem Vorhaben Nichts gewußt habe“ . . .

Es klopfte wieder draußen, aber Schiller war so in seine sorgenvollen Gedanken vertieft, daß er es überhörte.

„Richtig!“ sagte der eintretende Streicher, — „da haben wir's! Er ist an seinem Schreibpult, das heißt auf dem Parnas, und hat meiner Mutter Besperbrod und die späte Stunde und den Kutscher und Alles vergessen. Dacht' ich mir's doch!“

„Ah, Sie sind's, lieber Freund? Entschuldigen Sie meine Nachlässigkeit. . . Haben Sie Sich hinsichtlich der Thormache vergewissert? Wie ist's mit Scharffenstein?“

„Alles in Ordnung. Er hat die Wache. Aber wir müssen und sputen.“

„Gut. Sie sehen, ich bin völlig bereit. . . . Will nur noch meine Brieftasche und die Pistolen da einstecken. . . So, jetzt ein Lebwohl Dir, alte Räuberhöhle!“ . . . . .

Um zehn Uhr Abends rollte eine Handwerkerkaise, auf deren Rückbrett zwei bescheidene Koffer gepackt waren, dem eßlinger Thore zu, über welches die Stadt seither weit hinaudgewachsen ist, denn der Platz, wo es in der Nähe des Waisenhauses stand, ist jetzt so zu sagen der Mittelpunkt von Stuttgart oder wenigstens von demselben nicht weit abgelegen.

Der Soldat vom gablenzischen Infanterieregiment, welcher unter der Thorwölbung auf Posten stand, trat, um nach damaligem Brauch die Abreisenden anzuhalten, dem Wagen entgegen und rief den Corporal heraus.

„Wer sind die Herren?“ fragte dieser, an den Schlag tretend.

„Doctor Ritter und Doctor Wolff,“ klang es in ziemlich schüchternem Ton aus dem Wagen.

„Wohin?“

„Nach Eßlingen.“

„Passirt!“

„Gigg!“ machte der Kutscher, seine Pferde antreibend.

Während sie langsam anzogen, glitt auf der dem Stehpunkt des Corporals und des Soldaten entgegengesetzten Seite des Wagens eine männliche Gestalt rasch an den Schlag, steckte den Kopf hinein, flüsterte die geflügelten Worte: „Glück und Segen über Dich, theurer großer Fritz, und vergiß dranssen nicht ganz Deiner Freunde daheim!“ — und huschte wieder rasch in das Offizierswachtzimmer zurück, woher sie gekommen.

Als der Wagen das Thor hinter sich hatte, fuhr er noch eine Strecke weit auf dem Wege nach



Stillingen hin. Dann schaute der Hauberer vorsichtig rückwärts und lenkte sofort das Gefährt links hin auf einen Feldweg. Es wahrte nicht sehr lange, bis die Reisenden wieder glatteren Chausseeboden unter den Rädern fühlten.

„So,“ sagte der Hauberer rückwärts in den Wagen hinein, — „das ging ja wie geschmiert. Da sind wir auf der Ludwigsburger Straße.“

Auf dieser rollte der Wagen, nachdem erst der jähe „Stich“ der Salgensteige überwunden war, rasch in die Nacht hinein.

Nachdem es etwa eine Stunde oder mehr so fortgegangen, hielt der Hauberer seine Pferde an und sagte:

„Sehen Sie doch, meine Herren, da droben ist's wie im Himmel!“

Ein bewunderndes Ah! schallte aus dem Wagen und zwei jugendliche Männerköpfe bogen sich heraus.

Links droben brannte der Gipfel des Waldberges, von welchem die Solitude in die Ebene schaut, in dem Lichtmeer einer feenhaften Illumination. Die eblen Linien des Schlosses hoben sich von dem dunkeln Hintergrund in voller Klarheit ab. Es schien in der Luft zu schweben und das blendende

Licht, welches von ihm ausstrahlte, übergieß den ganzen Scheitel der Anhöhe mit märchenhaft zauberischen Reflexen.

„Das ist wundervoll!“ sagte der eine der beiden Reisenden, mit kindlicher Fröhlichkeit in die Hände klatschend. „Wir können uns einbilden, daß Alles sei uns zu Ehren veranstaltet.“

Sein Reisegefährte gab keine Antwort, sondern blickte unverwandt hinauf, aber nicht nach dem Mittelpunkt des prächtigen Bildes, nicht nach dem Schlosse, sondern nach einem der kleinen weißen Häuschen, die hell aus dem Schatten mächtiger Linden und Kastanienbäume hervortraten.

„O meine Mutter!“ seufzte er dann tief bewegt auf und schlug die Hände vors Gesicht. Halb-erschrockenes Schluchzen hob seine Brust und zwischen den seine Augen bedeckenden Fingern rollten große Thränen hervor.

Mit dem sicheren Takt liebevollen Zartgefühls unterließ es der Andere, diesen Moment des Schmerzes durch einen Trostversuch zu stören. Er versagte es sich sogar, dem Gefährten die Hand zu drücken, wie er doch gar zu gerne gethan hätte, und gab nur dem Hausierer ein leises Zeichen, die Pferde wieder in Gang zu bringen.

So fuhr der Wagen weiter und im Flammenschein versank die Heimath hinter dem fliehenden Dichter.

---

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1856. Druck von Rath. Verzapfel.



Mit Ende **September** 1856 gelangt zur Ver-  
sendung und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

# LIBUSSA.

Vaterländisches Taschenbuch für 1857. —

Seiner Majestät

**Friedrich Wilhelm IV.,**

König von Preußen ic. ic. ic.

gewidmet und herausgegeben von

**Paul Moïse Klar.**

XVI. Jahrgang.

**Prag und Leipzig.**

Elegant, mit Goldschmuck, in englischer Leinwand, mit reicher Goldverzierungen gebunden, bringt die brillantgestochene Ansicht der von Wenzel Lewy in Rom ausgeführten Büste **Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I.** — dann das ausgezeichnete Altarbild der Kapelle des kais. Lustschlosses Ploßkowitz **St. Johann v. Nep.** von Wilhelm Kandler, — den Altstädter Ringplatz mit dem alten Rathhause Prags nach Prof. Kohl's herrlichem Gemälde, — und das Bildniß unseres reichbegabten, heimatischen Dichters **Dr. Franz Isidor Proschko**, nebst einem eben so reichhaltigen, als interessant ausgezeichneten belletristischen Inhalt.

Ladenpreis 3 fl. C. M. — Der Ertrag ist der Blinden-  
Versorgungsanstalt zu Prag gewidmet.

Prag 1856. Druck von Kath. Bergabek.

# ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstaecker,  
Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred  
Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria  
Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin  
Schücking, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

**J. L. KOBER.**

**Filfter Jahrgang.  
Dreiundzwanzigster Band.**

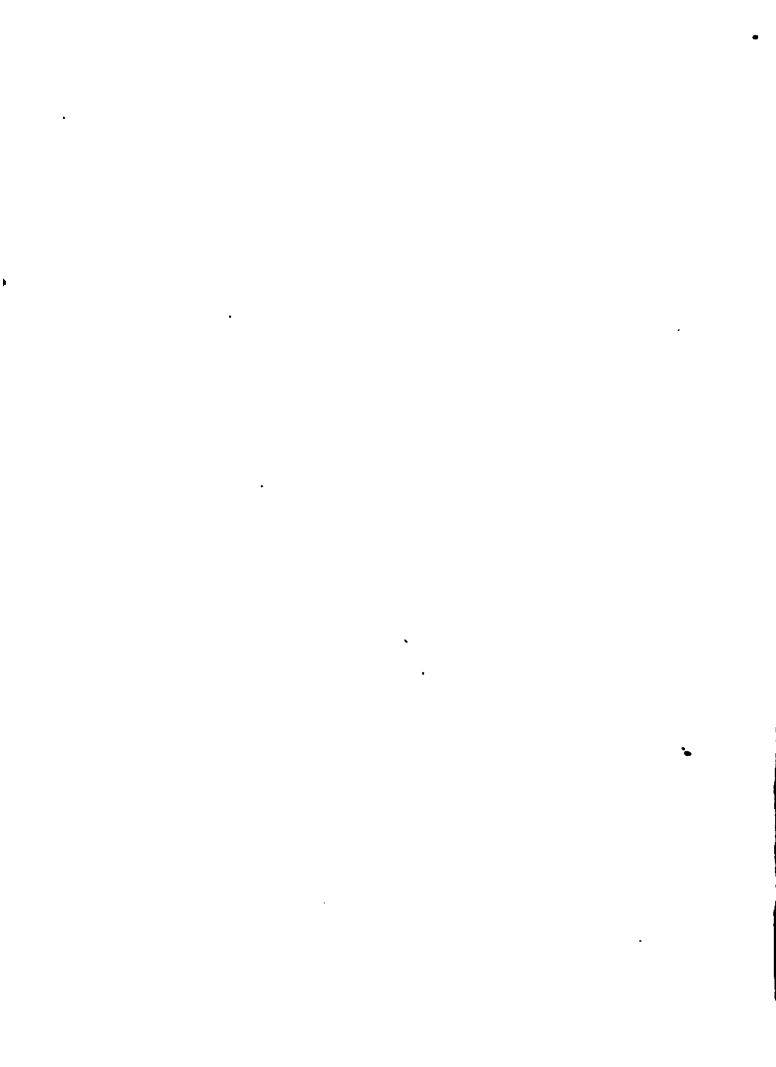
Schiller.

III.

**1856.**

Prag & Leipzig,  
Expedition  
des Albums.

New-York,  
K. Westermann & Comp.  
290, Broadway.







# ALBUM.

---

Bibliothek deutscher Originalromane der  
beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von  
**J. L. Kober.**

---

**Elfter Jahrgang.**  
**Dreiundzwanzigster Band.**

**Schiller.**

III.

---

**1856.**

**Prag & Leipzig,**  
Expedition des Albums.

# Schiller.

35-663

Culturgechichtlicher Roman

in sechs Büchern.

Von

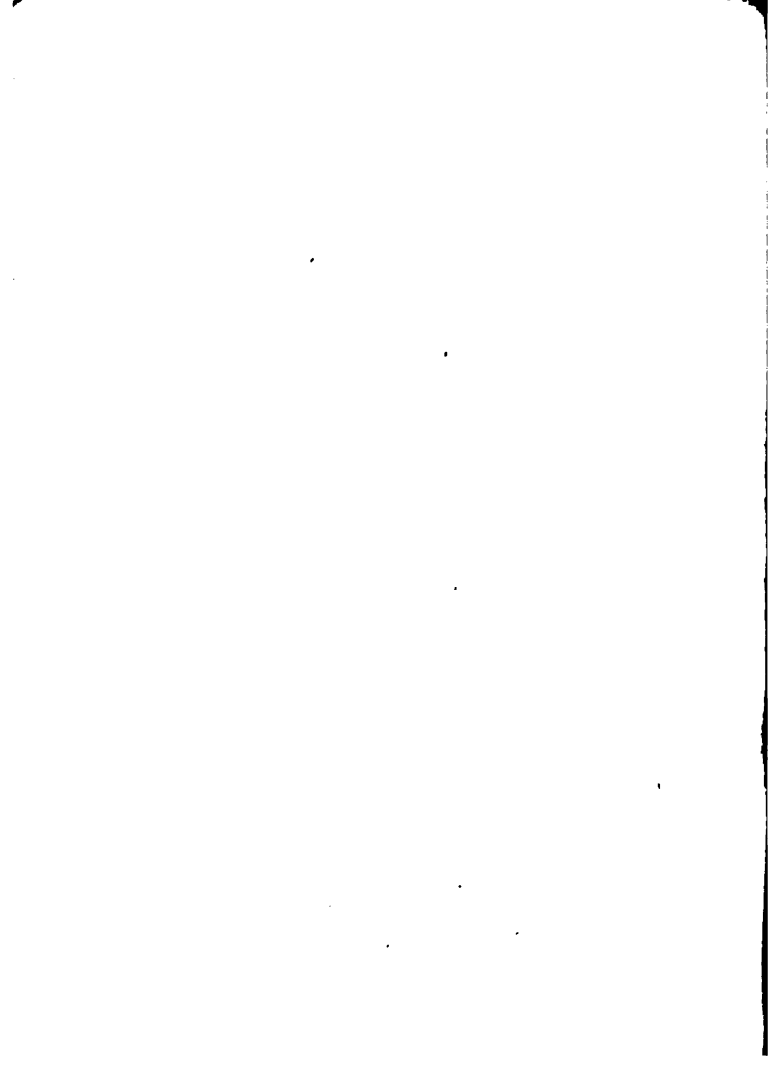
Johannes Scherr.

Das Jahrhundert  
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,  
Ein Bürger derer, welche kommen werden.  
Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Dritter Band.

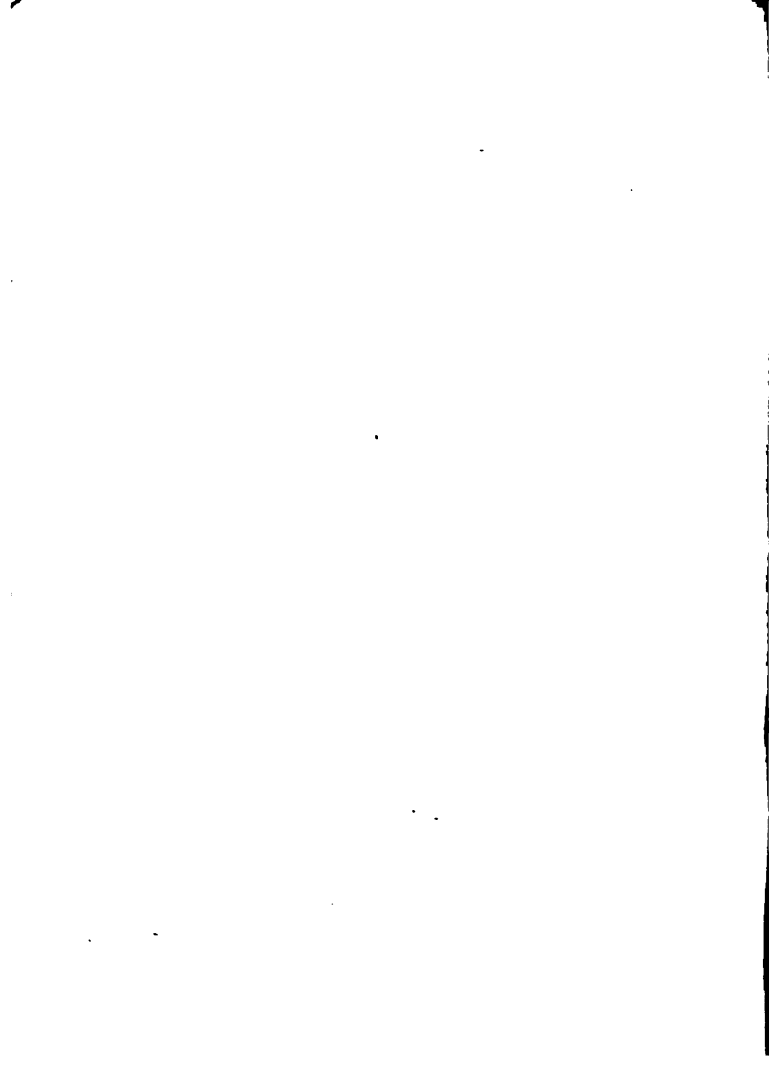
1856.

Prag & Leipzig,  
Expedition des Albums.



**Viertes Buch.**

---



## Erstes Capitel.

Das Winterasyl des Flüchtlings. — Don Carlos. — Rück-  
blick. — „Die Qual erlahme an meinem Stolz.“ — Ein  
Gang über den Schnee.

Die bleiche Sonne eines hellen Wintertages  
lugte durch das Fenster der Hinterstube eines beschei-  
denen Landhauses, welches etwas abseits von den  
zerstreuten Häusergruppen des Dorfschens mitten in  
einem großen, tiefverschneitten Garten lag. Vielleicht  
wunderte sie sich, die Sonne, in dem zu dieser Jah-  
reszeit gewöhnlich einsam stehenden Hause einen  
fremden Gast zu treffen, der freilich nicht viel Ge-  
räusch machte, sondern in den stillen Räumen ein  
recht anachoretisches Leben führte, — seit Wochen schon.  
Und ob er gleich ein noch ganz junger Einsiedler  
war, erfüllte ihn doch die winterliche Einsamkeit mit

einem gewissen Behagen. Ihm war zu Muthe wie Einem, der sich aus den Gefahren einer stürmischen See in den Hafen gerettet fühlt, und wäre es auch nur ein Nothhafen.

Hochherzige Fürsorge mütterlicher Freundschaft hatte dem Flüchtling, den wir aus Stuttgart entweichen sahen, fern von der Heimath eine gastliche Zufluchtsstätte bereitet. Nach den Aufregungen, Nöthen und Sorgen eines unthätigen Wanderlebens in den Ratu- und Rheingegenden konnte er sich hier ausruhen und zu neuen Bekanntschaften sammeln. Die Stille seines Asyls that ihm wohl, die Einsamkeit stumpfte den Stachel bitterer Erinnerungen, das Gefühl der Sicherheit milderte die Ueberspannung der Saiten seiner Seele. Um so mehr, da er wußte, daß ihm in den Umgebungen seines ländlichen Asyls neuerworbene Freunde lebten, auf deren Zuneigung er sich verlassen konnte. Wie in früheren und späteren Verlorenen seines Lebens, erfuhr der Dichter auch in dieser die schwerwiegende Günst des Schicksals, ebelgefunnte Freunde zu besitzen . . . .

Jene schöne Pietät, welche, wünschen wir, die Deutschen festhalten mögen als eine der hellsten Seiten ihres Nationalcharakters, hat in neuester Zeit das von unserem Dichterflüchtling unter dem Namen

eines Doctor Ritter bewohnte Zimmer wieder in seiner damaligen Gestalt hergestellt. Der zum Cultus des Genius sich bekennende Wallfahrer erblickt in dieser Hinterstube, die jetzt nach ihrem einstmaligen Bewohner genant ist, das bescheidene Mobiliar aus jener Aylzeit des großen Mannes, hauptsächlich bestehend aus einem Lehnstuhl und einem Tisch, der auf einem gewundenen Bein mit drei Auslaufsfüßen ruht.

Heute hatte sich der Dichter Tisch und Stuhl an das Fenster gerückt, von welchem die Sonne die Eisblumen weggeschmolzen, so daß der Ausblick auf die nahen Fichtenwälder frei war. Doch schien die Augenwelt den Poeten nicht sehr zu reizen. Er warf nur von Zeit zu Zeit einen zerstreuten Blick durch die kleinen runden Scheiben und wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu. Bald flog die Feder mit jenen energisch deutlichen Zügen, welche Schillers Handschrift charakterisiren, über das Papier, bald griff er aus dem unordentlich durcheinanderliegenden Büchervorrath, womit der Tisch belastet war, einen Band heraus, um eine ihm sich aufdrängende Idee auf den Brüststein historischer Nachweise zu bringen, bald auch legte er die Feder für eine Weile weg



und warf sich in den Lehnstuhl zurück, um mit über der Brust gekreuzten Armen nachzusinnen.

Diese nachdenkliche Stellung des Dichters zeigte das Gewinnende in seiner Physiognomie recht deutlich auf. Die ideale Welt, in welcher er, ganz in sich zurückgezogen, zu dieser Stunde lebte, prägte sich gleichsam in seinen Zügen aus. Wer ihn so gesehen und seine jetzige Erscheinung mit seiner früheren als Regimentsfeldscherer auf dem stuttgarter Paradeplatz verglichen hätte, konnte nur seinem Jugendfreunde Petersen beispflichten, wenn derselbe sagte, Schillers Geist scheine aus dem Innern in den Körper herausgequollen zu sein; er habe sich in seine Gesichtszüge ergossen und allmählig diese, sowie die ganze Körpergestalt, vorthellhaft verändert. In diesem Augenblick war Schiller schön. Die Schöpferfreude hatte seine blassen Wangen mit einem zarten Roth überhaucht, die feinen Aern an den hohen weißen Schläfen traten deutlich hervor, in seinen zwischen Blau und Lichtbraun spielenden, von starken blonden Brauen überwölbten Augen leuchtete ein sanftes Feuer und um seine halbgeöffneten Lippen schwebte ein anmuthiges Lächeln, als fühlten sie den Kuß der Muse. Der ganze Ausdruck dieses sinnenden Kopfes war ein zugleich kindlicher und genialer.

Während Schiller sich wieder nach dem Tische vorbeugt, um zu schreiben, begehen wir eine jener Indiscretionen, wie sie dem Novellisten erlaubt sind. Wir sehen zwar dem arbeitenden Dichter nicht zu dringlich über die Schulter, aber wir sind neugierig genug, folgendes Fragment eines Briefes zu lesen, welcher, frischgeschrieben und zum Zusammengelegtwerden bereit, auf einer Ecke des Tisches liegt: —

. . . „Ueber ein neues Stück bin ich mit mir ewig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen Imhof und Maria Stuart los zu sein, hab' ich beide bis auf Weiteres zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen Don Carlos zu. Ich finde, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde hat, als ich bisher geglaubt, und mir Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden oder rührenden Situationen gibt.... Ich stelle mir vor, jede Dichtung ist nichts Anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes, und so gestehe ich Ihnen, lieber Freund, daß ich meinen Carlos gewissermaßen statt eines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos

und Julius von Laurent abmessen, — nicht nach der Größe des Pinfels, sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maages bedienen darf, von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Reiserwits Julius und den Puls — von mir . . . Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in der Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen“ . . . . .

So wissen wir denn, was die Gedanken des Dichters in seiner winterlichen Einsamkeit hauptsächlich beschäftigte. Es waren die Vorarbeiten zu jenem berühmten Trauerspiel, mit dessen Schöpfung Schiller den Uebergang von der ersten Phase seiner Dichtung zur zweiten vollzog. Von Carlos wurde für ihn, wie Jedermann weiß, die Brücke von der naturalistischen Sturm- und Dranggenialität hinüber zur bewußten Künstlerschaft. Zudem er diese Brücke überschritt, wurde er dem großen Prinzip, welches all sein Leben und Dichten befeelte, nicht abtrünnig: — es

war dieß für ihn überhaupt eine Unmöglichkeit. Aber während die Freiheitsidee in seinen drei Erstlingsstücken in wilden Sturzwellen grundaufwühlend himmelan brandete, begann sie im Don Carlos als ein klarer Schönheitsstrom dahinzustreichen. An die Stelle des schrankenlosen Titanismus mit seinen grotesken Auswüchsen trat die ruhige Macht und Größe des Humanitätsgebankens. Was später der eigentliche Inhalt von Schillers ganzer Thätigkeit wurde, die Ueberzeugung, daß des Dichters höchste Mission sei, die Menschheit vermittelst der Schönheit zur Freiheit zu erziehen, — das verdrängte, wenn auch vorerst noch nicht zu völliger Reife gediehen, allmählig den unflüchtigen tastenden kraftgenialen Ungeßüm aus seiner Seele und er begann einzusehen, daß der Vorschritt der Gesellschaft weit mehr, unendlich weit mehr durch die stille, aber unwiderstehliche Macht der Bildung ganzer Völker als durch den subjectiven Weltverbesserungsdrang einzelner Individuen bedingt sei.

Ein solcher Läuterungsprozeß des Geistes geht aber nicht ohne Schmerzen vor sich, um so weniger, wenn er sich inmitten äußerlicher Bedrängnisse vollziehen muß. Diese hatten dem Dichter seit seiner Flucht aus der Heimath wahrlich nicht gefehlt. Schon das zweideutige Benehmen des Freiherrn von Dal-

berg, auf welchen er ein so großes Vertrauen gesetzt, und welcher den Flüchtling ängstlich von sich ferngehalten hatte, hätte hingereicht, einer minder energischen Seele die Hoffnung auf die Zukunft zu rauben. Aber die Federkraft von Schillers Geist bewährte sich unter dem Druck der Noth, die mitunter zu gänzlicher Entblößung sich gesteigert hatte. „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ hatte der Dichter in den Räubern seinen Karl Moor sprechen lassen: er fand jetzt Gelegenheit, diesen Satz zur Wahrheit zu machen, und er that es. Während seines flüchtigen Wellens in Mannheim, Frankfurt, Worms, Oggersheim hatte er den Fiesco für die Bühne umgearbeitet und Kabale und Liebe vollendet. Damit war Schillers erste Dichterperiode abgeschlossen und, wie Zelter viele Jahre nachher treffend an Göthe schrieb, das Chaos der Schiller'schen Schöpfungen überwunden. Der durch Schwan in Mannheim unternommene Druck des Fiesco hatte dem Dichter die spärlichen Mittel geliefert, seine Verbindlichkeiten in Oggersheim zu tilgen und von da, nach schmerzlichem Abschied von dem treuen Streicher, die Reise nach dem gastlichen Winterasyl zu unternehmen, wo wir ihn wieder gefunden, einsam, in Studien versenkt, deren Resultate unter dem Titel Don Carlos später so

unzählige Herzen rühren, erschüttern und erheben sollten. . . . .

Aber die Sonne langte immer schmeichelnder an die Fensterscheiben, drang herein, malte zitternde Goldkringeln auf Bücher und Papiere und lockte Nummernrecht:

Laß die Arbeit ruhen und komm heraus zu mir!

Nun stehen, wie männiglich bekannt, Sonne und Dichter in ganz eigenen freundschaftlichen Beziehungen zu einander. Die Albeleberin ist den Poeten keineswegs ein „seelenloser Feuerball“, sondern noch immer, wie in den Tagen Homers und Virgils, das Symbol des Musengottes. Kein Wunder daher, daß Schiller der schmeichelnden Lockung folgte und, zu einem weiteren Spaziergang gerüstet, hinaus trat in den schönen Wintertag.

Es war einer jener Januartage, wo der Winter seine ganze Strenge, aber zugleich auch seine ganze Majestät entfaltet, wo er nicht stürmt und wüthet, sondern lächelt, wie eben der Winter lächeln kann. Ein klingender Frost hatte den Boden mit einer festen, von Milliarden Diamanten blizenden Schneebahn überzogen, über welche der Dichter leicht hinwegschritt, mit Wohlbehagen die herbe, aber reine und stählende Luft einathmend.

Er ging, nachdem er in einem halben Bogen das kleine Dorf umschritten, dem Bergwald zu, welcher in einem fast regelmäßigen Kreise die Thalmulde umschloß. Hinter den fichtenbedeckten Hügeln stiegen ringsum höhere Berge empor und so erhielt die kleine Landschaft den Charakter tiefer Abgeschlossenheit.

Auf einem Vorsprung am Saume des Waldes stillestehend betrachtete sie der Dichter. Gerade unter sich sah er die zerstreuten Häuser des Dörfchens und dort funkelte im Sonnenschein das Fenster, hinter welchem er schon so manchen Tag, so manche Nacht einsam gesonnen und geträumt, geforscht und gebichtet. Aus den Rauchfängen stieg der Rauch kerzengerade in die Luft und zerfloß oben in röthliche Wölkchen. Die Fichtenwälder legten einen dunkeln Kranz um die dürftige Feldmark und von diesem Kranz schnitten sich die dahinterliegenden Berge scharf ab, schimmernd in ihrem blendenden Schneeschmuck. Ueber dem ganzen Landschaftsbild lag die klare, blasse Himmelsblau, an den Rändern des Horizonts von jenem Roth angehaucht, welches zu dieser Jahreszeit schon um Mittag das Kommen eines harten Nachtfrostes verkündigt.

Der einsame Wanderer wurde tiefbewegt von der fetterlichen Stille rings um ihn her. Hatte er

doch erst während seines Aufenthaltes in dieser Abgeschiedenheit die Natur so recht verstehen und lieben gelernt. Aber je mehr er mit ihr vertraut geworden war um so weniger war er in weltliche Natursehner verfallen. Sein wesentlich philosophischer Geist trieb ihn an, die Erscheinungen des Naturlebens stets mit etwas Höherem, mit dem Menschen, in Beziehung zu setzen, und so bildete sich in ihm jene eigenthümliche Naturbetrachtung aus, die später in einem seiner schönsten Gedichte, in dem Spaziergang, so herrlich sich manifestirte.

Nach jezt schon, auf diesem Gang über den Schnee wurden in einem Selbstgespräch des Dichters Aeußerungen dieser Art und Weise, die Natur aufzufassen, laut.

„Bewundernsworth,“ sagte er, „ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reise Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns und er wird millionenfach gesehen von Millionen Geschöpfen und von denselben Geschöpfen wieder tausendfach anders. Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt Alles in tochter Ruhe um uns her und Nichts lebt als unsere Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder dieses gleichfö-



mige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin- und hergeworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede geöffnete Luftpforte, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder und wohlbehalten gibt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserem Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei unserer unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten. Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen.“

Unser gestriges Selbst! der Dichter hatte Nähe, im Spiegel der Vergangenheit die eigenen Züge wieder zu erkennen. So kräftig und nachhaltig waren die wechselnden Eindrücke gewesen, welche die Erlebnisse der letzten Monate auf ihn hervorgebracht hatten. Sein Zusammenleben mit dem wilden Kapff, die burlesken Symposien der „Banke“ im Dörsen zu Stutt-

gert, die kraftgenialische Unbändigkeit seiner Erstlings-  
 dichtungen, — das Alles kam ihm schon recht fremd  
 vor, das Alles lag wie Schlacken hinter ihm. Mit  
 größerer Theilnahme dachte er der gewaltsamen Lö-  
 sung seines Verhältnisses zu Herzog Karl, welchem  
 seine große Seele Gerechtigkeit widerfahren zu lassen  
 um so mehr geneigt war, seit er wußte, daß der  
 Fürst keineswegs kleinlich genug gedacht, seine Eltern  
 die Flucht ihres Sohnes irgendwie entgelten zu lassen.  
 Mit Wärme erinnerte er sich seines transatlantischen  
 Fremdes und des bizarren, einst so geliebten Wesens,  
 welches ihm zuletzt zu Hohenheim im mondbe-  
 glänzten Parke so plötzlich erschienen und entschwin-  
 den war.

„Seltsam,“ sprach er bei sich, „ich dachte, die weite  
 Erde könnte nur ein solches Geschöpf beherbergen,  
 und doch sollt' ich es erleben, daß mir so bald ein  
 zweites begegnete . . . Diese Doppelgängerin Lau-  
 retta's! Meine Augen sagen mir, daß sie nicht halb  
 so schön ist wie jenes wunderliche, wunderbare Kind,  
 und doch geht von ihr ein fast noch größerer Lau-  
 ber aus. In den Augen dieser Frau ist Lauretta's  
 Bild. Ich meine, er müsse auf den Grund meines  
 Herzens dringen und dort eine zitternde Unruhe wahr-  
 nehmen . . . Ist sie ein Ideal, und wenn ein solches,

ist sie das weinige? Wer mir die richtige Antwort, wer mir Gewißheit gäbe! . . . O, meine Mutter, ich bin Deiner Warnungen, Deiner liebevollen Lehren nicht ungedenk; aber, Du Gute, hast keine Ahnung von der Magie, welche ein solches Fräulein auf eine Mährerseele übt . . . Ob sie mich wohl heute erwartet, die For im verschollenen Schloß? Gleichviel, ich will zu ihr" . . .

Er lenkte die Schritte waldeinwärts und verfolgte rüstig einen schmalen Holzschlittenpfad, der höher und höher kimmend das Gäßelgewinde des verschneiten Forstes hinanfährte.

---

## Zweites Capitel.

Von einem verschollenen Schloß und einer verschollenen Prinzessin darin. — Baroness Solo, die Titanide. — „Sehen Sie an keinen Hof!“ — Von Remotoren. — Berührung einer unheilbaren Wunde. — Eine fürstliche Mutter des achtzehnten Jahrhunderts. — Mann und Weib. — „Du solltest nicht da sein!“ — Die Welt in einer Sylbe.

Ueber mannigfaltig gestaltete Anhöhen und durch keine Thalanschnitte, über eisbedeckte Bäche hinweg und durch verworrenes Steingefchiebe hin fährte

ausgewandener nach fast zweifelhändigem Gange sein Weg an den Fuß einer Einbrechung der Berghalbe, von welcher herab ein alterthümliches schloßartiges Gebäude über den Hochwald hinblickte.

Vordem, aber es war schon lange her, hatten die Mauern dieses abgelegenen Bergwaldschlosses zur frühlichen Herbstzeit die Hornfanfaren fürstlicher Jagden widergehalten. Damals hatte droben in den Geratzimmern lustiger Becherklang geläutet und hatten brannten in den Lauben des Gartens, der seine Verwilderung jetzt mit einer dicken Schneedecke verhüllte, Rüsse geklüstert und verliebte Scherze getischer.

Jetzt war es hier so öde und still, als hätte der Winter da seinen Lieblingsitz aufgeschlagen, oder vielmehr, als bedürfte es nicht einmal des Winters, um dem Schloß den Charakter gänzlicher Weltverlorenheit zu verleihen. Der Dichter hatte es ein verschollenes genannt und das war es. Es sah, obgleich erst zur Zeit der Renaissance erbaut, unbeschreiblich verwahrlost, traurig, fast gespenstig aus. Nur das Mittelgebäude und auch dieses nur theilweise schien noch in wohlthätigem Grunde sich zu befinden. Die beiden Seitenflügel waren höchlich verwittert und die Eckthürme, in welche sie ausliefen, hatten der Zeit und dem Wetter so sehr

ihren Tribut bezahlt, daß ihre Kuppeln geborsten, ihre Balkone zerbröckelt, ihre Ornamente abgefallen waren. Es hatte den Anschein, als müßte der nächste Winternachtsturm, welcher gegen diese fensterlosen Thürme anheulte, dieselben mit leichter Mühe zu Boden werfen. Früher hatten aus den Erdgeschossen der Seitenflügel leichtgeschwungene Perrons in den Garten herabgeführt, aber sie lagen jetzt in Trümmern. Trotzig aufrecht hielt sich nur noch das hohe Eisengitter, welches, mit einer Einfahrt in der Mitte, den vor dem Mittelflügel liegenden Hof umschloß. Das Einfahrtsthor stand aber weit offen, als wollte sich Niemand mehr die überflüssige Mühe geben, seine Flügel auf den rostzerfressenen Angeln zu brechen. Stand man unter dem Einfahrtsthor, so konnte man, rückwärts blickend, hinten im verschneiten Thalgrund eine Kirchturmspitze auffragen sehen. Allein dieser Beweis von der Nähe eines bewohnten Ortes schwächte kaum merkbar den Eindruck der Verlassenheit, der Verschollenheit des einsamen Jagdschlusses, welches schon lange kein solches mehr war, sondern nur der ruinenhafte Wohnsitz einer verschollenen Unglücklichen.

Der Dichter ging den nothdürftig gebahnten Weg hinauf, welcher von dem Schlosse ins Thal

Hinabführte, durchschritt den Hof, ließ die große Pforte, von deren vier Säulen nur noch die Hälfte aufrecht stand, zur Rechten liegen und wandte sich links hin zu einer kleinen Seitenthüre. Er hatte aber nicht nöthig, die Glocke zu ziehen, denn die Thüre wurde ihm von einem alten Diener geöffnet, welcher sein Kommen bemerkt haben mochte und der ihn mit Freundlichkeit und mit der ausgesuchten, etwas ceremoniösen Höflichkeit eines greisen Domestiken begrüßte.

„Kann ich die Ehre haben, der durchlauchtigen Prinzess aufzuwarten?“ fragte Schiller.

„O gewiß,“ entgegnete der Alte, der eine altfränkische, verschossene Livree trug, aber eine tadellose Laubenzweigfrisur mit einem weit den Rücken hinabreichenden Zopf, — „o gewiß, mein Herr Doctor. Ihre Durchlaucht, meine gnädigste Gebieterin, wird eine große Freude haben. Ich eile, Sie zu melden, und werde mir dann die Ehre geben, meinem geehrten Herrn Doctor mit seiner Erlaubniß eine Tasse heißen Thee's zu präsentiren, welche sich gefallen zu lassen nach einem weiten Gang in so kalter Luft nicht unrathsam sein dürfte.“

Der Dichter folgte dem redseligen Alten eine Hintertreppe hinauf und legte Ueberwurf, Hut und Stod in einer Art von Vorsaal ab, während der

Diener den Besuch bei seiner Gebieterin meldete. Er trat dann in den weiten Corridor hinaus, der sich etwund um das große Treppenhauß herzog und auf welchen die Thüren der Gemächer des Mittelstüßels mündeten. Da war viel verblüthene Pracht zu sehen; aber das Marmorgeländer der Treppe war schadhast, in den Wandnischen standen statt der Statuetten lauter Torjos und von dem großen Deckengemälde, welches vor Zeiten den Raub der Sabinerinnen darstellt, hatten Schimmel und Moder nur noch einige wildblickende Kömerköpfe und zerstreute Beine, Arme und Busen von sabinischen Mädchen übriggelassen. Man fröstelte ordentlich beim Anblick all dieser Vernachlässigung und Zerstörung.

Schiller hatte aber jetzt keinen Sinn für diese traurige Umgebung. Sein Auge und Ohr waren auf eine Thüre gerichtet, hinter welcher eine kunstfertige Hand die altersschwache Verstimmung eines Spinnetts zu bewältigen suchte. Nicht ganz mit Erfolg. Aber der Lauscher überhörte völlig die Klänge des verwahtosten Instruments, als jetzt eine sonore Frauenstimme drinnen ein Lied dazu sang — das Lied Amalia's in den Räubern: —

Wißt Dich, Sektör, ewig mir entreißen,  
Wo des Aeaciden mordend Eifen

Dem Pastorskind schrecklich Opfer bringt?  
 Wer wird künftig Deinen Kleinen lehren  
 Speere werfen und die Götter ehren,  
 Wenn hinunter Dich der Kanthus schlingt? . . .

Inzwischen kam der alte Diener mit der Meldung, daß seine Gebieterin den Gast willkommen heiße und erwarte, und so mußte der Dichter widerwillig der Thüre den Rücken kehren, die sein Interesse so lebhaft erregt hatte. Während er den Corridor hinaufging, verklang hinter ihm die von der unsichtbaren Sängerin mit ganz eigenthümlich energischem Ausdruck vorgetragene Halbstrophe seines Liebes: —

All mein Sehnen, all mein Denken  
 Soll der schwarze Leithesfuß ertränken,  
 Aber meine Liebe nicht! . . . .

Wir finden ihn wieder in einem Gemach voll vornehmer Eleganz, neben einer Dame von hohem Alter auf einem Canapee sitzend, das, wie das ganze Mobiliar, so ausah, als hätte es vor vierzig oder fünfzig Jahren gegründeten Anspruch gehabt, für modisch zu gelten.

Die alte Dame, in ihrer grauseidenen Robe von einem Schnitt, wie er zur Zeit Kaiser Karls VI. und Friedrich Wilhelms I. bräunlich gewesen.



paßte vollkommen zu ihrem Bohnstüb. Sie war eine Ruine unter Ruinen, aber eine Ruine, die keinen mißfälligen Anblick bot. Welche Stürme auch über diese gebeugte Gestalt hingegangen — und daß es heftige gewesen sein mußten, das sagte der tiefe Schmerzenszug um den blassen Mund — sie hatten auf der Stirne der Greisin nicht den Ausdruck der Verbitterung, sondern den einer stillheiteren Resignation zurückgelassen, welche zugleich mit der Hoffnung schon lange auch die Furcht verlernt hatte. Das weiße Antlitz war fast mumienhaft vertrocknet, aber die unter schneeigen Branen mit unendlicher Sanftmuth, Güte und Milde hervorblickenden blauen Augen, deren Iris ihren Glanz bewahrt hatte, ließen errathen, daß sie vor Zeiten die Züge einer Schönheit erleuchtet und belebt hätten.

Schiller benahm sich gegen diese Frau mit einer Ehrfurcht, wie er sie keinem König oder Kaiser in der Fülle ihrer Macht gezollt hätte, und nur das freundliche Drängen seiner Wirthin hatte ihn vermocht, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Wie gut es von Ihnen ist, lieber Freund,“ sagte die Greisin, „daß Sie dem Frost und den Waldsteigen trosten, um zu der verschollenen Glasbläserin zu kommen . . . Doch,“ fuhr sie mit

einem gütigen Lächeln fort, „ich bin trotz meines Alters nicht egotistisch genug, zu glauben, daß ich der ziehende Magnet gewesen . . . Sie brauchen nicht zu erröthen, brauchen mir Ihre Ungebuld nicht verbergen zu wollen. Aber beruhigen Sie Sich, Lolo wird sogleich erscheinen.“

„Durchlaucht,“ versetzte der Dichter, verlegen darüber, daß die alte Dame die Blicke bemerkt hatte, welche er erwartungsvoll nach der Thüre richtete.

Er konnte aber seinen Satz nicht vollenden, denn in diesem Augenblicke ging die Thüre auf und ließ eine junge Dame eintreten, welche mit Lebhaftigkeit den Gruß des ihr entgegengehenden Gastes erwiderte. Er küßte ihr die Hand, geleitete sie zu dem Kanapee und nahm auf einen Wink der Schloßherrin auf einem Stuhl mit unendlich hoher Rückenlehne den Damen gegenüber Platz.

Baroness Lolo, wie wir die jüngere Dame nennen wollen, war eine eigenthümliche Erscheinung. Noch in der schönsten Blüthe des Lebens — sie stand in den ersten Zwanzigern — hatte sie etwas wunderbar Erregtes, Begeistertes, wir möchten sagen etwas Elektrisches in ihrem ganzen Wesen. Vielleicht aber auch etwas Krankhaftes, denn die fieberhafte Unruhe ihrer Seele gab den Bewegungen ihres Körpers

etwas Unstütes, Hastiges. Aus ihren großen schwarzen Augen blickte ein feuriger Geist und die Pracht und Macht dieser Augen wurde noch erhöht durch den seltsamen Contrast, den ihre Farbe zu der des Haares bildete. Dieses Haar, in unzahlige nachlässige Locken und Löschchen sich rollend, hatte nämlich einen bläurothen Goldglanz. Die mittelgroße Figur der Dame war schlank, aber die Brüste voll, fast süppig, und auf schlankem Hals wiegte sich ein charaktervoller Kopf, auf dessen Stirne Nachdenken und Leid Spuren zurückgelassen hatten, während auf den vollen, hochrothen Lippen stets Worte der Leidenschaft zu schweben schienen.

So war die Frau, welche noch zwölf Jahre später Jean Paul Friedrich Richter eine Titanide nannte und von der er schrieb: „Sie hat zwei große Dinge. große Augen, wie ich noch keine sah, und eine große Seele. Sie ist ein Weib, wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felsen-Ich . . . .“

Man trank Thee, man plauderte vertraut und gemüthlich. Der Dichter empfand diesen beiden Frauen gegenüber wieder einmal so recht das Bildende und Wohlthätige des Ausgangs mit edlen weiblichen Wesen. Er hat das sein Lebenlang viel

und oft erfahren, und wenn die unsterblichen Guldigungen, die er den Frauen dargebracht, an Hochsinn und Zartheit nicht ihres Gleichen haben, so ist mir billig, zu sagen, daß er wie Wenige wußte, wie sehr diese Guldigungen verdient waren.

Die Damen sprachen vom Fiesco, welchen der Dichter seinen Freundinnen gedruckt, von Rabala und Stebe, welches Stück er ihnen handschriftlich mitgetheilt hatte.

„O mein werther Freund,“ sagte im Verlaufe des Gespräches die Prinzessin, „ich gestehe, wenn ich nicht längst gewohnt wäre, Welt und Leben als etwas von mir Fernabliegendes anzusehen, so hätten mich Ihre glühenden Dichtungen gewaltfam aufregen, ja erschrecken müssen. Wie muß es draußen in der Welt aussehen, wenn die Jugend sich gedrungen fühlt, solche flammende Predigten ihren Zeitgenossen ins Angesicht zu schleudern. Ich leugne es nicht, ich vermag mich in diese Poesie nicht recht zu finden; ich kann sie bloß anstaunen. Zu meiner Zeit war man gewohnt, die Dichtkunst nur als einen artigen Zeitvertreib zu betrachten, als einen spielerischen Luxusartikel mehr. Jetzt aber, wie Ihre Stücke mir zeigen, führt die Muse die Stimme des Donners, des Gerichts. Mir war, als wir Solo diese Exan-

spiele vorlas, als vernähme ich ein prophetisches Brausen in der Luft, welches eine ungeheure Naturkatastrophe ankündige.“

„Sagen Sie eine gesellschaftliche, eine geschichtliche Katastrophe, verehrte Freundin,“ bemerkte die Baronesse. Und in ihrer aphoristischen, vulkanisch stoßweisen Art zu reden, fuhr sie fort: „Der Gedankenlosigkeit mag es gestattet sein, nicht zu bemerken, daß in diesem gealterten Europa Alles aus Rand und Band gehen will. Aber klaffen nicht überall die Spalten und Risse? Zerbröckelt nicht Alles? Wo noch tritt unser Fuß auf festen Boden? O über die Thoren, oder sag' ich lieber: o über die Glücklichen, deren Nervenfühlfäden grob genug sind, daß sie das Kommen des Sturmes nicht vorausempfinden. Wäre er nur erst da! Warum sollte diese Welt voll Jammer nicht in Trümmer gehen? In einem Traum der letzten Nächte sah ich den Donnergott unserer germanischen Altvorderen, wie er seinen zermalmenden Rißlnir erhob, um dieses Gebäude zu zertrümmern, dessen Fundament die Lüge, dessen Dach die Heuchelei. Er schlage zu!“

„Um's Himmelswillen, liebe Solo,“ sagte die Greisin begütigend, — „welche finsternen Phantasien! Ich bedaure fast, Ihr freundliches Anerbieten, den

Warter in meinem alten Gulenneß mit mir zu verleben, angenommen zu haben; denn ich sehe, die Einsamkeit macht Sie melancholisch.“

„Nicht doch, Verehrteste. Diese Einsamkeit thut mir wohl. Es ist eine ganz andere als jene auf Kalbried bei meinem Schwiegervater, der mich alle die Stunden über, wo ihn die Sticht nicht plagt, mit dem Wiederklauen unserer ewigen Familienprozesse peinigt. Doch lassen wir das . . . Ich wollte Ihnen sagen, lieber Schiller, daß Sie ungerecht gegen Sich waren, wenn Sie fürchteten, man würde Ihrer neuen Tragödie anmerken, daß Sie die Menschen und insbesondere die Menschen der Höfe nur durch das Fernrohr kennen. Oder das Fernrohr, durch das Sie schauten, ist ein vortreffliches. Jene Thoren und Sünder, welche Sie in Ihrer Louise Millerin geschilbert, sie sind wirklich. Glauben Sie mir das, aber mein Freund, gehen Sie, ich bitte, an keinen Hof und dergleichen. Halten Sie Sich hoch und vermeiden Sie alle diese Gelegenheit. Es kommt nichts Gutes dabei heraus. Man ist gedrückt dort, empfindet Leere, endlich Neue. Die Leute dort achten nur den, der sie entbehren kann . . . Aber ich bin auch gar nicht dafür, daß man über Höfe Satiren macht. Warum? Es ist nicht möglich, daß es

dort anders ist, als es ist . . . Ihre Louise Millerin — ich liebe sie — ist keine Sattin. Es ist das geschmolzene, rothglühende Metall der Wahrheit, auf Schurkenseelen geträufelt. Ob es sie zu Asche brenne? Schwerlich, aber was thut das? Sie haben Ihre Pflicht gethan . . . Und nun, wie stehen Sie mit Ihrem Infanten von Spanien?"

„Auf ziemlich gutem Fuß, hoffe ich.“

„Nüchtern! Aber beharren Sie darauf, auch dieses Werk in Prosa zu schreiben?"

„Bis jetzt halte ich in der That diese Form für die passendste, meine Gnädige.“

„Bitte, thun Sie es nicht. Wahrhaft idealischer Gehalt verlangt auch eine idealische Form. Söhner und Selige haben stets nur in Versen gesprochen. Und auch die Dämonen.“

Vielleicht gedachte Schiller dieser Worte der Titanide, als er später den in Prosa angelegten Don Carlos in die metrische Form umgoss. Für jetzt jedoch antwortete er ausweichend, denn sein angeborener Takt sagte ihm, daß die Erörterung so einer ästhetischen Spezialität die greise Prinzessin jehausfalls nicht interessieren könnte. Er lenkte daher, indem er flüchtig von den Vorstudien zu seinem neuen Exanempiel sprach, die Unterhaltung auf die Memoirenliter-

ratur, für welche er bei der alten Dame einige Theilnahme voraussetzen konnte. Er hatte sich nicht geirrt. Wenigstens sagte die Greisin:

„Ich habe vor Zeiten, das heißt als ich noch nicht in die Periode der Versteinerung eingetreten war, diese Art von Büchern sehr geliebt. Ich weiß freilich nur von französischen, erinnere mich aber, einen gelehrten Mann sagen gehört zu haben, daß eigentlich nur die Franzosen im Stande seien, Memoiren zu schreiben.“

„O freilich,“ bemerkte Solo. „Und das kommt daher, weil nur die Franzosen eitel genug sind, auch dem lumpigsten Schlafröck den Anschein eines historischen Mantels geben zu wollen. Sie verstehen die Kunst der Drapirung: sie sind geborene Kammerdiener, Friseur, Kossakanten. Eine Menge von jämmerlichen oder verworfenen Leuten unter ihnen schreibt ihre sogenannten Denkwürdigkeiten und versteht es, diesen Klatsch in den Tempel Aho's einzuschmuggeln. Ich für meine Person, ich mag die Memoiren nicht. Mir scheint, diese ganze Literatur macht nur den Versuch, die große Welttragödie der Geschichte in eine sinnverwirrende Menge elender und schmutziger Vorgimmer- und Bouboirhistörchen aufzulösen.“



„Ihr Widerwille macht Sie doch wohl etwas ungerecht, verehrte Freundin,“ warf Schiller ein. „Geschichtliche Denkwürdigkeiten, welche diesen Namen wirklich verdienen, sind zur genauen Kenntniß der Historie geradezu unerläßlich. Sie geben nicht die großen, aber die kleinen Züge der Geschichte wieder und gerade die letztern dienen in sehr vielen Fällen zur Erklärung der erstern. Das geistige und materielle Culturleben, die Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, kurz, die eigentliche Lebensführung und Weltanschauung einer geschichtlichen Periode, — das Alles wird uns weniger durch die Lapidarschrift Alio's als vielmehr eben durch die persönlichen Denkwürdigkeiten klar. Ich gebe es zu, die Memoirenschreiber bezwecken zunächst, oft sogar ausschließlich, ihre eigene liebwürdige Person zu illustriren; aber indem sie dieses thun, illustriren sie mit oder wider Willen auch ihre Zeit. Ich gestehe offen, daß ich nicht im Stande wäre, einen Don Carlos zu schreiben, wenn mich nicht die reiche Memoirenliteratur, womit mein trefflicher Freund, der Bibliothekar Reinwald, aus der nahen Stadt mich zu versorgen die Güte hatte, mit den Einzelheiten des Lebens und Treibens an König Philipp's Hof und überhaupt mit den Ansch-

ten und Stimmungen jener Zeit bekannt gemacht hätte.“

„Wunderlich!“ sagte Lolo. „Und Sie empfinden keinen deprimirenden Eindruck von den Kleinlichkeiten dieser Lectüre?“

„Zuweilen doch. Man muß sich da allerdings geduldig durch viel werthlosen Quark hindurcharbeiten; aber dann eröffnen sich auch wieder weite Ausblicke und wir halten unsere Schritte gerne an, um rührende oder erschütternde Scenen und hochtönlische oder tieftragische Episoden zu betrachten. Von letzterer Art ist mir erst gestern eine aufgestoßen, die mich mit Grauen erfüllte.“

„Bitte, erzählen Sie!“

„Es ist eine südländische Geschichte voll wilder Leidenschaftlichkeit.“

„Desto besser. Ist es doch doppelt reizend, in unserem kalten nordischen Rebelland, wo den Menschen die Gefühle in der Brust und die Gedanken im Gehirn gefrieren, von Blut und Leidenschaft zu hören. O, was wäre das Leben ohne die Contraste!“

„Meine Geschichte handelt von einer Mutter und einer Tochter am spanischen Hof. Die Mutter setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihre arme schuldlose Tochter zu verderben“ . . .

Lolo warf einen sonderbar fragenden Blick auf den Dichter, welchen dieser nicht verstand und sah dann die greise Prinzessin an.

Diese hatte den Kopf erhoben und streckte die Rechte wie bittend abwehrend gegen den Dichter aus. Ihr Gesicht war noch bleicher als sonst und ihre blutlosen Lippen bebten.

„Was ist das?“ fragte sich Schiller. Aber bevor er eine Antwort finden konnte, sagte die Greisin tonlos vor sich hin:

„Es gibt solche Rätter.“

Dann stand sie auf, winkte dem Dichter gütig mit der Hand und verließ, auf Lolo's Arm gestützt, das Gemach.

„Was bedeutet das?“ fragte Schiller bestürzt, als die Baronesse allein zurückkam.

„Was das bedeutet, mein Freund? daß Sie eine alte Wunde berührt haben, welche nie geheilt ist.“

„Ich verstehe Sie nicht, theure Lolo.“

„Sie kennen also die Geschichte der Prinzessin nicht?“

„Wie sollte ich? Auf einem Waldgang vor einem Schneesturm überfallen, verirrete ich mich und gelangte zufällig in dieses Schloß und zu der Ehre,

die Bekanntschaft der erlauchten Grefsin zu machen. Bei meinem zweiten Besuch hatte ich das Glück, Sie hier zu finden, und dieser Umstand ließ mich weiter nicht daran denken, um das Räthsel der verschollenen Gräfinz unserer Wirthin mich zu kümmern.“

„Sie sagen, es war ein Glück für Sie, mich hier zu finden, Friedrich?“

„Wie können Sie so fragen, Lolo? Wüßten Sie nur, was ich empfand, als ich vorhin das Lied meiner Amalia von den Seelenlauten Ihrer Stimme getragen hörte!“

„Das Lied Ihrer Amalia? Ja, ich liebe es... Ach, wir armen Frauen erfahren ja alle das Leid Andromache's, daß der geliebte Hector hinauszieht, um nicht wiederzukehren.“

„Aber, theure Lolo, hätte Andromache Hector lieben können, wenn er nicht Glück und Leben für Ilium eingesetzt?“

„Sophisteret des Ehrgeizes! Und doch, Friedrich, haben Sie recht und Klopstock hat recht. Wissen Sie? ‚Reizvoll klingt des Ruhms lockender Silber-ton‘ . . . . O, mein Freund, den schönsten Kranz, den je eines Menschen Stirne getragen, möchte ich um die Ihrige legen. Und ich weiß, sie wird einen tragen, dessen Blätter nimmer verwelken . . . . Wie

glücklich seid Ihr Männer! Ihr dürft, Ihr könnt wenigstens kämpfen. Wir Frauen können nur dulden, leiden, schweigen, zuletzt versteinern wie unsere arme Freundin."

"Ich habe ihr wehegethan und beklage es tief, aber es geschah" . . . .

"Unwissentlich? Gewiß. Die Gute nahm es auch so. Sie trug mir einen Gruß an Sie auf und bittet Sie, bald wieder zu kommen . . . Daß sie erschüttert werden mußte, werden Sie begreifen. Hören Sie nur . . . Vor langen, langen Jahren war die Prinzessin als junges Mädchen am Hofe ihres Vaters, des Markgrafen, die gefeierte Schönheit, geliebt von Allen, nur nicht von ihrer leiblichen Mutter. Diese sehr galante Dame war eifersüchtig auf die Schönheit der Tochter und verfolgte dieselbe mit dem ganzen Haß der Eifersucht. Und um so schwerer wucherte dieser Haß, da einestheils die Prinzessin in ihrer Sanftmuth keine Waffen dagegen fand, anderntheils die Markgräfin ihren schwachen, fast blödsinnigen Gemahl vollständig beherrschte. Die Tochter fand bei dem Vater keinen Schutz gegen den Grimm der Mutter. Diese hatte schon mehrere passende Gelegenheiten einer Heirath der Prinzessin vereitelt. Endlich fand sich ein hartnäckiger Freier ein, der sich durch die

gewöhnlichen Künfte der Markgräfin nicht von seinem Vorhaben abwendig machen ließ. Die Prinzess war ihm gewogen. Da beschloß die Furie Ungeheures, Unerhörtes. Sie versprach einem elenden Wicht von Kammerherrn die Summe von viertausend Dukaten, wenn es ihm gelänge, ihre Tochter zu entehren.“

„Abscheulich!“

„Ja, aber es kommt noch besser. Der Schändliche und seine Helfershelferin hatten umsonst alle Kräfte erschöpft. Da mußte Gewalt das Werk der Hölle vollenden. Die Mutter verbarg ihren Spießgesellen in dem Schlafzimmer der Tochter. Die Nacht kam. Die Domestiken der Prinzessin waren entfernt, die Thüren zu ihren Zimmern von außen verschlossen worden. Die verzweiflungsvollen Hilferufe der Jungfrau verhallten unbeachtet, gehört nur von den Ohren der Regäre, denen diese entsetzlichen Töne einen jacobinischen Rißel verursachten. Das Opfer erlag der Brutalität“ . . . .

„Unmöglich!“

„Und doch! Mehr als möglich, gewiß, unzuverlässig . . . Die Folgen kamen mit der Zeit. In einem Zustande halben Wahnsinns gebar die Prinzessin Zwillinge. Die Markgräfin trug die Kinder im Schlosse umher und zeigte sie triumphirend Jeder-

mann, als lebendige Beweise der Schande ihrer Tochter. Glücklicherweise starben die armen Geschöpfe bald nach ihrer Geburt. Sobald die Prinzessin ihrer Sinne und ihrer Glieder wieder mächtig war, entfloß sie, um am Hofe der Kaiserin Maria Theresia Schutz zu suchen. Dort lebte sie, beklagt und geachtet, bis die Teufelin von Mutter nach einer langen Laufbahn des Lasters gestorben war. Dann zog sie, um ihr Leben so schändlich betrogen, hieher in dieses einsame Schloß, um in und mit demselben langsam zu verwittern.“

„Aber das ist ja gräßlich, haarsträubend! Wird das kommende Jahrhundert es glauben können, daß in dem unsrigen, in dem Jahrhundert der Aufklärung ein solcher Greuel geschehen konnte?“

„Mein Freund, das kommende Jahrhundert wird es glauben müssen, um so mehr, als es selber der Greuel genug sehen wird . . . So lange es Menschen gibt, wird die Macht des Bösen in ihnen stärker sein als die des Guten.“

„Das ist ein schrecklicher Glaube, Solo. Warum wollen Sie Sich nicht zu dem tröstlicheren belehren, daß der Sieg der Vernunft, der Wahrheit, des Rechtes zuletzt doch kommen müsse?“

„Weil die Weltgeschichte ein höhnisches Nein

sagt. Was ist sie mehr als ein schrecklicher Anblick von Irthum und Gewalt? Und dann" . . . .

„Dann?“

„Weil ich nur eine Frau bin. Wir Frauen besitzen nicht die Fähigkeit, wie Ihr Männer, uns leicht in die Aetherhöhen der Abstraction zu erheben. Wir denken mit dem Herzen. Das Herz verlangt nach Wirklichkeiten. Selbst die rauhesten Dornen derselben vermögt Ihr Dichter mit dem Blätterstaub und den Rosen des Ideals lindernd und verhüllend zu umkleiden. Wir nicht. Wir müssen hoffen dürfen, lieben können, geliebt werden, um zu leben. Und, ach, es gibt Enttäuschungen, die wir nie wieder verwinden. Ihr Männer verwindet sie und das ist Euer Glück und Vorzug. Ihr könnt in der Zukunft, wir müssen in der Gegenwart leben . . . . Ich habe zu frühe, viel zu frühe zu leiden angefangen, mein Freund.“

Er faßte theilnehmend ihre Hand. Sie fuhr fort:

„Als ich geboren wurde — so hat man mir erzählt — rief mir die Großmutter die Worte entgegen: „Du solltest nicht da sein!“ Das war und blieb die verhängnißvolle Signatur meines Lebens. Ich war überflüssig, unwillkommen von vorneherein. Man hatte statt meiner einen Knaben erwartet, von



dessen Geburt der Bestand der Besitzverhältnisse meiner Familie abhing. Nun war ich aber einmal da und allmählig lernten mich Vater und Mutter doch lieben. Aber sie starben mir weg, bevor ich acht Jahre alt geworden. Jetzt warfen mich Oheime und Tanten wechselweise von einer Hand in die andere, als ein Spielzeug, bis sie desselben wieder satt waren. Sie nannten das mich erziehen. So lebt' ich, heranwachsend, in protestantischen und katholischen, in devoten und frivolen Kreisen, im Grunde immer mir selbst überlassen. Nirgend's Plan, Regelung, liebevolle Leitung. Die ungeheure Masse wechselnder Eindrücke schichtete in meinem Inneren ein Chaos von Gefühlen und Ansichten auf. Schon vor meiner Confirmation durfte ich lesen und las Racine, Voltaire, Rousseau, Shakspeare, den Koran, Klopstock, Herdenberg, Wieland, — Alles bunt durcheinander. Was Wunder, daß ich zwischen überschwänglichster Schwärmerei und bitterster Skepsis hin- und hergezogen ward? Kommt es mir doch oft wunderbar vor, daß ich nicht verrückt wurde . . . Und während es so in mir gährte, wogte, stürmte, folgten sich draußen Familienmißgeschicke Schlag auf Schlag. Ich mußte erleben, daß mein geliebter, einziger Bruder in einem Duell getödtet wurde, dessen Ursache eine unglückliche Liebe war.

Ich mußte es mitansehen, daß Wilhelmine, meine ältere Schwester, aus jenen meist unsäglich jämmerlichen Motiven, welche man Familienrückfichten nennt, an einen ungeliebten Mann verkuppelt, ohnmächtig am Brautaltar niedersank und besinnungslos in den Wagen getragen wurde, der sie in die Flitterwochen führen sollte. In die Flitterwochen, gerechter Gott! Sie starb in ihrem ersten Wochenbett, die Arme, glücklicher wenigstens als Leonore, meine jüngere Schwester, die, ebenfalls „aus Familienrückfichten,“ an einen Niederträchtigen geschmiebelt ward, der, falls es eine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, längst Galgen und Rad verdient hätte. Und ich selbst? Nun, der Tag sollte kommen, wo auch ich auf dem Altar des Familien-Roloch geopfert wurde. Die Herren Bettern, die Frauen Vasen kamen überein, mir von fernher einen Mann zu verschreiben, wie man sich ein Rößelstück verschreibt, einen Mann, der mich eigentlich gar Nichts anginge, wenn er eben nicht zufällig mein Mann wäre . . . Warum ich mich zwingen ließ, ihn zu nehmen? lese ich in Ihren Augen, mein Freund. Doch nein, Sie sind nicht so grausam, diese Frage zu thun . . . Ich that, wie man wollte, — aus Apathie, aus Schwäche, wenn Sie wollen. Nach allen den herben Verlusten und bitteren Erfahrungen,

einsam und allein, wie ich war, der Gleichgiltigkeit gegen das Leben voll, ohne Muth und Hoffnung für die Zukunft, in dumpfer Ermattung, — so wurde ich mit dem Major verbunden.“

Der Dichter saß tief bewegt. Es klangen aus dieser hastig hervorgesprudelten Beichte seelenvolle Klageklänge, die ihm ins Herz griffen. Er konnte nur die weiche, feine, feuchte Hand drücken, die noch immer in der seinigen lag, und dazu sagen:

„Arme Lolo!“

Sie neigte sich sanft gegen ihn, streifte mit ihren Lippen seine Stirn und sagte:

„O, seien Sie mein Freund, theurer Friedrich! Sie wissen nicht, welchen Frühling Ihre Erscheinung in diesem, in meinem Winter mir aufgehen ließ. . . . Da drinnen in meiner Brust war Alles so hart, so eisig. Ihre Poesie, Ihr Blick, Ihr Wort schmolzen das Eis. Mir ist, als hörte ich es Stück für Stück Klugheit zerbrechen. Ach, wenn ich glauben dürfte, daß aus dem Boden, den ich schon als für immer durchfroren und verödet ansah, noch Blumen sprossen könnten!“

Es dunkelte in dem Gemache, denn der Abend war hereingebrochen.

Die Baroneß stand auf und zog den Freund

an's Fenster, von welchem aus man die Sterne hell über den vom Abendreif angeflogenen Wäldern funkeln sah.

„Wie sie da oben leuchten die ewigen Lichter,“ sagte sie. „Ewig klar, ewig schön, ewig unberührt von all dem Jammer und Wirrwar hier unten. Wer da wüßte, ob es ein Leben über den Sternen gibt.“

„Ja, wer das wüßte, Theuerste! Damit wären alle Räthsel unseres Daseins gelöst. Aber hätte dann dieses Dasein auch noch einen Werth? Nicht die Gewißheit, sondern das Streben und Ringen nach ihr bildet und baut die Welt.“

„Aber warum dieser rastlose Trieb unserer Seele nach Glückseligkeit, wenn uns nie die Erfüllung werden soll?“

„Frage die Sterne.“

„Sie geben keine Antwort.“

„Wer gibt sie?“

„Unser Herz . . . vielleicht . . .“

„Vielleicht, ja. Aber ob auch die richtige?“

„O, mein Freund, muß denn die Menschenseele verdammt sein, immer in der Wüste des Zweifels zu wandern?“

„Es scheint so. Aber gibt es in dieser Wüste

nicht köstliche Oasen, wo Palmen schatten und silberne  
Bronnen rauschen?"

"O, doch, und mir ist, als sei auch dieses ver-  
schollene Steingetrümmel zur Oase geworden."

"Siehst Du? Was also quälst Du Dich; liebes  
Herz? Ruhe Dich aus im Schatten der Palmen und  
trinke Labung aus dem reinen Quell."

Sie lehnte sich an ihn, sah ihn groß an und  
sagte tief erregt:

"Du sagen Sie, theurer Freund? Du sage  
ich, — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. O, eine  
Welt liegt in dieser Sylbe . . . . Das Du ist einer  
ewigen Verbindung Siegel!" . . . . .

Einer ewigen? — Arme Lolo!

### Drittes Capitel.

Der verirrte Dichter und der Hund Epikur. — Das Sans-  
fouci des Waldphilosophen. — „Bei Sanct Lucretius!" —  
Die Geschichte eines Freidenkers.

Die Freundin hatte beim Abschied den Dichter  
ängstlich und dringend gewarnt, auf den nächtlichen  
Waldwegen sich nicht zu verirren.

"Seien Sie unbesorgt, theure Lolo," hatte er

erwidert. „Ihre guten Wünsche begleiten mich ja, geleitende Genien. Wie sollte ich da fehlgehen können?“ . . .

Das war nun gesprochen, wie ein Poet zu sprechen pflegt, vielleicht wie ein liebender. Aber der Idealismus zog auch hier wieder gegen die Realität den Kürzern. Möchten immerhin den Dichter die guten Wünsche der Titanide als schützende Genien geleiten, er ging doch fehl.

Und das hätte auch Einem begegnen können, der aufmerkamer auf die mancherlei Verschlingungen der verschneiten Steige geachtet hätte, als Schiller, denn das vereinte Licht des Mondes und der Sterne war nicht kräftig genug, das Dunkel der schweren Fichtenschatten genugsam zu erhellen.

Es war jedoch heute nicht zum ersten Mal, daß der Dichter um diese Zeit von dem verschollenen Schloß heimwärtsging, und seines Weges sicher, wie er glaubte, überließ er sich sorglos seinen Gedanken.

Womit diese sich beschäftigten, brauchen wir kaum erst zu jagen.

Solo hatte sich ihm heute mehr geoffenbart, als bei früheren Begegnungen mit ihr, der Eindruck ihrer genialischen Persönlichkeit auf den Dichter war ein dieser Offenheit entsprechender.

einem großen Hund angesprungen, aber nicht in feindlicher Absicht, und voll Freude rief er aus:

„Ah, Epikur, Du bist's! Willkommen, hochwillkommen, mein gutes Thier!“

Der Hund mit dem philosophischen Namen umsprang webelnd und die Freudenlaute seiner Hundesprache ausstoßend den Verirrten, der sich lieblosend zu ihm niederbengte. Dann zottelte er mit der Klugheit seiner Race dem Dichter voraus, welcher seinem Führer ungeduldet folgte.

Nachdem er so ein paar hundert Schritte gegangen, schimmerte ihm beim Umbiegen um eine Felsengruppe zwischen den Baumstämmen hindurch Licht entgegen.

„Richtig, da ist ja die Stubelei meines Waldphilosophen,“ sagte Schiller. „Heute mag sie auch mir mit Recht ein Sorgenlos heißen. Orr, ein häßliches Gefühl, das Verirrtsein! Hätte ich doch ahnen können, daß ich mich einer befreundeten Stätte so nahe befände.“

Er ging über einen Steg, der ob dem unter seiner Eisdecke erstarrten Bache hing, und sah sich dann einem Holzhaufe gegenüber, welches, mit dem Rücken an die Halde gelehnt, recht gemächlich zwischen zwei Felsblöcke sich eingebettet hatte.

Unter der offenen Thüre stand, mit einer Lampe in der Hand, ein alter Mann, über dessen Schulter das Gesicht einer alten Frau neugierig blickte. Der Greis hielt die eine Hand schützend vor die Flamme der Lampe und so fiel das Licht derselben voll auf seine jovialen Züge, auf seine hohe, in eine Glase sich verflerende Stirne, auf schneeweiße, buschige Brauen und den stattlichen Silberbart, welcher auf ein braunes Lobenwammis herabfiel.

„Was, Sie sind's, Herr Doctor?“ rief er dem Kommenden freundlich entgegen. „Bei so später, nachtschlafender Stunde? Bei Sanct Lucretius, das hätte ich mir nicht träumen lassen, als mein alter Hund vorhin merken ließ, daß jemand um den Weg sein müsse.“

„Ich verdanke Ihrem guten Thiere vielleicht das Leben, mein alter Freund,“ entgegnete der Dichter, die dargebotene Hand des Greises drückend. „Ich hatte mich völlig verirrt, als mich Epitur fand und hieher leitete.“

„Ja,“ sagte der Alte, — „es ist Philosophie in dem alten Geschöpf. Nicht umsonst trägt es den Namen des weisesten aller Weisen . . . Aber willkommen in meinem Sansouci, herzlich willkommen.“



Nur schnell herein! Sie werden Wärme und Stärkung nöthig haben, werther Freund."

Und zu der alten Magd hinter ihm gewendet, welche das Alter taub gemacht, erhob er seine Stimme und befahl: „Geda, Anne Katharine, Feuer angezündet und Sorge dafür, daß unser Gast bald die flüßigen Flammen, gemeinlich Punsch genannt, zu kosten kriegt" . . .

Anne Katharine spytete sich und bald saß der Gast mit seinem Wirth in der holzgetäfelten Stube der Stiebele bei dem erwärmenden Getrånke. Sie saßen so bis spät in die Nacht hinein unter lebhaftesten Gesprächen. Die alte Magd war, nachdem sie dem Dichter sein Lager bereitet, zur Ruhe gegangen. Aber der Hund Epikur saß auf seinen Hinterbeinen gravitatisch den Männern gegenüber, als verfolgte er ihre Reden mit großem Interesse.

Die Stube unterschied sich im Allgemeinen nicht von den Bauernwohnungen der Gegend, wohl aber im Besonderen. Denn sie war, wie überhaupt die ganze Stiebele, welcher ihr Eigenthümer und Bewohner den Namen Sorgenlos gegeben, mit einem über häuerliche Ansprüche jener Zeit weit hinausgehenden Behagen eingerichtet. Es fehlte da nicht an einem plüschüberzogenen Kanapee und im Winkel des großen

Bachelofens stand ein sehr bequemer, lebergepolsterter Sorgenstuhl. An der Wand neben der Luchtsuhr ragte ein schmaler Bücherkasten auf, der nicht leer war. Hart vor einem der drei kleinen Fenster aber war eine Drechselbank angebracht und neben dieser ein mit allerlei Instrumenten bedeckter Werkstisch. Diese Abtheilung der Stube bildete die Werkstätte des alten Mannes. Hier verfertigte er die zierlichen Feinschmiedereien und schiff er die kunstreichen optischen Gläser, welche mitjammen ihm sehr reichliches Auskommen verschafften. . . . .

„Aber Sie müssen doch gestehen, lieber Herr Oberhard, daß die quietistische Weltanschauung, zu welcher Sie Sich bekennen, am Ende wenig Tröstliches hat. Sie läuft, bei Licht betrachtet, auf nichts Anderes hinaus als auf die Vorstellung, der höchste Endzweck des Menschen sei, ein Pflanzenleben zu führen.“

„Und wenn, lieber Doctor?“ entgegnete auf diese Bemerkung seines Gastes der Alte. „Das sollte untröstlich sein? Bei Sanct Lucretius, meinem Schutzpatron, ich leugne es. Gibt es eine ruhigere, schmerzlosere, frommere, friedlichere Existenz als die der Pflanzen? Mit nichten. Wie spricht Epikur, der Weise? „Freisein von Schmerz ist das höchste Gut.“

Wie erreicht man es? dadurch, daß man sich, wie seiner Leidenschaften und Begierden, so auch seiner Einbildungen entäußert. Glücklich der, welchem diese Entäußerung gelingt. Er weiß, daß dieser störende Traum in der seligen Ruhe des Nichts, genannt Menschenleben, eben weiter Nichts ist, als ein Traum, bestimmt, zuletzt einem ewigen Schlafe zu weichen.“

„Das gerade nenne ich untröstlich. Ihr Lebens-  
traum wäre ja gar nicht der Mühe werth, geträumt  
zu werden.“

„So ist es in der That. Er ist nicht der  
Mühe werth. Glücklich daher die Pflanzen, welche  
dieses Traumes gar nicht bewußt werden; aber auch  
glücklich der Mensch, welcher sich über die tausend  
Widersprüche seines Bewußtseins vermittelst des  
Humors hinwegzuhelfen weiß. . . Lassen Sie uns  
anstoßen, werther Freund. Es lebe der Humor, der  
den weisen Sokrates inspirirte, zu sagen, er wisse nur,  
daß er Nichts wisse.“

„Und Sie fühlen Sich also wohl und glücklich  
bei Ihrer Philosophie des Nichts?“

„Ei freilich. Sehen Sie mich doch einmal an!  
Stu ich nicht gesund, rüstig und heiter, meinen fünf-  
undsiebzig Jahren zum Trotz?“

Das lachende, von Gesundheit strotzende Gesicht

des alten Mannes bezeugte die Wahrheit seiner Worte.

„In der That,“ sagte Schiller. „Sie sehen glücklich und zufrieden aus. Aber dennoch, ich kann mir nicht vorstellen, wie der Mensch leben kann, ohne zu streben und zu ringen.“

„Das begreife ich,“ versetzte der Alte. „Sie sind jung, voll Feuer, Geist, Phantasie. Sie sind ein Poet. Ich kenne das, wenn ich auch nie Verse gemacht. Da wird Einem in der eigenen Haut zu enge. Man klagt wie Hiob, man empört sich wie Prometheus. Aber was hilft es? Wir sind Dickhäuter, wir können nicht hinaus. Ist es daher nicht das Klügste, sich in seiner eigenen Haut möglichst bequem einzurichten, bis die Stunde kommt, wo man schlafen geht . . . für immer?“

Der Dichter sah eine Weile nachdenklich in sein Glas. Dann sagte er:

„Sie müssen viel erlebt haben, werther Freund. Man kommt, scheint mir, nicht auf den gewöhnlichen Lebenswegen zu Ueberzeugungen, wie Sie haben. Wenn es nicht unbeschreiblich wäre, möchte ich Sie wohl bitten, mir Ihre Geschichte zu erzählen. Ich habe Grund, zu vermuthen, daß Ihre Lebenserfab-

rungen ein gutes Stück der Geistesgeschichte des Jahrhunderts enthalten.“

„Meine Geschichte wollen Sie hören, Doctor? Um, es ist lange Jahre her, seit ich mit irgend einem Menschen darüber gesprochen. Ich möchte auch nicht mit dem Nächsten Besten davon reden. Aber Sie haben mir ein lebhaftes Interesse eingeflößt, schon gleich, als Sie zum ersten Mal mein Sorgenloß betraten . . . Wohl, Sie sollen meine Geschichte haben; aber Sie dürfen nicht erwarten, einen spannenden Roman zu hören. Es ist nur die einfache, wenn auch nicht ganz gewöhnliche Geschichte eines Theologen, der aus einem Fanatiker ein Freidenker wurde.“

„Aus einem Fanatiker?“

„Ja, so sagt' ich. Ich war freilich kein Fanatiker im Styl der spanischen Inquisition, aber ich war fanatisirt für die Bibel, für das Lutherthum, für die Augsburger Confession.“

Schiller blickte neugierig fragend den Alten an. Dieser füllte die Gläser aufs Neue mit dem dampfenden Naß und begann also zu erzählen: —

„Vor fünfzig Jahren und zwei war ich Prediger einer der Gemeinden, welche in den Alpenthälern eines süddeutschen Erzstifts dem Lutherthum zuge-

wandt waren. Orthodor bis zum Zelotismus, war ich rastlos in der Erfüllung dessen, was ich für meine Pflicht ansah, und es gelang mir, meine Gemeinde mit dem nämlichen Feuereifer, welchen ich selber hegte, für den Bibelnachstabendienst zu erfüllen. Wir waren echte Lutheraner, das heißt gerade so hochmüthig und gegen Andersdenkende unbuldsam wie der Mönch von Bittenberg, welcher ja in seiner theologischen Unfehlbarkeit die Reformation, Deutschland, Europa um einer Sylbe willen, um eines „Hoc est“ willen unbedenklich aufs Spiel gesetzt haben würde. Wir sollten indessen bald erfahren, wie Unbuldsamkeit thut. Doch ließ ich für meine Person wenig davon mich aufsechten; im Gegentheil, ich hieß die Verfolgung willkommen, ich würde mich in meinem bornirten Fanatismus für glücklich gehalten haben, wenn mir die Blut- oder Feuertaufe des Martyriums zu Theil geworden wäre. Soweit kam es indessen nicht, obgleich ich es an Veranlassungen von meiner Seite nicht fehlen ließ. Man scheint aber die Ausbrüche meines Eifers für Anwendungen von Berrücktheit genommen zu haben und da hatte man wehlich nicht unrecht. . .

„Ein neuer Erzbischof hatte den Thron des Erzkaisers bestiegen, der Freiherr Leopold Anton von

Firmitan. Er war seinem Glauben eifrig zugethan und meinte unbedenklich Alles thun zu müssen, was ihm zur Verherrlichung seiner Kirche zu gereichen schien. Ich spreche, indem ich dieses erzähle, ohne alle Bitterkeit von dem Prälaten. Er war ohne Zweifel von seinem guten Recht vollständig überzeugt. Thun sich doch, so glaube ich, die Menschen überhaupt weit mehr aus Irrthum und Unverstand als aus bösem Willen all das tausendfache Leid an, worunter die Creatur leidet. . . . Der Erzbischof hatte in einer Stunde der Aufregung den Schwur gethan, er wolle die Keger aus dem Lande haben und sollten auch auf den Feldern nur noch Dornen und Disteln wachsen. Dieser Schwur wurde redlich gehalten, denn es fehlte nicht an Leuten, welche den Fürsten an die Heiligkeit seines Gelübdes erinnerten. Nachdem eine Reihe von Belehrungsmitteln, und in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, erfolglos geblieben, begann eine Reihe von Bedrückungen, die zuerst Einzelne über die Grenze trieben, dann, in gesteigertem und umfassenderem Maße angewandt, der gesammten protestantischen Bevölkerung nur die Wahl ließen zwischen Abfall und Auswanderung. Sie wählte die letztere.

„Wenn dreißigtausend Menschen plötzlich Hand,

Hof und Heimath verlassen, und aufs Ungewisse in die Fremde hinausziehen müssen, so kann das nicht ohne viel Jammer und Elend abgehen, vollends gar, wenn ein solcher erzwungener Auszug zur Winterszeit statthat. Ich mag von jenen Leiden nicht im Einzelnen reden, obwohl ich zu Klagen berechtigt wäre, da ich persönlich meinen redlichen Antheil daran hatte. Mein junges Weib, das ich so sehr geliebt, als nur immer ein Jelos außer seiner fixen Idee Etwas lieben kann, starb auf der Flucht, nachdem sie in einer elenden Sennhütte mit einem todten Kind niedergekommen. Noth, Kummer und Angst hatten die Katastrophe veranlaßt. Als ich die Gute, Liebevollste, in deren Gemüth nie der Schatten eines unreinen Gedankens Eingang gefunden und die jetzt so kläglich hatte enden müssen, starr und stumm vor mir liegen sah, als ich ihr in der Erde ein Grab grub, da fiel der erste Blitz des Zweifels in meine wahnunnachtete Seele. Warum sollen wir sein, wenn wir nur sind, um zu leiden? Diese Frage wurde der erste Ring einer Gedankenkette, die mich nicht fesseln, sondern befreien sollte. Der Prozeß meiner Emanzipation fing mit dem verzweiflungsvollen Schmerz eines Hieb an und endigte mit der heiteren Ruhe des Weisens



von Sargetos. Aber er vollzog sich nur sehr allmählig.

„Sobald wir Emigranten die Grenzen des Erzstiftes hinter uns hatten, wurde unsere Lage erträglicher. Unsere Glaubensbrüder im Reich nahmen uns mit herzlichster Gastlichkeit auf. Protestantische Städte und Fürsten, voran der König von Preußen, wiesen den um ihres Glaubens willen Vertriebenen Städten an, wo sie eine neue Heimath sich bereiten konnten. Die Abenteuer unseres Zuges, der sich nach und nach zertheilte, wie eben größere oder kleinere Genossenschaften da und dort Gelegenheit zur Niederlassung fanden, — waren mannigfaltige. Selbst am Reiz des Wunderbaren fehlte es nicht. Wenigstens waren wir, die wir unseren Auszug mit dem des Volkes Israel aus Egyptenland zu vergleichen liebten, leicht geneigt, manche überraschend günstige Wendung unserer Geschichte für ein Wunder zu nehmen. Später konnte ich nur mit einem Lächeln auf diese Wundersucht zurückblicken. Dagegen ist mir eine anmuthige Episode unserer Wanderchaft in fremdlicher Erinnerung geblieben. Ein schönes und braves Mädchen, eine Waise, war in unserem Zuge. Diese sah, als wir durch das Dettingische zogen, eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl und faßte eine

lebhafteste Zuneigung zu ihr. Er trat sie an und fragte sie, wie es ihr da zu Lande gefalle, und als sie zur Antwort gab: gar wohl, frug er weiter, ob sie bei seinem Vater in Dienst treten wolle. Sie bejahte und versprach, treu und fleißig zu dienen. Der Bürger von Altmühl war aber schon lange in seinen Sohn, der sein einziger war, gedrungen, daß er sich verheirate. Jetzt sagte der Sohn dem Vater, er habe sich eine Braut gewählt, eine Emigrantin. Gesiel jedoch diese Wahl dem reichen Manne schlecht und suchte er daher mit Beihilfe des Ortspredigers dem Sohn die Grille, wie er es nannte, auszureden. Der Sohn aber beharrte und bat, daß der Vater das Mädchen wenigstens sehen möchte. Und er holte die Fremdlingin herbei, die aber von der wahren Absicht des jungen Mannes noch Nichts wußte, sondern glaubte, man verlange sie nur zur Magd. Der Vater hinwieder war des Glaubens, sein Sohn hätte ihr schon sein Herz eröffnet, und da ihm die Schönheit ihres Mägdchens und die Sittsamkeit und Bescheidenheit ihres Betragens wohlgefielen, so that er an sie die Frage, ob ihr denn sein Sohn so ankünde, daß sie ihn zum Manne haben wolle. Der Jungfrau lang das wie Scherz und Spott. Sie sagte, es sei unfreundlich, sie zu foppen. Man hatte sie

zur Ragd verlangt und als solche wollte sie redlich ihre Pflicht thun; aber zum Gefopptwerden glaube sie sich zu gut. Und sie wollte ihr Bündelchen wieder aufnehmen und weggehen. Doch der Alte, dem dieß Bezeigen baß gefiel, blieb dabei, es sei seine Frage ganz ernstgemeint gewesen, und nun sagte ihr auch der Sohn, daß er sie in sein elterlich Haus gebracht, weil er ein herzlich Verlangen trage, sie zum Weibe zu haben. Das Mädchen stand eine Weile nachdenklich, blickte mit Erröthen auf den wackeren Jüngling und sagte endlich, falls es wirklich sein Ernst wäre, so sei sie hochzufrieden und sie wolle ihn halten wie ihren Augapfel. Darauf gab's eine fröhliche Verlobungsfeyer und ich war auch dabei. Die Geschichte ist, wie ich später erfuhr, aufgeschrieben und weitem bekannt geworden."

Der Erzähler hielt inne, um seine Lippen anzufeuerten. Dem Dichter aber ging diese in ihrer Einfachheit so rührende Episode aus der salzburger Emigrantengeschichte zu Herzen. Jahre nachher, als sein großer Freund Göthe diesen idyllischen Stoff mit Verlegung desselben in die Revolutionszeit, zu dem unübertrefflichen epischen Gedicht von Hermann und Dorothea gestaltete, kam ihm diese Winternacht-

stunde in dem einsamen Waldhause Sorgenlos lebhaft wieder zu Sinne.

Der Alte nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf: —

„Da am Ende Jeder von uns Emigranten sehen mußte, wie er unterkam, so zersplitterte sich natürlich unser Zug immer mehr. Ich wurde von meinen Wandergenossen getrennt und nach mancherlei Versuchen, mir irgendwo eine feste Existenz zu gründen, ins Sachsenland verschlagen. Ich führte das Leben eines wandernden Predigtamtskandidaten und Informators. Mitunter auch das eines Handwerkers, denn ich hatte Gelegenheit gehabt mir in meinen Jugendjahren eine nicht gemeine Geschicklichkeit in den Arbeiten der Drechselbank und im Schleifen optischer Gläser anzueignen. Endlich machte ich die Bekanntschaft des berühmten Protectors der Herrnhuter, des frommen Grafen Ludwig von Zinzendorf. Ich ging mit Eifer auf seine Ansichten ein, denn meine starre Orthodoxie war allmählig sehr brüchig geworden. Das verkümmerte Dogma des Luthertums erschien mir jetzt in einem ganz andern Lichte als damals, wo ich es für die höchste Ehre gehalten hatte, dafür zu leiden. Ich hatte inzwischen die Lehre Speners kennen gelernt und war

dadurch zum Pietismus belehrt worden. Stand dieser doch damals so recht in seiner Blüthe und gegenüber dem hölzernen Joche des lutherischen Buchstaben dienstes war diese Bewegung gewiß vollauf berechtigt; daß sie in unklarste Gefühlswelt verlaufen und den ganzen Wirwar separatistischer Schwärmer hinter sich herziehen mußte, lag freilich von Anfang an in ihrem Wesen.

„Hat man erst seinen gesunden Menschenverstand auf dem Altar der Sektirerei geopfert, so kann es nicht ausbleiben, daß man mit Begierbe an die confusesten Strebungen sich anschleßt. Zinzendorf zeigte mir das Ideal des Urchristenthums in seiner Stiftung zu Herrnhut und, gänzlich verblendet über den Unverstand, inmitten unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ein urchristliches Leben etabliren zu wollen, ward ich ein enthuflastisches Mitglied der Brüdergemeinde. Ja, eine Zeitlang ließ ich mich als ein rechtes Narrlein mit anderen Narrlein vom Bruder Ludwig am herrnhutischen Strid herumleiten . . . Zinzendorf besaß ganz unzweifelhaft eine lebhafteste Ueberzeugung von seiner Mission und vollführte sie mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit, mit einer außerordentlichen Energie. Aber ich machte die Bemerkung, daß diese Ueberzeugung eine fatale

Unterlage hatte, nämlich eine grenzenlose Eitelkeit, wie sie eben bei Schwärmern viel weniger selten ist, als man gemeinlich glaubt. Zinzendorfs Sucht nach Auszeichnung war unbändig und den Grafen konnte er vollends gar nie vergessen. Das ward mir ganz klar bei einer Szene, an die ich nie ohne Heiterkeit mich erinnern kann. Ich hatte den frommen Grafen schon auf mehreren seiner Missionsreisen als demüthiger Gehilfe begleitet, als ich mit ihm nach Löhningen kam, wo er sich, in Hoffnung auf eine protestantische Prälatnr in Württemberg, in die Reihe der Predigtamtsandidaten aufnehmen ließ. Bei seiner ersten Predigt vergaß er nun der apostolischen Einfachheit so sehr, daß er im schwarzen Sammetkleide mit langer Mantelschleppe, mit Ordensband und Stern auf der Kanzel erschien und sich durch einen Heibuden die Bibel nachtragen ließ. Ach, wie war das komisch! Damals schlug mich der Humor zum ersten Mal in den Nacken, aber der Schlag war noch nicht kräftig genug, um mir alle Schuppen von den Augen fallen zu machen.

„Die Missiönerei in Sachen des Herrnhuterthums jedoch hatte ich gründlich satt. Es war mir unter diesem ewigen Gefäßel der Lämmlerbrüderlichkeit doch gar so elend zu Ruche geworden. Das noch  
1856. XXIII Schiller. III 5

Gesundes in mir war, empörte sich gegen diese anempfundene Kränklichkeit. Ich trennte mich von Jünzendorf, begann wieder auf eigene Hand zu wandern und erhielt zunächst eine Informatorsstelle in einem berühmten holsteinischen Grafenhaus, welches mit dem frommen Adel in Norddeutschland, in der Wetterau, in Sachsen und Schlessen vielfach kirt war . . . . Bei Sanct Lucretius, wenn ich jetzt daran denke, wie fauer es sich alle diese Leute mit der Scheinheiligkeit werden ließen, könnte mir noch jetzt angst und bange werden. Das Leben dieser Menschen war um so mehr eine peinliche Selbstquäleret, als das gemüthliche Element, welches der Pietismus in seiner Ursprünglichkeit cultivirt hatte, bereits auch seinerseits in leeres Gepränge und todttes Formelwesen ausgeartet war. Wäre es nach diesen Leuten gegangen, so müßte die ganze Welt ein Carthäuser- oder Trappistenkloster geworden sein. Alle Fröhlichkeit, selbst die harmloseste, rechneten die strengen Pietisten unter die sündlichen Abiaphora und sie zählten zu diesen „Witeldingen“ besonders Gesang, Spiel und Tanz, Schanspiele, Gastgebote, Scherzreden, das Lesen von weltlichen Gedichten, ja sogar von Zeitungen. So ein echter und gerechter Pietist mußte bei jedem Schritt, den er machte, sich ängstigen, ob er auch nicht

unversehens in ein „Mittelbing“ hineintrete. Eine fromme Frömmlichkeit hörte ich in jener Zeit sagen, das Leben sei nur dazu da, um die Sterbekunft zu studiren . . . . In meinem Grafenhaus verband sich das kopfsteifste Adelsbewußtsein mit der frömmelnden Heuchelei zu einer recht wunderlichen Mischung. Die cynischen Sonderbarkeiten der Gräfin machten das Ding noch ärger. Es war unverbrüchliche Hausordnung, daß uns der Graf, bevor man zu Tische ging, eine unendliche geistliche Ermahnung vortrug; aber dabei galt es oft, auf die Zähne zu beißen, wenn man unterdessen die zwei Eichhörnchen, welche die Dame vom Hause stets bei sich trug und in ihrem Busen wohnen ließ, beständig aus dem Nieder hervor und wieder in dasselbe zurückschlüpfen sah. Auch hatte der Schooßhund der Dame, ein garstiger Mops, das Recht, während das Essen auf der Tafel umherzugehen und die Speisen zu beschmobbem und zu kosten“ . . . .

Schiller lachte laut auf über diese Mops- und Eichhörnchengeschichte.

„Bei Sanct Lucretius!“ fuhr der Alte fort, — „Sie haben recht, zu lachen. Aber man mußte das feierceremonielle und zugleich ängstlich andächtige Leben in jenem Hause selber mitgemacht haben, um die



ganze Lächerlichkeit dieser und ähnlicher Vorkommnisse zu fühlen. Ich hielt es nicht lange dort aus und folgte, schon wandelnd in allen meinen bisherigen Ueberzeugungen, aber doch noch zu muthlos, frischweg mit denselben zu brechen, gerne der Einladung des Oberhauptes der Separatisten in Frankfurt am Main, Andreas Groß, und seines Freundes, Friedrich Haug, an dem großen Bibelübersetzungswettbewerbzunehmen, welches damals zu Berleburg in der Wetterau, dieser Hochschule separatistischer Gräbels und Schwärmeret, im Gange war. Auf meiner Reise dahin war ich in Frankfurt Augenzeuge mancher sonderbarlichen separatistischen Ausschreitung. So habeten auf einer Mainfahrt der Sekte Männer und Frauen gemeinsam, sangen aber dazu ein geistliches Lied, welches Bruder Groß anstimmte. Im Uebrigen muß ich den Sektirern jener Zeit, der Wahrheit gemäß, das Zeugniß geben, daß sie sich von geschlechtlichen Verirrungen frei hielten. Wenigstens ich sah nichts Dergleichen. Auch in Berleburg nicht, wo es doch sonst an Unsinu aller Art nicht fehlte. Da wimmelte es von wunderlichen Heiligen und Inspirirten. Alle die Sekten, die sich allmählig aus der protestantischen Kirche herausgebildet hatten, waren an diesem Ort und in der Umgegend zu finden. Die

Befitzungen des wetterauischen Adels, besonders das gräflich wittgenstein'sche Gebiet, waren ein Asyl für alle Schwärmer im weiten deutschen Reich. Was gab es da für Erweckte! Einer toller als der andere. Aber am widerlichsten war mir der gleich einem Propheten verehrte Friedrich Rod aus Württemberg, der, wenn die Inspiration ihn packte, unter krampfhaften Zuckungen und pythischer Verdrehung des Kopfes seine apokalyptischen Orakelsprüche von sich gab.

„Damals lebte auch Johann Christian Edelmann, der nachmals als Arztleyer vielverrufene eifrige Wahrheitsfucher, in Berleburg. Er war ebenfalls Mitarbeiter am Bibelwerk, aber gleich mir gerieth auch er bald in verdrießliche Händel mit dem schlauen Gang, welcher für möglichst viele Arbeit möglichst wenig bezahlen wollte. Wir waren rasch Freunde geworden und zogen uns, nachdem wir mit Gang gebrochen, mitssammen in ein einsam stehendes Häuschen zurück, wo wir eine sehr idyllische, aber auch sehr arme Wirthschaft führten. Wir schliefen auf Laubpfählen, genossen die einfachste Kost und tauschten auf einsamen Waldgängen unsere Gedanken aus. Edelmann arbeitete damals an seiner Hauptschrift: „Moses mit aufgedecktem Anlitze,“ — an welcher Juden und Christen ein so gewaltiges Mergerniß

nehmen sollten. Ich meinstheils griff wieder zum Drechseln, Beinschnitzen und Gläser schleifen und ließ der inneren Umwandlung Zeit, sich zu bewerkstelligen. Edelmanns Freunde von nah und fern versahen ihn mit einem reichlichen Büchervorrath und so fehlte es auch mir nicht an geistiger Nahrung. Indessen merkte ich bald, daß ich in Sachen des Glaubens zu viele Enttäuschungen erlebt hätte, um überhaupt noch im Glauben Beruhigung finden zu können. Ich las die englischen Freidenker, aber ihr Deismus war im Grunde doch nur eine religiöse Wassersuppe, ungesalzen, ungeschmalzen. Sie gingen mit kritischem Geknurre um den heißen Brei des Vorurtheils herum; denselben auszuschütten wagte keiner. Auch Freund Edelmann wagte das nicht. Er konnte nur dieß und das kritisiren, höchstens verspotten; aber der Hauptfrage ging er scheu aus dem Wege.

„Nun such' ich Lösung meiner Zweifel an einem ganz andern Orte, bei den mittelalterlichen Mystikern. Ich las, was mir von den Schriften eines Tauler, eines Suso, eines Heinrich von Rörblingen, eines Nikolaus von Basel nur immer zu erlangen möglich war, und diese Gottesfreunde, wie sie zu ihrer Zeit genannt wurden, leiteten mich auf den rechten Weg. Sie, die tieffrommen, edelgestimmten

Männer, hatten in ihrem erhabenen Abscheu vor dem Kampfen der Eigenliebe und Parteilucht, in ihrer rastlosen Sehnsucht als das Höchste und allein Erstrebenswerthe die ungestörte, selige Ruhe in dem ewig sich selbst Gleichen gesetzt, in Gott.

„Die ungestörte, selige Ruhe, — das war das Gesuchte! Ich warf forschende Blicke um mich her und erkannte leicht, daß die Menschen weiter denn je von diesem Ideal entfernt wären. Diese Welt voll Eier, Neid und Haß nahm den Traum vom Leben so ernsthaft, als ob er, statt eine Spanne lang zu sein, ewig währe. Ein unbeschreibliches Gefühl der Verachtung wandelte mich an, wenn ich bedachte, um welcher Thorheiten und Nichtigkeiten willen die Menschen sich zerfleischten wie wilde Thiere. Aber bald gewöhnte ich mich, diesen wüthenden, nie von einem Waffenstillstand unterbrochenen Krieg Aller gegen Alle nur noch vom Standpunkt des Humors aus anzusehen. Glauben Sie mir, mein Freund, für Jeden, der sich auf diesen Standpunkt zu erheben vermag, ist das Leben, die Gesellschaft, die Weltgeschichte weiter Nichts als ein unterhaltendes Gaukelspiel. Man kann aber müde werden, vor der Bühne zu sitzen, denn unter anderen Namen wiederholt sich immer die alte Fabel des Stückes. Auch

ich wurde des Schauens und Lachens müde. Ich wollte des täglichen Anblickes sinnloser Szenen überhaupt entzogen sein, und da mir die Gegend hier bei einer früheren Durchreise um ihrer Abgeschlossenheit vom Weltgetümmel willen sehr gefallen hatte, zog ich hieher in den Wald, erkaufte mir ein Stück desselben und erbaute mir darauf mein Sorgenlos. Seither habe ich die Grenzen des Forstes niemals wieder überschritten, denn die alte Anne Raschne reicht vollkommen aus, meinen wenigen Verkehr mit der Welt zu vermitteln.“

Da der Alte schwieg, fragte Schiller:

„Also Ihre religiösen Kämpfe hörten auf mit der Aneignung des beschaulichen Quietismus der mittelalterlichen Mystiker?“

„Meine Kämpfe, ja. Denn die völlige Vernichtung vollbrachte sich ohne Leidenschaft. Nachdem ich einmal Gott als die Allruhe begriffen, hatten die Wahngelbde aller Sekten keine Bedeutung mehr für mich. Aber noch faßte ich die Gottheit als ein Außerweltliches, Jenseitiges. Zwei fromme Männer des vorigen Jahrhunderts, Jakob Böhme und Angelus Silesius, brachten mich weiter. Der tiefstimmige göttliche Schreier hatte als Resultat seines theosophischen Ringens, alle Gegensätze in Gott zu

vereinigten, bekanntlich den Satz gewonnen, das Welt-  
all sei Ein göttliches Leben, ein Offenbares Gottes  
in allen Dingen. Angelus Silesius führte in seinem  
herubintischen Wandersmann diesen Pantheismus  
weiter aus oder faßte ihn wenigstens klarer.

„Seine Anschauung wurde für mich die Brücke  
zur völligen Befreiung. Ich fand sie in Lucrez,  
dem genialsten Denker Roms, dem berebten Dol-  
metscher der Lehre des großen Weisen von Sargettos,  
von dem er so einzig schön gesagt:

Als darnieder er sah das Dasein liegen der Menschheit  
Jammervoll auf der Erd', erdrückt von der lastenden Gottsfurcht,  
Die vom Himmelsgewölbe ihr Antlitz offenbarend,  
Schauerlich anzuseh'n hinab auf die Sterblichen drohte,  
Wagt' es ein griechischer Mann zuerst, das sterbliche Auge  
Ihr entgegenzuheben, zuerst ihr entgegenzutreten.  
Und die mächtige Macht des Gedankens siegte; gewaltig  
Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls  
Und der verständige Geist durchschritt das unendliche Ganze...“

„Die Verse sind schön,“ bemerkte der Dichter,  
— „aber ich kann nicht absehen, wie sie zur Be-  
ruhigung des Gemüthes beitragen sollten. Sie  
scheinen mir mehr ein Ausfluß titanischer Empörung  
als bejauhnlicher Indifferenz zu sein.“

„Sie vergessen, lieber Freund,“ entgegnete der  
Alte, „daß man die Weltanschauung des Epikuros,

wie sie Lucretius darlegt, im Zusammenhang fassen muß. Was sagt der große Poet von den Göttern?

... Sie müssen durch sich und ihrer Natur nach  
In der seligsten Ruh' unsterbliches Leben genießen,  
Weit von unserem Thun und unseren Sorgen entfernt.  
Denn von jeglichem Schmerze befreit und befreit von Gefahren,  
Selbst sich in Fülle genug, nicht dürstig unseres Daseins,  
Rührt sie nicht unser Verdienst noch reizet sie unser Vergeh'n..."

„Das ist,“ meinte Schiller, — „nur eine leichte  
Verhüllung des nackten Atheismus, eine Aufhebung  
aller Religion. Denn Religion ist die Beziehung  
des Menschen zu Gott und umgekehrt. Diese Wechsel-  
beziehung leugnen, heißt sagen: alle Frömmigkeit  
ist nur ein Wahn.“

„Und ist denn die Frömmigkeit der ungeheuren  
Mehrzahl der Menschen etwas Anderes? Dreht sie  
sich nicht um den gemeinen Angelpunkt des Ruhens  
und Schadens? Ist nicht das liebe egoistische Ich  
ihr unverrückbarer Mittelpunkt? Wie erleuchtet da-  
gegen ist die Frömmigkeit, welche Lucretius predigt?  
Wie sagt er? : . .

Frömmigkeit ist das nicht, mit verhülletem Haupte sich oftmals  
Rund um den Stein zu dreh'n, und jeden Altar zu bestärmen;  
Hin sich zur Erde zu werfen, mit ausgebreiteten Händen,  
Vor den Bildern der Götter; mit Opferblute der Thiere  
Ihren Altar zu besprengen; Geläbb' an Geläbde zu reihen;  
Sondern: beruhigt im Geist hinschauen zu kön-  
nen auf Alles.“

„Aber,“ warf Schiller lebhaft ein, — „was sollte bei diesem absoluten Gleichmuth, nein, bei dieser trügen Gleichgiltigkeit herauskommen? Die völlige Versumpfung der Menschheit ohne Zweifel. Dazu aber kann sie doch wohl nicht da sein. Die Existenz der Gesellschaft ist vielmehr ein unaufhörlicher Entwicklungsprozeß. Sie entwickelt sich, im Guten und im Schlimmen, weil sie muß, d. h. weil sie einem unlösbar mit dem Dasein des Menschen verknüpften Gesetz der Thätigkeit gehorcht. Sie muß ihre Bahn wandeln, wie die Erde, wie die Gestirne die ihrigen rastlos gehen. Stillstand wäre Erstarrung, Versteinern, Tod.“

„Sagen Sie vielmehr Ruhe, Schmerzlosigkeit Seligkeit . . . .“

O unseliger Geist, o blinde Herzen der Menschen!  
 In welcher finsterner Nacht und unter welchen Gefahren  
 Wird dies Leben verbracht, der Moment! Es liegt ja vor Augen,  
 Daß die Natur für sich so heiß Nichts fordert, als daß wir,  
 Ist der Körper von Schmerzen befreit, des Geistes genießen,  
 Frohen Gefühls, entfernt von Furcht und jeglicher Sorge.“

Nachdem der alte Freidenker dieses Citat im Tone ruhiger Ueberzeugung vorgebracht, stand er auf und sagte mit gutmüthigem Lachen:

„Kommen Sie, junger Freund, wir wollen schlafen gehen; denn eine weitere Fortsetzung unseres



Gespräches könnte mich am Ende gar in den Verdacht der Profelytenmacherei bringen. Nichts kann mir jedoch fernere liegen, denn ich lasse, wie der große Fritz, gerne Jeden nach seiner eigenen Façon felig werden.“

Der Dichter, obgleich gastlich gebettet, schlief diese Nacht wenig. Die Erlebnisse des Tages, die Gespräche mit Solo und mit dem Alten hatten ihn aufgeregt. Auch der Bernhardskater fiel ihm ein und er mußte ihn unwillkürlich mit seinem heutigen Wirth vergleichen. Dieser suchte die Ruhe im Nichts, jener in Gott; aber beide Greise waren gleich menschen- und weltmüde und gebrauchten am Ende wohl nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Sache. Unser Freund jedoch war weder von dem Gläubigen noch von dem Ungläubigen zum Quietismus belehrt worden und sein Herz schlug voll und tapfer den Kämpfen des Lebens entgegen.

---

## Viertes Capitel.

Ein Brief, woraus der Leser erfährt, daß es hartnäckige Träume und starke Zauber gibt, worin ferner von Sanct Lavatus gehandelt und schließlich ein Stück Alpenwelt aufgerollt wird.

Spät am andern Tage schied der Dichter von dem alten Freidenker und Humoristen. Konnte er auch die Denkwelse desselben im Ganzen und Großen nicht theilen, ja widerstrebte sie entschieden dem warmen Enthusiasmus seiner Seele, so ward er doch auch wieder angenehm berührt durch die humane Sozialität des greisen Epikuräers, der hier in Waldeinsamkeit seiner Auflösung in die Elemente oder, wie der Mann sich ausdrückte, seinem Erwachen aus dem wunderlichen Lebensraum mit gleichmüthiger Gelteit entgegenfab.

Beim Nachhausekommen fand er ein Briefpaket vor, welches der Freund in der nahen Stadt, der seine ganze Korrespondenz vermittelte, geschickt hatte. Da war nun große Freude in der stillen Dichterklausel. Ein Brief von der Schwester Christophine wurde zuerst geöffnet. Alle auf der Solitude waren wohl auf. Der Vater habe, schrieb Christophine, den Fiesco gelesen und sich den Anschein gegeben, als müßte er über Manches darin bedenklich den Kopf schütteln.

Tage darauf habe er aber gelegentlich verlauten lassen, es sei doch wohl was an seinem Jungen, dem Fritz.

Beruhigt über die Zustände im elterlichen Hause, öffnete Schiller einen dickeleibigen Brief, dessen Adresse die Hand des Sammetdoctors verrieth. Der alte Herr schrieb aber nur kurz, Stuttgart stehe noch immer auf dem alten Fleck, Petersen und Kapff seien noch immer gleich durstig, auch habe sich, so viel er wisse, keine Madame und keine Ramsell um des entwichenen Poeten willen weder in Resenbach noch im Neckar ertränkt. Das beige-schlossene Schreiben, hieß es weiter, habe ihm Scharffenstein zur Besorgung übergeben.

Nach diesem beige-schlossenen Schreiben griff der Dichter mit freudiger Hast. Es war von William Raleigh und aus Genf datirt. Das Datum war aber schon mehrere Monate alt.

Der Amerikaner schrieb: —

„Der Traum ist zerstoßen, der Zauber gebrochen. Sagte ich, theurer Freund, nicht so zu Dir, damals unter der Klosterlinde von Lorch? Wohl, ich erinnere mich dentlich dieser Worte und ich erinnere mich auch, daß ich daran glaubte. Wie sich doch die Menschen belügen! Wenn ich Dir sage, daß der Traum zurückgekehrt und der Zauber mit verstärkter

Nacht wirksam geworden, wirfst Du vielleicht mit geheimer Befriedigung an die selbstgefällige Art und Weise zurückdenken, womit ich mir einst, Euch deutschen Träumern gegenüber, auf meine Männlichkeit und transatlantische Verständigkeit Etwas zu gute that.

„Triumphire immerhin. Ich gestehe Dir, ich war ein Thor, daß ich mich selber belügen wollte. Und wisse: ich lasse mich dahintragen von der Flut der Leidenschaft, ungewiß, wohin sie mich reißten wird.

„Ein Wort erklärt Dir Alles: — ich habe Lauretta wiedergesehen!

„Du weißt, in welcher widerwärtigen Stimmung ich das alte Schwabenland verließ. Ich wollte mir wo möglich diese Stimmung vermittelt einer Wanderung durch die Schweizeralpen, deren Schönheit mir Freund Sammetdoctor so verlockend geschildert, aus der Seele wischen, um dann in Gottesnamen als der alte ruhige Mensch über den Ozean heimzukehren. Aber es sollte anders kommen. Man entgeht seinem Schicksal nicht. Das ist sehr trivial, aber sehr wahr.

„In Zürich angekommen, ließ ich es mir, begierig nach Herstreunung, angelegen sein, die größte Merkwürdigkeit des Ortes kennen zu lernen, den berühmten Lavater. Ich hatte in Deutschland von der

Thätigkeit und Wirksamkeit dieses Exemplar-Christen, der zugleich ein Intimus Göthe's war, so viel gehört, daß es mich lebhaft drängte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen . . . Ach, mein Freund, ich fürchte fast, es geht uns mit den berühmten Menschen wie mit den gothischen Münstern Eurer Städte. Aus der Ferne gesehen, erfüllen uns diese, das gemeine Häusermeer weit überragenden Kolosse mit dem Gefühl der Ehrfurcht. Kommen wir ihnen aber näher und zuletzt ganz nahe, so finden wir gewöhnlich diese Riesenbauten aufs Häßlichste verunstaltet durch an sie angelebte schmutzige Trödelbuden und übelriechende Bontiken.

„Sanct Lavatus hat mich leider auch an diese Erfahrung erinnert. Er steht jetzt in der Blüthe seiner Jahre und seine feinen Gesichtszüge, seine lebenswürdigen Manieren sind sehr gewinnend. Er ist ein bedeutender Mensch, keine Frage, und seine Thätigkeit ist wirklich eine untrügelhafte, wenn auch in anderer Beziehung, als er sich einbildet. Wunderbar nämlich ist es, woher er die Zeit nimmt, das Alles zu thun, was er thut. Er steht seinem Amt vor, theiligt sich an gemeinnützigen Bestrebungen seiner Mitbürger, macht Verse, schreibt erbauliche und andere Bücher, treibt physiognomische Studien, briefwechselte

mit halb Europa und ist bei Allemdem höchst zugänglich und gesellig. Aber . . . nun, Du weißt, Abkunft, Erziehung und Ueberzeugung haben mich zu einem Christen gemacht, das heißt ich lebe des festen Glaubens, daß die Grundlehren des Christenthums, allen dogmatischen und hierarchischen Verunstaltungen zum Troß, groß und wirksam genug seien, um alle Stürme diejer und kommenden Tage zu überbauern — aber das Christenthum von Sanct Lavatus, bei aller Warmbrüderlichkeit und scheinbaren Toleranz des Mannes, ist mir viel zu ausschließlich und engherzig. Ich meine wahrgenommen zu haben, daß der berühmte Mann hinter der Maske des Humanisten immer wieder den Theologen sehr deutlich hervorblicken lasse. Zweifelsohne ist es ihm in Wahrheit unbegreiflich, daß, wie er sich ausdrückte, ein Mensch leben und athmen könne, ohne ein Christ zu sein, aber warum auch Anderen diese Unbegreiflichkeit mit aller Gewalt aufdringen wollen? Sobald ein Mensch in die fixe Idee verfällt, Gott habe ihn ganz spezifisch zum Gejäh der Wahrheit gemacht, wird er sich nicht lange von dem Hochmuth aller derer freihalten können, welche das Heil der Welt von ihrer eigenen subjectiven Ueberzeugung abhängig glauben. So auch Lavater. Zudem hat ihn der Weihrauch, welcher, nament-

1858. XXIII. Schiller. III. 6

Ich von Frauenhänden, tagtäglich mündlich und brieflich vor ihm angezündet wird, völlig berauscht. Seine Eitelkeit ist geradezu enorm und erschien, mir wenigstens, um so widerlicher, je toller sie den Mantel der Demuth umhängt. Man hat ihn so lange einen Apostel und Propheten genannt, bis er sich alles Ernstes für einen solchen hielt. Im Uebrigen hat er sich, wie ich glaube, den ersten Theil des evangelischen Spruches: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben!“ sehr gut gemeikt. Daher mag auch, vermuth' ich, seine Wundersucht keineswegs so ganz naiv sein, wie sie sich zu geben versteht. Das hinderte jedoch nicht, daß er von mehr als einem Koryphäen der mystischen Geheimnisse unserer Zeit greulich mystifizirt wurde, ohne sich dadurch von seinem Verkehr mit allen Wundermännern und Charlatanen, an denen die Gegenwart so reich ist, abwendig machen zu lassen.

„So ein Wundermann hatte auch kurz vor meiner Ankunft in Zürich diese Stadt besucht und unserem Sanct Lavatus den größten Respect eingefloßt. Er, der Wundermann, hieß es, sei ein sizilianischer Graf von den außerordentlichsten Kenntnissen in der Magie und nebenbei von ungeheurem Reichthum. Er habe viel mit Lavater verkehrt, diesen aber zu sehr sehr

wegwerfend behandelt und zu ihm gesagt: „Sind Sie von uns Weiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht.“ Dessenungeachtet konnte Lavater nicht müde werden, von dem Abenteuerer — denn ein solcher ist der Mensch sicherlich — zu sprechen und ihn zu preisen.

„Das geschah an Lavaters Tisch, in großer Gesellschaft. Zufällig hatte ich zum Nachbar einen Mann, der nicht mystereusfüchtig genug war, um des gesunden Menschenverstandes zu ermangeln. Er theilte daher, wie er mir sagte, keineswegs die Meinung Sancti Lavati über den Magier aus Sizilien. Die Beschreibung der Person desselben machte mich aufmerksam. Ich fragte mit größter Spannung nach mehr und immer mehr Einzelheiten, und was ich erfuhr, beseitigte in mir jeden Zweifel. — Der Sizilianer war kein Anderer als jener südländische Gejell, welchen wir, weißt Du? damals in der blauen Ente zu Omünd gesehen haben und der am selben Tage, wo Lauretta aus Gotteszell verschwand, die alte Reichsstadt verließ.

„Und sie, sie . . . Lauretta, war mit ihm in Zürich gewesen — als seine Tochter!

„Begreiffst Du Etwas von diejem Räthsel, theurer



Freund? Ich nicht. Aber das ist mir klar, daß ich das wunderbare Kind damals von dem Sizilianer aus dem Kloster entführen ließ. Sollte er wirklich Lauretta's Vater sein? Aber das ist ja demzufolge, was Du mir früher über die Herkunft des Mädchens angebeuret hast, kaum möglich. Oder ist er sonst ein Verwandter von ihr? Lauretta stammt ja mütterlicherseits auch aus Sizilien.

„Sie war mit dem Sizilianer häufig in Savaters Hause gewesen und hatte den züricher Propheten völlig bezaubert. Seiner Beschreibung nach konnte nur sie es sein, mußte sie es sein. Es lebt kein zweites solches Wesen. Außerdem hatte er einen Schattenriß von ihr genommen und sie für seine physognomische Portraitsgalerie zeichnen lassen. Er sprach von ihr mit einem Enthusiasmus, der mich alle Schwächen des Mannes vergessen ließ. Ich betrachtete kaum die aufgespannte, gefaltete, oratelnde Manier, womit er Lauretta's Schönheit und Gaben pries, ich lauschte mit angehaltenem Athem und — da merkte ich, daß ich das Mädchen noch immer grenzenlos liebe.

„Mein rationalistischer Nachbar äußerte sich weniger überschwänglich über dieses Thema. Er gestand zwar auch, er habe nie etwas Reizenderes gesehen

als dieses junge Mädchen, aber zugleich meinte er, das Kind sei leichtfertig genug, den Sizilianer bei den Wunderkünsten, womit derselbe gläubige Thoren kenne, zu unterstützen, und wäre es auch nur aus muthwilliger Freude an Pöffen und Schabernak. Dieß sagte er mir, um den begeisterten Herrn vom Hause nicht zu ärgern, ganz leise; ich aber war thöricht genug, mich darüber noch heftiger zu erbofen, als es Lavater gethan haben würde. Und doch zischte es wie ein Strahl eisigen Wassers in meine Blut, als mir der rationalistische Schweizer noch den Umstand mittheilte, der Sizilianer habe in Zürich die Bekanntschaft des excentrischen Herzogs von \* gemacht, von dessen Sonderbarkeiten ich schon in Deutschland gelegentlich dieß und das gehört hatte. Der Fürst, auf einer Schweizerreise begriffen, habe sich ganz auffallend gnädig gegen den Sizilianer und noch gnädiger gegen Lauretta erwiesen. In seinem Gefolge seien die Beiden nach den inneren Gegenden der Schweiz abgereist.

„Ich will Dich, lieber Schiller, mit Schilderung meiner Gemüthsbewegungen verschonen, welche aus dieser bedenklichen Neuigkeit entsprangen, und gebe Dir im Weiteren nur eine einfache Darstellung meiner Reiseerfahrungen. Sie sind Dir, dem Dichter,

vielleicht nicht ganz unwillkommen. Aber Bruderberg, Du solltest dieses wunderbare Land selber sehen. In mitten dieser Lieblichkeit, Pracht und Majestät habe ich die deutsche Naturseligkeit, wie sie aus Otthe's Werther blüht und duftet, erst recht verstehen gelernt.

„Ich verließ Zürich noch am Abend des Tages, wo ich im Hause Lavaters die erwähnten Aufschlüsse erhalten, — natürlich auf der Route, welche der Herzog von \* mit seiner Reisegesellschaft eingeschlagen. Ich ging über den Albis. O, was thut sich dem Auge für eine Herrlichkeit auf, wenn man den südlichen Abhang dieses Bergzuges, welcher längs dem anmuthvollen Zürichsee aufragt, herabsteigt. Der See von Zug ist wie die Expositionszene des erhabenen Alpenschauspiels. Als der erste Act mag der unvergleichliche Vierwaldstättersee bezeichnet werden. Auf diesem Boden da begreift man den Schwur im Rütli und Tells Schuß.

„Von der paradiesischen Landzunge von Weggö aus bin ich auf den Rigiberg hinaufgestiegen, welcher nach der Versicherung meines Gastwirths in Luzern eine großartige Rundsicht bieten sollte. Freund, das ist ein Punkt, wie es vielleicht keinen zweiten auf Erden gibt. Als ich mit meinem Führer bei der

Sennhütte nahe dem Gipfel oder Kulm, wie sie ihn nennen, angelangt war nach mehrstündigem Steigen, neigte sich die Sonne gerade dem Untergange zu und goß über das grandiose, vor meinen Augen entrollte Panorama ihren goldrothen Scheidegruß aus, über diese zahllosen Seen und Ströme, über die kolossalen Ruppen und Firne vom Säntis im Osten bis zur Jungfrau im Süden, über die Kette des Jura im Westen, über den Schwarzwald und die Felsenkegel des Hegau im Norden. Das grünte, glühte, leuchtete, funkelte allum — prachtvoll! glorios! Und der Zauber verschwand nicht mit der Sonne: die Dämmerung machte die Szene noch erhabener, noch feierlicher, und besonders war die Partie der glarner Alpen wundervoll. Ein rosenrother Duft wallte über die Schneefelder des Glärnisch, des Töbi und der Klariden hin, verschwamm langsam in den Aether und dann ragten die Bergkolosse weißgleißend, ungeheuren Gespenstern gleich, in die Nacht empor, die sich mählig über die Laube lagerte.

„Meine Seele war noch voll von dem Beschau- ten, als mich nach kurzem Schlafe das Alphorn zum Sonnenaufgang weckte. Hinausgeeilt in die Morgentühele, sah ich einige Minuten lang die Welt noch chaotisch dämmernd tief, tief unter mir liegen. Jetzt

rührte sich's im Osten, — ein blaßes Leuchten sprang auf am Saume des Himmels, verstärkte sich, wurde weißlich, gelb, grünroth, und nun kam mit einmal die Sonne in purpurner Majestät zwischen dem Säntis und dem Mütschenstock herauf, ließ ihre rothen Strahlen wie lohende Feuerpfeile von Kuppe zu Kuppe, von Firn zu Firn, von Gletscher zu Gletscher schießen und dann allmählig, wie sie selber höher stieg, an den Fels- und Schneewänden nterergleiten, bis endlich Land und Wasser, Berge und Thäler, Felser und Wälder in lachendem Morgenglanz dalagen, gebadet in Licht und Glorie.

„Bruderherz, wenn ich jemals dahin kommen sollte, an Welt und Leben zu verzweifeln, so will ich mich dieses Sonnenaufgangs auf dem Rigi erinnern. Ein Dasein, das solche Entzückungen bietet, ist am Ende unter allen Umständen werth, gelebt zu werden.

„Ich fand zu Brunnen am Vierwaldstättersee Spuren der Reisegesellschaft, die ich suchte. Sie deuteten nach dem Gorhard zu. Ich beschleunigte meine Fahrt. In Amsteg, am Fuß des berühmten Passes, erfuhr ich, daß die Gesuchten kaum eine Stunde vor meiner Ankunft daselbst von dort aufgedröhen seien. Raschellend beachtete ich kaum die Schönheiten meines Weges, bis mich, oberhalb Wasens, beim

Eintritt in die sogenannten Schöllenen die wilde Erhabenheit der Umgebung den Zweck meiner Gast fast vergessen ließ.

„Der Saumpfad hat Dich im Zickzack in eine ungeheurere, finstere Schlucht geführt. Ringsher scheint die Welt mit Granit vermauert. Du mußt den Kopf weit in den Nacken zurücklegen, um droben ein Stückchen Himmel zu erblicken. In Deinen Füßen schäumt, rauscht, wüthet die Reuß. Du fragst Dich: ist das der Eingang zu Miltons Höhle? Doch Du blickst noch um eine Felsdecke und dort schwingt sich vor Dir der rettende Steg, die Teufelsbrücke, über den tobenden Abgrund.

„Ich aber schrad freudig zurück.

„Denn auf der Brücke stand Lauretta und sah über das schmale Geländer hinweg in den brodelnden Schlund.

„Es ging gegen Mittag zu und da bricht das Sonnenlicht mit Macht herein in diese Höllenschlucht. In gewaltigen Stürzen wirft sich der Bergstrom von Fels zu Fels. Weiß von Schaum, blitzen die Strudel aus der Tiefe und der aufdampfende Wasserstaub wölbt, vom Sonnenstrahl getroffen, prachtvolle Regenbogen über dem wilden Getöse.

„Aber das sah ich nur so wie im Traum. Ich

beachtete auch nicht die zwei Begleiter Lauretta's, nicht das Gefolge, welches jenseits der Brücke mit den Saumpferden hielt: — ich sah nur sie.

„O, wie war sie so schön und hold! Sie war die Sonne, welche die Höllenschlucht mit Himmels-  
glanz erfüllte . . . .

„Doch verzeihe, theurer Freund, diese Phantasterei dem Lebenden. Erwinnere Dich der Zeit, wo Du die Laura-Oben dichtetest. Freilich, ich bin kein Dichter, aber steht nicht geschrieben, zuweilen breche die Poesie aus Jedem hervor wie die Thräne aus der Kebe im Lenz? . . . .

„Nur ein Rest von Mannesstolz hatte mich abgehalten, auf sie zuzueilen und ihr zu Füßen zu stürzen wie ein Toller. Als ich in gemessenerem Tone, aber gewiß verworren genug, meine Begrüßung vorgebracht, sah sie mich lange an, so wenig Ueberraschung blicken lassend, als verstände sich mein Kommen ganz von selbst. Ihre Antwort auf meine Ansprache klang nicht gerade abweisend, aber auch nicht einladend, — kurz, sie empfing mich wie eine Königin den Unterehan empfängt, welcher an die Stufen des Thrones tritt, ihr zu huldigen. Und ich ließ mir das ganz gerne gefallen. Glaubte ich doch

bei Alledem, in Lauretta's Miene den Ausdruck eines gewissen Vertrauens zu mir wahrzunehmen.

Sie stellte mich als einen alten Freund — und das Wort Freund betonte sie so liebenswürdig, daß es mich entzückte — den beiden Herren vor, welche mit ihr auf der Teufelsbrücke gestanden hatten. Während wir den Steig zum Urnerloch emporstiegen, betrachtete ich mit die Beiden und so thaten sie mit mir, der ihnen wahrscheinlich nicht sehr willkommen war.

„Der Herzog von \* ist ein hochgewachsener, blonder, blasser Mensch, denn ich kann nicht Mann sagen, da sein Gesicht mit dem außerordentlich feinen Teint und den nebelhaft blaßblauen Augen ein entschieden weibisches ist. Er ging in einer wunderlichen, halborientalischen Tracht, deren seitlängerische Barockheit gar nicht zu seinen sentimentalen Zügen stimmte. Ueberhaupt scheint er aus den tollsten Contrasten zusammengewürfelt, wie denn auch seine langen, starkknöchigen, muskelstarken Gliedmaßen gar nicht zu seinem weibischen Gesicht und seiner weiblichen Haltung passen. Er nahm einen Anlauf, mich sehr von oben herab zu behandeln, da ich ihn aber deutlich merken ließ, daß ich nicht der Mann sei, so etwas unterthänig hinzunehmen, wurde er sehr



artig, fast übertrieben. Lauretta bemerkte es und ihre Unterlippe zog sich verachtungsvoll zusammen. Dann lachte sie und sagte: „Durchlauchtiger Herr, das ist ein widerhaariger Republikaner von jenseits des Ozeans, der sich nicht so leicht in die Ehrfurcht hineinfindet, welche Ihre angestammten Unterthanen von Rechtswegen vor Ihrer erlauchten Person empfinden. Sie müssen ihm das schon zu gute halten.“ — „Madonna,“ entgegnete der Fürst, — „Ihre Winke sind stets Befehle für mich“ . . . Nicht nur aus dieser Antwort, sondern auch aus dem ganzen Benehmen des Herzogs gegen Lauretta konnte ich un schwer den Schluß ziehen, daß sie ihn beherrschte, wie sie von jeher ihre Umgebung beherrschte hatte.

„Der Conde Fenix — welcher ein abenteuerlicher Name! — war eben der Italiener aus der blauen Ente und brauche ich ihn Dir also nicht erst zu schildern. Mir fiel um so mehr auf, daß ihn der Herzog mit größter Höflichkeit, ja mit Ehrerbietung behandelte, da der Mann den Stempel der Gemeinheit so entschieden auf der Stirne trug. Lauretta ihrerseits benahm sich gegen ihn mit souveräner Königlichkeit, falls Du mir diese Wortbildung gestattet willst. Er rebete sie stets respectvoll mit Signora an, sie dagegen nannte ihn kurzweg Mon-

fierr; mitunter auch Conde, aber dieser Titel klang in ihrem Munde nur wie eine Verhöhnung desselben. Scharfen Blickes hatte der Wundermann bemerkt, daß Lauretta wollte, ich sollte zuvorkommend behandelt werden, und so überschüttete er mich mit Zubringlichkeiten in seinem sizilisch-französischen Kauderwelsch. Er machte auch wiederholt das Maurerzeichen, aber ich fand nicht für gut, es zu verstehen. Der Mensch war mit im höchsten Grade verdächtig und widerlich.

„Ah, welche Ueberraschung!“ rief Lauretta aus, als wir, aus dem Urnerloch hervorgetreten, plötzlich das reizende Urserenthal im hellen Sonnenschein vor uns liegen sahen.

„In der That, der Anblick dieses grünen, von blendenden Schneekuppen überragten Hochthals, durch welches sich die Reuß, bevor sie sich hauptsächlich in den Schöllenen Schlund stürzt, sanften Laufes schlängelt, ist eine der lachendsten landschaftlichen Ueberraschungen, die man sich denken kann. Wir verbrachten den Rest des Tages an diesem anmuthigen Orte, dessen reine Luft man mit Wollust einschlürft. Lauretta unterhielt sich fast ausschließlich mit mir, behandelte mich wirklich als einen Freund und war unbeschreiblich heiter und liebenswürdig. Aber gerade

diese Liebenswürdigkeit verleitete mich zu einer großen Dummheit.

„Du begreiffst leicht, lieber Schiller, daß mir viel daran liegen mußte, wenigstens einigermaßen über das Verhältniß Lauretta's zu dem Grafen und dem Herzog ins Klare zu kommen. Aber ich griff es sehr ungeschickt an, indem ich damit begann, zu ihr zu sagen: „Mein theures Fräulein, in welcher Gesellschaft mußte ich Sie wiederfinden!“ — Sie sah mich stolz an und versetzte: „Was geht es Sie an, mein Herr, wenn ich mir meine Gesellschaft wähle, wie es mir beliebt?“ Von diesem Augenblicke an war alle Vertraulichkeit zu Ende und Lauretta wies alle weiteren Annäherungsversuche von meiner Seite entschieden zurück.

„Wir übernachteten in Andermatt. Von einer ganz ungewöhnlichen, bleiernen Müdigkeit befallen, suchte ich am Abend mein Lager und erwachte am andern Morgen erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Lauretta und ihre ganze Reisegesellschaft war schon in aller Frühe fort, wie man mir sagte: Und sie hatte kein Wort, kein Zeichen für mich zurückgelassen. Der Kopf schmerzte mir, ich fühlte mich halb krank. Ein schlimmer Verdacht stieg in mir auf. War meine gestrige Müdigkeit, mein ganz

ungewöhnlich langer und tiefer Schlaf vielleicht nicht ganz natürlich gewesen?

Der Wirth konnte oder wollte mir über die Richtung der Reisegesellschaft Lauretta's keine Auskunft geben. Aber es konnte dieselbe, da sie nicht zurückgegangen, nur zwei Richtungen eingeschlagen haben: aufwärts zum Gipfel des Gotthard und von dort abwärts nach Italien oder aber das Urserenthal entlang dem Furkapasse zu. Im Dorje Hospenthal theilt sich der Weg. Dort sagte mir der Wirth, die Reisenden, nach welchen ich mich angelegentlich erkundigte, hätten den Weg nach Realp eingeschlagen, um von da über die Furka und Grimsel zu gehen. Wahrscheinlich hab' ich dem Manne ein zu voreiliges Vertrauen geschenkt. Schon die Beileung, womit er mir ein frisches Saumpferd antrug, hätte mich stutzig machen können. Aber ich ward es nicht, um so weniger, als Lauretta Tags zuvor davon gesprochen, daß sie das berner Oberland besuchen wolle.

So zog ich denn weiter, über Realp, die Furka hinan, hinein in die eigentliche Gletscherregion. Bei meinem Borrücken in derselben ist es mir sonderbar ergangen. Enthält die Luft, die man auf jenen den Dunst und Quart des Alltagslebens so hoch überragenden Höhen athmet, wirklich ein Element der

Befreiung, das Einem die Leidenschaften in der Brust schweigt und Schmerzen und Kummer von der Seele löst? Ich muß es wohl glauben. Die Größe, die erhabene Stille dieser Natur läßt auch das größte Menschenleid klein, so unbeachtenswerth klein erscheinen und weist den lärmendsten Tumult unserer Gefühle und Wünsche nicht rauh gebieterisch, aber dennoch unwillkürlich zur Ruhe. Als ich das Urserenthal verließ, haberte ich mit Gott und der Welt und mit mir selber und fühlte mich höchst unglücklich. Nachdem ich einen Tag in der wundervollen Wildniss gewandert, kam ich mir vor wie über Alles, was mich quälte, wie über mich selbst hinausgehoben.

„Ich stieg von der Höhe der Furka hinab zum Rhonegletscher, dessen ungeheure Massen vom Galenstos herabstürzen, eine im Sturz erstarrte Flut. Die kaum geborene Rhone überschreitend, kamm ich die jähe Matenwand hinan, ging über die beschneite Grimsel und herbergte im Grimselhospital. Sieh, Lieber, das ist ein Sarg aus Granit, Eis und Schnee, der keinen Ausgang zu bieten scheint. Da ist das Leben erstarrt und der Winter sagt verächtlich zum Sommer: Hier biet' ich Dir Trost, — komm an!

„Folgenden Tages hinab mit dem jungen Aarestrom in das Haslithal, das wie eine ungeheure

schwarze Furche zwischen himmelhohen Bergkolossen sich hinwindet. Bei der Handek donnert die Aare hinab in einen schwarzen Felsenrichter, in dessen Schlund der Blick schwindelnd sich verliert. Und von seitwärts her wirft sich der wilden Tochter der Finsteraarhorn- und Schreckhorn-gletscher der silberhelle Aarlibach in den Abgrund nach, daß ihre Wasser im Sturze sich vermischen bis sie an den Felszacken zu Atomen zerstäuben . . . Ist das nicht wie Liebe? wie meine Liebe? Gilt ich nicht mit Hast einem Wesen nach, wild, launisch, strudelnd wie die junge Aare, um vielleicht an ihm und mit ihm zu Grunde zu gehen? . . . Ach, einlullen wohl kann die Natur die Dämonen in der Menschenbrust, aber sie tödten — nimmer!

„Bei Meyringen, wo von allen Höhen Sturzbäche rauschen, springt auch der gloriose Reichenbach sein gewaltiges Silbertau aus einer Schlucht hervor, daß es blendend in der Luft hängt. Dort hinauf zum Rosenlaug-gletscher mit seinen wunderbar gestalteten blaugrünen Eiszotten. Dann hinab nach Grindelwald. Auf dieser Szene, deren gigantische Coullissen das Wetterhorn, die Biescherhörner, der Eiger und zwei bis zur Thalsohle herabsteigende Gletscherströme bilden, erlebt' ich das unbefreibliche Schauspiel eines Gewittersturmes in den Hochalpen. Laß mich

schwelgen darüber. Ich sage nur: mir klangen bei diesem Erlebnis die Donnertöne des 29. Psalms bebend in der Seele nach.

„Von Grindelwald aus wieder bergauf zur Bengernalp. Aus den Abgründen kochten die Morgennebel auf und zerschellten an den Eiskirnen der Bergriesen. Die Sonne brach triumphierend hervor, als ich oben bei der Scheibed angelangt. Sie hatte sich entschleiert, die Königin der Alpen, und da stand sie vor mir, über allen Ausdruck klar und herrlich in ihrer ewigen Schönheit, die Jungfrau! Ein Bild, das, einmal in seiner ganzen Vollpracht gesehen, nie wieder in der Seele erlöschen kann. Du siehst geblendet, starrst entzückt, staunend, sprachlos hinüber auf die Silberhörner und bläulichen Gletschergehänge, da horch, ein Donner! Und doch ist der Himmel rein und wolkenlos. Strenge Dein Auge an. Siehst Du dort aus einer der Eisschluchten des Berges ein silbernes Gefäße hervorbrechen? Ist es ein Sturzbach, der thalwärts geht? Er verschwindet, — er fläubt weiter niederwärts wieder hervor — ein Donnerschlag, dumpf nachrollend — aus hundert Klüften antwortet der Widerhall, wie der Chor einer aeschyleischen Tragödie — Du hast eine Lawine fallen gesehen und donnern gehört!

„Du mußt Dich endlich mit Gewalt losreißen,  
um niederzusteigen ins Thal von Lauterbrunnen. Ja  
wohl, lauter Brunnen! Wie das plätschert und stürzt  
und klingt von allen Berghalben! . . . Beim gast-  
lichen Pfarrherrn des Thales hielt ich Raft. Sein  
Haus steht der schwindelnden Felswand, von welcher  
der Staubbach herabflattert, gerade gegenüber. Da war  
wenige Tage vor mir ein Reisender aus Dänemark  
eingekehrt und hatte in das Gedebuch des Predigers  
eine Schilderung des Staubbaches in deutschen  
Versen geschrieben. Sie ist nach meinem Gefühl  
vortrefflich. Ich schrieb sie für Dich ab und hier  
hast Du sie: —

„Wie wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Raft-  
baums  
Bielgeschlängelt, in wechselndem Schwung das Wimpel her-  
abschweift,  
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Serringel,  
Fallend und wiedergehoben, ein Spiel des scherzenden Sephyrs,  
Immer wenn kaum es die Welle berührt mit der züngelnden  
Spitze,  
Zuckt es zurück, flammt schollernd empor und flattert am  
Himmel:

Also schwebt in der wehenden Luft der ätherische Gießbach  
Mannigfaltig bewegt, vom Rande der ragenden Felswand  
hochabwallend, gefangen im Fall, nun hierhin und dorthin  
flatternd, ohne den Grund mit dem flutigen Schweiß zu  
berühren.



Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entzogenes Meer-  
 schwall,  
 Hoch in der Mitt' ein Gewöll und unten ein weißlicher Nebel,  
 Dann in der Tiefe hinab des hundertflafrigen Jähfalls  
 Ebt sich die Woge veräunet zur Wolf und verdunstet als  
 Rauchdampf.  
 Nur hoch oben donnert er stets und droht in dem Herzug  
 Alles mit reißender Flut zu verschwemmen; allein es verwanbelt  
 Sanft sich in Milde die Wuth und er nezt standregnend das  
 Hüglein,  
 Daß auch die zartesten Kräuter des Frühlings unter ihm  
 aufblüh'n" —

„Aber so Großes und Prächtiges mir auch die Alpen schon gezeigt, ich war noch lange nicht von ihrer Schönheit gesättigt. Ich dürstete, ihre geheimsten Reize zu erblicken, die sie fernab vor dem Blicken derer birgt, welche nur die gewohnten Touristenpfade treten. Mich verlangte nach einer echten und gerechten Gletscherfahrt. Zwei Gletschjäger, nachdem sie mich prüfenden Blickes gemessert, ob meine Stiefel so einem Gange auch gewachsen seien, erboten sich, mich wohlbehalten über das Eismeer zu bringen, welches zwischen dem Lauterbrunner- und dem Lauterthal lastet.

„Noch funkelten die Sterne am Himmel, als wir in der Morgenfrühe von Lauterbrunnen aufbrachen. Am Schmadribachsturz vorbei, einem der herr-

höfsten der Schweiz, geht es bergan, mächtig, dann steiler, bis zur Moräne des unteren Tschingelgletschers. Weißt Du, wie es Einem wird, wenn man zum ersten Mal über einen Gletscher wandert und über die grünblau klaffenden Schrüde springt, in welchen tief unten die Gletscherbäche in der Finsterniß tosen? Es ist Einem zu Ruche, als wandelte man über einen gefrorenen Orlan. Anfangs gar nicht sehr heimelig. Du mußt Dich erst mit diesen ungewohnten Löhnen, mit dem Getraße des Eises, mit dem hohlen Gebrause der darunter strömenden Wasser befremden. Dein Auge muß schwindelfrei, Dein Fuß fest sein; dann hat es, bei hellem Wetter und mit einem zuverlässigen Führer an der Seite, keine große Gefahr.

„Wie mit einem ungeheuren Schwung wirft der obere Tschingelgletscher seine Eismassen auf den unteren herab. Da geht es, einige tausend Fuß hoch eine völlig senkrechte Felswand emporzuklimmen. Das ist der Tschingeltritt. Ich erklärte das Unternehmen für unmöglich. Dennoch zeigten mir meine Führer die Möglichkeit. Das Klimmen begann. Bei allen Söhnen! glaube mir, lieber zehn Schindeln mitmachen, als noch einmal dort hinaufklettern. Da hängt Du zwischen dem Himmel droben und dem grün heraufblühenden schneelosen Eispiegel drunten. Schanz

nicht hinunter, Du schaust in den Tod. Und doch kannst Du nicht anders. Aber lege Deine ganze Willenskraft in Füße und Alpstock, stemme Dich fest an — ein Fehltritt und kein Gott hält Deinen zerschmetternden Sturz auf.

„Als wir den Rand des oberen Eisingelgletschers, dessen kolossale, wildbizarr auf einander geschichteten Eisblöcke vom Staub des von den Winden zerriebenen Gesteins schwarz gefärbt waren, erreicht hatten, ruhten wir aus und schauten uns um. Wie glühten sie prachtvoll in der Morgensonne, die Rippen des Eisingelhorns, des Breithorns, der Jungfrau und alle die gloriosen Kolosse! Tief ergriff mich die Poesie in dem Ausdruck des älteren Führers, das seien die Leibgrenadiere des Herrgotts.

„Weiter, weiter hinein ins Allerheiligste der Wildniß! Du bist darin, wenn Du über den Blaulisalpgleitscher hinschreitest. Sanft abgedacht, steigt er in einer Länge von etwa drei Stunden hinan. Felscher Schneefall hatte seine Eismassen mit einem blühenden Weiß überzogen. Die Blendung der von der Schneebede zurückprallenden Sonnenstrahlen vermag die Sehnerven zu lähmen. Schlage daher das schleierartige Tuch vor das Gesicht und läste es nicht zu oft, um immer und immer wieder die Prachtjäulen

dieses Riesendomes, welchen Du durchwandelst, anzunehmen. Aber Du kannst nicht anders. Du mußt Dir das unbeschreibliche Bild von erhabener Wildheit und einsamer Majestät in die Seele prägen, welches zwischen der Blümlisalp, dem Spaltenhorn, Doldenhorn, Zackhorn, Schildhorn, Balmhorn und Altels Deinen Blicken aufgerollt ist.

„Auf der Höhe des Gletschers standen wir zehntausend Fuß hoch und drüber ob dem Meeresspiegel. Berge, die, von drunten angesehen, den Himmel zu tragen scheinen, lagen ganz unansehnlich unter uns, indem sie kaum mit ihren höchsten schneebedeckten Spitzen über den Gletschervorhang aufragten. Was für Strapazen hatte es gekostet, so hoch zu klimmen! Aber die stahlkräftige Luft hier oben, welche die Lungenflügel bis zum Bersten weiter, läßt keine Ermattung aufkommen. Du fühlst Dich so leicht, so froh und frei wie die Gemsheerde, welche dort drüber an der Wand des Zackhorns mitten zwischen Eis und Schnee einen Grasplatz gefunden hat. Ganz eigenthümlich imponirend und ergreifend ist die Stille; das erhabene Schweigen dieser Regionen. Nur zuweilen wird es unterbrochen durch einen heiseren Schrei und ausblickend siehst Du einen Adler ober

Lämmergeier majestätischen Flügelschwunges über die prachtvolle Debe hinstreichen.

„Meine Führer machten mich noch auf einen schmalen Grat aufmerksam, von dessen Scheitel man hinausziehe nach Deutschland und Frankreich. Ich kletterte mühselig hinan. Der von der Mittagssonne aufgeweichte Schnee löst sich bei jedem Tritt unter den Füßen, rollt mit wachsender Schnelle abwärts, ballt sich, schiebt immer größere Massen vor sich her, und wenn Du Dir getraust, in die gährenden Schlünde zu blicken, siehst Du brunten die donnernde Lawine auf Eisblöcken zersellen. Droben sah man wirklich weit hinaus in die Lande. Die dunkeln Streifen dort seien der Schwarzwald und die Vogesen, sagten meine Begleiter. Aber von solcher Höhe herab gesehen, verschwimmen Formen und Farben zu grauen und braunen Massen . . . . O, wie so tief und weit lag die Welt unter mir! Sie muthete mich an wie eine halbvergeffene Melodie, wie ein Lied, von welchem man nur noch einzelne Worte und Klänge in der Seele hat.

„Der wildverworrene Gletscher, welcher zwischen das Doldenhorn und Zackhorn eingeklemmt ist, bildet die Grenzschleibe des Blümlisalp- und des Randerngletschers. Seitwärts des letztern flogen wir, nach-

dem wir den ganzen Tag in der Gletscherwelt verbrachten, wieder zu Thale, hinab nach Randersteg. Von da machte ich an den folgenden Tagen noch Ausflüge in das Gasterthal, in dessen lieblich grüne Matten herab ringsher aus vergletscherten Felswänden silberne Bäche springen, wie aus Himmelsböden, — und in das Deschinenthal, in dessen mit allem Zauber heiligster Vergeinsamkeit geschmücktem See Dolbenhorn und Blümlialp ihre Schnee- und Eisfelder spiegeln. Dann ging ich über den Gemütpaß ins Wallis hinüber und hinab an den schönen Leman.

„Es ist sehr seltsam! In dem Maße, in welchem ich mich wieder den Wohnstätten der Cultur näherte, regte sich auch wieder mehr und mehr die Leidenschaft in mir. Ich hatte in Montreux und Vevey, auf meinem Wege nach Lausanne, Spuren von Lauretta und ihrer Reisegesellschaft gefunden. Sie mußten, vermuthete ich, vom Urjerenthal aus zwar über die Furka, aber nur bis zum Rhonegletscher und von dort das Wallis hinabgereist sein. Ich verfolgte die aufgefundenen Spuren mit brennender Sehnsucht. Sie leiteten mich hieher nach Genf. Das Resultat meiner Nachforschungen ist, daß Lauretta unzweifelhaft hier war. Aber wo ist sie jetzt? Der Faden ist wieder gerissen . . . .

„Eine sehr unsichere Vermuthung läßt mich annehmen, die Gesuchte sei das Arvetthal hinauf nach Chamounix gegangen. Ich werde mich heute noch dahin auf den Weg machen, denn ich will und muß sie noch einmal sehen, und wäre es zuletzt auch am Hofe des Herzogs von \*.

„Nenne mich einen Thoren, theurer Freund, aber laß' mir die Hoffnung, daß ich Lauretta wieder finden werde . . . Ach, ich kann nicht, wie Ihr Dichter thun könnt, über meine Leidenschaft mich erheben, indem ich sie zu einem künstlerischen Object mache, — ich muß sie durchleben, weil ich wie ein einfacher Sterblicher darin befangen bin . . . Ob meine Beharrlichkeit vergeblich sein wird? Es kann, es darf nicht sein! Steht nicht geschrieben, daß die Liebe Alles überwinde? Die Götter geben's!“ . . .

---

## Fünftes Capitel,

worin das alte und doch immer neue Thema vom Scheiden und Wieder kommen wieder einmal variiert wird.

Ueber den Wäldern glühte der Abendhimmel eines heißen Julitages. Golden schimmerte es im Westen und die mächtig niederstehende Sonne warf

zwischen den Wipfeln und Stämmen hindurch tothfunkelnde Lichter auf das üppige Moos- und Epheugrün des Bodens.

Es ist um diese Jahreszeit sehr still im Walde. Die junge Vögelbrut hat das Singen noch nicht gelernt und die älteren Waldsänger ruhen sich von den Sorgen und Nöthen der Begründung und Erhaltung eines Haushaltes aus. Sie haben das Ihrige gethan, ihre Jungen sind flügge, sie können sich daher jetzt mit stiller Beschaulichkeit dem Federnwechsel, genannt Mause, überlassen. Das ist in der Welt der Vögel die Bade- und Curiaison, weshalb man ihnen die Vernachlässigung ihrer musikalischen Pflichten zu gute halten muß.

Ueber das Moos glitt ein reizender Frauenfuß, welcher gemeinschaftlich mit seinem Zwillingbruder die anmuthige Gestalt Lolo's trug. Sie war von dem verschollenen Schloß herabgestiegen, nachdem sie der greisen Freundin mit einer Resignation, die nicht ganz natürlich war, gesagt hatte: „Ich gehe, um Abschied zu nehmen.“

Sie verfolgte einen auf dem weichen Moos kaum sichtbaren Pfad, welchen sie schon oft gegangen sein mußte, denn sie war über die Richtung nie einen Augenblick im Zweifel. Mit der einen Hand den



Ganz ihres langen weißen Kleides emporhaltend, schritt sie rasch dahin und gelangte zu einem jener traulichen Walbverstecke, wie der Instinkt der Liebe sie so leicht und häufig findet.

Ein von Brombeer- und Ephenranken überspannener kleiner Bach umzog im Halbbogen eine Anschwellung des Bodens, welche von malerisch geformten Felsblöcken eingefast war. Zwischen dem Gestein wuchsen wilde Haselsträucher, Birken und Buchen und schlossen so das Plätzchen mit seinem üppigen Moosteppich von der Welt ab, das heißt von der Waldwelt, denn eine andere gab es weitum nicht.

Auf dieser heimlichen Stelle angekommen, ließ Lolo die großen dunkeln Augen suchend umhergehen. Sie fand sich aber ganz allein in der Stille. Kein Lüftchen regte die Wipfel. Nur zuweilen klang fernab der Schrei eines Hähers oder das Schnabelgepöck des Spechtes oder der kurze surrende Pfiff des Storchs.

Lolo hatte sich am Ufer des Baches niedergesetzt, wo er, unter seiner grünen Laubhülle hervorkommend, klar über braune Kiesel hinmurmelte, als wollte er sagen: Kühle Dich!

Sie verstand die Einladung und hielt zunächst die Hände in das helle Raß. Dann entledigte sie sich

der Schuhe und Strümpfe und plätscherte mit den allerliebsten weißen Füßchen träumerisch in dem kühlen Wasser.

Das war allerliebft anzusehen. Aber die innere Unruhe ließ sie des kindlichen Spieles bald wieder satt werden. Wer sie beobachtet hätte, wie sie Strümpfe und Schuhe hastig wieder anzog, hätte seine Freude daran haben können, denn alle ihre Bewegungen verrathen jene jungfräuliche Züchtigkeit, welche ein edles Weib auch in tiefster Einsamkeit stets bewahrt und welche sich so schön von jener bewußten, wo nicht kokett zur Schau gestellten, Sittsamkeit der Bräuerie unterscheidet.

Solo verließ ihren Sitz am Bache und setzte sich weiter oben auf einen mit Moos und Epheu belledeten niedrigen Fels, den die Natur in einer von ihren tausend Launen so gestaltet hatte, daß er wie gemacht schien, nicht einer, sondern zwei Personen zum Ruheplatz zu dienen.

Sie lauschte gespannt über den Bach hinüber, als hätte sich dort der Fußtritt des nahenden Freundes gereg. Aber es war für jetzt eine Täuschung.

Nun zog sie ein Papier aus dem Busen und durchflog die darauf geschriebenen Verse. Sie kannte

dieselben längst anwendig, aber ihr Auge wollte ich an den geliebten Schriftzügen weiden.

Sie las das Gedicht zu wiederholten Malen, erst leise, dann laut, als müßte ihre Aufregung sich Luft machen.

Es waren glutvolle Strophen, welche nicht in den Werken des Dichters stehen, obgleich sie ursprünglich zu einem dort mitgetheilten Gedicht gehören: —

„Des wollustreichen Giftes voll, — vergessen,  
 Vor was ich zittern muß,  
 Wag' ich es, stumm an meinen Busen sie zu pressen,  
 Auf ihren Lippen brennt mein erster Kuß.  
 Wie schnell auf sein allmächtig glühendes Berühren  
 Wie schnell, Geliebte, floß  
 Das dünne Siegel ab von übereilten Schwüren,  
 Sprang Deiner Pflicht Tyrannenfette los!  
 Jetzt schlug sie laut, die heißersehnte Schäferkande,  
 Jetzt dämmerte mein Glück —  
 Erhörung zitterte auf Deinem brennenden Rande,  
 Erhörung schwamm in Deinem nassen Blick.  
 Mir schauerte vor dem so nahen Glück  
 Und — ich errang es nicht.  
 Vor Deiner Gottheit taumelte mein Muth zurück,  
 Ich Rasender, und ich errang es nicht!  
 Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entsetzen,  
 Wenn mich Dein liebevoller Arm umschlang?  
 Weil Dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,  
 In freude Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Geseze heilig prägen,  
 Des Zufalls schwere Missethat geweiht?  
 Rein -- unerschrocken trotz' ich einem Bund entgegen,  
 Den die erröthende Natur berent" . . . . .

Solo hielt inne, ließ das Papier fallen und  
 sagte mit einem bitteren Lächeln:

„Eine Phantastie, was weiter? . . . Er hat  
 mich stets nur mit der Einbildungskraft geliebt. Lange  
 verbarg ich es mir vor meinen innersten Gedanken,  
 ich Thörin, aber die Wahrheit schrie doch zuletzt so  
 laut in mir — und in ihm, daß der Selbstbetrug  
 nicht mehr vorhielt . . . Jetzt geht er, seinem Ge-  
 schick entgegen, seinem Ruhm, — wie dürft' ich ihn  
 halten wollen? . . . Der Frühlingsblüthentraum ist  
 verwelkt in der Sommerschwüle und vor meinen Ohren  
 klingt wieder das alte, ewige Entsagungslieb, daß  
 wir Frauen nur da seien, zu lieben, zu leiden und  
 zu schweigen.“

Sie barg das Antlitz in den Händen, ver-  
 sank in eine schmerzliche Träumerei und beachtete es  
 nicht, daß jenseits des Baches das Gebüsch raschelnd  
 auseinander gebogen wurde und in der Oeffnung  
 Schiller erschien.

Erst als er, das Wasser überschreitend, sie be-  
 grüßte, schaute sie auf und wurde seiner gewahr.

Sie stand auf und trat ihm mit jener Außerlichen Fassung entgegen, unter welcher gerade leidenschaftliche Frauen den Sturm ihrer Gefühle vor einem weniger tief dringenden Auge oft glücklich zu verbergen wissen.

Der Dichter war freudig bewegt.

„Wie schön Sie sind in diesem grünen Vest, theure Solo!“ sagte er. „Wenn ich Sie so ansehe, fühle ich erst recht, was ich verlieren soll. Die neidisch ist doch das Schicksal! Aber ich kann weder noch darf ich seinem strengen Willen widerstehen. . . . Es ist heute ein zweiter Brief von Dalberg eingelaufen. Die Bedenkllichkeiten des Freiherrn hinsichtlich meiner unglücklichen Beziehungen zu dem Herzog von Württemberg sind endlich gehoben. Er fordert dringend, daß ich meine Abreise beschleunige. In Mannheim erwarten mich Freunde, erwarten mich Erfolge, erwartet mich eine angemessene Thätigkeit. Fiesco, sowie Kabale und Liebe sollen aufgeführt werden. Mein Don Carlos rückt vor und noch eine Masse anderer Ideen und Pläne fordern rüstige Handanlegung.“

Solo schwieg und so hatte Schiller Zeit, sie genauer zu betrachten und das gewaltjam Gehaltene in ihrem Wesen zu bemerken. Der frische, heitere

Wuth, womit er auf eine neu vor ihm aufgethauene Lebensbahn blickte, verletzte sie. Der Freund, meinte sie, nahm es doch mit der Trennung von ihr gar zu leicht. Sie sah ihn fast böse an.

Er schaute betreten zu Boden und seine Blicke haften mechanisch auf dem Papier, welches noch dort lag.

Solo bemerkte es und einem unwillkürlichen Affect nachgebend stieß sie es mit der Fußspitze verächtlich bei Seite und sagte:

„Es ist nur ein welkes Blatt, das vor dem Herbst abgefallen.“

Aber schon im nächsten Augenblick bückte sie sich hastig, raffte das mißhandelte Gedicht auf, küßte es und barg es an ihrem Herzen.

So verrieth sich dem Dichter die heftige Spannung ihrer Stimmung, jene Turbulenz der Affecte, welche ihm die Nähe der Freundin selbst bei traulichstem Zusammensein oft so unheimlich gemacht hatte. Dieses unglückliche Gemüth war unfähig, Ruhe und Frieden zu finden, selbst in der Freundschaft, selbst in der Liebe. Von einem unklaren, nichtzubändigenden Titanismus getrieben und gestachelt, kannte diese Frau nur das Streben nach Glück, nie das Glück selber. Sie hätte es daher auch in dem Her-

zensbund mit Schiller nicht gefunden, und zwar, wäre derselbe ein dauernder gewesen, nur um so weniger. Daher war es für den Dichter eine unberechenbare Gunst des Schicksals, daß er frühe genug erkannt hatte, die Titanide vermöge weder glücklich zu sein noch glücklich zu machen.

Trotz Alledem war seine Situation zu dieser Stunde peinlich genug. Das Benehmen der Freundin am Tage zuvor, wo er ihr in dem verschlossenen Schloß droben die Wendung seines Geschickes angezeigt, hatte ihn hoffen lassen, daß dieses Verhältnis ruhig und schön sich lösen würde. Aber diese Hoffnung schien nun eine sehr voreilige gewesen zu sein. Er hatte nicht bedacht, daß es im Frauenherzen Saiten gibt, die, auch noch so vorsichtig und sanft berührt, dennoch nur tiefschmerzlich vibriren können.

Jetzt drang sich ihm diese Wahrheit auf und er suchte daher nach schonenden Worten, um das reizbar gespannte Gefühl der Freundin nicht zu verletzen. Aber selbst dem begabtesten Menschen kommt in solchen Momenten nicht immer das gerade Passende zu Sinne und so konnte er nur sagen:

„Theure Solo, ich hoffte nach dem, was wir gestern mitsammen sprachen, Sie heute ruhiger und gefaßter zu finden . . . Warum das Unvermeidliche

aus noch mehr verbittern? . . . Sie waren doch mit mir einverstanden; daß es sich nicht mit meiner Ehre verträge, die Gastfreundschaft meiner mütterlichen Gönnerin noch länger zu mißbrauchen. Um so weniger, da meine Beschützerin nicht ohne Grund fürchtet, daß ihre Wohlthat, falls sie bekannt würde, das freundliche Verhalten des Herzogs von Würtemberg zu ihrer Familie leicht alteriren könnte . . . . Es gibt in der menschlichen Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, einen Zwang der Verhältnisse“ . . .

Solo unterbrach ihn ungestüm. Die kochende Lava ihrer Seele strömte über, aber, und das ist charakteristisch, vom persönlichsten wurde sie alsbald zu allgemeineren Anschauungen fortgerissen.

„Zwang, sagen Sie?“ rief sie aus. „Zwang? Das ist die ewige monotone Etanei! Möchte ich sie nie wieder hören! Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der Kühnen, kräftigen, reichen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen! . . . . Aber, ach, die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich und Gesetz und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Liebe bedürfte gar keines Gesetzes. . . . Doch was ist Liebe? Euch Männern ein Spiel.



Und uns Frauen? Kennen wir sie, dürfen wir sie kennen und bekennen? Nein . . . Die Natur will, daß wir Mütter werden sollen . . . vielleicht nur, damit wir, wie Einige meinen, Euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph, bis unser Ideal kommt; sonst ginge die Welt unter . . . Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen? Ich sage mit Odthe und noch mehr als Odthe: Unter Millionen ist nicht Einer, der nicht in der Umarmung die Braut bestiehlt.“

Sie sprach das im Ton einer Sibylle. Aber die Erhebung über das eigene Leid konnte nicht lange währen. In dieser reichen und doch so armen Frauenseele machte die angeschlagene Saite des Stoicismus stets die hart daneben liegende sentimentale Mittönen. Die Pythionissa war schon zum lebenden Weibe geworden, als sie mit einem plötzlichen Uebergang oder vielmehr ohne einen solchen fortfuhr:

„O, mein Freund, kann es, darf es Ihnen ernst sein mit unserer Trennung? Wissen Sie denn, was ich dadurch verliere? . . . Seitdem ich Sie kenne, verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten. Nie habe ich mir selbst bekannt, wie öde meine Vergangenheit. Das Leben hat Sie mir

gejandt und Sie wollten unseren Bund trennen? Momente nur sind uns im reinen Sein gegönnt, und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin? . . . . . O, wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend, des Friedens vertilgendem Feind!“

„Theure Solo,“ versetzte er, von dem Schwung ihrer Worte mitbestäubelt, — „sien Sie nicht ungerrecht gegen mich und gegen sich selbst. Ja, gegen sich selbst, denn wenn je der Funke der Ruhmesliebe in mir gelegen, Sie und nur Sie haben ihn zur hellen Flamme angeblasen . . . Das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Lichte entzündet. Ihre Gegenwart, theure Freundin, gab mir eine Begeisterung, die ich früher nicht gekannt . . . . Vor Allem weiß ich, wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben; sie ist die Verkörperung der flammenden Seele . . . Mein Herz fühlt, wie Du dieses Sehnen nie trüben, nie seinen Glanz entweihen kannst . . . Du kennst nicht meine Trauer um Dich. Aber was kannst Du verlieren? Du bist so selbstbestimmt . . . Allzufröh mit Irrthum und Kummer bekannt, war mein Gedanke verhällt, mein Gemüth verbittert. Da fand mein Genius Deine Töne; sie sprachen meine Gedanken aus. Wie der Strom,

wie das Feuer, so waren unsere Seelen eins! Ich liebe die Begeisterte und wäre immer Dein, hätte ich — den Muth für diese Liebe . . . Nein, ruhig sei meine Seele, unabhängig von dieser Macht, die mich entzückt, aber auch — ängstigt.“

Sie sah ihn an mit einem Ausdruck ihrer schwarzen, Flammen sprühenden Augen, der es völlig rechtfertigte, daß Schiller später von dieser Frau sagte, ihre Leidenschaftlichkeit habe sie manchmal hart an die Grenzen des Wahnsinns geführt, — ihr Athem flog, ihr Busen ging hoch und mit ausgestrecktem Arm sagte sie schneidend:

„So geh' denn, Feigling!“

Der Dichter richtete sich hoch auf. Seine Wangen brannten und ein hartes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Aber er schluckte es hinunter, und nachdem er sich bemeistert, sagte er sanft:

„Solo, sollen wir so scheiden?“

Der Ton traf ihr Herz. Der Wahnsinn der Leidenschaft verflog. Der Freund wollte ihre Hand fassen, aber schon lag sie an seiner Brust und ihre Augen lächelte ihn durch Thränen an.

So empfing und erwiderte sie seinen Abschiedskuß und hielt ihn noch lange umfaßt, ihr Antlitz an

seinem Herzen verbergend, um das krampfhaftes Schluchzen ihrer Brust vorübergehen zu lassen.

Dann richtete sie sich in seinen Armen auf, machte sich sanft los und sagte mild und fest:

„Wir scheiden, Friedrich, aber wir behalten uns doch: Hoffnung! Glaube! Wir fühlen Beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie!“

„Ne, Du sagst es, Solo! Wenn wir uns wiedersehen — und ich weiß, es wird geschehen — werden wir Freunde sein.“

„Sei es! . . . Aber jetzt — Du sollst mich nicht begleiten, mir nicht nachsehen . . . mein Herz erträgt nicht ein zweites solches Scheiden — jetzt nur noch das eine Wort: — Erfülle Deine hohe Mission, geliebter Freund! Welche Pfade sie Dich auch führen mag, immer wird mein Gedanke Dir zur Seite gehen und sprechen: Glück auf! . . . Und so lebe wohl!“

Sie trat zurück, winkte ihm mit der Hand, ging rasch am Bache hinauf und waldeinwärts, bis sie wie ein gleitender Schatten hinter den Fichtenstämmen verschwand.

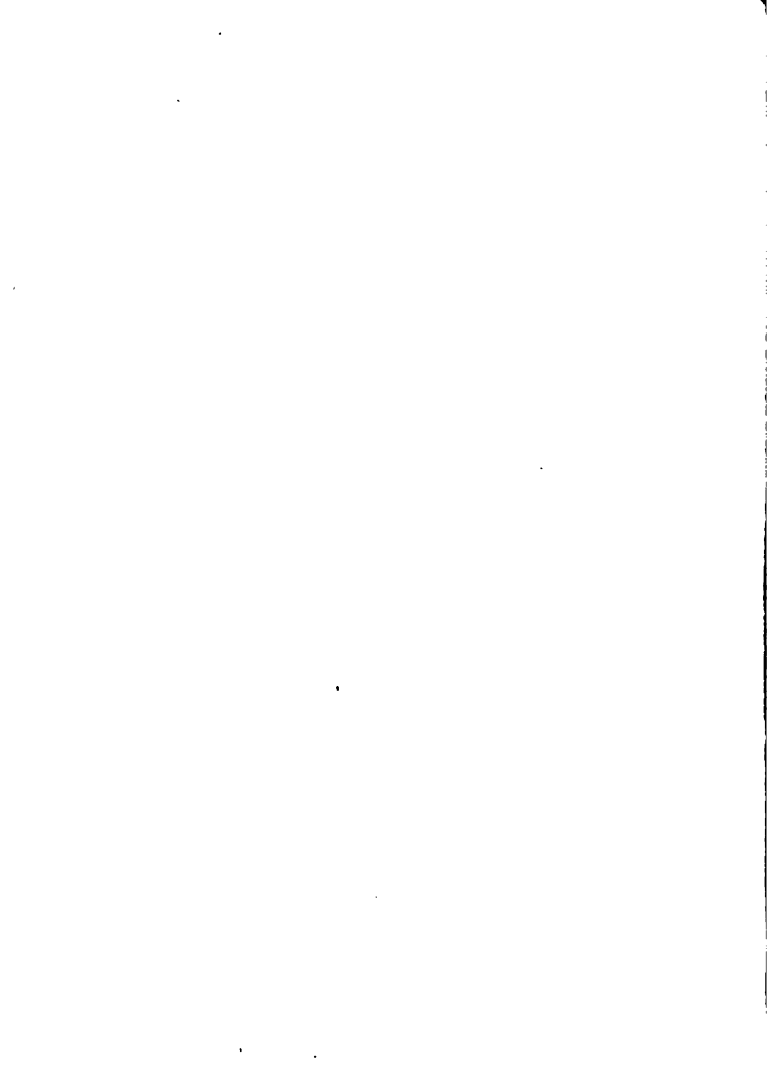
Er mußte sich Gewalt anthun, um ihr trotz ihres Verbotes nicht zu folgen und ihr noch ein

Hebes Wort zu sagen. Das Herz war ihm schwer und er starrte ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Gewandes in dem dunkelnden Grün verschwunden war. Dann wandte er sich quer durch den Wald, um nach dem Sorgenlos seines philosophischen Freundes zu gelangen, dem er noch Lebewohl sagen wollte. Aber er hatte Mühe, den oft betretenen Pfad nicht zu verfehlen, denn die Augen standen ihm voll Thränen.

---

**fünftes Buch.**

---



## Erstes Capitel.

Zwei neue Residenzwander, von denen jedes noch über das Bohnenlieb geht. — Drei Excellenzen. — Der Randarin-Herzog oder China in Deutschland. — Zwei Excellenzen und ein Pastor, welcher vom Berge Sinai kommt, aber ein starrer Nationalist ist.

„Das geht noch über das Bohnenlieb!“ ist eine landläufige Redensart im süblichen Deutschland und zweifelsohne auch im mittleren, denn hier wurde sie eines schönen Märzorgens des Jahres 1785 sehr häufig gehört, und zwar in einer herzoglichen Haupt- und Residenzstadt.

Die Bewohner derselben hätten freilich im Laufe der Regierung des Herzogs Emil, das heißt seit einigen Jahren, ausreichende Gelegenheit gehabt gegen überraschende Eindrücke sich abzuhärten. Es waren seither genug Wunder oder wenigstens Wunderlich-



keiten geschehen. Aber der Vorrath schien noch lange nicht erschöpft zu sein und die Genialität des Fürsten sorgte dafür, daß es an angemessener Steigerung nicht fehlte.

Der Begriff des modernen Staats hat in Deutschland erst in unserem Jahrhundert sich zu entwickeln angefangen und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß diese Entwicklung noch jetzt im Flügelleibe der Unschulb einhergeht, wenigstens unter den Massen. Viele, in ihrer Art große Leute halten auch dafür, besagtes Flügelleib sei überhaupt das passendste Gewand der Staatsidee, was wir dahingestellt sein lassen. Thatsache ist, daß zur Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, die moderne Staatsidee den Deutschen noch keine Sorge machte. Freilich hatten Friedrich II. und Joseph II. schon das ominöse Wort gesprochen, daß der Fürst nur der erste Diener des Staates sei, aber zwischen so einer revolutionären Theorie und der Praxis liegt immer eine tiefe Kluft. Factisch stand der sogenannte patriarchalische Despotismus noch in voller Blüthe. Da, wo der siebenjährige Krieg mit rauher Hand den Deutschen ihren mittelalterlichen Schlummer aus den Augen gerieben, hatte dieser Despotismus die Gestalt des sogenannten erleuchteten angenommen. Aber, erleuchtet oder

unerleuchtet, überall war die Willkür das Staatsgrundgesetz.

Die Unterthanen des Herzogs Emil wußten davon zu erzählen. Während jedoch das schlechtregierte Land verarmend darunter seufzte, hatte die Hauptstadt wenigstens den Trost, daß der Stoff zu selbstlichem Klatsch nie ausging. Das ist aber, wie Jedermann weiß, eine der Grundbedingungen hauptstädtischer Zufriedenheit und so lag denn in dem Ausruf: „Das geht noch über das Bohnenlieb!“ womit die Bewohner der Residenz den heutigen Morgen begrüßten, viel mehr der Ausdruck wohlgefälligen Erlaunens als unzufriedenen Tadel. Der Landesherr hatte für eine neue Ueberraschung gesorgt, — was konnte er mehr thun?

Der Thorschreiber an dem zum herzoglichen Lustschloß Ermitage hinausführenden Thor hatte diesen Ruf zuerst angestimmt. Von dort war er die lange Straße bis zum fürstlichen Palais hinaufgelaufen. Die Mägde am Brunnen, die Handwerker in ihren Werkstätten, die Jungen, welche zur Schule gingen, die Kanzlisten, welche nach ihren Schreibstuben schlenderten, die Krämer in ihren Buden, — Alle hatten ihn laut wiederholt. Auch auf dem

Schloßplatz wurde er von den Lakaien und Leibgardisten gehört, aber etwas weniger laut.

Er war nicht ohne Grund. Die heutige Ueberraschung war wirklich überraschend.

Zu dem bezeichneten Thore herein war nämlich ein Wagen gerollt, dessen Biergespann von Stallbedienten in der herzoglichen Livree gelenkt wurde. Zwei Mohren in weißen Raftans und rothen Turbanen standen hinten auf. Doch das war Alltägliches. Das Ungewöhnliche bestand in dem Wagen selbst, der in Form und Farbe einen kolossalen Lobtenkopf darstellte. So Etwas war nicht nur in der getreuen Residenz, sondern wohl überhaupt noch nie gesehen worden. Das ging in der That über das Höhenlied.

Der Lobtenkopfwagen hielt im inneren Schloßhofe vor der Mittelforte der Hofburg. Einer der Mohren öffnete den Schlag und beide verbengten sich bis auf den Boden vor dem kleinen, biden, breitschultrigen Herrn, welcher ausstieg und seine schwarzen, raftlosen Augen über den Hof und die Schloßfenster entlang rollen ließ, bevor er in die Vorhalle trat und die große Treppe hinaufstieg.

Dieser Herr, welcher in weißen Atlaschuhen mit rothen Abjäten ging und unter einem kostba-

ren Zobelpelz einen goldgestickten Salarod von weißem Sammet trug, sowie von Ringen, Ketten und Diamanten ordentlich funkelte, ist uns schon flüchtig begegnet: an jenem Morgen, wo Schiller in der blauen Gasse zu Osmund der gebildeten Wirthstochter den Hof machte, und dann in dem Briefe Raleighs an seinen Freund.

Es war der Sizilianer, welcher unter dem Namen eines Conte Fenix am herzoglichen Hofe dormalen einen großen Stand hatte, nachdem ihn Herzog Emil von seiner Reise nach der Schweiz und nach Italien mit heimgebracht.

Der ungeheuerliche Wagen blieb unter der Einfahrt halten und gab der Schloßdienerschaft Gelegenheit, ihre Klossen auszutauschen, bis sie bei Seite treten mußte, um drei herankommenden Equipagen Platz zu machen.

Drei Excellenzen stiegen aus, der Herr Hofmarschall, der Herr Oberschenk und der Herr General-Lieutenant, welcher dem Militäretat des Landes vorstand.

Auch sie erblickten den riesenhaften Lobtentkopf auf seinen vier Rädern mit Erstaunen.

„Quelle bizarrerie!“ zischelte der Hofmarschall.

„Quelle folie!“ brummte der Oberschenk.

„Was, zum Teufel, soll das sein?“ rief der General aus.

Zugleich richteten sich ihre Blicke fragend auf den Adjutanten du jour, welcher eilig die Treppe herabkam.

Der junge Offizier verbiß ein Lächeln, indem er leise sagte:

„Meine Herren, ich weiß nur, daß dieses Ungeheuer von Wagen, welches wie ein Triumphwehikel für Freund Hain ausieht, nach den Angaben Serenissimi draußen in der Ermitage gebaut worden. Wahrscheinlich hat das Ding eine thaumaturgische Bedeutung. Wenigstens hat es so eben unsern großen Magier und Geisterbeherrscher zu Hofe gebracht. Im Uebrigen, meine Herren, habe ich die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß das geheime Confluum bereits begonnen hat, und ganz im Vertrauen füge ich hinzu, daß Sie droben im Konferenzsaal ein blaues oder vielmehr ein blaurothgelbes Wunder sehen werden.“

Damit eilte der junge Mann über den Hof nach dem herzoglichen Marstall hinüber und die drei Würdenträger stiegen die Marmortreppe hinauf. Weil ihnen jedoch das blaurothgelbe Wunder des Adjutanten mitsammt dem Lobtenkopfwagen sehr in den

Köpfen herumging, blieben sie auf einem Absatz der Treppe noch einen Augenblick stehen und da sagte der alte General, welcher unter dem großen Frits gebietet hatte, unwirsch:

„Möchte wissen, was für eine verdammte Schnurre wieder im Werke ist.“

„Oft, Excellenz,“ flüsterte der Hofmarschall, — „Se. Durchlaucht, unser gnädigster Herr, richtet keine Schnurren an. Er hat nur geistreiche Einfälle, genialische Ideen“ . . . .

„Et was,“ unterbrach der berbe Oberschenk den Sprecher, ohne auf das ironische Mienenspiel desselben zu achten, — „ei was! Es wird immer toller, und wenn es so fortgeht, so müssen, sag' ich, die Aquaten des herzoglichen Hauses einschreiten. Wir werden ja zum Gespött vor dem ganzen römischen Reich. Keine Woche vergeht mehr ohne ein neues Skandal. Und jetzt vollends dieser Lump von Italiener, der den Herzog so gewiß beschwindelt als sein Grafentitel falsch ist.“

„Hol' ihn der Heuler!“ sagte der General. „Ich kann den gelben Kerl nie sehen, ohne zu wünschen, ihm alle Knochen im Leibe zu zerbrechen. Der ein Graf? Wenn er nicht ein verkleideter Bedienter ist, will ich Spießruthen laufen.“

„Oft, oft!“ mahnte der Hofmarschall wieder. „Bedenken Sie, meine Herren, daß hier nicht der Ort ist, einem, wie ich zugebe, allerdings nicht unbegründeten Mißvergnügen Worte zu leihen“ . . . .

Die Sitzung des geheimen Confliums, wie hier zu Lande der Staatsrath hieß, war nach zwei Stunden zu Ende. Da wurde es im Schloßhof sehr lebendig. Vor den Todtenkopfwagen waren jetzt sechs Pferde geschirrt, prächtige Goldfüchse. Vorne reiten standen, zum Aufsitzen bereit, neben ihren Rossen und ein Pilet Leibhusaren war aufgeritten. Die wichtige Nachricht: „Se. Durchlaucht fährt nach der Ermitage!“ — ging von Mund zu Mund. Von der Vorhalle bis zu dem wunderlichen Wagen bildeten Hofwargen eine Hecke. „Serenissimus kommt schon die Treppe herab,“ sagte der erste Plaqueur und bestieg sein Pferd, um sich an die Spitze des Zuges zu setzen.

Aber was war denn das?

In der That, ein blauröthgelbes Wunder.

In diese Farben gekleidet, kam nämlich ein chinesischer Mandarin, auf den Arm des Conde Fenix sich stützend, langsam und gravitatisch aus der Vorhalle heraus. Nichts fehlte dieser seltsamen Erschei-

nung, um einen echten Chinesen vorzustellen, und doch steckte in dieser Verkleidung ein deutscher Fürst.

Wir versichern den Leser ausbrücklich, daß wir von einer historischen Thatsache sprechen. Freilich bildet der Umstand, daß ein deutscher Herzog in christlicher Mandarinentracht am hellen Tage seinem Staatsrath vorsah, eine der bizarrsten Episoden unserer Sittengeschichte, wenn nicht die bizarrste überhaupt.

Herzog Emil schien es nicht zu bemerken, daß ein Hofstaat große Mühe hatte, die gereizte Laune hinter der gewohnten Ehrfurcht zu verbergen. Er erwiderte die ehrerbietigen Verbeugungen rechts und links mit gnädiger Grandezza, bestieg dann den Lobtenkopf und winkte dem Sizilianer, auf dem Rücksiß Platz zu nehmen. Die Schloßwache trat ins Gewehr, die Tambours schlugen ihren Wirbel, die Borreiter sprengten dem Wagen voran, die Leibhusaren hintendrein und der Zug brauste zum Hofe hinaus und die Straße hinab.

War die Redensart: „Das geht noch über das Bohnenlieb!“ vorher von der Stadt zum Schlosse hinaufgelaufen, so lief sie jetzt umgekehrt vom Schlosse zur Stadt hinab. Und sie war auf allen Lippen.

Selbst auf denen eines so crusten Mannes und



altgedienten Hofherrn, wie der Kanzler des Herzogthums war.

Diese greise Excellenz kam mit einer andern greisen Excellenz, dem Herrn Kammerpräsidenten und Oberstenerdirector, langsam über den Schloßhof daher und sah sehr nachdenklich aus.

Die beiden alten Herren mochten das Bedürfniß fühlen, sich auszusprechen, denn als sie das Gitter des Hofraums hinter sich hatten, lenkten sie ihre Schritte nach dem Schloßgarten, der um diese Tageszeit von Besuchern leer war. Indem sie eine einsame Allee, an deren Zweigen das erste schüchterne Grün schimmerte, hinabgingen, brach der Kanzler das Schweigen mit den Worten:

„Das ist unerhört! Nicht nur das höchste Regierungscollegium seines Landes, sondern auch seine eigene Würde als Mann und Reichsfürst durch eine alberne Maslerade verhöhnen, als Chinese dem Staatsrath eines deutschen Herzogthums vorsitzen, — da hört Alles auf. Ich meinte, der Schlag müsse mich rühren.“

„Mir erging es nicht besser,“ versetzte der Kammerpräsident. „Ich war im eigentlichen Sinne des Wortes stupéfait, wie die Franzosen sagen. Und doch hätte uns die heillose Komödie kaum übertra-

ischen sollen. Erinnern Sie Sich denn nicht, werthgeschätzter Freund, daß Serenissimus vor etwa zwei Jahren einmal von der tollen Caprice angewandelt wurde, als Frau gekleidet, die entblößten Schultern mit einem Kaschmirshawl halb verhüllt, vom ganzen Hofe die Cour anzunehmen?"

"Ich war damals abwesend, hörte zwar davon, nahm es aber für eine Faschingsposse. So lange diese Wunderlichkeiten unseres Herrn im Hofkreise sich ausließen, berührten sie im Grunde uns Geschäftsleute wenig. Nun aber scheint es, soll der Tollrausch Alles in seinen sinnverwirrenden Wirbel hineinziehen. Ist es da nicht unsere geschworene Pflicht, bei Zeiten uns die ganze Gefährlichkeit der Sachlage klar zu machen, um überall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen?"

"Was meinen Sie, Excellenz?"

"Ich meine, Excellenz, daß wir langjährige Collegen und Freunde seien und daß es unsere Schuldigkeit sei" . . .

"Serenissimo treuunterthänigste Vorstellungen zu machen?"

"Was richten Vorstellungen da aus?"

Die beiden Excellenzen maßten sich mit forschenden Blicken.

„Ich errathe Ihre Intention nicht, hochgeschätzter Freund und Gönner,“ jagte der Kammerpräsident. „Sollten Sie vielleicht den Gedanken haben, daß wir an den kaiserlichen Reichshofrath in Wien“ . . .

„Nah,“ unterbrach ihn der Kanzler, — „bis der Reichshofrath die Sache bereinigt hätte, können Land und Leute zweimal zu Grunde gehen. Zudem sind wir nicht die Leute, ein obnehin schon großes Skandal noch größer zu machen. Hüthlich in der Stille gearbeitet! Das ist mein Wahlpruch. Aber gearbeitet, Etwas gethan muß werden.“

Der Kammerpräsident nahm mit Bedacht eine Pfeife aus seiner goldenen Dose, schnippte mit den feinen langen Fingern den Tabakstaub vom Spitzenjacket, nahm eine sehr kluge Miene an, sah sich vorsichtig um und sagte dann, indem er mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Deckel der Dose in seiner Linken tippte:

„Wenn ich den heutigen Aufzug Serenissimo bedenke, wenn ich ferner den ganz inconvenablen Umstand ins Auge fasse, daß unser allergnädigster Herr heute geruhte, den Conde Fenix, welchen ich, im Vertrauen gesagt, weniger für einen Grafen und großen Magier als vielmehr für einen Chevalier, nämlich d'industrie, und großen Charlatan halten muß,

ohne Weiteres in das geheime Consilium einzuführen, wenn ich endlich in Betracht ziehe, daß Se. Durchlaucht die Gnade hatte, uns durch besagten herge-  
laufenen Menschen in einem wunderlichsten Rauber-  
welsch eine Vorlesung über schwarze und weiße Magie,  
Kabbala, Nekromantie, Magisterium und andere der-  
gleichen schöne Säckelchen halten zu lassen, — so  
muß ich, hochgeschätzter Herr Collega und liebwerthester  
Freund, zu dem Schluß kommen, daß wir uns in  
einer Situation befinden, wo es heißt: Caveant  
consules.“ . . . .

„Ja wohl. Es ist unsere Pflicht und Schuldig-  
keit.“ . . . .

„Und unser Vorthheil.“ —

„Auch das, denn in unserem Alter, werthge-  
schätzter Herr Collega, ist man der jugendlich thöricht-  
ten Schwärmeret ledig, mehr an Andere als an sich  
selbst zu denken . . . . Es handelt sich vor Allem  
darum, diesen Italiener zu entfernen. Sein Einfluß  
auf unseren durchlauchtigsten Herrn ist geradezu er-  
schreckend. Er scheint mit seinem vorgeblichen gehe-  
men Wissen Serenissimo den Kopf vollständig ver-  
dreht zu haben, so daß alles Ernstes zu befürchten  
steht, Se. Durchlaucht . . . ihn . . . Sie verstehen  
mich . . . .“

„Ich denke wohl. Ein Landesherr, von welchem es so zu sagen notorisch, daß er . . . daß er . . . nun ja, daß er mente captus, könnte leicht Veranlassung geben, daß“ . . .

Und der Herr Kammerpräsident vervollständigte diesen fragmentarischen Satz durch eine in sehr sprechend diplomatischer Weise zur Nahe gebrachte Priße. Der Herr Kanzler verstand diese Schnupferpantomime recht gut.

„Sie wollen andeuten,“ sagte er, — „daß gewisse Leute den in Rede stehenden Fall zu berühren wissen würden? Ganz auch meine Meinung. Sie wissen, Serenissimus hat nur ein Kind, ein Töchterlein. Die kleine Prinzessin ist mit dem Erbprinzen des Nachbarlandes verlobt“ . . .

„Sie brauchen, Excellenz, entschuldigen Sie gütigst, — das Bedrohliche nicht weiter auszumalen. Ich weiß, wir sind am Hofe des wunderlichen alten Herrn, des künftigen Schwiegerpapa's unserer kleinen Prinzessin, nicht gut angeschrieben, und daher liegt es in unserem Interesse, daß die Regierung des Landes nicht vorzeitig nach jener Richtung hinfalle. Ergo müssen wir trachten, unseren jetzigen allergnädigsten Herrn möglichst lange zu behalten. In diesem Zwecke ist es nöthig, daß Serenissimi durch-

lauchtige Extravaganz — sit venia verbo — wieder die frühere harmlosere Richtung nehme. Ergo muß der welsche Charlatan fort.“

„Sie sind, Wertheister, noch immer der klare und bündige Logiker wie vor Zeiten, wo Sie Professoren und Studenten im alten lieben Halle durch Ihre Schlagfertigkeit als Disputator entzückten. Ihre Ansicht ist vollkommen richtig. Unser Werk dürfte übrigens nicht so gar schwierig sein, denn wir haben den ganzen Hof für uns, von dem jüngsten Jagdjunker an bis hinauf zu Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin.“

„Ah die Frau Herzogin! Ihre Durchlaucht hat wahrlich guten Grund, auf diesen Italiener und seine Tochter böse zu sein.“

„Freilich, aber ich glaube nicht, daß das seltsame Mädchen die Tochter dieses Menschen ist.“

„Was denn? Etwa seine“ . . . .

„Nein, außer Sie wollten das Wort Maitresse dem strikten Wortsinne nach mit Herrin übersetzen.“

„Wie?“

„Dieses Mädchen beherrscht den Sizilianer vollständig. Er kriecht ordentlich vor ihr, während sie ihn augenscheinlich mit grenzenloser Verachtung behandelt.“

„Und wie behandelt diese schöne Signora — denn schön ist sie, wunderschön — unseren durchlauchtigen Herrn?“

„Gerade so wie den Sizilianer.“

„Sie setzen mich in Erstaunen.“

„Ja die Sache ist räthelhaft genug. Dieses Mädchen ist entweder die kühnste Abenteurerin oder die nachwilligste Künstlerin von der Welt. Ich fand Gelegenheit, bei dem letzten Hofball in der Ermitage mit ihr zu verkehren, und ich fand sie stolz wie eine Göttin und von unnahbarer Jungfräulichkeit.“

„Was Sie sagen! aber wie kommt sie dann in die Gesellschaft dieses Charlatans?“

„Da bin ich überfragt. Uebrigens was kümmert das uns? Die Signora muß fort zugleich mit dem Signor, denn ihr Einfluß auf den Herzog ist noch mehr zu fürchten, als der ihres angeblichen Vaters.“

„Gut, aber was rathen Sie?“

„Ich möchte vor Allem Ihren Rath vernehmen. Unsere Interessen sind so lange Jahre her dieselben gewesen. Sie sind es, schmeichle ich mir, auch heute noch.“

„Wahr und freundschaftlich gesprochen, Excellenz. . . . Würden Sie es nicht für zweckdienlich

erachten, zu versuchen, Serentissimum bei seiner schwachen Seite fassen zu lassen? Sie wissen, er wurde streng protestantisch erzogen. Wie wäre es, wenn wir protestantische Skrupel in ihm zu erwecken suchten? Etwa durch den Herrn Oberhofprediger?"

„Mein werthgeschätzter Freund, ich muß mir erlauben, Sie zu fragen: wo hatten Sie in letzter Zeit Ihre Augen? Wo blieb Ihr Scharfblick, Ihr Scharfsinn? Uns an den Oberhofprediger wenden? Haben Sie denn nicht bemerkt, daß am ganzen Hof dieser geistliche Würdenträger der einzige ist, welcher für den Syllianer Partei genommen?"

„Doch, ich habe es bemerkt, legte aber der Sache keine Wichtigkeit bei.“

„Mit Unrecht, sehr mit Unrecht.“

Und nachdem sich der Herr Kanzler umgesehen, ob kein Lauscher in der Nähe, setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

„Erinnern Sie Sich nicht der seltsamen Gerüchte, welche schon vor längerer Zeit über den Herrn Oberhofprediger umgingen?"

„Daß er ein Abtrünniger sei?"

„Ja. Ich legte früher so wenig Gewicht darauf, wie Sie selber. Aber seither ist mein Verdacht rege geworden. Sollte es Ihnen entgangen sein,"



wie sonderbar sich unser Bruder Oberhofprediger manchmal in der Loge benommen hat?"

"Nicht so ganz. Seine heftige Opposition gegen den Illuminatismus fiel mir auf, aber ich vermuthete, er führe sie vom Standpunkt der protestantischen Orthodoxie aus."

"Das glaubte ich früher auch, jetzt nicht mehr. Wer war es, der den Conde Fenix in unsere Loge einführte und dessen Reception bewirkte?"

"Allerdings der Oberhofprediger."

"Und wer arbeitet unablässig daran, daß die Loge das sogenannte ägyptische System der Maurerei adoptire, welches dieser Sizilianer predigt?"

"Wieder der Oberhofprediger."

"Sehen Sie nun, daß hier eine Intrigue im Gange ist, welche noch ganz andere Zwecke verfolgt als den, unseren Herzog vermittelst Geisterbeschwörungen und Goldmacherei um Geld zu prellen?"

"Sie erschrecken mich. Am Ende wäre es da gar auf Profelytenmacherei und dergleichen Scandal abgesehen?"

"Ich fürchte es. Der Oberhofprediger ist ein gefährlicher Mann. Seine Verbindungen reichen weit. . . . Wie sehr doch haben wir es in dieser fatalen Situation zu beklagen, daß der frühere Oberhofprediger

seine Stelle vorzeitig niederlegte, um sich auf eine Landpfarre zurückzuziehen.“

„Freilich, freilich. Der wadere Stahlherz war mit seinem etwas polternden Rationalismus zwar manchmal ziemlich unbequem, aber hier wäre er zuversichtlich ganz am Platze . . . . Doch wie, sehe ich recht? Kommt der Pastor nicht eben dort die Allee herauf?“

„In der That, wie gerufen, wie ein Deus ex machina. Sehen Sie nur, wie rüstig unser alter Freund auschreitet. Er trägt seine Jahre leichter als wir.“

Die beiden Excellenzen gingen dem Herannahenden entgegen und bald fand zwischen ihnen und dem Pastor eine freundschaftliche Begrüßung statt.

„Wie gut sich das trifft, liebwerther Freund,“ sagte der Herr Kanzler. „Eben sprachen wir von Ihnen. Wo weht Sie denn der Wind her?“

Der alte Herr, eine hohe, sehr hagere Figur mit strengen, intelligenten Zügen, nahm seinen großen Dreimaster ab, wischte sich, vom raschen Gehen erhitzt, den Schweiß von der gefurchten Stirne, stieß dann den langen Rohrstock auf den Boden und erwiderte mit einer Art verbissener Lustigkeit:

„Woher ich komme, meine gnädigen Herren und Freunde? Je nun, direct vom Berge Sinai.“

„Was?“ riefen die beiden Excellenzen zu gleicher Zeit.

„Ja, es ist schon so,“ sagte der Pastor und ehemalige Hofprediger.

„Sie scherzen.“

„Keineswegs. Mittelbar komme ich von meinem Dorfe unweit der Ermitage, aber unmittelbar vom Berge Sinai. Das nimmt Sie Wunder, meine Herren? Und doch gehen dormalen hier zu Lande so wunderbare Sachen vor, daß Einem von Rechtswegen gar Nichts mehr wunderbarlich vorkommen sollte.“

Der alte Rationalist aus der wolffschen Schule sprach das mit einer Entrüstung, die sich umsonst bemühte, humoristisch auszuweichen.

„Wir verstehen Sie nicht, werther Freund,“ sagte der Kanzler.

„Nun so will ich Sie aufklären,“ versetzte der Prediger, — „denn ich liebe noch immer die Aufklärung in allen Dingen, obgleich sie jetzt, scheint es, aus der Mode gekommen, um der Verfinsternung Platz zu machen. Haben Sie denn, meine Herren, wirklich noch Nichts von dem Berge Sinai gehört,

welcher draußen im Park der Ermitage im Aufbau begriffen ist?"

„Sie meinen den bizarren neuen Hügelpavillon?"

„Et freilich. Ich hörte von meinen Dörflern schon lange die ungeheuerlichsten Dinge in Betreff dieses Bauwerkes. Da hab' ich mir's denn im Vorbeigehen mal angesehen. Und was sah ich? Ein Werk des Unsinns und Betrugs. Der Architekt, der sich, beiläufig gesagt, schämen sollte, sich einen Bruder Maurer zu nennen, erklärte mir die heillose Schnurre und meinte mir damit einen Gefallen zu erweisen. Der Hügel, welcher aufgethürmt wurde, um den Bau zu tragen, heiße Sinai, der Pavillon selber Sion. Auch von einem Gemach, das den Namen Ararat führen soll, war die Rede und sonst noch von allerlei verrücktem Zeug. Ich sagte dem Baumeister meine Meinung, ja, so that ich, und ich kam hieher, sie auch diesem welschen Hansnarren und Hauptgauner, dem Lügengrafen, sowie dem Herzog selber zu sagen."

„Da haben Sie einen vergeblichen Gang gemacht, Bruder Stahlherz," bemerkte der Kammerpräsident. „Serenissimus ist mit dem Conde Fenix gerade vorhin nach der Ermitage hinausgefahren. Sind Sie dem herzoglichen Cortege nicht begegnet?"

„Nein, ich kam den Fußweg durch die Wälder. Aber ein vergeblicher soll mein Gang doch nicht ganz sein . . . Wohl, ich sah also den Berg Sinai, welcher der Sitz einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei werden soll, womit dieser sizilianische Schelm unser Land beglücken will, um es dem Teufel, will sagen dem Aberglauben und der Sittenlosigkeit, in den Klauen zu jagen. Und nun frage ich Sie, meine Herren, ich frage Sie, als Maurer zu Maurern sprechend: wollen Sie es dulden, daß die Loge dieser Stadt, welche so lange ehrenvoll bestand im deutschen Reich, zu einem Lummelplaz dunkelmännischer Arglist verwandelt werde?“

„Lieber Bruder,“ entgegnete der Herr Kanzler, — „soweit ist es noch nicht. Der Conde Fenix empfiehlt zwar das ägyptische System“ . . .

„Welches kein anderes ist als das der strikten Observanz,“ fiel der Pastor lebhaft ein.

„Das mag sein. Indessen dürfte doch auch berücksichtigt werden, daß den Conde Fenix in seinen Bestrebungen, hier zu Lande eine ägyptische Mutterloge zu stiften, ein sehr namhafter Geistlicher der Landeskirche eifrig unterstützt.“

„Wer?“

„Ihr Nachfolger, der Oberhofprediger.“

„Der? . . . Ich dachte es mir. Noch mehr, ich war längst überzeugt, daß die Volksstimme, welche den Heuchler als heimlichen Apostaten bezeichnete, Gottes Stimme gewesen ist . . . Aber ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in Acht, meine Herren! Ich will nicht noch einmal von Ihren Pflichten als Maurer reden, aber Sie sind Minister dieses Landes. Retten Sie den unglücklichen Herzog, der, ohne es zu merken, am Rande des Abgrundes taumelt, und retten Sie das Herzogthum . . . Die alte Schlange rührt sich wieder mit Macht in diesen Lagen. Eine höllische Kabale ist im Werke. Noch einmal soll es versucht werden, die Fürsten und Völker deutscher Nationen in das alte Lügennez zu verstricken.“

„Sie sehen die Dinge wohl zu schwarz, hochgeschätzter Freund,“ bemerkte der Kammerpräsident. „Indessen ist nicht zu läugnen, daß verschiedene Inconvenienzen an diese mythischen Spielereien, in welche Serenissimum hineinzuziehen gelungen ist, sich knüpfen dürften.“

„Inconvenienzen? Et, ja wohl!“ entgegnete der alte Prediger heftig. „Sie werden Schlimmeres erfahren als Inconvenienzen, meine Herren, wenn Sie die Sache so leicht nehmen. Ist erst diese ägyptische Maurerei, das heißt die ägyptische Finsterniß, hier

im Flor, so werden Sie vom Eques a penna rubra Befehle erhalten. Sie staunen, woher ich das Alles weiß? . . . Erinnern Sie Sich, meine Herren, unseres alten Freundes und Bruders Armbruster, welcher dormalen in Stuttgart lebt? Dieser weise Mann und treffliche Mensch hat mir durch den Mund eines jungen Bruders, eines Amerikaners, welcher dormalen mein Gast ist, das ganze Gewebe des Auges und Truges enthüllt, dessen Maschen sich um uns zusammenziehen sollen . . . Ich weiß zwar wohl, unsere Kraftgenies drüben in Weimar machen sich in Versen und Prosa weiblich lustig über die englischen Finsterlingriecher in Berlin, wie sie den wackeren Nikolai und dessen Freunde spöttisch zu nennen pflegen; aber falls nicht bald umfassende Maßregeln getroffen werden, das üppig wuchernde Unkraut auszurotten, so dürften unsere Kinder und Enkelkinder zu ihrem Schaden erfahren, daß Nikolai's Riechorgan nur allzu gut organisiert gewesen sei und daß man daher besser gethan hätte, seine Worte zu beherzigen als ihn zu verhöhnen. Freilich, der Mann ist kein titanisches Genie, kein furbunder Oberrhinus, allein ein Mensch von gesundem Menschenverstand ist er und solche sind in Deutschland leider Gottes immer selten gewesen. Es stünde sonst besser um uns.“

Der alte eifrige Nationalist war auf ein Gebiet gerathen, wohin ihm zu folgen die beiden Excellenzen keine Lust hatten. Sie wollten sich mehr an Zuzügliches halten.

„Sie erwähnten Armbrusters, Wertheimer,“ sagte der Kanzler, — „und ich erinnere mich des laustischen Doctors als eines klugen und welterfahrenen Mannes recht gut. Aber sagen Sie, hat er Ihnen nur allgemeine Warnungen vor dem Treiben der sogenannten ägyptischen Maurer zukommen lassen oder gingen seine Bedenken ins Spezielle?“

„Ins Spezielle und Speziellste, Ihnen zu dienen,“ versetzte der Prediger.

„Ah,“ bemerkte der Kammerpräsident, — „am Ende wußte der alte Schalk, der übrigens ein eifriger Maurer und Illuminat war, Genaueres über unseren Wundergrafen?“

„So ist es. Er hält ihn für einen durchtriebeneren Gauner, aber dennoch im Ganzen mehr nur für einen betrogenen Betrüger. Mit anderen Worten für einen Sendling der Propaganda, der aber bei Gelegenheit auch auf eigene Hand schwindelt. So urtheilt mein amerikanischer Gast, den mir Armbruster warm empfahl, ebenfalls.“

„Ist dieser Amerikaner ein Mann von Stand?“



„Ein Mann von Stand und Bildung, ein Ehrenmann, welcher die Ehre hatte, an Washingtons Seite als dessen Adjutant zu stehen.“

„Wie kommt er aber in Beziehungen zu dem Conde?“

„Er steht in keinen Beziehungen zu diesem, aber er hat sich an dessen Fersen geheftet, um der jungen Dame nahe zu sein, welche mit dem Herzog und dem Sizilianer hieher oder vielmehr nach der Ermitage kam.“

„Wie, er ist in die Tochter oder Maitresse des Abenteurers verliebt?“

„Das Mädchen, behauptet er, sei weder die Tochter noch die Maitresse des Schwablers. Er ist der jungen Dame allerdings mit einer tiefen Neigung zugezogen und hat mir ihre seltsame Geschichte erzählt.“

„Sie zeigen unsere Krugier.“

„Kann sie aber vor der Hand nicht besteuern, meine Herren; denn, was ich weiß, hat mir mein Gast im Vertrauen mitgetheilt. Genug, wenn ich Ihnen sage, daß der junge Mann, obgleich seine Bewerbung bislang keinen Erfolg hatte, entschlossen ist, Allem aufzubieten, um das Fräulein von dem Sagenpropheten loszumachen.“

„Gott segne seine Bemühungen!“ sagte der Kanzler lachend.

„Ja wohl,“ bekräftigte der Kammerpräsident. „Das wäre ein Trumpf, ein Hauptmatador in unserem Spiel. Ohne die Signora ist der Signor ein pures Nichts.“

„Jetzt erkenne ich wieder meinen scharfblickenden Herrn Kollegen,“ sagte der Kanzler. „Ich bin, unter uns gesagt, überzeugt, daß Sr. Durchlaucht, unser Herr, die magischen Bankleien des Conde stets nur wie einen seiner andern barocken Zeitvertreiber betrachtete. Die wahre Magie steckt und steckt in den Augen der Signora. Ist dieser Zauber weg, so wird, ich wette darauf, der Herzog den frechen Charlatan mit Schimpf und Schande vom Hofe jagen.“

„So?“ fragte der ehrliche Prediger verblüfft. „Sie meinen, hinter dem mystischen Schwinbel steckt nicht mehr und nicht weniger als eine gemeine und lächerliche Kuppellei?“

„Gewiß meine ich das,“ versetzte die Excellenz. „Aber nun kommen Sie, Herr Collega, und auch Sie, Freund Pastor, — es wird Zeit sein zum Diner. Sie müssen Beide mit mir speisen, damit wir mit-sammen überlegen können, wie diesem vortrefflichen

Amerikaner bei seinem Unternehmen unter die Arme zu greifen sei.“

## Zweites Capitel.

Ein Spinnwebfaden von Hoffnung. — „Sie wollen mir also schlechterdings beweisen, daß es Irene auf Erden gebe?“ —  
Von einem fürstlichen Sonderling.

„Sie haben also das Fräulein gesehen, mein Vetter?“ fragte der Prediger, welcher am Abend desselben Tages, große Rauchwolken aus seiner Pfeifschampauffe blasend, seinem Gast zur Seite im Pfarrgarten hin- und herwandelte.

„Gesehen und gesprochen,“ gab William Raleigh zur Antwort.

„Darf ich erfahren, wo?“

„Bei dem japanischen Tempel, am Eingang zur Fasanerie. Der schöne Lenzmorgen hatte sie in den Park hinausgelockt, ich trat sie an. Sehen Sie dort.“

Und so sprechend trat Raleigh an den Gartensaum und deutete mit der Hand thalwärts.

Die ländliche Predigerwohnung mit ihrem Garten lag an der Mittagsseite einer Halbe, die aus dem Wiesengrund sanft zu waldbekrönten Höhen aufstieg.

Kirche und Pfarrhaus bildeten die höchsten Punkte des Dorfes, dessen unregelmäßige Gassen sich drunten weit in die Niederung vorstreckten. Die Feldmark der Gemeinde wurde durch einen schönen Fluß getheilt, dessen geschlängelten Lauf man vom Pfarrgarten herab weit in die Ebene hinaus verfolgen konnte. Ließ man dort droben die Blicke den Fluß aufwärts gleiten, so sah man ihn aus einem Thale hervorkommen, welches von in pittoresken Formen aufragenden, mit kühnen Felspartien geschmückten Waldbergen umringt war. Die Thalsohle hatte man in einen Park nach englischem Geschmack umgewandelt, welcher allmählig in Deutschland über den französischen den Sieg davongetragen. Der kleine, aber lebhaftige Fluß durchzog diesen Park und speiste mit seinem Wasser einen See, dessen Spiegel die Kuppen der herzoglichen Villa Ermitage zurückwarf.

Von da, wo der Prediger und sein Gast standen, übersah man den ganzen Park und so konnte Raleigh seinem Wirth leicht die Stelle bezeichnen, wo sich auf einer Hügelterrasse ein thurmartiges, über und über mit grellen Farben bemaltes, orientlich aussehendes Gebäude erhob.

„Ah, dort, bei dem Berge Sinai?“ fragte der Pfarrer mit bitterem Lächeln.

„Berg Sinai? Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, der geschmacklose Thurm dort, den Sie für einen japanischen Tempel ansahen, heißt ja so.... doch davon später. Erzählen Sie mir lieber von Ihrer Zusammenkunft mit dem Fräulein. Sie wissen, meine Reugierde wird durch meine Theilnahme für Sie einigermaßen entschuldigt.“

„Vollkommen, mein verehrter Freund. Hören Sie denn. Fräulein Lauretta hat mich freundlicher empfangen, als ich hoffen konnte. Ich bemerkte, daß sie, obgleich immer frisch und schön wie die jüngste der Rosen, nachdenklich ausah, um nicht zu sagen traurig, und ich glaubte zu bemerken, daß meine plötzliche Erscheinung nichts Mißfälliges für sie hatte. Etwas wie stille Würde lag über sie gebreitet, Etwas, das verbot, daran zu denken, daß man diesem edlen Geschöpf bereinst den Namen Turbinella gegeben. Und doch bligte dann auch wieder plötzlich der lede und unständige Humor, die capriciöse Unruhe von früher in den Augen des Mädchens auf. . . . Sie hatte mich kaum erblickt, als sie, auf das Buch deutend, welches sie in der Hand trug, lebhaft sagte: Sehen Sie, ich lese Kabale und Liebe, — zum wievielten Mal! Unser theurer Freund Schiller hat mit diesem Drama, soviel ich davon verstehe, einen bedeutenden

Fortschritt gemacht. Ach, wie hat er darin die Sünden unserer Zeit gebrandmarkt! Aber sagen Sie, wo ist der Dichter und wie geht es ihm? . . . Ich konnte nur antworten, daß mein ebler und berühmter Freund noch immer in Mannheim lebe . . . Und hat er, fragte Lauretta weiter, noch keine passende Lebensgefährtin gefunden? Ich verneinte und setzte hinzu, Doctor Armbruster oder, wie er in Stuttgart heißt, der Sammetdoctor hätte mir geschrieben, daß er den Dichter neulich in Mannheim besuchte. Da habe ihm Schiller geklagt, seine Stellung als Theaterdichter sei eine höchst mißliche und verdrießliche, denn es sei mit dem Schauspielervolk nicht auszukommen. Zudem werde er von einer Leidenschaft gepeinigt, die er als eine miserable bezeichnen müsse, ohne sich doch davon losmachen zu können. So sehne er sich denn sehr nach einer Veränderung seiner Lage. — Armer Schiller! sagte Lauretta und tief bewegte mich das innige Gefühl, womit sie dieß sprach und die Worte hinzufügte: Die gewaltsame Spannung der Seelensaiten unseres theuren Freundes wird nicht eher nachlassen, bis eine geliebte Frauenhand lind und beschwichtigend darüber fährt. Aber es muß ein seltenes Wesen sein, das ihn wirklich und dauernd beglücken soll: ein sanftes, anspruchloses, im höchsten Grade aufopfer-

rungsfähiges Weib, und doch so feinorganisiert und hochgebildet, daß es dem hohen Flug dieses großen Geistes mit liebevollem Verständnis folgen kann.“

„Aus diesen Äußerungen, lieber Freund, blüht selber ein feinorganisiertes, gebildetes und edelführendes Wesen,“ bemerkte der Prediger. „Sie steigern mein Interesse für die junge Dame.“

„O, Sie sollten Lauretta erst selber sehen und reden hören! Es ist dann geradezu unmöglich, ihre Stellung zu dem Abenteuer oder gar zu dem Herzog in schiefem Lichte zu erblicken.“

„Immerhin jedoch“ . . . .

„Ich weiß, was Sie sagen wollen und kann es Keinem, welcher Lauretta nicht genau kennt, verargen, wenn ihm ihr Betragen leichtfertig und unweiblich vorkommt. Ich aber war heute so glücklich, einen tiefen Blick in ihre Seele thun zu dürfen, und weiß jetzt, daß mein Vertrauen auf ihre Keuschheit ein ebenso wohlbegründetes als unwandelbares war. Mir scheint, sie ist zum Bewußtsein ihres glänzenden Glanzes gekommen, und ich glaube, sie hat einsehen gelernt, daß es nicht gut thue, den launenhaften Eingebungen einer überreichen Phantasie nachzuleben. . . . Lauretta hat mir aus freien Stücken, mit einem Vertrauen, welches mich beglückte, die Geschichte ihrer Kindheit

mitgetheilt. Es ist eine trauervolle Geschichte. Haß gegen den Mann, in welchem sie zugleich ihren Vater und den Verberber ihrer Mutter erblicken mußte, und eine gewisse rebellische Originalitätssucht, wie sie ja überhaupt zur Signatur unserer Zeit gehört, das waren die bewegenden Motive dieses Mädchenlebens. Wäre Lauretta ein Mann gewesen, so würde sie vielleicht ein großer Poet oder Künstler, vielleicht aber auch ein großer Verbrecher wie Karl Moor geworden sein. So jedoch gab sie nur dem unglückseligen Hange nach, das Imaginäre, das Poetische, das in ihr trieb und gohr, verwirklichen zu wollen, und ließ sich durch ihren Troß gegen ihr Schicksal oder gegen die Menschen, die sie nicht verstand oder verachtete oder haßte, auf die Abenteuerbahn werfen.“

„Eine gefährliche Bahn, doppelt gefährlich für ein junges und schönes Mädchen.“

„Allerdings. Und doch hat sie sich mit dem Schmutz derselben nicht einmal die Fußsohlen beschmutzt. Das ist ein Wunder, aber ein thatsächliches.“

„Um, an Wunder kann ich nicht glauben.“

„Glauben Sie in diesem Fall immerhin daran, verehrter Freund. Es gibt nun einmal Naturen, an



welche der gewöhnliche Maßstab nicht gelegt werden kann.“

„Und weiter?“

„Wir plauderten lange mitfammen. Wie gerne hätte ich ihr gesagt, was mich bewegte, wie ich ihre Lage beklagte, wie es mich glücklich machen würde, sie diesen abnormen und unglückseligen Verhältnissen entreißen zu dürfen. Aber ich wußte aus Erfahrung, wie vorsichtig man auftreten mußte, wollte man ihren Stolz nicht verletzen. Ich mochte nicht Gefahr laufen, sie durch ein wohlgemeintes, aber unzeitiges Wort wieder von mir zu jagen. Lauretta ihrerseits fühlte wahrscheinlich, was mir auf dem Herzen lag; aber während ich schwieg in dem Glauben, meine Anwesenheit schon müßte ihr meine Gesinnungen für sie deutlich genug dolmetschen, schien sie, wie damals an der Teufelsbrücke auf dem Otthard, diese Anwesenheit durchaus nicht auffällig zu finden. . . Wir sprachen von dem und diesem. Von dem bizarren orientalischen Bauwerk z. B., vor welchem wir standen. Lauretta nannte es ein Ausrufungszeichen im Buche der Thorheit unserer Lage. Der Charlatanismus, sagte sie, hat es angegeben, die Unvernunft hat es ausgeführt .... Nun suchte ich die Rede auf den Conde Genz und auf den Herzog zu lenken und sie ging ganz unbe-

fangen darauf ein. Bei dieser Gelegenheit erfähr ich, daß sie die Bekanntschaft des Sizilianers im Sprechzimmer von Gotteszell gemacht. Der Mann habe sie amüßrt. Sie bezeichnete ihn als einen Menschen, der es im Lügen so weit gebracht, daß er selber an seine Lügen glaube, wenigstens mitunter. Was den Herzog betreffe, so sei derselbe für gewöhnlich ein Stumpfsinniger und zuweilen ein Narr, welcher, indem er das Original spiele, allen Menschen das Wohlgefallen am Originellen gründlich verleidern könnte. . . . Im Verlaufe des Gespräches warf sie die Ausrufung hin, sie erinnere sich, daß der Sammetdoctor einmal zu der Frau Intendantin von Seeger gesagt, das Glück bestehe darin, daß man sich fest gewöhne, das Leben als eine Komödie zu betrachten, die Einem zu Liebe aufgeführt werde, Jedem zu Liebe, wenn man nur die rechten Augen und Ohren dafür habe. Aber,“ fügte sie bei, „die meisten Menschen spielen ihre Rollen so schlecht, daß das Stück langweilig wird. Auch der Conde und der Herzog seien im Grunde klägliche Spieler und daher beginne die Bosse sie zu langweilen. Nur der Oberhofprediger sei ein taktfester Komödiant.“

„Ja freilich,“ rief der alte Rationalist zornig aus. „Der infame Schleichet fällt nicht aus der

Rolle, bis man ihm die schmutzige Larve vom Gesichte reißt.“

„Lauretta,“ fuhr Raleigh fort — „fühlt, wenn mich nicht Alles täuscht, das Bedürfniß, aus dieser nichtigen und gefährvollen Scheineristenz herauszukommen. Darauf deutete mir ihr Wort, das Leben sei am Ende überhaupt kein Spiel, sondern bitterer Ernst, welcher ernsthaft angefaßt sein wolle. . . . Ich begriff, wie wichtig es sei, diese Stimmung des geliebten Mädchens zu beruhigen, und suchte eben nach passenden Worten, um sie über ihre Stellung klar zu machen, als sie mich plötzlich fragte: Aber, Herr Raleigh, was wollen Sie denn eigentlich an diesem Ort? — Wie können Sie so fragen, Fräulein? entgegnete ich. Sie sind ja hier! — Aber wie kamen Sie denn hieher? — Auf Ihren Spuren, Fräulein, die ich vom Gotthard nach Genf, von Genf nach Mailand, von Mailand nach Venedig, von Venedig nach Wien, von Wien hieher verfolgte . . . . Sie erröthete und blühte mich mit einem Ausdruck an, der mich besorgen ließ, die Erklärung, welche in meinen Worten lag, habe sie erzärt. Dann umflog ein reizend schelmisches Lächeln ihre Lippen und halblaut sang sie die Strophe aus einer altenglischen Ballade: —

„Ueber die Berge,  
 Ueber die Wellen,  
 Unter den Gräbern,  
 Unter den Quellen,  
 Ueber die Fluten und Seen,  
 Ueber der Abgründe Steg,  
 Ueber Felsen, über Höhen  
 Find't Liebe den Weg. . . .“

„Ich vermag nicht zu sagen, verehrter Freund, welches Entzücken und welche Pein zugleich für mich in den süßen Tönen einer Stimme lag, die so rein aus der schönen Brust emporstieg. War der alte Geist des Spottes wieder in dem Mädchen erwacht? Hörte ich Lauretta, die mir ein Zeichen der Anerkennung meiner Beharrlichkeit geben wollte? Oder hörte ich die Turbinella, welche diese Beharrlichkeit verhöhnte? Mein Herz schnürte sich zusammen, aber der Kampf löste sich glücklicher Weise bald. Lauretta sah mich lange und forschend an. Aber in diesen großen, wunderbaren Augen leuchtete jetzt kein Spott; es wollte mir sogar scheinen, ihr strahlender Glanz sei von einem feuchten Fluidum halb verhüllt. . . . Sie wollen mir also schlechterdings beweisen, daß es Treue auf Erden gibt? sagte sie lächelnd zu mir. — Ja, entgegnete ich, das will ich und mir ist, als könnte ich nie müde werden, es zu wollen. — Sie

zog den Handschuh aus, reichte mir ihre Hand und sagte sanft: Dank, o viel Dank: Nach so vielen Enttäuschungen, wie thut das wohl! — Dann zog sie ihre Hand langsam aus der meinigen und sagte mir Lebewohl. — Auf Wiedersehen, theures Fräulein? fragte ich. — Ja, wenn Sie wollen, auf Wiedersehen, mein Freund, erwiderte sie . . . . . So trennten wir uns und nun werden Sie begreifen, daß ich Ihnen sagen konnte, ich sei ein Hoffender. Mein Verstand möchte mir freilich eintreden, meine Hoffnung sei nur ein Spinnwebfaden, aber dennoch...

„Dennoch,“ fiel der Prediger ein, — „hängt Ihr Herz an diesem Spinnwebfaden, als wäre er ein Antertau. Und warum nicht? Ich bin auch einmal jung gewesen und weiß, wie stark solche Hoffnungsfäden sind. Allein auch nicht mit den Augen eines Liebenden angesehen, scheint mir die Sachlage so übel nicht. Sie haben, soviel ist klar, durch Ihre Ausdauer, welche in unserer Zeit — wüßte ich diese ein so überschwängliches Buch wie den Werther entstehen sah — gewiß sehr selten ist, das Interesse des Mädchens erregt. Das ist schon viel, alles vielleicht. Die junge Dame wird nicht umhin können, mit den Männern, welche sie bis dahin kennen lernte, einen zu vergleichen, der so treulich, redlich und

Beharrlich um sie warb, so zu sagen wie Jacob um Rachel. Außerdem besitzt, Ihren Schilderungen zufolge, Fräulein Lauretta neben Schönheit und Geist auch eine gute Dosis gesunden Menschenverstandes. Sie hat daher sicherlich einsehen lernen, daß das Glück einer Frau nicht in der Phantastik einer Laufbahn bestehen könne, welche, und würde sie auch rein nur aus artistischer Caprice verfolgt, unter allen Umständen zuletzt die weibliche Würde höchlich compromittiren muß. Ja wohl, das Leben ist kein leichtes Komödienpiel, sondern schwerer Ernst. Sei dieses Wort Ihrer Erlorenen uns ein Zeichen, daß das deutsche Blut in ihren Adern über das welsche den Sieg davon getragen und daß die einfache Sprache Ihrer Neigung den Weg zu einem Herzen gefunden habe, welches offenbar ein besseres Loos verdient, als das, von romantischen Grillen ruhelos hin- und hergeworfen zu werden . . . Also nur muthig vorwärts! Sie dürfen das für Sie erregte Interesse der jungen Dame nicht wieder erkalten lassen. Durch die Gefälligkeit meiner Freunde in der Stadt besitzen Sie ja jetzt ein Mittel, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht sich Eingang in den Park und die Ermitage zu verschaffen. Und lassen Sie Sich noch sagen: indem Sie Sich dienen, erweisen Sie auch

diesem Lande einen großen Dienst. Wenn Sie das Fräulein für Sich gewinnen, so entreißen Sie dem Sizilianer den Magnet, vermittelst dessen er den unglücklichen Fürsten an sich fesselt. Mit dem Verlust dieses Magnets endigt die Macht des falschen Magns."

"Und Sie glauben, daß der Herzog wieder auf einen besseren Weg gebracht werden könne?"

"Leider nein, aber doch auf einen weniger gefährlichen. Wenigstens kann erreicht werden, daß die Ehorheit des Fürsten wieder eine harmlosere Richtung nehme."

"Er ist also eine vollständig zerrüttete Natur?"

"Ja, das ist das rechte Wort. Jugendsünden, Jugendsünden, lieber Freund, die Rasereien ebenso toller als vorzeitiger Ausschweifungen haben, wenn auch nicht seinen riesenstarken Körper, so doch sein Gemüth unheilbar zerrüttet. Sein Vater war ein roher Despot, der an der Verwilderung des Sohnes seine Freude hatte. So war der Prinz, als er zur Regierung gelangte, schon auf jener tiefen Stufe der Verderbtheit angekommen, wo der Unterschied von gut und böse aufhört. Mit einem Wort, er war und blieb das, was die Franzosen einen Blais nennen. Ihm ist Alles zum Eckel geworden, und indem er sich selbst verachten muß, glaubt er die

Menschen zu verachten. Vielleicht hätte er in diesem Lebensüberdruß still dahinvegetirt, wenn nicht von Zeit zu Zeit seine Blasirtheit plötzlich wieder in die wildeste Begierde umspränge und wenn sich ihr nicht häufig die ungeheuerste Eitelkeit, die ungemessenste Großmannsucht gesellte. Jener Umstand hat satanische Orgien zur Folge, dieser die tollsten Extravaganzen und grotesksten Bizarrerien, wie erst gestern die Hauptstadt wieder eine solche sah. Was hat er nicht Alles schon angestellt in seiner krankhaften Sucht nach dem Seltsamen. Er erschien öffentlich als Frau, wie Nero, er trug heute eine schwarze und morgen eine rothe Perücke, er ließ seine Tafel mit Fleischspeisen und Vegetabilien besetzen, die in allen Graden der Fäulniß sich befanden, er goß kölnisches Wasser an den Salat und beging hundert dergleichen Verrücktheiten mehr.“

„Aber warum sperrt man den Menschen nicht ins Narrenhaus? Bei uns in Amerika würde er keine drei Tage regieren.“

Der Prediger blies langsam eine gewaltige Rauchwolke in die Luft und sagte:

„Mein lieber junger Freund, vergessen Sie nicht, daß Sie sich dormalen unter einem Volke befanden,



dessen Geduld erst acht Tage nach der Ewigkeit zu Ende gehen wird.“

Raleigh lächelte. Der alte Nationalist zuckte die Schultern und fuhr fort:

„Seit einiger Zeit scheint es auch mit der körperlichen Gesundheit des Herzogs übel zu stehen. Er ist ein Schlafwandler geworden. Aber auch wachend erhebt er sich, wie mir der alte Castellan der Ermitage schauernd mitgetheilt hat, oft vom nächtlichen Lager und durchwandelt die Gemächer und Corridore des Schlosses, entsetzliche Flüche und wilde Klagerufe ausstößend, wie von den Furien gepettelt. Es soll herzerreißend mitanzusehen sein. Schreckliche Visionen suchen ihn heim und der Hofmaler mußte solche Gesichte nach des Herzogs Angaben in der großen Gallerie der Ermitage malen, schöne Frauenleiber, welche in Schlangen aueulaufen, Männer mit grünen Haaren, den Triumphzug des Todes über die ganze Erde, Engelköpfe auf Dämonenkörpern und dergleichen Eingebungen einer kranken Phantasie mehr . . . . Wo es aber einmal mit der leiblichen und geistigen Gesundheit aus ist, da fängt überall die Schwärmerci an, da ist allem Unsinn Thüre und Thor geöffnet, da können sich Magnetismus, Geisterseherci, egypt-

tisches Maurerthum und Goldbocherei breit machen, da wachsen reiche Grubden für die Charlatane.“

### Drittes Capitel,

worin Se. Durchlaucht der Herzog Emil — sowie auch der geneigte Leser — allerlei erstaunliche und geradezu unbegreifliche Dinge erfahren.

Der Magus war heute so recht im Zuge.

Er stand in seinen weißen Atlaschuhen mit rothen Absätzen, beringt, beklettert, wie das Schaufenster eines Juweliers, im Cabinet des Herzogs und sprach in seinem schlechten Französisch mit seiner rollenden Stimme auf den Fürsten hinein, welcher, in seinen türkischen Schlafrock gehüllt, auf einer Ottomane lag.

Das rothbraune angespannte, lauernde Gesicht des Sizilianers mit den blitzenden schwarzen Augen contrastirte seltsam mit dem schlaffen, graubleichen, verblasenen des Herzogs, der mit geschlossenen Lidern dalag. Zuweilen öffnete er sie und dann erschien in seinen Augen, welche Raleigh in dem Schweizerbrief an Schiller ganz richtig als nebelhaft blaßblaue bezeichnet hatte, ein mattes Leuchten, von welchem

schwer zu sagen gewesen wäre, ob es ein schwärmerisches Interesse an den Mittheilungen des Coube oder aber Spott darüber ausdrückte.

Von Zeit zu Zeit unterbrach der Fürst dem Nebenfluß des Magiers, um eine Frage zu thun oder eine Bemerkung hinzuwerfen, welche mit dem verhandelten Thema oft nur in einem losen oder in gar keinem Zusammenhang stand. Der Coube ließ sich aber dadurch nicht aus dem Text bringen, sondern fuhr immer fort, sein System vorzutragen.

„Als eine Anstalt zur Erlangung der Vollkommenheit,“ sprach er, „war die ägyptische Freimaurerei durch Enoch und Elias gestiftet worden. Aber sie hatte im Verlaufe der Jahrhunderte ihren ursprünglichen Glanz vollständig eingebüßt, war bei den Männern verunreinigt und gefälscht, bei den Frauen, die man nicht mehr in die Logen zuließ, gänzlich verschwunden. Da trat ich als Regenerator auf, ich, der Groß-Kophtha.“

„Ein wunderlicher Titel, Meister.“

„Durchlaucht, sagen Sie ein geheiligter.“

„Wohl, Meister, es gibt ja auch wunderliche Heilige.“

„In der ägyptischen Maurerei liegt Anfang und Ende aller Erkenntniß. Die Vorstufe zu ihr ist die

gewöhnliche Freimaurerei. Die Mitglieder der letzteren, welche zur heiligen Mystik, zu den höheren Graden der ersteren bestimmt sind, werden von den geheimen Obern unausgesetzt beobachtet, um zu erkennen, ob sie für die höheren Zwecke des Ordens brauchbar seien . . . Die drei Hauptvorsteher unseres Erdballs, sind auch zugleich die vollkommensten Maurer und die geheimen Oberen der ägyptischen Maurerei. Von ihnen hat der Groß-Kophta sein Wissen und seine Macht empfangen“ . . . .

„Meister, mir fällt ein, mein hochseliger Herr Papa hat sich einst den Spas gemacht, einer seiner Obalisten, welche sich weigerte, Schönplästerchen zu tragen, dieselben vermittelst heißen Siegelacks in das schöne Gesicht zu kleben. Ob das wohl amüsanter war? . . . O, ein neues Vergnügen, Meister, ein neues Vergnügen! . . . Mir ist zu Sinne, wie jenem Helben Klingers. Ich möchte mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. O könnt' ich im Raume eines Pistols existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte!“

„Der Groß-Kophta ist einer von den zwölf Adepten, welche, zu verschiedenen Malen durch den Tod geläutert, immer wieder aufleben. Dieß Geheimniß birgt sich unter dem allegorischen Bild vom

Vogel Phönix . . . Verstehen Sie nun, gnädigster Herr, warum ich mich Conde Feuix nenne? . . . Die Adepten sind im Besitze des Lebenselixirs und des rothen Pulvers, d. h. sie besitzen die Kunst, das Leben ins Unendliche zu verlängern“ . . .

„Eine abscheuliche Kunst, Meister. Wozu diese Langeweile, genannt Leben, verlängern? Der Todesschlummer muß so süß sein. Aber nur nicht ins Grab zu den Würmern! Wie garstig dieser Würmergedanke ist! Ich mag Nichts davon hören . . . Wissen Sie, was ich thun werde? Ich will mir auf der einsamen Insel im Park ein Mausoleum erbauen. Da in einem unterirdischen, prachtwoll ausgehmückten Gemach, dessen Plafond den Sternenhimmel darstellen soll, muß man mich beisetzen, auf einem Sopha ruhend, in meinen gewöhnlichen Kleidern, als wäre ich über ein Buch eingeschlafen.“

„Die Adepten“ . . .

„Was ist ein Adept?“

„Ein Inhaber des höchsten Grades der egyptischen Maurerei. Sie besitzen, wie ich gesagt, das Geheimniß des philosophischen Steins, welches auch das Magisterium oder das Geheimniß der Projection heißt, wie das Lebenselixir auch den Namen Aurum potabile führt. Durch Jahrtausende herab ist das

Wissen der Adepten durch mündliche Tradition fortgepflanzt worden; aber die Einweihung kann bloß im Orient, in den Katalomben Egyptens oder in den Tempelruinen Palmyra's, erlangt werden. Denn der unheilige Goldburch der Großen, welcher erwachte, als der große Alchymist und Rosenkreuzer Raymundus Lullus, der eben auch ein Adept war, dem König Edward II. von England eine ungeheure Menge jener Goldstücke, genannt Rosennobles, fertigte, — dieser unheilige Goldburch hat die Adepten vermocht, sich in die Einsamkeiten des Morgenlandes zurückzuziehen. Dort lebt noch jetzt der große Nikolaus Flamel, der im 14. Jahrhundert aus Paris flüchtete, weil er die Universalmedizin und den Stein der Weisen durch die sündhaften Gelüste seiner Zeitgenossen nicht profaniren lassen wollte.“

„Diese Adepten können also ewig leben?“

„Ja, Durchlaucht, sie können es, aber bei ihrer Weihung müssen sie schwören, nicht länger leben zu wollen, als es Gottes Wille ist. Im Uebrigen sterben sie eigentlich nicht, denn, wenn ihre irdische Laufbahn vollendet ist, werden sie gleich Elias lebendig gen Himmel erhoben.“

„Und die Adepten verstehen also Gold zu machen?“

„Ja; im Besitz der Quintessenz, vermögen sie alle Metalle zu Gold reifen zu lassen.“

„Eine hübsche Kunst, Meister. Alle Menschen umtanzen ja anbetend das goldene Kalb . . . Wie erlangt man aber die Quintessenz oder das Magisterium?“

„Durchlaucht, man muß die Weisung zum höchsten Grad der ägyptischen Maurerei erhalten haben, um gefahrlos in den Besitz des Steins der Weisen gesetzt werden zu können. Das Geheimniß einem Ungeweihten mittheilen, heißt ihn augenblicklich tödten... Wenn Sie mir befehlen, zu sprechen, werde ich es thun, aber nur in alchymistischen Bildern.“

„Ich höre.“

„Mit der untergehenden Sonne muß man beginnen, wann der rothe Mann und die weiße Frau im Lebensgeist sich vereinen, um in der Liebe und in der Ruhe zu leben, genau im Verhältniß von Wasser und Erde. Vom Westen begib Dich durch die Finsterniß gen Norden; störe und trenne den Mann und die Frau zwischen Winter und Frühling, verwandle das Wasser in schwarze Erde und erhebe Dich durch verschiedene Farben gegen den Osten, wo sich der Vollmond zeigt. Nach der Reinigung erscheint die Sonne weiß und glänzend; es ist der

Sommer nach dem Winter, der Tag nach der Nacht. Die Erde und das Wasser haben sich in Luft verwandelt, die Finsterniß ist zerstoßen, das Licht erschienen. Der Westen ist der Anfang der Praxis und der Osten ist der Anfang der Theorie. Das Prinzip der Zerstörung ist erfaßt zwischen dem Osten und dem Westen."

Der Herzog gähnte.

"Und die Adepten," fragte er dann, — "vermögen sie auch Geister zu beschwören?"

"Durchlaucht, ich habe Ihnen hiefür den Beweis geliefert."

"Ja, Meister, Sie haben mir Geister citirt. Der Dampf von Ihren Räucherungen war freilich so stark, daß die Erscheinungen nur sehr schattenhaft sichtbar wurden . . . Aber sagen Sie, sind die Adepten auch im Stande, den Teufel zu citiren?"

"Sie sind es, aber hiebei läuft der weiße Magier große Gefahr, zu einem schwarzen zu werden, und dann ist er auf ewig verloren."

"Meister, ich möchte aber doch einmal den Satan sehen. Wie sieht er aus?"

"Unheimlich, aber nicht gerade abschreckend."

"Welches Geschlecht hat er?"



„Er ist geschlechtslos, wie alle Engel, auch die  
gefallenen.“

„Ob er wohl auch Hühneraugen hat? Hühner-  
augen sind ja eine wahre Höllepein.“

„Durchlauchtiger Herr, ich flehe Sie an, wen-  
den Sie Sich ab von den finsternen Gebieten der  
schwarzen Magie! Ihre erhabene Bestimmung ist es,  
die Vollkommenheit zu erlangen, jene Vollkommen-  
heit, welche die Herrschaft über die Kräfte der Na-  
tur und die Geisterwelt verleiht. Ist das nicht ein  
großes, ein größtes Ziel?“

„Gewiß, aber wie erreicht man es?“

„Vermittelt der Meisterschaft in der weißen  
Magie.“

„Und diese?“

„Vermittelt der physischen und moralischen Wie-  
dergeburt. Die Stätte dazu ist bereitet, der Berg  
Sinai, der Thurm Sion, das Gemach Ararat. Die  
moralische Wiedergeburt muß der physischen voran-  
gehen. Dreizehn Meister schließen sich in den Thurm  
Sion ein. Vierzig Tage bleiben sie dort. Sechs  
Stunden jeden Tages sind der beschaulichen Verrach-  
tung, drei dem Gebet, neun der Zubereitung des  
jungfräulichen Blattes aus dem Fell eines jungen  
Hammels und anderer mystischer Instrumente, sechs

endlich der Erhaltung der erschöpften Kräfte gewidmet. Vom dreihunddreißigsten Tage an werden die Meister des Umgangs mit den sieben reinsten Sessern, Anael, Michael, Raphael, Gabriel, Uriel, Zorachiel und Annachiel, gewürdigt. Diese Engel graben ihre Namenszüge und ihr Siegel in das jungfräuliche Blatt ein. Sowie dieses geschehen, wird der Geist der dreizehn Meister von göttlichem Feuer voll, ihr Leib so rein, wie der eines neugeborenen Kindes, ihre Erkenntniß schrankenlos, ihre Macht unbegrenzt. Um jedoch diese Macht üben zu können, ist erforderlich, daß der moralischen Wiedergeburt die physische sich zugeselle. Der Weg zu dieser geht durch eine Art Quarantaine, denn die Verfüngung des Körpers hat eine körperliche Cur zur Voraussetzung. Der moralisch wiedergeborene Meister der ägyptischen Maurerei zieht sich, begleitet von einem bereits physisch und moralisch wiedergeborenen Bruder, in das Gemach Ararat zurück und zwar zur Malzeit, zur Stunde, wo die Mondscheibe voll wird. Siebzehn Tage lang darf er nichts genießen, als zarte und köhlende Kräuter, und Regenwasser, das im Mai gefallen, muß sein einziges Getränk sein. Am siebzehnten und dann wieder am zweihunddreißigsten Tag unterzieht er sich einem Aderlaß. Am dreihunddrei-

figsten Lage, nachdem er zu Bette gebracht worden, glot ihm der wissende Bruder den ersten Bran der Quintessenz, der materia prima, des flüssigen Goldes, des Urstoffes ein, welches Gott geschaffen hat, um die Menschen unsterblich zu machen, wovon aber die Kenntniß mit dem Sündenfalle Eva's verloren gegangen war, bis die echte, das ist die egyptische Maurerei sie wieder gefunden hat" . . .

"Wunderbar! Aber, weiser Meister, wie und wo bewahrte denn Mutter Eva den Urstoff auf? Sie trug ja vor dem Sündenfall keine Kleider."

"Durchlaucht, hüten Sie Sich, das Heilige zu carikiren. Wehe den Zweiflern und Ungläubigen! Ein Neophyt der weißen Magie muß gläubig sein wie ein Kind."

"Vollkommen wahr, weiser Meister."

Der Magus that, als fühlte er den Stachel des Sarkasmus, welcher aus dieser Aeußerung des Fürsten hervorzuckte, nicht im Oeringsten, und fuhr mit beneidenswerther Sicherheit fort:

"Kaum hat der Candidat des Adeptismus den ersten Tropfen des Urstoffes eingeschlürft, so verlassen ihn seine Sinne. Er verfällt in Zuckungen und ein ungeheurer Schweiß scheint seine Auflösung herbeiführen zu wollen. Nachdem er wieder zum

Bewußtsein gekommen, wird er auf ein frisches Lager gebracht und erhält eine stärkende Kraftbrühe“ . . .

„Bei Lucifers Schweiß, die kann er nach so einer Hungercur wohl brauchen!“

Der Magier rollte höchst unwillig die Augen, ließ aber seinen Faden nicht fallen, sondern redete weiter :

„Am folgenden Tag erhält er den zweiten Gran Urstoff, worauf Fieber und Delirium eintritt. Während desselben fallen ihm Haut, Haare und Zähne ab und aus.“

„Ich will nicht hoffen!“

„Am fünfunddreißigsten Tage nimmt er ein laues Bad, am folgenden schlürft er den dritten und letzten Gran Quintessenz, worauf er in einen sanften Schlaf verfällt. Während desselben wachsen ihm Haut, Haare und Zähne neu.“

„Gottlob!“

„Am achtunddreißigsten Tage nimmt er ein Salpeterbad und am vierzigsten ist die Wiebergeburt vollendet.“

„Victoria! . . . Aber, Meister, haben Sie den Grafen Saint-Germain gekannt?“

„Durchlaucht, alle Adepten kennen sich.“

„Saint-Germain war ein Adept?“

„Er war einer.“

„Und er hat auch die Quarantaine im Gemach Ararat durchgemacht?“

„Jeder Wiedergeborene hat das gethan.“

„War der unermessliche Schatz von Diamanten, womit Saint-Germain am Hofe Ludwigs XV. erschien, echt?“

„Er war es.“

„Und er hatte diese Diamanten selbst verfertigt?“

„Ja, aus Kieseln vermittelst der Projection.“

„Er war im Besiz des Lebenselixirs, das heißt unsterblich?“

„Natürlich.“

„Aber er ist doch vor Jahresfrist zu Schleswig in den Armen des Prinzen Karl von Hessen gestorben.“

„Er wurde, weil es ihm so gefiel, gen Himmel entrückt. Das nannten die Nichtwissenden sein Sterben.“

„Sind Sie von Saint-Germain in die Magie eingeweiht worden?“

„Nein.“

„Von wem denn?“

„Mein Einweihler war mein Lehrer, der weise

Athotas, welcher mich in Mekka und Medina und in der großen Pyramide am Nil erzogen hat."

"Mysteriö!"

"Nur dem Ungeweihten. Wann Sie, Durchlaucht, zur Vollkommenheit gelangt sein werden, wird es für Sie keine Mysterien mehr geben."

"Gut. Wann soll die Prozedur meiner Wiedergeburt beginnen?"

"Sobald Sie zum Grad eines Meisters der ägyptischen Maurerei befördert sein werden."

"Was ist dazu erforderlich?"

"Vor Allem unverbrüchliche Verschwiegenheit und die Leistung des furchtbaren Eides, den geheimen Oberen unbedingt in Allem zu gehorchen."

"Und dann?"

"Die Oeffnung einer Mutterloge der ägyptischen Maurerei."

"Eröffnen Sie dieselbe! Der Berg Sinai ist ja fertig."

"Es gilt leider noch andere Schwierigkeiten zu überwinden."

"Welche?"

"Den Widerstand der Maurerloge Ihrer Residenzstadt, in welcher der Geist der Indifferenz, des Unglaubens, der schwarzen Magie herrscht."

„Ich werde befehlen und man wird mir gehorchen, denn ich bin der Herr . . . . Aber was versteht die egyptische Meisterschaft?“

„Erkenntniß.“

„Worin besteht sie?“

„In verbis, in herbis, in lapidibus, sowie in den Geheimnissen der drei heiligen Namen Helion, Melion, Tetragrammaton.“

„Ist das Etwas?“

„Unermeßlich viel. Es liegt darin die Möglichkeit der Wiedergeburt.“

„Wie geht die Beförderung zum egyptischen Meistergrad von statten?“

„Sobald die Loge eröffnet ist, macht der Bruder Venerable, welcher ich sein werde, die Inspiration der Waife wirksam. Die Waife oder Laube ist ein Jüngling oder noch besser ein Mädchen, welches sich noch im Staude der Unschuld befindet. Vor dem Sündenfall hätte ein solches Wejen die Macht besessen, den sieben reinen Geistern zu gebieten. Jetzt ertheilt ihm der Venerable diese Macht. Nach einem inbrünstigen Gebet aller Brüder wird die Waife in ein weißes Gewand gehüllt und mit einer blauen Binde und einer rothen Schnur gegürtet. Dann haucht der Venerable sie an und verschließt sie in

ein Labernakel, das von innen weiß ausgeschlagen und mit einer Thüre und einem Fenster versehen ist. In Innern steht ein Fußschemel und ein Tisch mit drei brennenden Kerzen. Auf dem Schemel kniend beschwört die Waise die sieben reinen Geister. Hat sie dem Venerable angezeigt, daß die Geister erschienen sind, so befehlt er ihr, sie kraft der dem Großkophya verliehenen Gewalt zu fragen, ob der zum hammerführenden Meister Vorgeschlagene dieser Ehre würdig sei. Lautet die Antwort bejahend, so wird der Candidat sofort auf dem Meisterstuhl installiert.“

„Ihre Waise wird Signora Lauretta sein?“

„Sie wird es sein.“

Nach einer Pause sagte der Herzog langsam:

„Sie ist sehr schön.“

„Sie sagen es, Durchlaucht.“

Der Fürst richtete sich halb auf und fixirte den Magier mit einem seltsamen Blick. Dann sagte er:

„Meister, besitzen Sie auch das Geheimniß, den Diamant zu schmelzen, den Marmor zu beleben und das Eis glühend zu machen?“

Im Gesicht des Sizilianers zuckte es und er bedachte sich einen Augenblick bevor er erwiderte:

„Durchlaucht, ein Weib ist nicht Eis, nicht



Marmor, nicht Diamant, — das Weib ist nur die ewige Eva.“

„Und Eva sucht ihren Adam?“

„Von dem geschrieben steht: er soll des Weibes Herr sein.“

„Ah!“ machte der Herzog und seine blassen Lippen kräufelte ein boshaftes Lächeln. Dann winkte er dem Ragus mit der Hand seine Entlassung zu, und während derselbe mit drei tiefen Verbengungen rückwärts nach der Thüre ging, ließ sich der Fürst auf sein Lager zurückfallen und murmelte zwischen den Zähnen:

„Oui, il faut finir.“

---

## Viertes Capitel.

In einer Fensternische. — Die Sauberkatze des Oberhofpredigers versagt den Dienst. — Ein wandelnder Höllebreughel. — Die Magnetkissen. — Verrathen! — Secret! — „Nur fort von hier!“

Der Herr Oberhofprediger war zum Souper nach der Ermitage befohlen worden, hatte aber unfällig bemerkt, daß seine anerkannt bedeutende Unterhaltungsgabe heute ihrer gewöhnlichen Wirkung auf

den Herzog verfehlte. Der Fürst blickte zerstreut, gab unzusammenhängende Antworten und zog sich bald zurück, worauf der würdige Geistliche, welchem das Seelenheil des Hofes anvertraut war, mit dem Conde Fenix in eine Fensternische des Speisesaals trat.

Dort entspann sich zwischen den beiden Herren ein flüßernnd geführtes Gespräch:

„Nein lieber Graf,“ sagte der Hofprediger, — „Seine Durchlaucht scheint in mißlicher Stimmung zu sein. Haben Sie bemerkt, daß er zu wiederholten Malen mit dem Ausdruck der Ungeduld nach dem leergebliebenen Platz sah, wo Signora Lauretta an der Tafel zu sitzen pflegt?“

„Ich habe es bemerkt, das heißt ich bemerkte nicht erst jetzt, daß der Fürst seiner Geduld überhaupt müde ist.“

Ein Blick, welchen der Hofprediger wohl verstand, commentirte diese Worte des Sizilianers.

„Es ist noch nicht Zeit,“ sagte der Geistliche. „Wo es sich um die Erreichung eines so großen Zweckes handelt, werden sich wohl Mittel ausfindig machen lassen, einer vorzeitigen Ungeduld Schranken zu setzen.“

„Ich zweifle,“ versetzte der Conde achselzuckend. „In diesem Falle müssen wir uns auf die Kling-

heit und Festigkeit der Signora verlassen. . . . Wie kam es, daß sie nicht zum Souper erschien?"

"Sie erschien auch nicht zum Diner. Ihre Laune ist überhaupt seit gestern Morgen unerträglich. Sie hielt sich heute den ganzen Tag in ihr Zimmer verschlossen und weigerte sich, mich zu sprechen."

"Wie? Sie beunruhigen mich ernstlich, mein Lieber. . . . Sie wissen, was diese Ziffer in unjerm Calcul zu bedeuten hat." . . .

"Gewiß, aber" . . .

"Aber?"

"Ich fürchte, der Herzog hat den Entschluß gefaßt, die Rechnung in seiner Weise abzuschließen."

"Das soll, das darf nicht sein! Unser ganzer Plan stände auf dem Spiele. . . . Und Sie wissen, die Befehle unserer Oberen sind sehr bestimmt."

"Ich weiß es, allein wenn ich die Sachlage genau überlege, will mir scheinen, man sollte den Herzog gewähren lassen."

"Wie, Sie meinen?" . . . .

"Ich meine, je heftiger der Ausbruch eines Vulkans ist, desto größer ist nachher seine Erschöpfung."

"Ich verstehe, indessen" . . . .

"Indessen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß der Herzog dormalen zu sehr aufgereggt

ist, um so willenlos zu sein, wie wir ihn wünschen müssen.“

„Sie wollen doch nicht sagen, er sei stuzig geworden?“

„Allerdings will ich das sagen, mein lieber Bruder. Aufgestachelt aus seiner gewöhnlichen Er schlaffung, ist dieser Mensch wahrhaft unberechenbar. Als ich heute mühsam daran arbeitete, unser Netz fester um ihn herzugziehen, durchbrach er es jeden Augenblick mit Aeußerungen, die mich befürchten lassen, sein Geist sei noch lange nicht unnebelt genug . . . Das wilde Thier in ihm ist erwacht. So lange es nicht seinen Willen gehabt, wird der Herzog an unserm Sängelbände nicht dahin sich leiten lassen, wo wir ihn haben wollen.“

„Sie könnten recht haben,“ sagte der Hofprediger nachdenklich.

„Ich habe recht,“ versetzte der Conde mit hochmüthiger Entschiedenheit.

„Aber wenn an dieses . . . an dieses Intermezzo unseres Stückes eine Katastrophe sich knüpfte?“

„Desto besser. Die Schlangenpeitsche der Ge wissensfurie ist ja solchen Naturen gegenüber in geschickten Händen ein wirksamstes Werkzeug. Wir werden es bei Gelegenheit schon zu handhaben wissen . . .“

Ich, lieber Bruder, ich wünsche eine Katastrophe, denn ich bin überzeugt, sie und nur sie wird uns sicher und rasch zum Ziele führen.“

„Wenn es sein muß, sei es!“

„Gut . . . Werden Sie hier im Schlosse übernachten?“

„Warum?“

„Weil ich wünsche, sehr lebhaft wünsche, daß Sie sobald als möglich mit der Signora sprächen. Ihre Störrigkeit muß beseitigt werden, sonst spielt sie uns am Ende noch einen Spuk. Sie wissen, Lauretta hört Sie gerne plaudern. Plaudern Sie ihr Dinge vor, die geeignet sind, sie wieder in bessere Laune zu versetzen. So, wie sie sich heute anstellte, könnte sie uns leicht um irgend eine günstige Gelegenheit bringen, und doch ist die Zeit so kostbar.“

„Allerdings, um so mehr, da die Machinationen unserer Gegner von der Loge immer bedrohlicher werden. Am Ende suchen und finden die Führer des gegen uns angezettelten Complots eine Stütze an den Agnaten des herzoglichen Hauses. Schon ist das Gerücht im Lande und außerhalb des Landes verbreitet, der Herzog sei gar nicht mehr zurechnungsfähig, folglich auch nicht mehr regierungsfähig.“

„Sehen Sie, wir müssen uns eilen . . . der

Boden hier beginnt mir unter den Füßen zu brennen und . . . . der Herzog ist sehr ungeduldig. Ich wiederhole es . . . Sprechen Sie mit der Signorina. Es hängt Alles davon ab, sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade geschmeibig zu machen . . . Aber, lieber Bruder, hüten Sie Sich, ihr auch nur den hundertsten Theil eines Blickes hinter den Vorhang zu gestatten. Ihr rasender Stolz würde Alles in Frage stellen."

"Seien Sie ganz ruhig, mein Lieber. Die Signora soll nicht hinter, sondern nur auf den Vorhang blicken. Aber ich werde denselben so glänzend bemalen, daß sie kein Weib sein müßte, wenn sie nicht geblendet werden sollte. Das Hauptbild, welches meine Zauberlaterne auf den besagten Vorhang werfen wird, soll eine Herzoginkrone sein."

"Ob Sie die Sache nicht zu leicht nehmen? Vergessen Sie nicht, daß wir es mit ein paar Augen zu thun haben, welche schärfer, viel schärfer blicken, als die eines gewöhnlichen Weibes" . . .

"Die aber dennoch nicht scharf genug sein werden, zu bemerken, ob das Gold der erwähnten Krone echtes oder nur Raubgold sei."

"Wer weiß? ich gestehe, dieses seltsame Wesen beginnt mir Furcht einzuflößen, und deshalb" . . . .

„Sie 'stochen?“

„Deshalb muß die erste beste Gelegenheit, ein Ende zu machen, beim Schopfe gefaßt werden.“

„Wohl, aber mit Vorsicht! Was wir zu vermeiden haben, ist Geräusch und Lärm. Ein unzeitiger Gelat könnte unsere ganze Berechnung zu Schanden machen... Was meinen Sie, wenn ich versuchte, die junge Dame noch heute zu sprechen? Es ist ohnehin noch gar nicht sehr spät.“

„Machen Sie immerhin den Versuch . . . die Zeit drängt.“

Die Herren standen auf und der Oberhofprediger winkte einen Diener herbei, welchem er den Auftrag erteilte, in seinem Namen Signora Lauretta um eine Unterredung zu bitten.

„Ich besorge, es ist vergeblich,“ sagte der Conde, als der Diener weggegangen.

„Vielleicht doch nicht,“ entgegnete der geistliche Würdenträger. „Ich schmeichle mir, bei der jungen Dame einen Stein im Brette zu haben.“

Das kluge Gesicht des im besten Mannesalter stehenden Theologen trug gewöhnlich den Ausdruck einer heiteren Würde, gepaart mit einem Lächeln, das Jedem gewinnend vorkommen mußte, welcher

noch nicht wußte, daß es ein Stereotypes, ein gefrorenes war. Als er die angeführte zuversichtliche Aeußerung that, wurde jedoch für einen Augenblick um seinen wohlgeformten Mund ein Zug von Selbstbewußtsein, um nicht zu sagen von Selbstgefälligkeit sichtbar, welche den Sizilianer zur Seite blicken machte, um ein flüchtiges Hohnlächeln zu verbergen.

Er hatte jedoch unrecht, denn nach kurzer Frist lehrte der abgeschickte Diener zurück, mit der Meldung, die Signora promentre in der großen Galerie und erwarte daselbst Se. Wohllehrwürden. . . .

Die große Galerie war ein prachtvoller Saal in länglichter Form und auf beiden Seiten mit korinthischen Säulen von weißem Marmor besetzt. Die Wandflächen hinter diesen Colonnaden, sowie der gewölbte Plafond, waren über und über mit Fresken bedeckt, in welchen ein trefflicher Künstler seinen Pinsel dazu hergegeben hatte, die Ausgeburten einer wahnwitzigen Phantasie in Farben zu verkörpern. Es waren da die Malereien, von denen der Pastor Stahlberg zu seinem Gaste gesprochen. Die Decke nahm der Triumphzug des Lobes ein und hier, wie in den Wandgemälden, war alles Groteske, Wilde, Ungebeuerliche vereinigt, was nur je eine fragenhafte Einbildungskraft à la Höllenbreughel



erfinden konnte. In der taghellen Beleuchtung, wo mit ein mächtiger Kronleuchter die Galerie überströmte, traten diese monströsen Bildungen widerwärtig grell hervor.

An diesem Orte fand die Unterredung zwischen Lauretta und dem Oberhofprediger statt, von welcher wir nur den Ausgang mitzutheilen haben.

Es hieße dem geistlichen Würdenträger großes Unrecht anthun, wollte man leugnen, daß er ein vollendeter Weltmann und Höfning war. Das, was die Diplomaten Contenance nennen, das ist die vollständige Beherrschung der Mienen, des Blickes, der Stimme und der Geberden, ist niemals vollkommener gesehen worden, als bei dem Oberhofprediger. Dennoch aber mußte er sich ganz ungewöhnlich zusammennehmen, um durch die Ueberraschung, welche ihm die Stimmung der jungen Dame bereitete, sich nicht außer Fassung bringen zu lassen. Diese Lanne, — wenn es eine war — kannte er nicht an ihr. Er hatte für dieses Gespräch Ironie, Wit und prickelnde Phantastik bereitgehalten und nun konnte er von allen diesen schönen Dingen keinen Gebrauch machen. An dem ruhigen Ernst Lauretta's glitten alle seine Fächerstreiche wirkungslos ab und mit den Phantasmagorien, welche er aus seiner Zauberlaterne

hervorgehen ließ, happerte es so bedeutend, daß er insgeheim seine ungeschickte Hand verwarf. Besonders mißlich mußte es mit der Erscheinung der fraglichen Herzoginzone zugegangen sein, denn Lauretta hatte es nicht einmal der Mühe werth gehalten, einen Blick darauf zu werfen.

Sei es, daß er in der Verwirrung darüber deutlicher mit der Sprache herausgegangen, als er eigentlich gewollt, sei es, daß Lauretta jetzt nur ansprach, was sie längst wußte, — sie sagte zuletzt:—

„Das Facit Ihres Calculs, mein würdiger Herr, ist also: Sie wollen den Herzog dieses Landes zum Abtrünnigen machen.“

„Signora, Ihrem Scharfblick bleibt Nichts verborgen.“

„O, mein Herr, die Fäden Ihres Puppenspiels sind so dick, daß auch ein weniger scharfes Auge sie sehen muß. . . Was aber mich betrifft, so bin ich gerade zwei Tage zu alt, um eine Rolle in Ihrer Komödie zu übernehmen.“

„Zwei Tage zu alt? Was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts anderes, als daß ich seit gestern zu der Einsicht gelangte, es gebe Dinge, womit der Mensch nicht spielen soll.“

„Und dieser Kleinbürgerlichen Ansicht wollten Sie die Hoffnung, nein, die Gewißheit einer glänzenden Zukunft opfern?“

„Mein Herr, ich will sagen, ich verstehe Sie nicht, um Ihnen die Beschämung zu ersparen, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie ein wehrloses Mädchen beleidigen.“

So sprechend deutete sie dem Hofprediger durch eine Verbeugung an, daß sie das Gespräch für beendet ansähe, als mit einmal die in der Galerie herrschende Stille durch einen lauten Tumult unterbrochen wurde.

Die Flügelthüre am oberen Ende des Saals ward aufgerissen und der Sizilianer stürzte herein, höchst aufgeregt und mit dem Ausdruck des Grauens rückwärts schauend.

„Der Herzog hat seinen Anfall!“ flüsterte er hastig . . . „Es überfiel ihn, als ihn der diensthühende Kammerdiener entkleiden wollte . . . Um des Himmels willen, Signora, erproben Sie Ihre magnetische Kraft an ihm! . . . Horch, er kommt!“

Und der fürstliche Nachtwandler kam wirklich.

Langsam schritt er die Galerie herab, während sich dieselbe im Augenblick mit erschrockener Hofdienerschaft füllte.

Es war eine unheimliche Szene.

Schlürfenden Trittes, mit weitgeöffneten, glanzlosen Augen vor sich hinstierend, ging der Herzog vorwärts, gerade auf die Stelle zu, wo Lauretta mit dem Hofprediger und dem Conde stand. Sein vornüber gebeugter Körper schlotterte unter krampfhaften Zuckungen. Das gelbste Haar flatterte wild um das blasse Gesicht. Er trug einen Rock von Rosasammet, eine Weste à l'avenant von Drap'd'or, kostbare Spitzen, Schuhschnallen von Brillanten, blitzende Solitaire an den Fingern; aber der Reichtum dieses Anzugs contrastirte höchlich mit der Unordnung desselben. Alles hing nur so an der hageren, schlotternden Gestalt, welche in dem hellen Licht des Saales um so gespenstiger aussah.

Man hätte glauben können, eine der Höllenbreugheleien an den Wänden sei plötzlich lebendig geworden.

Der Nachtwandler ging immer zu, ohne auf die rechts und links aus seinem Wege Weichenden im Eringsten zu achten. Seinen zuckenden Lippen entquoll ein unartikulirtes Gemurmel.

Als er die entgegengesetzte Flügelthüre der Gallerie erreicht hatte, stieß er einen markdurchschneidenden

den Klageschrei aus und verschwand in der Thüröffnung.

„Wir müssen ihm folgen, Signora,“ sagte der Sizilianer dringend. „Sie müssen ihm die Hände auflegen . . . Sie wissen ja, wie beruhigend das immer auf den Unglücklichen wirkt.“

„Es ist ein gräßlicher Anblick!“ entgegnete Lauritta. „Mir graut davor.“

„Aber, Fräulein,“ bemerkte der Hofprediger, — „Sie werden doch, zum Dank für gewährte Gattlichkeit, einem armen Kranken Ihre Hilfe nicht entziehen wollen? das wäre ja wie Mord.“

Er bot ihr den Arm. Sie schlug denselben aus, ließ sich aber mit einer zustimmenden Geberde von den beiden Herren hinausbegleiten.

Der Herzog war die große Treppe hinabgestiegen, hatte die Vestibule durchmessen, schritt unter den Säulen des Porticus hinweg auf den Perron hinaus, ging die Stufen desselben hinab, über den Pleasure Ground, und betrat die Allee, welche am Ufer des Kleinen See's hinauf in den Park führte.

Es war eine stürmische Märznacht. Der Wind fuhr pfeifend durch die Baumwipfel und zerriß von Zeit zu Zeit die schwerfällig am Himmel dahintretenden Wolken, wo dann für kurze Momente die

halbvolle Mondschel ihr bleiches ungewisses Licht durch die Rebelbünste herabrieseln ließ.

Die Dienerschaft eilte mit Windlichtern und Laternen herbei, aber der Sizilianer winkte die Leute, welche ihrem Herrn folgen wollten, gebieterisch zurück, indem er sagte, es bedürfe bloß der Signora.

Damit legte er Lauretta vorsorglich einen Mantel um die Schultern, nahm ein Windlicht zur Hand und trieb zum Vorwärtsgehen.

Lauretta zögerte einen Augenblick, den Fuß in die unwirthliche Nacht hinauszusetzen, dann stieg sie mit ihren beiden Begleitern entschlossen die Freitreppe hinab.

In die Allee eingetreten, sahen sie die Gestalt des nachtwandelnden Fürsten bald vor ihnen herwanen.

Lauretta ging muthig voran.

In diesem Augenblick näherte der Sizilianer seinen Mund dem Ohre des Hofpredigers und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Der Hofprediger nickte bejahend, worauf der Conde laut sagte:

„Die Signora wird heute alle ihre magnetische Kraft nöthig haben. Der Anfall ist, wie mir der Kammerdiener des Herzogs mittheilte, stärker als

irgend einer der früheren. Augenscheinlich ist die höchste Gefahr für das Leben des Fürsten vorhanden."

"Meinen Sie wirklich, lieber Graf?" fragte der geistliche Herr.

"Gewiß . . . Aber sehen Sie, der arme Herzog biegt von der Allee ab. Wohin will er?"

Louretta blieb stehen und sagte über die Schulter zurück:

"Ihre Besorgnisse scheinen mir sehr übertrieben, Monsieur. Ein Tobkranker hat nicht die Kraft, so weit zu gehen, und" . . .

"Signora," unterbrach sie der Stilianer lebhaft, "ich muß Ihnen das bestimmtesten widersprechen. Solche epileptische Zufälle enden leicht mit Starrkrampf und Apoplexie, kurz, die *Materia vitae*" . .

"Lassen Sie die bunten Phrasen, von denen Sie, vermuthlich, gerade soviel verstehen wie ich."

Der Hosprediger verbiß ein Lächeln über diese Zurechtweisung des Nagus und sagte:

"Eilen wir, Sr. Durchlaucht Hilfe zu bringen. Dieser bedarf er jedenfalls, ob nun sein Zustand mehr oder weniger gefährlich sei . . . Sehen Sie, er tritt in den kleinen Pavillon, welchen man, glaub' ich, den Pavillon der Flora heißt."

Das in Rede stehende Gebäude rechter Hand von der großen Allee inmitten eines dichten Boskett's gelegen, hatte in seinem Aussen die Form eines griechischen Tempels und im Innern nur ein einziges Gelaß, welches, zur Abhaltung vertraulicher Sessel in der Sommerzeit bestimmt, mit großer Pracht und Ueppigkeit eingerichtet war. Draußen lief rundherum ein Säulengang. Die Fenster reichten bis zum Boden herunter, verschwanden aber hinter den niedergelassenen Gardinen von blauer Seide. Tapeten vom nämlichen Stoff, gelb, mit silbernen Arabesken, bedeckten die Wände. In der Mitte des Zimmers erhob sich über einem großen, von exotischen Blüthen schimmernden Blumentisch die Statue der Frühlingsgöttin. Den Hintergrund nahm ein mächtiger Divan ein, nach orientalischer Weise aus mit blaßrothem Atlas überzogenen Polstern aufgebaut.

Eine vor dem Blumentisch von der Decke herabhängende silberne Hängelampe verbreitete ein gedämpftes Licht in dem traulichen Räume, der so angenehm durchwärmt war, als wäre das Feuer im Kamin so eben erloschen . . . Sollte dieser einsame Ort noch so spät Besuch erwartet?

Nicht gerade diese Frage, aber doch Etwas wie leiser Argwohn fesselte beim Eintreten den Fuß Lau-



retta's nahe bei der Thürschwelle an den Boden. Sie schlug die Kapuze des Mantels, welche ihren Kopf verhüllt hatte, zurück und warf einen durchdringenden Blick auf den Hofprediger, welcher denselben ganz ruhig ansah.

Ein röchelndes Aechzen kam von dem Diwan her.

„Hören Sie den unglücklichen Mann?“ flüsterte der Geistliche. „Geben Sie, Fräulein, die hilfreiche Kraft auf ihn wirken zu lassen, womit der Himmel Sie gesegnet hat.“

Lauretta mußte wohl an diese Kraft glauben, da sie vermittelst derselben schon zu verschiedenen Malen die Nervenkrämpfe des Herzogs gestillt hatte. Sie näherte sich mit ihren Begleitern dem Diwan, auf welchem sich der Kranke hin- und herwarf. Er stoberte am ganzen Leibe, seine Glieder zuckten, Schweiß stand auf seiner Stirne und von seinen halbgeschlossenen Augen war nur das Weiße sichtbar. Sein Athem ging pfeifend und vermischte sich mit einem schrecklichen Stöhnen, das ihm die Brust sprengen zu wollen schien.

Bei diesem Anblick lebte in Lauretta's Seele nur noch das Mitleid, jenes himmlische Erbarmen,

welches mit dem ersten Weibe geboren wurde und nur mit dem letzten sterben wird.

Sie überwand Verachtung und Abscheu und hob ihre Manipulationen an, wie der Sizilianer sie dieselben gelehrt hatte. Sie näherte die Flächen ihrer erhobenen Hände dem Gesicht des Kranken bis auf einen kleinen Zwischenraum und führte so die sogenannten magnetischen Striche aus.

Die wohlthätige Wirkung zeigte sich fast augenblicklich. Die ungestümen Bewegungen des Patienten ließen nach, die Zuckungen verminderten sich, der Athem ging leichter, das schreckliche Aechzen hörte auf.

Lauretta fuhr in ihrer mitleidigen Verrichtung fort.

Aber was machte sie plötzlich innehalten?

Ihr Blick war zufällig in den großen Spiegel über dem Divan gefallen und der zeigte ihr, wie so eben der Hofprediger und der Conde das Gemach verließen und die Thüre hinter sich zuzogen.

War das nicht auch das leise Geräusch des Schlüssels, welcher von draußen im Thürschloß gebreht wurde?

Wie ein vernichtender Blitz schoß ihr der Gedanke durch die Seele:

Ich bin verrathen!

Das war ein lähmender Moment.

Aber er ging noch vorüber. Der Ruth Sauratta's beiseite drückte ihren Instinkt der Gefahr. Sie erinnerte sich, daß die magnetische Manipulation früher den Herzog immer in einen tiefen Schlaf versetzt hatte, und so machte sie sich mit angehaltenem Athem wieder an ihr Werk.

Es schien den gewohnten Erfolg haben zu wollen, denn der Patient ward immer ruhiger.

Schon durfte sie hoffen, daß der parnische Schreden von vorn ein kühler gewesen sei, als der Herzog plötzlich seinen Körper sich aufrichtete, die Augen aufschlug und sie mit einem Blick ansah, der ihr das Blut in den Adern stocken machte.

Es frohlochte ihre dämonische Bosheit in dem fahlen Steiglanz dieser Augen, während um die dünnen blutlosen Lippen des Mannes, zwischen welchen spitze Zähne sichtbar wurden, ein fauchendes Orkan spielte.

Dieses Gesicht hatte nichts Menschliches mehr: es war das des wilden Thieres, welches sich auf seine Beute wirft.

Aber noch hielt ihr Stolz Sauratta aufrecht. Sie richtete sich zur vollen Höhe ihrer schönen Gestalt auf und schleuderte dem Herzog einen nieder-

schmetternden Blick zu. Dann wandte sie sich, um mit einem Sprunge die Thüre zu erreichen.

Aber es war zu spät.

Die muskulösen Arme des Herzogs pressten sich um ihren Leib, er riß sie zu sich nieder, bedeckte ihre Wangen mit wüthenden Küßem und schelte ihr mit heiserem Lachen ins Ohr:

„Endlich, süßes Läubchen, bist Du mein!“

Sie rang den Verzweiflungskampf der Gazelle in den Klauen des Tigers und ein Schrei, welcher die Decke des Pavillon sprengen zu sollen schien, stieg jählings aus ihrer Brust empor: —

„William Raleigh zu Hilfe!“

War das Bild des Mannes, welcher ihr bewiesen, daß es Treue auf Erden gebe, in diesem schrecklichen Moment plötzlich vor ihre Seele getreten? Oder war es nur eine zufällige Eingebung der Agonie?

Aber wie? Gab von draußen der Sturm Antwort auf den verzweifeltsten Hilferuf? Fuhr er so wüthend gegen das Fenster dort?

Ein Stoß — ein Krachen der Fensterrahmen — ein Klirren der zertrümmerten Scheiben — der Herzog stürzt — Lauretta stößt ihn mit einem wilden Aufschwung ihrer Kraft zurück, sie entschlüpft

seiner Umschlingung, springt auf und muß es für eine Täuschung ihrer Sinne halten, daß der Gersene zwischen ihr und dem Fürsten steht.

Und ein größeres Wunder, als die Erscheinung Raleighs war, ging in diesem Moment in Lauretta selber vor. Sie blickte zum ersten Mal mit dem Auge, womit das Weib den Mann ansieht, auf Raleigh. Er erschien ihrer Schwäche und Schutzbedürftigkeit, deren sie heute zum ersten Mal und so fürchterlich innegeworden, schön wie ein Held.

Und wirklich, der junge Mann war schön und heldenhaft anzusehen in der Blässe seines Zornes, wie er so da stand mit der linken Faust den entsetzten Herzog auf die Polster niederdrückend und mit der Rechten den blanken Degen erhebend.

„Soll ich den Elenden tödten, Lauretta?“ fragte er.

Sie klammerte sich an ihn. Ihre Erschütterung machte sich in einem Schluchzen laut, welches sie vergebens zu verhalten suchte.

„Nein, mein Freund, mein Retter!“ erwiderte sie, mühsam nach Fassung ringend. „Er ist nicht werth, von ihrer Hand zu sterben . . . O, fort von hier, nur fort!“

„Und wohin?“

„Wohin Sie wollen. Nur fort!“

Kaleigh beugte sich zu dem Herzog nieder und sagte mit einem Ausdruck, der nicht mißzuverstehen war:

„Eine Bewegung, ein Laut, und Du hast den kalten Stahl zwischen den Rippen!“

Dann hüllte er mit der Sorgfalt eines zärtlichen Vaters Lauretta in ihren Capuchon und reichte ihr den Arm. Als er aber bemerkte, daß die Geliebte auf ihren Füßen wankte, hob er sie leicht auf seine Arme.

Sie ließ es geschehen und verbarg den Kopf an seiner Brust. Er warf noch einen drohenden Blick nach dem Divan und schritt mit seiner theuren Last durch die Oeffnung des zertrümmerten Fensters hinaus in den Säulengang und von da weiter in die stürmische Nacht.

Der Herzog, von dessen Charakterzügen die Geschichte auch den aufgezeichnet hat, daß er kein Geschrei abfeuern hören und, wie König Jacob I. von England, keinen Degen entblößt sehen konnte, — lauschte, bis das leichte Geräusch von Kaleighs Fußritten sich verloren hatte. Dann taumelte er auf, reckte und behnte sich, stieß ein tolles Lachen aus und sagte:

„Diable, die Entwicklung der Farce hat der Exposition und Knotenschürzung nicht entsprochen, sehr nicht . . . Aber ein veritabler Theatercoup war's immerhin, c'est vrai. Wer nur dieser Orlando furioso ist, der da plötzlich vom Himmel oder vielmehr durchs Fenster so plump in meine Schürzenstube hereinfiel? Er hat übrigens seine Sache gar nicht übel gemacht, c'est vrai. . . . Das verzeufelte Mädchen! Sie hat uns doch Alle bis zuletzt artig trompirt, c'est vrai. . . . Es muß da ein ganzer Roman dahinter stecken und ich will ihn selber schreiben, diesen Roman. Ja, ein Autor will ich werden, — das ist was Neues. Ein Herzog von \* gedemüt, das ist noch nie dagewesen im heiligen römischen Reich deutscher Nation. *Gurrah!*“

### Fünftes Capitel,

welches zunächst zeigt, daß Herber mit Grund sagen konnte: „Wer ausbarret, wird bekrönt!“ — Johann von Postwagen und Posthörnern, von Wiedersehen und Abschied handelt und endlich mit orientalischen Versen schließt.

„Neben Sie gut und sanft mit ihr,“ sagte am Abend des folgenden Tages die greise Lebens-

gefährten des Predigers zu Raleigh, welchen sie im Garten aufgesucht hatte. „Ja, recht gut und sanft müssen Sie mit ihr reden. Das arme Kind hat so viel gelitten.“

„Seien Sie unbesorgt, verehrte Frau,“ erregnete der junge Mann. „Wie könnte ich denn anders als so zu Lauretta sprechen? . . . Aber sagen Sie, wie geht es ihr? Hat sie sich ausgeruht, hat sie sich gefaßt?“

„Sie besitzt eine starke Seele, aber dennoch wird eine pechliche Erinnerung noch lange in derselben nachglühern. Im Uebrigen ist sie gesund und gefaßt. Meine Hausmittel haben das leichte Fieber vollständig bewältigt“ . . .

„Wie dankbar bin ich Ihnen, verehrte Frau, für Ihre hilfreiche Güte!“ fiel Raleigh lebhaft ein. „Ich wäre gestern in einer peinlichen Lage gewesen, wenn sich Ihr Haus nicht als ein gastlicher Zufluchtsort mir aufgethan hätte.“

„Über das verstand ich doch von selbst.“

„Ja, für Ihre Herzengüte, verehrte Frau, und für den Edelmut Ihres trefflichen Vaters war das etwas Selbstverständliches. Mich jedoch quält das Bedenken, ob ich nicht den Hohn des Herzogs auf Ihr gastliches Dach gelenkt.“



„Darüber brauchen Sie Sich keine Sorge zu machen. So, wie wir den Herzog kennen, wird er, auch wenn er Ihr und Fräulein Lauretta's Hieherein erföhre, die Sache auf sich beruhen lassen. Erstlich, weil er feig ist, und zweitens, weil er aus Erfahrung weiß, daß mit meinem guten Alten nicht zu spassen ist. Ich möchte fast wetten, daß mein Mann Nachrichten aus der Stadt mitheimbringt, die Sie über die Folgen Ihres gestrigen Abenteuers völlig beruhigen werden. Sie wissen, der Herzog hat in aller Frühe dieses Tages die Ermitage verlassen, nachdem er Befehl gegeben, das wunderliche Bauwerk, den Berg Sinai, sofort zu demoliren.“

„Ja, . . . und Fräulein Lauretta gestattet mir also, sie zu sehen?“

„Sie wünscht es und glauben Sie mir, Sie werden empfangen werden, wie Ihre Hingebung es verdient“ . . . . .

So war es auch.

Lauretta kam dem treuen Freunde stillgefaßt entgegen. Die liebevolle Besorgniß, welche sich beim Anblick der Blässe ihrer Wangen in Raleigh's Augen verrieth, that ihr wohl bis ins innerste Herz.

„Sie sollen Sich nicht beunruhigen, mein edler

Freund," sagte sie, indem sie ihm einen Stuhl zu-  
rechtzückte. „Ich bin ganz wohl, gewiß, ich bin es.“

Und mit ihrem reizenden Lächeln fügte sie hinzu:

„Wie könnte es auch anders sein, wenn man  
sich in so treuer Gut weiß?“

„Fräulein," sagte er, — „ich habe mir diese  
Unterredung erbeten, um eine Bitte an Sie zu  
richten . . . .“

Er hielt inne, als er zu bemerken glaubte, daß  
bei seinen Worten ein leises Zittern über die schöne  
Gestalt hinlief.

„Sprechen Sie, mein Freund," sagte sie, indem  
sie, sich bezwingend, ihm gegenüber Platz nahm; —  
„aber gestatten Sie, daß ich Ihnen zuvor sage, daß  
bis zu meinem letzten Athemzug die Dankbarkeit,  
die ich Ihnen schulde, in meiner Seele leben wird...  
Sie müssen freilich —“ fuhr sie erregter fort, wäh-  
rend ihre Wangen sich rötheten, — „Sie müssen  
freilich mit nur allzugutem Grunde glauben, ich sei  
ein undankbares Geschöpf . . . Ich jagte in thörichtem  
Uebermuth einem Phantom nach, statt das wirkliche  
Glück an meinem Wege zu beachten . . . . O, wie  
vieles Leid und welche qualvolle Beschämung wären  
mir erspart worden, wenn ich damals in Osmund

Ihrem Edekmuth vertraut hätte! . . . Doch, wozu helfen Klagen? : . . . Es ist vorüber“ . . .

„Lassen Sie es vorüber sein, Lauretta. Sehen Sie, dahin geht die Bitte, von welcher ich sprach . . . Ich möchte Sie so gerne glücklich wissen. Daher, lassen Sie die Vergangenheit vergangen sein und ruhen für immer. Ein rechter Mensch lebt ja stets in der Gegenwart. Indem er diese frisch und froh anfaßt, baut er sich die Zukunft.“

„Ich verstehe Sie, Raleigh. Ihre Großmuth möchte mir jeden Vorwurf ersparen, und doch ist alle Ihre Milde unermügend, mich vergessen zu machen, welches schübe und hartnäckige Unrecht ich an Ihnen begangen.“

„Armes Kind, schon wieder von Vergangenem? Aber wohlan, wenn Sie glauben, mich falsch beurtheilt zu haben — denn darin kann doch wohl nur das Unrecht bestehen — haben Sie es nicht glänzend gutgemacht? Haben Sie mich nicht den Triumph erleben lassen, daß ich annehmen darf, Sie überzeugt zu haben, es lebe kein Mensch, der es besser mit Ihnen meine, als ich?“

„Ich weiß es,“ versetzte sie leise.

„Glauben Sie nicht, Lauretta, ich hätte das gesagt, um Ihren Dank herauszufordern. Ich möchte

daraus bloß die Berechtigung ableiten, Ihre Zukunft sicherzustellen.“

„Immer gütig und selbstsuchtslos!“ . . .

„O glauben Sie das nicht!“ rief Raleigh aus, unfähig, seine tiefe Bewegung länger zu bemätern.

Sein Ton, sein Blick verriethen ihr die Gefühle des Freundes und sie hätte müffen kein Mädchen sein, wenn sie nicht geahnt hätte, was kommen mußte.

Er fuhr fort:

„Sie stehen einsam in der Welt“ . . . .

„Ich war es, bis“ . . . .

„Bis?“

„Bis ich Ihre Treue erkannte.“

Ein helles Freudeleuchten überflog Raleighs Stirne. Lauretta senkte vor seinem Blick das Auge. Dann schlug sie es zu ihm auf, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Bangen und voll Vertrauen.

„Lauretta,“ sagte er, — „Sie haben nie das friedliche Glück eines liebevollen Familienlebens gekannt.“

„Ach nein, und vielleicht war dieses Mißgeschick das Grundmotiv aller meiner Verirrungen.“

„Drüben, jenseits des Ozeans, in meinem Vaterlande, dessen Freiheit jetzt durch einen glorreichen Frieden doppelt gesegnet ist, dort am Ufergelände

des schönen Potomac steht ein wohlgeborgenes Haus, beschattet von Sykomoren und Lebensleichen. Von dort späht eine zärtliche Mutter sehnsüchtig den Fluß hinab, ob denn noch immer keine Barke ihr den lange zögernden Sohn zurückbringe. Er würde doppelt willkommen sein, wenn er der alten Frau auch eine Tochter mitbrächte“ . . . .

„Raleigh“ . . . .

„Eine Tochter, deren Anblick der Mutter das lange Ausbleiben des Sohnes begreiflich machte.“

„Großmüthiger Mann, Sie werben um die Hand einer Abenteuererin?“

„Vorgestern, Lauretta, sagte ich unserem trefflichen Wirth, der Weg, den Sie gegangen, habe mit seinem Staub und Schmutz nicht einmal bis zu Ihren Fußsohlen hingereicht.“

„Dürfte ich mich überreden, William, daß Sie mich achten könnten?“

„Wie könnte ich Sie denn sonst lieben?“

„Und wenn . . . . wenn Ihre Mutter Sie fragt: Wen bringst Du mir da ins Haus?“

„Dann werde ich antworten: ein Wesen, das mich und Dich glücklich macht, Mutter, — und hierauf wird sie sagen: Gottes Segen über Euch, Kinder! Wir wollen glücklich sein.“

„Das ist die Sprache des Herzens, einfach und wahr wie die Natur, wie die Redlichkeit . . . Könnte ich hoffen, Ihnen alle Ihre Güte, Großmuth und Treue wenigstens einigermaßen zu vergelten, William.“

„Sie werden es, Lauretta, gewiß, Sie werden es.“

„Ich möchte Ihnen so gerne glauben! Ist mir doch, als hätte ich in wenigen Tagen, in wenigen Stunden sogar viele Jahre verlebt, Jahre voll Bitterkeit. Aber glauben Sie mir, was ich erfahren, soll nicht verloren sein. Ich weiß jetzt, daß das Weib nicht geschaffen ist, auf sich selbst zu stehen und ihr Glück selber zu schmieden, sondern“ . . .

„Sprechen Sie, liebes Herz!“

„Sondern, es von einem starken, redlichen und gütigen Mann zu erwarten.“

„Und glauben Sie, Lauretta, daß ich von ganzer Seele entschlossen bin, Alles zu thun, was ich nur immer kann, um dieser vertrauensvollen Erwartung zu entsprechen?“

„Ich glaube es, William, nein, ich weiß es.“

Sie legte ihre Hand in seine dargebotene und sagte:

„Wenn Sie diese Hand begehren, William, hier ist sie. Glauben Sie mir, es wird nicht meine Schuld sein, wenn das Herz ihr nicht nachfolgen

solte . . . Doch, theurer Freund, bedenken Sie Sich noch einmal! Diese Hand ist leer, sie ist die einer Bettlerin“ . . .

„Ja, einer Bettlerin, die einen Krösus bereichern könnte. Aus dieser Hand empfangen Sie eine Fülle von Glück.“

„Möchte es so sein! Das wenigstens — sehen Sie mir diese letzte Regung des Stolzes nach — das wenigstens glaube ich sagen zu dürfen, daß an der Hand, welche Sie in der Ihrigen halten, nichts Unreines haftet.“

Er zog sie an sich und sie widerstrebte nicht dem sanften Zwange. Er küßte die feuchten Augen der Erröthenden und sie berührte mit ihren Lippen leise die Narbe auf seiner Wange.

„O William,“ flüsterte sie, — „schon dieses Ehrenzeichen hätte Sie mir achtungswerth und theuer machen sollen.“

„Warum, Kind? War es denn etwas so Bedeutendes, ein paar Tropfen Blutes zu opfern, wo Tausende braver Männer freudig ihr Leben darbrachten?“

Es muß so schön sein für einen Mann, für das Vaterland zu kämpfen.“

„Ja, Herz, es ist schön und schön und zukunfts-

reich ist auch das Land, für welches dieser gute Kampf gefochten wurde. Ich liebe es heiß und das beweise ich ihm aufs Neue, indem ich ihm eine solche Bürgerin zuführe . . . . . Doch verziehe, Geliebte, wenn gerade die Erinnerung an Amerika eine Sorge in mir erweckt, welche auszusprechen vielleicht unzart ist. Darf ich reden, Lauretta?"

„Wie Du nur fragen kannst, William! Bist Du nicht von dieser Stunde an mein Herr? Und macht es mich nicht glücklich, Dir gehorsam zu sein?"

„Wie gut Du bist! Aber der Gehorsam in der Ehe muß ein gegenseitiger sein, oder vielmehr, ein gutes Weib ist im Grunde stets die Herrin. Gehorchend herrscht Ihr.“

„Wohl, so will ich gehorchend herrschen,“ sagte Lauretta und ein Lächeln, welches ihren Verlobten entzückte, führte auf ihr schönes Antlitz einen Widerschein ihrer früheren Heiterkeit zurück . . . „Befiehl Du mir, William.“

„Nein, ich wünsche nur . . . Es ist die höchste Zeit, daß ich in mein Vaterland zurückkehre. Hätte auch meine Mutter keine Ansprüche auf mich, so ziemte es doch dem Bürger eines Freistaats nicht, länger müßig in der Fremde herumzuschwärmen. Vielleicht nimmt neben meinen Privatgeschäften auch



der öffentliche Dienst, welcher nach der ungeheuren Verwirrung dieses Krieges gewiß vieler Hände bedarf, meine Kräfte in Anspruch. Dennoch, wenn Du den leisesten Wunsch hegest, noch eine Zeitlang in Europa zu leben" . . .

"O, nein, nein! Ich lasse hier nur Erinnerungen zurück, zwischen denen und mir das Weltmeer bald, recht bald fluten mag . . . Und wenn Du noch zu dieser Stunde gehen willst, ich folge Dir."

"Ich danke Dir vom Herzen, und — laß es mich gestehen — ich habe es, nachdem Du einmal mein Verben erhörtest, nicht anders erwartet . . . Aber, theures Kind, wir haben eine weite Reise vor uns . . . und" . . .

Sie verstand sein Stoen und den Blick, welcher dasselbe begleitete. Einen Augenblick bebte sie in mädchenhafter Schiene, aber dieß hochherzige Wesen wußte Nichts von Ziererei. Sie fühlte, da Schicksalswurf war gethan, für immer. Alles Andern war nicht mehr der Rede werth. So sagte sie denn:

"William, Du bist mir Alles, Vater und Mutter, Bruder und Schwester, — Du kannst also Nichts von mir verlangen, was sich nicht ziemte. Ich vertraue Dir ganz, und wenn Du glaubst, daß es

mir nur gezeime, mit einem legitimen Beschützer zu reisen, so" . . . .

„Dank Dir, Du Gute, Liebe, Verständige!“ rief er mit inniger Freude aus und in seinem Jubel setzte er hinzu: „Jetzt fehlt uns nur noch der Pfarrer.“

„Nein, der ist schon da,“ sagte die Stimme des Predigers, der unvermerkt eingetreten war.

Raleigh führte frohbewegt dem würdigen alten Herrn seine Braut entgegen.

„Ich bin ein Mann von der alten Schule,“ sagte der Pastor, „und laß es mir daher nicht nehmen, meinen Glückwunsch der schönen Braut auf die Stirne zu küssen.“

Er that, wie er sagte, und setzte dann hinzu:

„So hat sich denn Alles glücklich gefügt, liebe Kinder? Freut mich herzlich und des Himmels Segen über Euch! Auch den der Kirche sollt Ihr haben, morgen schon, wenn Ihr wollt.“

Raleigh blickte fragend auf Lauretta.

Sie barg das erröthende Haupt an seiner Schulter und flüsterte:

„Dein Wille ist mein Wille.“

„So ist's recht,“ sagte der alte Herr. „Also morgen. Und wir haben auch gar keine Störung

der Hochzeit zu besorgen, denn sehen Sie, Freund Raleigh, die Geschichte in der Residenz hat richtig den Verlauf genommen, welchen ich voraussetzte. Sobald der Herzog in die Stadt zurückgekommen war, hat der Herr Magus den Laufpaß bekommen und zwar, wie ich hörte, in sehr unliebsamen Worten. Der Hofprediger, der infame . . . doch genug, er ist seines Amtes entlassen. Der Herzog denkt bereits gar nicht mehr an die egyptische Schnurre, aber zum Ersatz mußte er sogleich eine andere haben. Rathen Sie, auf was er jetzt verfallen ist? Aber Sie können es unmöglich errathen. Einen Roman will er schreiben, ja, und auch drucken lassen! Er hat sich schon alles Ernstes dahinter gesetzt, wie mir der Herr Kanzler sagte. Nun, das ist wenigstens eine harmlose Thorheit. Glück zu!" . . . . .

. . . . .

. . . . .

Einige Tage darauf fuhr in einem thüringischen Flecken, welcher an der großen Straße von Leipzig nach Frankfurt am Main liegt, eine Extrapostkaise, in welcher ein Herr und eine Dame saßen, beim Posthause vor, im nämlichen Augenblick, wo von der entgegengesetzten Seite her der frankfurter Postwagen

bei der Station anlangte, so daß das Blasen der beiden Postillone ineinanderklang.

Während der Extrapostreise, welcher reich weiter wollte, bei dem dienstfertig herbeigeeilten Postmeister die Beschaffung neuer Pferde betrieb, scholl es aus dem Schlage des frankfurter Wagens plötzlich im Tone freudiger Ueberraschung:

„Kaleigh!“

Beim Tone dieser Stimme fuhr die Dame, welche in der offenen Chaise sitzen geblieben, halb in die Höhe. Dann zog sie ihren Reisepelz fester um Schultern und Nacken und verharrte ruhig auf ihrem Plaze.

Der Amerikaner trat an den Schlag des Postwagens, gerade, als derselbe heftig aufgerissen wurde.

Einer der Passagiere sprang heraus, wickelte sich aus seinem Mantel und — „Schiller!“ rief nun seinerseits Kaleigh froh überrascht aus.

Die Freunde lagen sich in den Armen, und nachdem die ersten ungestrümen Fragen über das Woher und Wohin ausgetauscht waren, sagte William, den Dichter theilnahmsvoll betrachtend:

„Du hast Dich, seit wir uns nicht mehr sahen, sehr zu Deinem Vortheil verändert, — bist reifer,

männlicher, und sogar schöner geworden, lieber Friedrich.“

„Danke für das Compliment, lieber Alex,“ entgegnete Schiller lachend. „Ich bin ein wahres Ungerener von Schönheit, das ist bekannt. Wenigstens war das seiner Zeit im Osten zu Stuttgart bekannt genug . . . Ach, die schönen wilden Töne und Wirklichkeiten der Jugend, — wie sind sie mir schon so fern gerückt! Das Leben ist doch ein schrecklicher Wirbel. Aber man muß sich fest und oben halten, sonst wird man bei Seite geschleudert.“

„Und wie sind Deine Verhältnisse, Deine Ansichten, Deine Hoffnungen?“

„Meine Verhältnisse sind dormalen eigentlich gar nicht, d. h. ich bin wieder zwar nicht vogelfrei, aber doch frei wie ein fahrender Poet. Lieber William, mir ist oft, als würde ich das mein Lebenlang bleiben, und doch kommen Stunden, ja, und immer häufiger kommen sie, wo ich eine brennende Sehnsucht nach einer stillumfriedigten Häuslichkeit empfinde. Wäre mir nur die Fähigkeit gegeben, das Leben an einer seiner Ecken zu packen! Allein ich glaube, ich muß schon warten, bis es eine geschicktere Hand für mich thut . . . Halbwegs und sogar etwas mehr als halbwegs bin ich übrigens Willens, den ideall-

sehen Regionen einzuwirken den Rücken zu lehnen und mich auf dem Gebiet der Lebensprosa anzubauen, sei es als Arzt, sei es als akademischer Dozent . . . In Mannheim konnt' ich es nicht mehr aushalten. Das Theatervolk ist eine schreckliche Race, welche mich mit Verdruß und Beschämung erkennen machte, daß meine Ansicht von der Bühne als einer ästhetischen Bildungsanstalt für die Nation nicht durchzuführen sei, wenigstens dort und gegenwärtig nicht. Vielleicht bringt dieser Gedanke später doch durch . . . Für jetzt gehe ich nach Sachsen, wohin treffliche Freunde mich eingeladen.“

„Ich freue mich zu sehen, daß Deine mannhelmer Widerwärtigkeiten Dich wenigstens nicht entmuthigt haben.“

„Entmuthigt? Nein. Mein bisheriges Streben war auch nicht ganz erfolglos. Meine Dramen machen die Runde auf den deutschen Bühnen und ich habe mir an der Hand meiner Muse sogar die Rückkehr in die Heimat erzwungen.“

„Ich weiß es. Unser Freund, der Sammetdoctor, schrieb mir, die Räuber seien in Stuttgart unter ungeheurem Beifall aufgeführt worden.“

„Ja, und auch Rabale und Liebe. Meine Mutter und meine Schwestern wohnten der Darstel-

lung bei und beim Heraustrreten aus dem Theater beglückwünschte sie das Publicum. Die gute Mutter schrieb mir, sie sei vor Beschämung und Freude fast in den Boden gesunken. Siehst Du, das ist doch auch Etwas. Hinterher beschwerte sich der Adel freilich bei dem Herzog und die Wiederholung des Stückes wurde untersagt. Aber sie wissen jetzt doch wenigstens daheim, daß der Fritz Schiller kein Lump ist. . . . Und weißt Du auch, daß Du in mir einen neugeborenen herzoglich weimar'schen Rath vor Dir hast? Hab' Respect, Mann, sag' ich."

"Das hab' ich. Aber wie kamst Du denn zu dieser Würde?"

"Man ermunterte mich, dem Herzog Karl August, als er zu Neujahr bei der landgräflichen Familie zu Darmstadt zu Besuch war, mich vorstellen zu lassen. Ich ging hinüber, wurde gnädig aufgenommen und las im Kreise der Fürstlichkeiten den ersten Act meines Don Carlos vor, worauf mir der Herzog den Rathstitel verlieh. . . . Doch genug jetzt von mir und laß' uns von Dir sprechen. Du siehst so glücklich und zufrieden aus" . . .

"Dazu hab' ich auch alle Ursache."

"Freut mich. Und Du kehrt also nach Amerika heim?"

„In aller Eile, aber nicht allein.“

„Wie?“

„Komm,“ sagte Raleigh und führte den Freund zu seinem Wagen, wo er scherzhaft ceremoniös hinzufügte: „Ich beehre mich, Dir hiemit meine junge Frau vorzustellen.“

Die Dame schlug Pelz und Schleier zurück und bog sich mit holdem Erröthen über den Wagenrand.

„Lauretta?“ rief Schiller in höchster Ueberraschung hervor.

„Ja, Lauretta, theurer Freund,“ sagte sie freundlich und bot dem Staunenden die Hand. Er fühlte nicht, daß diese Hand leise in der seinigen zitterte.

„Wie ist das möglich? Träume ich?“ fragte er vergeblich sich bemühend, seiner Ueberraschung Herr zu werden.

„Glücklicher Weise träumst Du nicht,“ erwiderte Raleigh lächelnd.

„Aber, wie ist das so gekommen?“

„Du sollst Alles erfahren. Von Paris aus, wo wir uns einige Tage aufhalten müssen, schreib' ich Dir — mein Wort darauf! Es ist ein ganzer Roman.“

„Und . . . und . . . Lauretta, theure Freundin, sind Sie glücklich?“



Sie zog ihre Hand zurück, reichte sie ihrem jungen Gatten und sagte mit einem Nachdruck, der Raleighs Augen von Freude leuchten machte: —

„Ich bin glücklich!“

„O dann ist Alles gut!“ rief der Dichter hochbewegt aus. „Alle besten Wünsche, die je aus Freundesbruß kamen, über Sie, Lauretta, und über Dich, William!“

„Wir nehmen sie an,“ erwiderte die schöne junge Frau — „und sie seien uns ein glückliches Vorzeichen zur Reise übers Weltmeer und durch das Leben . . . Möchten wir bald, recht bald von Ihnen hören, theurer Freund, daß auch Sie Ruhe und Glück gefunden.“ . . . . .

Aber es mußte geschieden sein. Der Postillon auf dem Sattelpferd blies sein Signal, die Pferde zogen an und dahin rollte der Wagen des jungen Paares. Der Dichter sah ihm mit feuchten Augen nach. Raleigh bog sich aus der Chaise und winkte dem Freunde noch einen Abschiedsgruß zu.

Schiller hoffte sehnlich, auch Lauretta müßte noch einen Blick nach ihm zurücksenden; aber sie fuhr hin, ohne sich umzusehen. Das that ihm doch bitterlich weh — er konnte ja nicht wissen, daß ihr unter ihrem Schleier schwere Thränen über die Wau-

gen rollten — und als nun der Wagen hinter den Säumen der Heerstraße verschwunden war, da wandelte den Dichter das Gefühl an, als sei jetzt erst seine Jugend hinter ihm versunken, unwiederbringlich versunken und verschollen . . . . .

Das abermalige Schmettern des Posthorns rief den Betäubten zur Weiterreise. Wäre der mahnende Klang nicht der eines deutschen Posthorns und wäre Haßs damals schon in Deutschland bekannt gewesen, der deutsche Dichter hätte mit dem persischen sprechen können: —

O, hörch, der Karavanenglocke Stimme gellt,  
Und wieder in das weite, wüste, wilde Feld  
Des Lebens ist die heißbetränkte Fahrt gestellt.

---

Ende des dritten Bandes.



# Pränumerations-Einladung

auf das:

## ALBUM,

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Zwölfter Jahrgang.

1857.

Mit Beiträgen von

Julle Barow, Ernst Fritze, Bernd von Guseck, Carl von Holtel,  
Eduard Maria Oettinger, Isidor Proschko, Robert Prutz, Levin  
Schücking und Ferdinand Stolle.

Herausgegeben von J. L. Kober.

Wenn ein Unternehmen in der Bezeichnung „zwölfter Jahrgang“ das Zeugniß sowohl seiner steten und zunehmenden Beliebtheit wie seines gründlichen Werthes an der Stirne trägt, so ist es ihm offenbar gelungen, sich aus der drängenden, treibenden Flut ephemerer Versuche ähnlicher Art hinaus in den sichern Port der allgemeinen Anerkennung gerettet zu haben.

Diese Anerkennung auch fernerhin zu verdienen, wird unablässiges Streben des Herausgebers sein, der sich für die zwölfte Serie des Albums eine Reihe der gediegensten und interessantesten Beiträge von den besten Romanschriftstellern des deutschen Vaterlandes gesichert hat.

Der zwölfte Jahrgang des Albums wird nämlich Folgendes enthalten:

### Günther von Schwarzburg.

Historischer Roman in 2 Bänden von Levin Schücking.

### Caritas.

Roman in 3 Bänden von Ernst Fritze.

### Heimat und Ferne.

Historischer Roman in 2 Bänden von Bernd von Guseck.

### Mozart und Schifaneder.

Romischer Roman in 2 Bänden von Eduard Maria Oettinger.

## Der Weg zum Ruhme.

Roman in 3 Bänden von Robert Prug.

## Ein Jesuit.

Historischer Roman in 2 Bänden von Isidor Proschko.

## Noblesse oblige.

Roman in 3 Bänden von Carl von Holtei.

## Johannes Kepler.

Historischer Roman in 4 Bänden von Julie Burow.

## Der König von Tauharawi.

Launiger Roman in 3 Bänden von Ferdinand Stolle.

## Bezugsbedingungen:

1. Der **zwölfte Jahrgang** erscheint in **24 Bänden**, wovon allmonatlich **zwei** ausgegeben werden. Die äußere Ausstattung wird wie bisher eine anständige sein; nämlich schönes, weißes Papier und deutlicher, selbst dem schwächsten Auge gefälliger Druck.

2. Der jährliche Subscriptionspreis ist **8 Thaler = 14 fl. Rheinisch**. Jeder Band, **14 bis 16 Bogen** oder **220 bis 260 Seiten** stark, kostet demnach bei dem Umfange eines Bandes des gewöhnlichen splendiden Romanformates

**nur 10 Neugr. oder 36 Fr. Rh.,**

wenn man sich bei Abnahme des ersten Bandes zum Bezuge des ganzen Jahrganges verpflichtet; einzelne Bände oder Romane können nur zum doppelten Subscriptionspreise abgegeben werden.

3. Jeder Abnehmer erhält mit dem letzten — 24. — Bände

## als Prämie gratis

das wohlgetroffene, von einem tüchtigen Künstler ausgeführte Portrait eines beliebten deutschen Schriftstellers, der zugleich Mitarbeiter am Album ist.

Prag und Leipzig im October 1856.

Der Herausgeber:

J. L. Kober.

Expedition des Albums.

---

Prag 1856. Druck von Rath. Verzabel.

# ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Mit Beiträgen von Julie Burow, Friedrich Gerstaecker,  
Bernd von Guseck, Carl Gutzkow, Carl von Holtei, Alfred  
Meissner, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Eduard Maria  
Oettinger, Robert Prutz, Johannes Scherr, Levin  
Schücking, Ernst Willkomm u. A.

Herausgegeben von

**J. L. KOBER.**

Filfter Jahrgang.

Vierundzwanzigster Band.

Schiller.

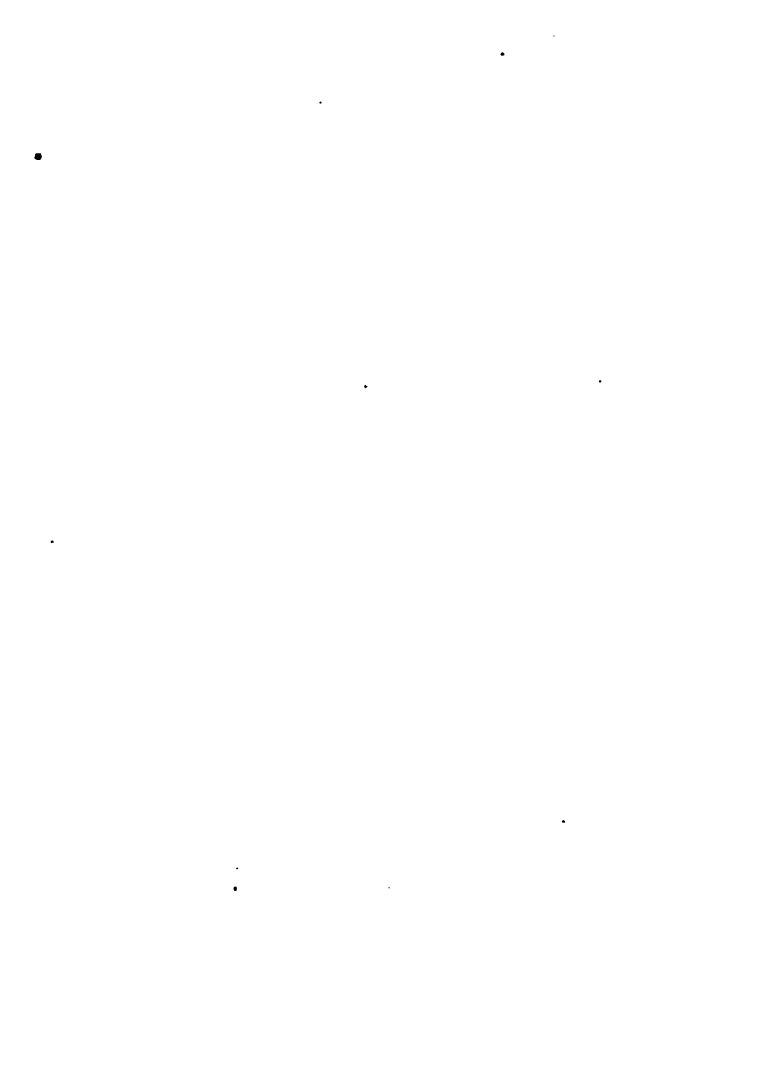
IV.

1856.

Prag & Leipzig,  
Eggedition  
des Albums.

New-York,  
B. Westermann & Comp.,  
290, Broadway.

Mit diesem Bande wird als Prämie zu Kober's  
Album 1856 Carl von Holtei's Biographie und  
Portrait — wo dieses nicht schon früher gelie-  
fert — gratis ausgegeben.







# ALBUM.

---

**Bibliothek deutscher Originalromane der  
beliebtesten Schriftsteller.**

Herausgegeben von  
**J. L. Kober.**

---

**Filfter Jahrgang.**

**Bierundzwanzigster Band.**

**Schiller.**

**IV.**

---

**1856.**

**Prag & Leipzig,  
Expedition des Albums.**

# Schiller.

3463  
Culturgehichlicher Roman

in sechs Bänden.

Von

Johannes Scherr.

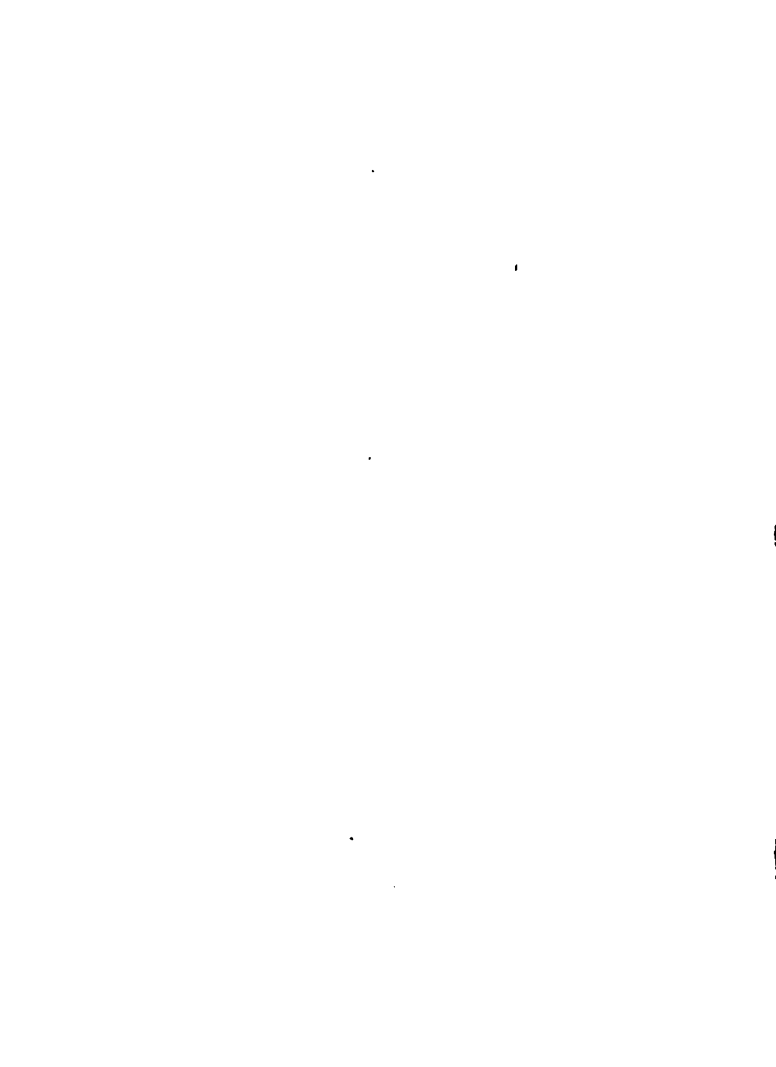
Das Jahrhundert  
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,  
Ein Bürger derer, welche kommen werden.  
Don Carlos, Act 3, Sz. 10.

Vierter Band.

---

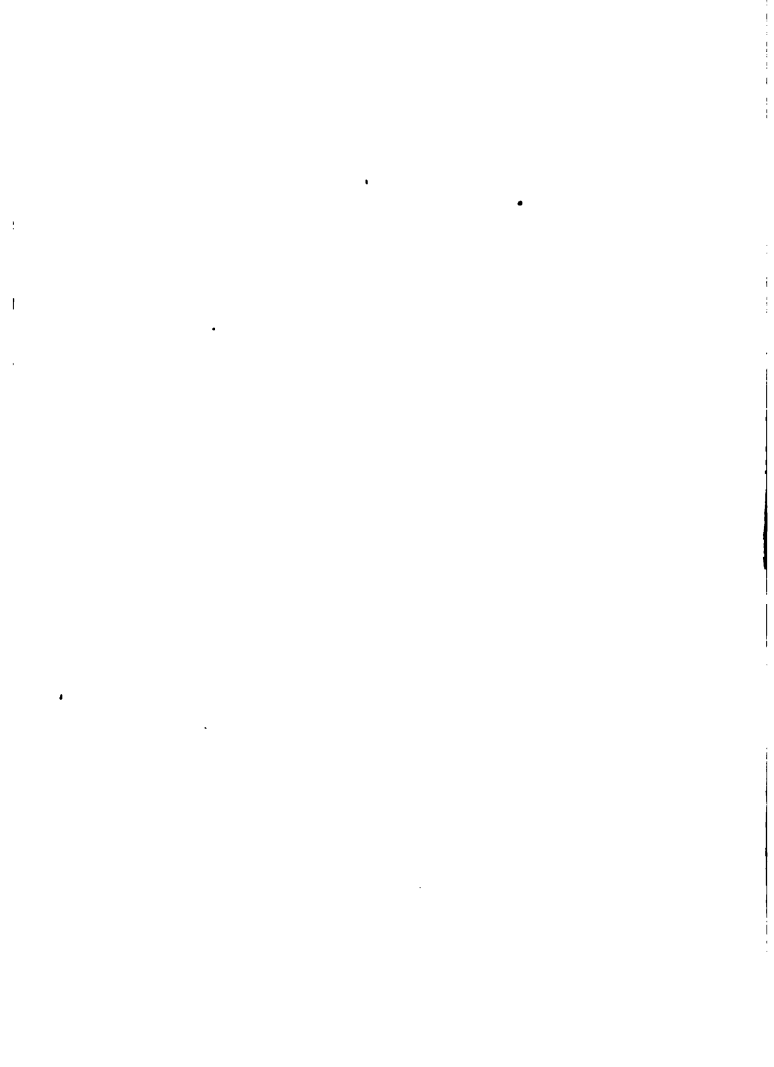
1856.

Prag & Leipzig,  
Expedition des Albums.



## Sechstes Buch.

---



## Erstes Capitel.

Die trüben Tage vor Weihnachten. — Rudolfsstadt. — Es gibt solche Frauen. — Die beiden Schwestern. — Charlotte Lotte, Lottchen, Lolochen. — Erste und zweite Liebe, wie Kator sie anseht. — Ein gutes Hans. — „Es ritten zwei Reiter.“

Nicht allein für das Alter, sondern auch für die Jugend kommen Tage, von welchen geschrieben steht, daß sie uns nicht gefallen. Das geschieht alljährlich nach Allerheiligen. Die „trüben Tage vor Weihnachten“ sind die Prosa des Winters. Seine Poese, die, ach, immerhin eine sehr kalte ist, hebt erst mit dem klingenden Frost des Januars an. Man sieht dann wieder ein Endchen Himmel, ein Stückchen Sonne und spricht hoffnungsvoll: Wäre nur erst Lichtmeß da! Zwar liegt hinter dieser ersetzten

Lichtmeß gewöhnlich nur ein neuer Aufzug der Wintertragödie, aber die weiße und graue Rinde geht doch allmählig in die „grünangestrichene“ über, und wenn Dich auch am ersten Mai tüchtig froßteit, so erhebt Dich über diese kleine Inconvenienz das mäßige Bewußtsein, endlich allen Apriltäden zum Trotz in den officiellen Bonnemond eingetreten zu sein.

November und Dezember hingegen, — das ist eine hoffnungslose Zeit . . . . Doch nein, lieber Leser. Ich vermute, Du bist noch jung und hast von diesen Monaten eine ganz andere Ansicht. Dir Recht. Dir bringt diese aschgraue Zeit Blumen — im Haare der Geliebten, die Du zu Halle begleitest. Wollte ich Dir sagen: Diese Blumen welken — ach, wie schnell! und der magische Glanz, welcher sechszehnjährige Mädchenstirnen umfließt, verschwindet — ach, wie spurlos! . . . Du würdest Dich unglaublich von mir abwenden. Und Du, säherröthende Kleine, deren junges Herz unter dem aufblühenden Busen erzittert, wenn der „liebe Wohlbekannte,“ dem Frack und Schnurrbart so vortrefflich sitzen, auf Dich zuschreitet, um Dich zu Walzer oder Polka zu führen, wie würdest Du unwillig den Mund aufwerfen, falls ich Dir zuflüsterte: Dein Ideal ist hohl vom Scheitel bis zur Sohle. Aber ich thue es nicht.

Seid glücklich mitfammen und täuscht Euch vermittelst der Ballnachtentäuschungen über Novemberstürme und Dezembernebel hinweg . . . Und anderen freilich will das nicht mehr gelingen. Die Erfahrung ist eine häßliche Lupe. Sie zwingt uns, zu bemerken, daß oft die schönsten Ballblumen in die Klasse der Giftpflanzen gehören und daß hinter dem erwähnten magischen Stirnglanz schon die Furchen lauern, wie Leidenschaft, Kummer und Sorge sie pflügen. So fühlen wir denn das Lastende der trüben Lage vor Weihnachten in seiner ganzen Schwere. Glücklich, wem wenigstens ein warmer Ofenwinkel gegönnt ist, wo er die unendlich langen Abende verdammern kann. Glücklicher noch, wer im Süden der Erinnerung den Norden der Gegenwart vergessen, wer von dieser als von einer Vergangenheit redend, sich, wie der große Wolfgang in Rom, froh fühlen kann, der Zeiten gedenkend: —

Da ihn ein graulicher Tag hinten im Norden umflang,  
 Erbe der Himmel und schwer auf seinen Scheitel sich senkte,  
 Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag  
 Und er über sein Ich, des unbefriedigten Geistes  
 Däster Wege zu spä'n, still in Betrachtung versank . . .

Den Menschen in stille Betrachtungen zu versenken, dazu sind die trüben Tage vor Weihnachten



geeignet genug. Es ist, als lege sich der Dezemberhimmel mit seinem bleiernen Gran recht eigentlich zu dem Zwecke so schwer auf die Erde, um uns auf uns selbst zurückzuführen, uns zu zwingen, in unserem Inneren Lebensquellen aufzugraben, welche draußen zu sprudeln aufgehört haben. Und nicht nur der Mensch, auch die Landschaft nimmt dann das Aussehen stiller Beschaulichkeit an. Man kann sich einbilden, die Erde verarbeite in sich die Erinnerungen des letzten Frühlings und Sommers, um darüber einzunicken, bis dann wieder ein zudringlicher Sturm unsanft an der müden Schläferin rüttelt, um sie für Augenblicke zu einem Leben aufzustören, das doch nur ein Scheinleben ist . . . .

Das dreifach getheilte, im Sommer so reizende Thal, wo am Ufer der sanftgekrümmten Saale die kleine Residenz Rudolstadt liegt, lag an einem der ersten Dezembertage des Jahres 1787 stillbeschaulich unter dem „graulichen Himmel.“ In diesen stiegen hinter den verschneiten Waldböden, welche es umgaben, höhere Gebirge weiß empor. Auf die schneebedeckten Dächer der Stadt blickte das fürstliche Schloß von seiner Fels Spitze düster herab. In den Gassen war es schläfrig still. Ein Trupp Anaben, aus der Schule kommend, hatte vor einem Hause,

das sich durch ein gewisses, wenn auch nur bescheiden aristokratisches Ansehen vor seinen Nachbarn auszeichnete, Versuche angestellt, ob sich der lässig rieselnde Schnee nicht ballen lasse. Diese Versuche waren fehlgeschlagen und verdrüsslich, um ihr Vergnügen betrogen zu sein, hatten sich die Jungen zerstreut, in die rothen Hände blasend.

Hinter den Scheiben eines Fensters des bezeichneten Hauses wurde der schöne Kopf einer jungen Frau sichtbar, welche träumerisch sinnend in das Flöckengeriesel herunterschaute.

Es war Karoline von Lengefeld, seit einigen Jahren die kinderlose Gattin des rudolstädtschen Hofraths Freiherrn von Deulwitz, eines achtbaren Mannes, welchem die Sechszehnjährige nach den Grundsätzen der Convenienz verlobt worden. Ihr Herz war dabei nicht gefragt worden; vielleicht hätte es damals überhaupt noch keine Antwort gegeben. Jetzt freilich mußte es zu antworten, aber die Brust, in welcher es schlug, hatte gelernt, dem kleinen Muskel, welchen wir als Sitz der besten und leidenschaftlichsten Gefühle anzusehen gewohnt sind, keine rebellischen Regungen zu gestatten, wenigstens keine sichtbaren.

„Für dieses, jetzt noch so junge und schöne, weib-“

liche Wesen sollte einst, nach einer langen Laufbahn, ein Tag kommen, wo es anordnete, daß man ihm die Worte: „Sie irrte, litt, liebte“ — auf den Grabstein schreibe. Ach ja, sie litt und liebte, aber ihr Irrthum, wenn überhaupt einer, war der schönste, war nur der, zu glauben, dem Glücke geliebter Menschen sich zu opfern, sei das höchste Glück.

Sie mögen selten sein, aber es gibt solche Frauen. Sie haben etwas Eigenthümliches im Auge, etwas wie verhaltene Zärtlichkeit, Schwärmerei, Todwunde und doch in ihren Schmerzen stillbeglähete Resignation. Zuweilen blickt aus diesen Augen, während der Mund opferfreudig lächelt und die Stirne ein Strahl sanfter Begeisterung erleuchtet, eine tieführende Klage. Aber ausgesprochen wird sie nie, — ausgeweint vielleicht in der Einsamkeit schlummerloser Nächte.

Frau von Deulwitz hatte solche Augen. Indem sich dieselben jetzt vom Fenster abwandten, richteten sie sich mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihre nun einige Jahre jüngere Schwester Charlotte — in der Familie und von den Freunden derselben kurzweg Lotte, Lottchen, Lolochen geheißen — welche ihr an dem in die Fensternische gerückten Arbeitstischchen gegenübersaß, über eine halbvollendete Kreidezeichnung

hingebengt, an welcher sie mit kunstgeübter Hand eifrig arbeitete.

In dieser Stellung, wenn man nur die zierlichen Vorderarme und Hände, die feingerundeten Schultern und den rothigen Nacken erblickte, über welchen die schlichtgeschweitelten lichtbraunen Haare in kunst- und handloser Lockenfülle herabfielen, -- in dieser Stellung hatte die Erscheinung Charlotte's von Lemgefeld etwas Kindliches. Sie mußte erst das sinnige Auge erheben und den Beschauer eine Büste sehen lassen, in welcher sich die jungfräulichen Formen in anmuthiger Vollenbung ausdrägten, um jenem ersten Eindruck den noch angenehmeren blühender Mädchenchaft zu gesellen.

Karoline hat, wie bekannt, später mit liebevoller Schwesterhand das Bild ihres Lottchens gezeichnet, ohne zu schmälzeln. Sie rühmt an der Schwester die Grazie der Geberde und Bewegung, die Reinheit und Zartheit der Empfindungen, den feinen und tiefen Sinn für die Natur. Sie sagt von ihr: „Lotte hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinsten Herzengüte belebte ihre Züge und ihr Auge bligte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der

Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie.“ Diese Harmonie, setzen wir hinzu, schloß alles Strömische, leidenschaftlich Hochfliegende aus, ohne doch einen Mangel an Gefühlswärme und treuer Hingabe zu bedingen, und so war Lotte in der That eine jener seltenen, bei allem Reichthum der Anlagen und Empfindungen mächtigen Frauennaturen, welche geschaffen sind, reinstes Glück nicht nur zu genießen, sondern auch zu gewähren, oder besser gesagt, gerade in der Gewährung desselben selber glücklich zu sein. Diese nicht hoch genug anzuschlagende Fähigkeit verbreitet über ihre Besitzerinnen einen ganz eigenen Zauber von Frohsinn und Heiterkeit. Sie verleiht ihnen etwas kostbar Leichtlebigen, welches weder im Glücke sich überhebt, noch im Mißgeschick Fassung und Muth verliert.

Daraus erklärt es sich, daß zur Stunde, wo wir Lotte's Bekanntschaft machen, nur eine scharfe Beobachtung einen Zug sanfter Traurigkeit um die vollen rothen Lippen des Mädchens hätte wahrzunehmen glauben können. In Wahrheit, es war so ein Zug vorhanden, aber nur noch wie ein leiser Nachschimmer oder Nachschatten. Das arme Kind hatte die erste, lebhaft zugewandte Neigung seines aufkeimenden Herzens zu einem trefflichen und liebend-

würdigen Manne an Verhältnissen scheitern gesehen, welche den Freund aus Deutschland und Europa hinweg in einen fernen Welttheil gezwungen. Die Wunde war jetzt freilich vernarbt, aber die Narbe doch noch frisch genug, um bei jeder Berührung schmerzlich zu erzittern. Solche Stimmungen sind gerade, wie Jedermann weiß, für junge Mädchen und Frauen oft verhängnisvoll. In diesem Alter hat sich das Herz noch nicht daran gewöhnt, leer zu sein, und an die Stelle des verloren gegangenen Gegenstandes, welcher es ausfüllte, schlüpft daher häufig ganz unversehens ein anderer, meist ein besserer sogar. Denn mit welcher Bevorzugung die Poesie immer die erste Liebe verherrlichen mag, in der Wirklichkeit ist diese weitaus mehr nur unklare Ahnung als volles Genügen, oft geradezu nur täppische Einbildung und Phantastik, eine buntschillernde Seifenblase, welche der leiseste Windhauch entführt. Schön ist gesagt worden, die zweite Liebe sei der Missionär, welcher vom heiligen Grabe komme. Die Heiligkeit dieses Missionärs lassen wir gerne gelten, aber wir erinnern daran, daß schon in manchem heiligen Grab bei näherer Untersuchung nur falsche Reliquien sich vorfanden, d. h. wir preisen die zweite Liebe als eine sich bewußte vor der ersten, nur instinctiven. Für das ganze Leben lieben, das

kann nur ein gereiftes Herz. Nur die Wunden, welche dieses empfängt, können tödtlich sein. Wie fein hat der große ‚Herzenskündiger‘ dieß an seinem Romeo nachgewiesen! Nicht um Rosalinde, aber um Julia stirbt der junge Montague . . .

Das Iengelseld'sche Haus war eines der besten in dem kleinen thüringischen Fürstenthum. Freilich, in unseren Tagen, wo das Evangelium des Nammorphismus das einzige mit Mund und Herz zugleich bekannte ist, dürfte es ein mitleidiges Lächeln entlocken, wenn wir ein Haus ein gutes und bestes nennen, welches mit Glücksgütern keineswegs übermäßig oder selbst nur mäßig gesegnet war. Zur Zeit, als unsere Väter jung waren, gab es aber noch andere Maßstäbe der Trefflichkeit als die oder vielmehr den heutzutage gültigen. Man hatte damals noch nicht gelernt, den Menschen einzig und allein nach seiner Steuerfähigkeit oder auch nach seinem — Papierschwindlergenie zu taxiren. Die Iengelseld'sche Familie war keine reiche, aber sie war eine gebildete, — wenig also nach den heutigen, viel nach den damaligen Begriffen. Den selben Lächlern des Hauses gab die Gunst des Geschicks, mit vielen jener besten Männer ihrer Zeit, zu welchen wir Epigonen als zu Halbgöttern hinaufzublicken haben, in nahe und nächste

Beziehung zu treten. Und mehr noch: Karoline sowohl als Charlotte gehörten recht eigentlich zu jenem Kreise edler Frauen, ohne welche unsere besten Männer gar nicht möglich gewesen wären. Man beachte nur die directen und indirecten Bekenntnisse Göthe's, wie viel er in allen Tagen seines Lebens den Frauen verdankte, von seiner unvergleichlichen Mutter an bis hinab zu dem jungen Mädchen, welches in Marienbad das Herz des Siebzigjährigen noch einmal mit schönsten Liebesgluten erfüllte, — und man wird uns kaum beschuldigen, den Antheil der Frauen an den besten Resultaten der Geschichte des deutschen Geistes zu hoch anzuschlagen.

Karoline und Charlotte hatten den Vater verloren, doch glücklicherweise nicht so frühe, daß die Eindrücke seiner trefflichen Erziehungsweise sich wieder hätten verwischen können. Herr von Lengefeld, in seinem Fach als Forstmann eine berühmte Autorität, war einer jener deutschen Edelleute gewesen, welche mit Herz und Kopf in die Ideen ihres Jahrhunderts eingingen. Er hatte, wie damals Jedermann, sein Ideal, und dieses war Friedrich der Große, mit welchem in persönliche Berührung zu kommen ihm vergebnt gewesen. Der große Monarch, von dem Ruße des thüringischen Forstmannes angezogen, hatte den-



selben zu Ende des siebenjährigen Krieges nach Leipzig beschieden und ihm den ehrenvollen Antrag gemacht, in seine Dienste zu treten, um eine Reform des preussischen Forstwesens durchzuführen. Lengefeld hatte den Antrag abgelehnt, hauptsächlich, weil ihn seine Kränklichkeit an der Durchführung des schwierigen Werkes verzweifeln ließ; aber seither war die Verehrung des großen Fritsch, durch die begeisterten Schilderungen des Vaters genährt, in dem Lengefeld'schen Hause zu einem förmlichen Cultus geworden. Schon dieß bezeugt, in welchem Geiste der treffliche Mann die Erziehung seiner Töchter leitete. Er förderte die ideale Richtung ihres Wesens, aber er wußte sie zugleich vor jener excessiven Schwärmerei zu bewahren, welche unter der männlichen und weiblichen Jugend jener Zeit epidemisch umging. In heiteren Tischgesprächen mehr als im trockenen Lehrton hatte er den Töchtern seine klaren und weiten Ansichten von der Welt und den Menschen beizubringen gewußt und, wie die physischen so auch die psychischen Gaben und Kräfte der Kinder durch liebevolle Anregung zeitig zur Selbstthätigkeit ermuntert. „Wir lernten — erzählt Karoline — den Geist erkennen und schätzen, der alle Erscheinungen auf ihren Ursprung, auf ihren Grund zurückführt. Die Welt, die wir uns hinter

unseren blauen Bergen dichteten, gewann im Licht-  
 blicke des väterlichen Verstandes feste Umrisse. Wir  
 konnten zeitig fühlen, was wir suchen sollten. Ein  
 Gefühl des wahren Werthes der Menschen, der männ-  
 lichen Würde insbesondere, faßte Wurzel in uns;   
 dann die verehrte Gestalt des Vaters, die Festigkeit  
 in Grundsätzen der Ehre und schönen Sitte aus-  
 drückte, war ihr reines Abbild."

Die Bemühungen des Vaters, seinen Töchtern  
 eine gediegene Bildung zu geben, wurden unterstützt  
 durch die Mutter, in deren „liebenswürdiger Natur  
 Empfänglichkeit für alles Schöne lag." So waren  
 die Mädchen in einer Atmosphäre herangewachsen,  
 wo das Gemeine und Alltägliche keinen Zutritt hatte.  
 Frau von Lengefeld war allerdings nicht ohne ein  
 lebhaftes Gefühl der Geburt und des Standes und  
 dieses verlieh ihrer äußeren Erscheinung etwas cere-  
 moniöses Abgemessenes, einen hofdamenhaften Anstand.  
 Auch haßte an ihr, bei all ihrer Herzensgüte ein  
 starker Anflug von Weltlichkeit, der sie eine „standes-  
 gemäße" Versorgung ihrer Töchter lebhaft wünschen  
 ließ. Demgemäß war ihr die „standesgemäße" Ver-  
 bindung Caroline's mit Herrn von Seulwitz sehr will-  
 kommen gewesen, und was Lotte anging, so war es  
 gegenwärtig im Werke, dem Mädchen die Stelle einer

Hofdame am herzoglichen Hofe von Weimar zu verschaffen. Die Herzogin Luise, Carl Augusts Gemahlin, sowie Charlotte von Stein, Luise's Freundin und Göthe's Herzensfreundin, interessirten sich dafür. Aber Lottchen sollte wohl eine Hofdame werden, doch nicht am weimarer, sondern am Hofe des deutschen Geistes.

Die Bestimmung, welche Frau von Lengefeld für ihre jüngere Tochter im Auge hielt, hatte sie vermocht, mit ihren Kindern einige Zeit lang am Genfersee zu leben. Dort sollte sich Lottchen den französischen Weltton aneignen. Auf der Rückkehr aus der Schweiz hatte die Familie Stuttgart und Mannheim berührt. Von ersterem Orte aus hatten die Schwestern, auf Veranlassung und in Begleitung der Frau von Wolzogen, welche mit ihnen verwandt war, Schillers Eltern auf der Solitude einen Besuch abgestattet; bei letzterem hatten sie den Dichter selbst gesehen. Allein diese Begegnung war nur eine ganz flüchtige gewesen und hatte, wenigstens bei Lotte, keinen Eindruck hinterlassen. Zwar kannten und schätzten die Schwestern den Ruf des jungen Dichters und seine Werke. Aber wenn auch einzelne Szenen in den Räubern, im Fiesco und in Rabale und Liebe sie angezogen und gerührt, so hatte sie doch die

„Rasse von wildem Leben“ in diesen Stücken wieder zurückgeschencht . . .

Lottchen zeichnete immerfort und war so gar nicht in mittheilsamer Stimmung, daß sie es vermied, aufzusehen und den Blicken der Schwester zu begegnen.

Karoline wandte das Auge von dem trostlosen Wetter draußen und dann auch von der schweigsamen Schwester ab und den Lebensbeschreibungen des Plutarch zu, wovon sie einen Band in der Hand hielt.

„Wie rührend doch dieser Ausgang des Pompejus dargestellt ist,“ sagte sie nach einer Weile. „Lauter große und doch wieder so einfach menschliche Tüde. Nichts Gemachtes. Gerade das, denke ich, ist es, was uns an den Charakteren des Alterthums und ihren Geschicken so lebhaft und tief ergreift. Es ist in dieser antiken Welt eine Unbefangtheit und natürliche Größe, zu welcher die modernen Menschen es gar nicht mehr bringen können.“

Die Zeichnerin gab keine Antwort.

„Du bist ja heute ganz in Dich verschlossen und vermanert, Lotte,“ fuhr Frau von Seulwitz fort. „Hast Du wieder einmal, was Du Deine Ahnungen nennst? Laß das, liebes Kind. Dein Wesen ist ja darauf

angelegt, das Leben heiter zu nehmen und froh zu führen.“

„Das ist bald gesagt, Lina,“ erwiderte Lotte, in ihrer Arbeit innehaltend. „Wer kann für Ahnungen? Es brückt mich heute den ganzen Tag Etwas, — ein seltsames Bangen, nicht gerade wie vor einem Unglück. Aber mir ist so sonderbar zu Muthe, gerade wie damals, als . . . als“ . . .

Sie stockte und ihre rosigen Wangen wurden bleich.

Frau von Benkwith blickte die Schwester theilnahmsvoll an und versetzte im Tone zärtlichen Vorwurfs:

„Warum immer wieder an der Scheidewand rütteln, welche die Vergangenheit von der Gegenwart trennt? Hast Du mir nicht erst gestern gesagt, Lottchen, was vorüber sei, wollest Du nun auch wirklich vergangen sein lassen?“

„Ja, Lina, wer Deine Kraft der Hoffnung besäße! O, ich weiß wohl, Du verstehst zu leiden, ohne es die Menschen merken zu lassen.“

„Und hat man denn Etwas davon, wenn man sie es merken läßt? Sind nicht die Menschen ihrer ungeheuren Mehrzahl nach so ganz von ihrem lieben Ich ausgefüllt, daß für Andere in ihnen höchstens

noch Platz bleibt für achselzuckendes Mitleid, dem sich nicht selten eine geheime Schadenfreude gesellt?"

„Das wäre schrecklich, Schwester. Aber es ist nicht so und Du selbst glaubst gar nicht daran.“

„Zuweilen doch, liebes Kind. Es gibt Augenblicke, wo ich zu glauben anfangе, unser Freund Knebel habe doch nicht so ganz unrecht, wenn er meint, wenn man einmal nicht mehr ganz jung sei, so sei jeder Tag, den man erlebe, ein Schritt vorwärts zum Pessimismus und zur Misanthropie.“

„Pfui, so kann nur ein ausgemachter Hypochonder sprechen. Da ist doch unser herrlicher Freund Lavater ein ganz anderer Mensch. Liebe ist ihm der große Pol, um welchen die Welt sich dreht.“

„Ja, aber er übersieht nur, daß jeder Pol seinen Gegenpol hat.“

„Merken wir Etwas davon in seiner Gegenwart? . . . O, die schöne Schweiz! Was waren das für glückliche Tage, die wir Angesichts jener wunderbaren Natur verlebten. Selbst der Schnee sieht dort anders aus, viel poetischer, als der da, welcher so verbroffen auf den Gassen liegt.“

„Sieh, sieh, unser guter thüringischer Schnee will sich diesen Schimpf nicht gefallen lassen,“ sagt Frau von Beulwitz lächelnd, als in diesem Augen-

blicke das Schneegeföber, vom Winde gepelzt, raselnd ans Fenster schlug. „Er will herein, um Dich zu züchtigen.“

„Er soll nur draußen bleiben. Ich mag die rohen Gesellen nicht,“ versetzte Lotte, in den scherzenden Ton der Schwester eingehend. Aber mit einem plötzlichen Uebergang fügte sie beklommen hinzu: „Wie der Wind heult! Wie muß das erst auf der See sein? Gott sei denen gnädig, die jetzt auf wilder Meeresflut vom Sturme geschaukelt werden.“

Sie senkte die Augen und ein halberstickter Seufzer hob ihren Rufen.

Die Narbe, deren wir oben erwähnten, war berührt worden. Frau von Seulwitz hütete sich aber, diese Berührung durch Verweilen dabei noch schmerzlicher zu machen, und ein günstiger Zufall kam ihr zu Hilfe.

„Amen zu Deinem Gebet, liebe Lotte,“ sagte sie. „Gott schirme alle Reisenden zu Meer und Land in diesem abscheulichen Wetter! Auch die beiden Fremden da, die in ihren verschneiten Mänteln die Gasse heraufgeritten kommen.“

Die Erscheinung von zwei Reisenden zu dieser Jahreszeit war in dem kleinen Rudolfsbad, zu dessen Thoren damals noch keine Kunststraße führte, kein

alltägliches Ereigniß und wir müssen gewissenhaft angeben, daß es die Neugierde der beiden Schwestern lebhaft erregte, so kleinstädtisch dieß auch den Menschen unserer Zeit vorkommen mag, welche täglich Hunderte und Tausende von Reisenden auf dampfbesügelten Wagenburgen an sich vorüberjausen sehen.

Eine und Lotte waren also aus Fenster getreten und blickten auf die Gasse nieder, durch welche die bemäntelten Reiter auf augenscheinlich durch das Ungemach des zurückgelegten Weges ermüdeten Pferden heraustramen.

„Wie ist mir denn?“ sagte Frau von Beulwitz.

„Ich meine, ich sollte den einen der Reisenden oder gar beide kennen. Sieh' Dir mal den mit der hohen, etwas nach vorwärts gebeugten Gestalt an, liebe Lotte. Sollte er uns nicht schon irgendwo begegnet sein?“

„Daß ich nicht wüßte, Linchen. Aber der Andere kommt mir bekannt vor. Hat er Zahnweh, daß er das Gesicht so mit einem Zipfel seines Mantels verhüllt?“

„Der dort? . . . Aber sieh', jetzt schaut der Hochgestaltete herauf . . . Ah!“

„Was hast Du denn?“

„Nichts . . . und doch! Aber es ist wohl



nur eine wunderliche Einbildung . . . Der häßliche Manteltragen!“

„Du glaubst den Fremden zu kennen?“

„Freilich. Es gibt nur ein solches Gesicht.“

„Was für eines?“

„Das von Friedrich Schiller.“

„Ah bah, wie käme der hieher?“

„Ich weiß nicht, aber ich meine, er müsse es sein.“

„Und der Andere?“

„Der Andere“ . . . . .

„Der Mantelzipfel fällt . . . . Glückauf, 's ist Wilhelm, unser Vetter Wilhelm Holzogen!“ tief Lotte aus, fröhlich in die Hände klatschend . . . .

„Gleich, er grüßt herauf, Dein allergetreuester Verehrer . . . . Böse Lina, warum siehst Du ihn gar nicht an?“

Die beiden Reiter zogen unten vorüber.

„Wir bekommen Besuch!“ sagte Lotte. „Ich wette, noch heute kommt der Vetter zu uns und bringt wohl seinen Begleiter mit . . . Siehst Du, Schwesterchen, meine Ahnungen hatten doch Etwas zu bedeuten.“

„Ob es wohl wirklich Schiller ist?“ fragte Frau von Senkwich gedankenvoll.

Sie sollte nicht lange in Zweifel bleiben, denn es war kaum eine halbe Stunde vergangen, so trat die Mutter der beiden Damen ins Zimmer mit den Worten:

„Eine gute Nachricht, Kinder. Wir bekommen Besuch. Vetter Wolzogen, der von Bauerbach kommt, bringt mir Grüße von seiner Mutter und läßt anfragen, ob er die Ehre haben könnte, uns auf den Abend aufzuwarten und uns seinen Reisebegleiter, den Herrn Nath Schiller, vorzustellen.“

„Also war es doch Schiller? Was Du für ein scharfes Auge hast, Linchen,“ sagte Lotte neckend.

Frau von Deulwitz lehrte sich lächelnd zur Seite. Thut sie es, um das letzte Erdbühen ihrer Wangen zu verbergen?

---

## Zweites Capitel.

Rückblick. — Ein Kreis, wo es heimelig ist. — Ozean und Haselnußschale. — Staat und Individuum. — Weimariana. — Von einem königlichen Autor. — Poesie und Geschichte. — Wie die beiden Schwestern über ihren Gast nach seinem Weggang sprachen. — Ein Schillermythos. — „Gewiß, das ist ein guter Mensch!“

Die würdige Hausfrau hatte Sorge getragen, daß die Besuchsstube erst ordentlich gelüftet und

dann gehörig geheizt wurde. Auch wurde in der Küche zum Thee eine Extratorde bereitet, wobei, wie unsere Quelle will, Lottchen die Hände thätig mit im Spiele hatte. Hierauf beschränkten sich die Zurüstungen zum Empfang der Gäste, denn unsere Väter hatten vor uns unter Anderem auch das voraus, daß sie sich gefellig mitsammen freuen konnten ohne allen den weitschichtigen Apparat, den wir bei jeder Gelegenheit in Bewegung sehen zu müssen glauben.

Um aber ganz gewissenhaft zu sein, müssen wir sagen, daß Frau von Lengefeld noch einer Privatvorbereitung oblag, denn sie war, wie schon angedeutet worden, eine ziemlich ceremonielle Dame. Sie nahm daher einige Verschönerungen an ihrem häuslichen Anzuge vor und insbesondere wurde eine schneeweiße, vielbehänderte Haube mit großer Genauigkeit auf ihre etwa anderthalb Fuß hohe Frisur gesetzt. Die gute Dame huldigte nämlich in Sachen des Kopfsputzes noch der strikten Observanz damaliger Hofmode, während ihre beiden Töchter ihren Haaren schon jene revolutionäre Freiheit verstatteten, welche die Flechten ohne künstliche Zusätze auf den Nacken niederfallen ließ. Sind wir recht unterrichtet, so hatten zu dieser Entsefflung der Frauenhaare insbesondere

die „wallenden Locken“ der Selbinnen Offians das einflussreiche Vorbild abgegeben . . . .

Mit Wilhelm von Wolzogen eingetreten, seinem Freund und Studiengenossen von der herzoglichen Militärakademie in Stuttgart her, — wurde Schiller von dem Schwiegersohn der Hausfrau artig empfangen. Herr von Beulwitz war ein gewiegter Hofmann, etwas trocken und laustisch in seiner Redeweise, aber nicht unzugänglich und keineswegs ohne Empfänglichkeit weder für die zeitbewegenden Ideen noch für die Träger derselben. So fand sich Schiller um so leichter in den Herrn Hofrath, als er selbst keineswegs mehr der unbeholfene und eckige Jüngling vom Jahre 1781 war.

Seit wir den Dichter nicht mehr gesehen, sind nahezu dritthalb Jahre über seinen Scheitel dahingegangen. Er war jetzt ein Achtundzwanzigjähriger. Seine eble Gestalt hatte sich zu ihrer ganzen Höhe entwickelt, seine Physiognomie war zu einem bestimmten Ausdruck gereift, zu jener anziehenden Mischung von genialer Würde und milder Freundlichkeit, welche ihm so vieler Menschen Zuneigung gewann. Sein Aeußeres verrieth den Gentleman, wenn es gestattet ist, mit diesem vielbezeichnenden englischen Ausdruck die Erscheinung eines Mannes zu charakterisiren, welcher

im Benehmen und Anzug das Bewußtsein verräth, daß dem Manne von Bildung überall auch äußerlich eine gewisse Wohlstandigkeit gezieme. Eleganz ist freilich Schillers Sache nie gewesen, aber seine Frisur war geordnet, sein brauner Rock neu und seine Wäsche — wofür die Frauen bekanntlich einen scharfen Blick haben — untadelhaft weiß, wenn schon da und dort ein Schnupftabakskorn auf der Spitzenkrause des Vorhemdes nicht weggeleugnet werden konnte.

Der Dichter hatte in den letzten Jahren mit vielerlei Menschen verkehrt und war allmählig in der Fremde heimisch geworden. Wohnte ihm wohl eine größere Fähigkeit inne, sich unter Fremden kosmopolitisch zurechtzufinden, als sonst seinen Landsleuten zu Gebote zu stehen pflegt, oder aber machte ihn die eigene Welt, die er in der Seele trug, gleichgültiger für die landschaftlichen Unterschiede als andere Schwaben? Wir nehmen das Letztere an, um so unbedenkllicher, als die weltbürgerliche Richtung von Schillers Genius durch die Veröffentlichung des Don Carlos gerade unlängst ihre erste, ebenso unterschiedene als glänzende Manifestation vollzogen hatte.

Er war, wie wir gesehen, von Mannheim nach Sachsen gekommen auf die Einladung edler Menschen hin, die dem Dichter den Tribut ihrer Bewun-

berung nicht nur in Worten entrichten wollten. Obenan unter diesen Freunden stand Körner, eines herrlichen Sohnes trefflicher Vater. Er und seine Braut Minna empfingen den Gastfreund wie eine beste Gabe des Glückes, wie einen geliebten Bruder, und es bildete sich in Leipzig und Dresden um den Heimatlosen ein Freundeskreis, wo er sich wohl und gut fühlte. Das mancherlei Mißbehagen, in welches ihn die mannheimer Theaterwirren geworfen, löste sich, und wenn es auch an allerhand inneren und äußeren Bedrängnissen nicht fehlte, so gelangte seine Seele doch wieder in „süßen Einflang mit sich selbst.“ Er sah sein Streben von guten Menschen dankbar, ja enthusiastisch anerkannt und seine Schöpferkraft fühlte sich dadurch zu neuer Thätigkeit angeeifert. Er durfte sich gestehen, daß er Etwas vermöge und Etwas zu bedeuten habe unter den Menschen, und daher weht auch ein voller Hauch von Unsterblichkeitsahnung in dieser brieflichen Aeußerung aus jener Zeit: — „Wenn ich mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Circel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, — dann

freue ich mich meines Dichterberufes und verfühne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnisse.“

Von einem solchen zu sprechen, hatte unser Dichter gewiß das Recht. In Wahrheit, nur ein so hochedler Geist wie der seinige vermochte die gemeine Noth des Lebens, die ihn oft so jubringlich umringte, so standhaft und heiter zu ertragen, daß sie, statt ihn zu bändigen, wie „im wechselfosen Scheine“ hinter ihm lag. Die Werke Schillers gewinnen an sittlicher und künstlerischer Würde und Bedeutung, wenn man erwägt, daß sie nicht im Sonnenschein des Glückes, sondern in der rauhen Luft der Widerwärtigkeit gereift sind. So dichten, wie er that, das konnte nur ein wesentlich guter Mensch. Seine Größe als Dichter ist recht eigentlich aus seiner Größe als Mensch erwachsen und daher hat jene geniale Frau, die Tochter Neckers, schon vor vielen Jahren das richtigste Urtheil über Schiller gefällt, indem sie sagte, das Gewissen sei seine Muse gewesen. Ja wohl. Niemals hat es ein Mann von Genie mit seiner Arbeit so ernst genommen, wie Schiller, und so ist er denn auch mehr geworden, als ein bloßer Poet und Künstler, ein Prophet nämlich und Lehrer der ganzen civilisirten Welt . . .

Beim Dorfe Gohlis, zu welchem man von

Leipzig aus in nördlicher Richtung, das „Rosenthal“ durchwandernd, gelangt, da steht noch das Häuschen, in welchem Schiller nach seiner Ankunft in Sachsen herbergte und das Hohenlied „An die Freude“ dichtete. Später, in Dresden der Gast Körners, hatte er in dessen Weinbergshaus beim Dorfe Loschwitz am rechten Ufer der Elbe Wohnung genommen. Da war Don Carlos in seiner jetzigen Gestalt vollendet worden. Aber während des dresdner-Loschwitzer Aufenthaltes war auch der letzte Sturm jugendlicher Leidenschaft über des Dichters Herz gefahren, vielleicht der gewaltigste. In jenen beiden Frauengestalten, Lauretta und Kolo, denen wir unsern Dichter leidenschaftlich zugewandt sahen, hatte sich eine dritte gesellt, eine Henriette Elisabeth, deren bezaubernde Schönheit die phantastische Blut der Laura-Oben-Zeit in Schiller noch einmal zur hellen Flamme aufachte. Besorgte Freunde hatten das Unheil erkannt, daß dieses Feuer leicht zu einem Brand werden könnte, welcher des Dichters Zukunft vorweg verzehren würde, und so hatten sie ihn gedrängt, den Schauplatz einer so drohenden Gefahr zu verlassen. Schiller hatte in sich die Kraft gefunden, diesen Rath anzuerkennen und sich loszureißen. Er war der freundlichen Einladung Wielands gefolgt,



nach Weimar zu kommen und Mitarbeiter am „deutschen Merkur“ zu werden, welche Zeitschrift durch Schillers Beiträge bekanntlich den Höhepunkt ihres Ansehens erreichte. Er hatte die berühmte Rusenstadt an der Elm mit der lebhaftesten Spannung betreten, aber wie gut er auch von Wieland, Herder und Andern — Gothe war damals in Italien — aufgenommen wurde, es wollte sich dort für ihn zuvörderst noch kein recht erquickliches und ersprießliches Verhältniß gestalten. Nur um so weniger vielleicht, als er da auch wieder mit Lolo zusammengetroffen war, deren leidenschaftlich gespannte Natur nur schwer oder gar nicht in den Ton ruhiger Freundschaft sich hineinzufinden wußte. Schiller litt darunter und es war ihm daher eine rechte Erleichterung gewesen, als er mit seinem Freunde Holzjogen den Ausflug nach Bauerbach machen konnte, von wo er jetzt über Rudolstadt nach Weimar zurückkehrte. Auf dieser Rückkehr hatte er auch Reiningen berührt und dort die geliebte Schwester Christophine begrüßt, welche inzwischen die Frau seines Freundes, des Bibliothekars Reinwald, geworden war . . . . Und nun zum Text zurück.

Herr von Beulwitz, in den Kreisen von Weimar wohlbekannt, fragte den Dichter nach Neuigkeiten

von dort und erfreute den Gast mit seinem richtigen Urtheil über weimarische Personen und Zustände. Wolzogen seinerseits nahm an diesem Gespräche nur sehr oberflächlich Theil und blickte fortwährend unruhig nach der Thüre, durch welche die Damen eintreten sollten.

Der junge Edelmann hatte guten Grund dazu, denn er war seiner Base Karoline mit fleißiger Herzensneigung zugethan, welche zwar keineswegs so warm, wie er es wünschte, erwidert wurde, dennoch aber zuletzt über alle Hindernisse triumphirte. Denn was der liebende Vetter gegenwärtig noch gar nicht zu hoffen wagte, sollte nach Jahren in Erfüllung gehen. Die geliebte Base reichte ihm später, nach friedlich bewerkstelligter Scheidung von Deulwitz, die ersehnte Hand.

Endlich kamen die Damen, und obwohl es Wolzogen heftig drängte, zu einem Gespräch mit Karoline zu kommen, kannte er doch Frau von Lengefeld viel zu gut, als daß er unterlassen hätte, die Einführung Schillers in aller Form zu bewerkstelligen. Der Sermonientic der Hausfrau fand an dem ehrenbietrigen Anstand, womit der Dichter den Förmlichkeiten genugthat, ein großes Wohlgefallen und sie

benahm sich gegen ihre Gäste mit einer Freundlichkeit, welche das Zusammensein sofort sehr behaglich machte.

Die Gesellschaft war zu klein, um sich in einzelne Gruppen aufzulösen, und plauderte daher recht gemüthlich mitsammen. Am stillsten war Lotte. Es lag überhaupt nicht in ihrem Wesen, sich vorzubringen, und heute hatte sie überdieß genug damit zu thun, den Eindruck der Erscheinung des Dichters sich zu rechtzulegen. Vortretend war dabei in ihr das Gefühl der Verwunderung, daß sie an dieser Persönlichkeit bei der Begegnung in Mannheim so unachtsam habe vorübergehen können. Karoline ihrerseits beschäftigte sich um so lebhafter mit Schiller, als sie jede ungewöhnliche Annäherung ihres Veters Wolzogen vermeiden wollte, und was den Dichter betrifft, so war er gesprächig und in hohem Grade liebenswürdig. Das machte, er fühlte sich schon in der ersten Viertelstunde in diesem Kreise so heimisch, wie es ihm lange nicht begegnet war.

Wolzogen, welcher jetzt noch nicht wußte, daß er später Hofmann und Diplomat werden sollte, setzte seine Verwandten von seiner Absicht in Kenntniß, nach Paris zu gehen und sich dort in seinem Fache, in der Architektur, weiter auszubilden. Deulwitz wünschte ihm Glück dazu und versprach ihm

die günstigsten Eindrücke von der Weltstadt. Aber der junge Mann versetzte:

„Ich fürchte, Ihre freundlichen Wünsche dürften kaum in Erfüllung gehen. Gehe ich doch mehr mit einem geheimen Bangen als mit freudiger Erwartung dem Aufenthalt in der großen Capitale entgegen. Mir ist, der Wirwar des modernen Babylon müßte mich nur stören und verwirren und am Ende könnte die bunte Vielerleiheit der Eindrücke nur Ueberdruß zum Resultate haben.“

„Wie deutsch-ibyllisch!“ sagte Schiller scherzend und fuhr dann ernster fort, unwillkürlich, wie es seine Art war, in eine sententiöse Weise hineingerathend: — „Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich, wie ich glaube, in dem weiten großen Element von Paris gefallen. Die Klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die an großen Uebeln, welche unvermeidlich miteinfließen, kein Aergerniß nehmen . . . Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Darauf eben, dünkt mich, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze,

dessen Theil es ist, zu denken. Die halberichtet und höherericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthard aussehen, aber die Bewohner des Rundes, falls es solche gibt, sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel."

"Vortrefflich philosophirt, liebster Freund," entgegnete Wolzogen. "Schade nur, daß ich mir in Bezug auf Paris nicht eines Runderwohners Auge zutrauen darf. Du hast ein solches, so ein philosophisches Auge, und daher erneuere ich nochmals alles Ernstes meinen Vorschlag, daß Du mit mir nach Paris gehen mögest. Ich bin überzeugt, der Aufenthalt in jener Stadt müßte Dich vielfach fördern."

"Vielleicht, lieber Wilhelm, vielleicht aber auch nicht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen, drängenden Menschenozean, aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Stun, wenn ich einen dafür habe, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mit das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht verfließt, so werde ich von diesem großen Ozean ein neidloser, ruhiger Beobachter bleiben . . . Und dann, um doch recht ins Geleg hineinzu philosophiren, — dann glaube ich, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengesellschaft, wenn ich

diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist das Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls, aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen, und durch was sonst ist ein Staat groß und ehrwürdig als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk, aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst und der Schöpfer des Gedankens.“

Frau von Lengefeld, welche von dieser abstracten Richtung des Gespräches nicht sehr erbaut sein mochte, führte die Unterhaltung auf realeren Boden zurück und ihr Schwiegersohn unterstützte sie darin, indem er eine gelegentliche Aeußerung Wolzogens über Weimar benützte, um dieses Thema festzuhalten.

Frau von Seulwitz, welche mit Solo befreundet war, fragte den Dichter nach dem Gehaben der Freundin, aber die Antwort lautete ziemlich unbestimmt und ausweichend. Mit dem feinen Tact ihres Geschlechtes ließ daher Caroline den Gegenstand fallen und gab, die Rede auf bedeutende Persönlichkeiten der Musenstadt lenkend, dem Dichter Gelegenheit, sich freier auszusprechen.

„Wieland,“ sagte er unter Andern, — „ist

jung, wenn er liebt. Er ist noch immer der Dichter der Grazien. Man kann aber nur durch ein Gebränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen zu ihm gelangen. Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht — doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht.“

„Sie haben auch Herders Bekanntschaft gemacht?“ fragte Seulwitz. „Ist es wahr, daß seine Persönlichkeit neuestens einen starken Anflug von . . . . von . . . wie soll ich sagen? . . . von theologischer Essigsäure bekommen hat?“

„Davon habe ich Nichts wahrgenommen,“ erwiderte Schiller. „Herder hat mir sehr behagt. Er ist ein Mensch aus einem Guß, kernhaft, knorrig, ein rechter Eichenmann. Seine Empfindungen bestehen in Haß und Liebe, aber seine Unterhaltung ist voll Geist, Stärke und Feuer. Er reißt Einen unwiderstehlich mit sich fort, auch da, wo man ihm widersprechen möchte.“

„Das dürste kaum angehen, mein lieber Herr Rath,“ sagte Seulwitz mit seinem trockenen Lächeln. „Der gute Generalsuperintendent von Weimar soll ein größeres Gefühl der Infallibilität in sich tragen

als zehn Päpste. Ich habe mir auch sagen lassen, Herder und seine Frau lebten neuestens in einer egoistischen Einsamkeit und bildeten zusammen eine Art von heiliger Zweieinigkeit, von der jeder Profane ausgeschlossen sei.“

„Rebifance, lieber Freund,“ bemerkte Caroline, — „weiter Nichts. Wir hören von Frau von Stein, daß Weimar dermalen sehr in Gefahr sei, ein recht boshaft kritischer Ort, um nicht zu sagen ein Klatschneß zu werden.“

„Où, ma chère,“ entgegnete der Hofrath, — „zu dieser übeln Meinung von Weimar dürfte die gute Frau von Stein wohl durch den Klatsch bewogen worden sein, welchen ihr dienstfertige Zungen über die poetischen Lizenzen, die sich ihr Herzensfreund Göthe in Rom nehme, zu Ohren brachten.“

„Das mag sein,“ sagte Schiller, — „aber gewiß ist, daß Jedermann in Weimar Göthe's Abwesenheit sehr empfindet und bedauert. Herr von Knebel erwies mir die Ehre, mich im letzten August mit der Elite der weimarer Gesellschaft zur Feier des Geburtstags von Göthe in dessen Garten einzuladen. Wir konnten aber zu keiner rechten Fröhlichkeit kommen und Wieland gab der allgemeinen Stimmung Worte, indem er in seiner etwas über-



schwunglichen Weise sagte, es fehle eben dermalen dem weimarer Leben seine Centralsonne, der Wolfgang, dessen Geburtsfeier wir begingen.“

„Es wäre doch Jammer schade,“ meinte die Frau vom Hause, — „wenn alle die mancherlei Hoffnungen, welche durch das Zusammenleben so bedeutender Menschen in Weimar geweckt wurden, schon welt wären. Zwar konnte sich nicht Jedermann mit den Ausschreitungen der weimarer Geniewirtschaft befreunden, aber abgesehen davon, mochten doch alle Empfänglichen nah und fern die belebenden Einflüsse eines solchen erhöhten Lebens empfinden.“

„Gewiß, gnädige Frau,“ versetzte der Dichter. „Ich selbst erinnere mich mit Lust der bedeutenden Wirkung des genialischen Treibens in jenem Kreise, als ich in weiter Ferne zuerst davon Kunde erhielt. Gegenwärtig freilich herrscht eine gewisse Ebbe in der Stimmung der weimarer Gesellschaft. Es fehlt ihr im Ganzen, scheint mir, ein kräftiges Ferment. Im Einzelnen jedoch bietet sie noch immer viel des Erfreulichen, Förderlichen, und beim augenblicklichen Mangel des Genialischen mag man mit dem Komischen vorlieb nehmen. Habe ich doch selbst gleich in den ersten Tagen meines dortigen Aufenthaltes eine spaßhafte Episode erlebt.“

Man fragte und Schiller erzählte:

„Ich ste gerade, Briefe zu schreiben, als an meine Thüre geklopft wird und auf mein Heroin! tritt ins Zimmer eine kleine, spindelbürrige Figur, krumm und sehr gebückt, in grüngelber Weste und weißem Frack. — Habe ich nicht das Glück, fragt die Figur, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen? — Der bin ich, ja. — Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme. — Gehorsamer Diener, mit wem habe ich die Ehre? — Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpinus. — Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden und bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblicke versagt habe und eben im Begriffe war, anzugehen. — Ich bitte sehr um Vergebung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe. — Dann ein unbeschreiblicher Büchling und, husch, war die Figur zur Thüre hinans.“

Man lachte.

So liebt, mit unserem Dichter zu sprechen, die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Denn, lieber Leser, Du mußt wissen, die komische Figur in grüngelber

Beste und weißem Frack war keine geringere Person als jener große Vulpiss, der nachmals nicht nur Göthe's Schwager, sondern auch Verfasser des *Rinaldo Rinalini* wurde, ein Mann also, dessen Unsterblichkeit noch heutzutage bei Bedienten, Köchinnen, Unteroffizieren und sogar bei Gymnastiken nicht ganz sterblich geworden sein dürfte.

Ein schöner, Friedrich den Großen zu Pferde darstellender Kupferstich, welcher Schillers Stuhl gegenüber an der Wand hing, fesselte seine Aufmerksamkeit, und da er die Beziehungen der Familie zu dem großen König durch Wolzogen erfahren hatte, erwies er der Frau vom Hause die von dieser wohlgewürdigte Artigkeit, die Rede darauf zu bringen. Dieß gab Veranlassung, über den berühmten Monarchen einläßlicher zu sprechen, um so mehr, da es sich herausstellte, daß die *Histoire de mon temps* des königlichen Autors, wie den Dichter, so auch die *lengfeld'sche* Familie kürzlich lebhaft beschäftigt hatte. Schiller bemerkte über das berühmte Buch: —

„So glaubwürdig und zuverlässig diese Quelle sein mag, so muß ich dennoch gestehen, daß ihr meines Erachtens noch Manches zur befriedigenden Vollkommenheit fehlt. Die *voltaire'sche* Manier, mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegzu-

gltischen, ist nicht das Nachahmungswürdigste im hystorischen Styl. Im Ganzen ist die Ansicht doch nur individuell, freilich in einem großen und vortrefflich unterrichteten Kopfe; aber die Capricen, die den großen Friedrich in seinem handelnden Leben geleitet, haben auch seine Feder reblich geleitet. Die Rolle, die er seine Maria Theresia spielen läßt, ist fein angelegt, aber nicht ohne Bosheit. Sie erinnern Sich, daß er bei aller Mäßigung, die er sich gegen sie auferlegt zu haben scheint, nie unterläßt, sie als im Glück übermüthig zu zeigen. Dieser feine Kunstgriff wird aber zu häufig angewandt, so daß die Absicht nicht zu verkennen ist. Bei Alledem aber muß das Buch als ein merkwürdiges und wahrhaft stärkendes anerkannt werden.“

Lotte sagte schüchtern:

„Der Blick, welchen der königliche Geschichtschreiber auf die Verfassung der verschiedenen Staaten that, und das, was er von den Nationen sagt, hat mir viel Freude gemacht. Durch die Schlachberichte aber und die langen Belagerungsgeschichten konnte ich mich nur schwer durchwinden.“

Sie hielt inne, allein ein ermutigender Blick des Dichters machte sie fortfahren:

„Ich glaube, Plutarch hat mich verwöhnt, daß

ich vor der Tapferkeit unserer jetzigen Welt keine so große Ehrfurcht mehr habe. Es wäre schön, wenn wir solche Menschen aufzuweisen hätten, wie das Alterthum sie besaß. An Geschichtschreibern würde es nicht fehlen. Wie schön würden nicht Sie, verehrter Herr Rath, ihre Thaten uns darstellen und noch lange würden sich die Menschen darnach bilden; denn Nichts ist größere Aufmunterung, als solche Vorbilder zu haben.“

Sie sagte das mit so ungeheuchelt herzlichster Offenheit, daß Schiller aufs Wärmste davon berührt wurde.

„Ich machte die nämliche Wahrnehmung wie meine Schwester,“ bemerkte Frau von Beulwitz. „Der Contrast dieser Zeit zu den Zeiten von Plutarchs Helben ist gar so sonderbar. Ich kann mir's nicht nehmen, gegen jene gehalten kommt mir unsere Zeit vor wie ein Garten mit verschnittenen Aileen und Bäumen gegenüber einem schönen Eichwald. So eifern und en; erscheinen mir die Menschen im Leben des großen Königs.“

„Dürfte das,“ fragte Schiller, „nicht daher rühren, daß Sage und Dichtung noch nicht Zeit gehabt haben, die Charaktere und Ereignisse der Zeitgeschichte mit den Forderungen unserer Phantasie in ein richtiges Verhältniß zu setzen?“

„Allerdings,“ gab Karoline zurück. „Und da kommt mir ein guter Gedanke. Die Sage zwar hat an Friedrich dem Einzigen schon vielfach ihr Recht geübt. Tausend Anekdoten zeugen dafür. Aber die Dichtung hat dem Heldenkönig noch keinen Tribut dargebracht, der seiner Thaten würdig wäre. Sollte es nicht Sie, ja gerade Sie, Herr Rath, anmuthen, den König in Betreff seines Vorurtheils gegen die vaterländische Poesie noch im Grabe zu beschämen, indem Sie den Beweis lieferten, daß ein deutscher Dichter für seine Apotheose mehr thun könne als alle seine Franzosen zusammengenommen?“

„Verehrte Frau,“ entgegnete der Dichter mit lebhafter Bewegung. — „Sie überschätzen wohl in Ihrer Güte allzusehr mein Vermögen. Abgesehen aber hiervon, ist es ein mir bedeutsames Zusammentreffen, daß mich der Gedanke, Friedrich den Großen zum Helden eines epischen Gedichtes zu wählen, gerade in diesen Tagen vielfach beschäftigt hat. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich gäbe einer unglücklichen Situation den Vorzug, weil eine solche ihren Geist unendlich poetischer entwickeln ließe. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt sein, so daß das Ganze immer leicht

zu übersehen bleibe, wenn auch die Epifoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darauf ausgehen, immer des Königs ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen zu lassen . . . Freilich, ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein als eines in der Kindheit der Welt. Das aber gerade ist es, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der Duft unserer Philosophie, unsere Verfassungen, Künste, häuslichen Einrichtungen, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen Freiheit leben, wie in der Ilias alle Zweige der altgriechischen Cultur anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine epische Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber vielleicht wird sich noch etwas Helles daraus bilden."

„Glück zu!“ sagte Frau von Beulwitz mit schöner

Theilnahme. „Lassen Sie uns hoffen, verehrter Freund, daß Ihr dichterischer Genus recht bald mit dem kö- niglichen Friedrichs sich verbinden werde.“

„Sei mir dieses Wort ein Wort der Weihe! Aber, Verehrteste, manches Bedenken ist zuvörderst noch zu überwinden. Die Schwierigkeiten, die aus der so nahen Modernität des Stoffes entstehen, sind groß, und damit hängt dann auch die Frage zusammen, ob es überhaupt gestattet sei, die Gestalt Friedrichs aus der historischen Beleuchtung in die poetische hinüberzurücken. Die geschichtliche Figur des Königs, mit allen ihren Tugenden, hat sich der Phantasie unserer Zeitgenossen so fest eingeprägt, daß es sie wahrscheinlich aufs Heftigste empören müßte, wenn die Dichtung irgendwelche Veränderung daran vornähme.“

„Sollte dieses Bedenken wirklich von so großem Gewichte sein? Und wenn, müßte es nicht zu der Folgerung führen, daß es dem Dichter überhaupt verwehrt wäre, geschichtliche Themata zu behandeln? Das hieße aber, scheint mir, der Weltgeschichte und der Poesie gleichermaßen Unrecht thun. Setzen wir wohl für die Helten und Heldinnen Homers das tiefe menschliche Interesse, welches sie uns einflößen und den fernsten Geschlechtern einflößen werden, falls nur eine trockene Chronik uns ihr Thun und Leiden überliefert hätte? Könnte eine alten-

1856. XXIV. Schiller. IV. 4



mäßige Darstellung des trojanischen Krieges und der Weisheitslehre des Odysseus den übenden Einfluß auf die Nachwelt üben, welcher den homerischen Gesängen innewohnt? Gewiß nicht. Und dann, die Geschichte wird, dünkt mich, noch kein Roman, wenn einige Züge falsch sind, das heißt poetisch angeordnet oder auch geradezu erfunden. Die großen geschichtlichen Charaktere, die großen Thaten, die großen Revolutionen bleiben doch immer wahr und eine große Seele versteht ihren Geist auch in der Ferne. Im Anschauen wahrer Begebenheiten — und ich verstehe darunter sowohl thatsächlich als auch poetisch wahr — schwebt der Seele immer ein großer Reiz vor. Sie wird in den Strom der Begebenheiten hinein und von demselben in ferne Zeit gezogen.“

„Das ist's, verehrte Frau. Sie scheinen mir ganz richtig das Wesen der historischen Dichtung zu bezeichnen. Der Vorzug der realen Wahrheit, welchen die Geschichte vor dem Roman, dem Epos und Drama voraus hat, könnte jene allerdings über die erheben. Aber es fragt sich, ob die ideale Wahrheit, die ich die philosophische und künstlerische nenne will und welche in jeder poetischen Darstellung in ihrer ganzen Fülle herrschen muß, nicht ebenso viel Werth hat als die historische. Daß ein Mensch in

solchen Tagen so empfindet, sich ausdrückt und handelt, ist ein großes, wichtiges Factum für den Menschen; und das muß der Dramatiker oder Roman-  
schreiber leisten. Die innere Uebereinstimmung mit der  
Geschichte, die Wahrheit wird gefühlt und verstanden,  
ohne daß die Begebenheit wirklich vorgefallen sein  
muß. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf  
diesem Wege den Menschen und nicht den Men-  
schen kennen, die Sittung und nicht das so leicht  
sich verlorende Individuum. Auf diesem großen Felde  
ist der Dichter Herr und Meister. Der Geschichts-  
schreiber dagegen ist oft in den Fall gesetzt, diese  
wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Wichtig-  
keit nachzusetzen oder wenigstens nur mit einer ge-  
wissen Unbehilflichkeit anzupassen. Ihm fehlt die  
Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtig-  
keit und Grazie bewegt.“ . . . .

Unter solchen Gesprächen, die einerseits zeigen  
wüßten, wie sich die Schiller mit dem Dichter allmählig  
mehr und mehr der Kunstphilosoph verband, und die  
andererseits ein gewiß nicht ungünstiges Zeugniß für  
den deutschen Frauenbildung im achtzehnten Jahrhundert  
abgeben, verstrichen die Stunden des Abends schneller,  
als den Vertheiligten lieb sein mochte. Ihr Gedanken-  
austausch hatte den Dichter und die beiden Schwestern

stern einander rasch näher gebracht, denn auf beiden Seiten war lebhafteste Strebsamkeit und ein edler Enthusiasmus, der namentlich in der Vorliebe für die antike Welt einen gemeinsamen Anknüpfungspunkt fand. Schon die Theilnahme für die Helden Thaten, welche von Seiten der Schwestern laut geworden, hatte für Schiller etwas wohlthuend Anheimelndes. War es doch gerade damals, daß er eifrigst anging, in dem ewigen Jungbrunnen des classischen Alterthums täglich Geist und Herz zu erfrischen.

Beim Aufbruch fand Wolzogen Gelegenheit, der geliebten Frau gegenüber seine Gefühle sprechen zu lassen. Karoline sagte ihm das schöne Wort:

„Wenn ich, lieber Vetter, eine Weltfrau von dem gewöhnlichen Schlage wäre oder eine Prädice, der alles Reine und Unschuldige verdächtig ist, weil sie selbst sich nicht rein fühlt, so könnte ich thun, als beleidigten mich zärtliche Empfindungen; aber mich, Ihre wahre und herzliche Freundin, mich schmerzt nicht der Ausdruck Ihrer Empfindungen, wohl aber machen mich dieselben für Sie besorgt. Warum wollten Sie Sich der Leidenschaft überlassen, die so oft edle Herzen verzehrt und sie fählos für alle Freuden des Lebens macht? Eine lange Laufbahn

legt vor Ihnen. An Ihnen ist es, sie zu einer schönen und glücklichen zu machen. Warum sollten Sie Ihnen und mir die Gegenwart verbittern und die Zukunft verbüßern? Nehmen wir geduldig und dankbar an, was die Götter geben.“

Inzwischen tauschten Schiller und Lotte Abschiedsworte, die beiderseitig den Wunsch des Wiedersehens enthielten.

„Gestatten Sie mir, zu hoffen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „daß dieser Abend den Grund gelegt habe zu der Verechtigung, mich Ihren Freund nennen zu dürfen. Mit dieser Vorwegnahme dessen, was, wie ich wohl fühle, erst verdient sein will, sage ich Ihnen Lebewohl.“

„Leben Sie wohl,“ entgegnete sie, „recht wohl, wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll, und denken Sie freundlich meiner . . . Ich wünsche, daß es oft geschähe.“

Und gleichsam zur Entschuldigang dieses naiven Wortes setzte sie hinzu:

„Meine Freunde, alt oder neu, sind mir gleich lieb. Es war ja nicht der Werth der älteren, der mich sie früher schätzen lehrte, sondern nur der Zufall, der mich eher ihre Bekanntschaft machen ließ.“

„Sie ehren und erfreuen mich,“ erwiderte der

Dichter, „indem Sie mich schon jetzt in die Zahl Ihrer Freunde einreihen. Lassen Sie das kleine Samenloren der Freundschaft nur aufgehen. Wenn die Frühlingssonne darauf scheint, wag es zur Blume werden. Und wie danke ich Ihnen und den Ihrigen für die glücklichen Stunden, die mir in Ihrer Nähe zu verleben gegönnt war. Sie reichten aus, mich zu überzeugen, daß ich unter edlen Menschen war. Warum kann man solche glückliche Augenblicke nicht festhalten? Man sollte lieber nie zusammengerathen — oder nie mehr getrennt werden.“ . . . .

Nachdem die Freunde gegangen, blieben die Schwestern noch allein beisammen. Caroline war nachdenklich. Lotte äußerte unbefangen ihre Befriedigung über die Bekanntschaft mit dem Dichter.

„Wie seltsam,“ sagte sie, „daß wir damals in Mannheim so achtlos an Schiller vorübergehen konnten.“

„Achtlos?“ versetzte Caroline mit einer Betonung, welche Lotte die Schwester verwundert ansehen macht. Dann fügte sie ruhiger bei:

„Du hast recht, liebe Lotte, unsere damalige Unempfänglichkeit war wirklich seltsam. Ich erkläre mir sie aber daraus, daß unsere Seelen von den Damburnern der Schweiz allzu voll waren, als daß wir anderen Eindrücken zugänglich gewesen wären. Und

außerdem, gehen doch die Menschen im Leben oft am Guten und Besten vorüber, ohne davon Notiz zu nehmen.“

„Was mir bei Schiller besonders angenehm auffiel,“ fuhr Lotte fort, — „war Zweiterlei.“

„Nämlich?“

„Zum Ersten der Gegensatz seiner sanftern Persönlichkeit zu den stürmischen Dichtungen, welche ihn berühmt gemacht haben. Zum Zweiten die einfache, so ganz ungekünstelte Bescheidenheit, die einem in solchem Alter schon so berühmten Manne doppelt schön steht.“

„Vergiß auch nicht die angeborne Würde, die seine Erscheinung zu einer ganz königlichen macht... Wie bitter ist es, denken zu müssen, daß ein solcher Mann mit den gemeinen Nöthen des Lebens zu ringen habe. Ach, wohl hatte er recht, wenn er unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse armselige nannte.“

„Aber, Eine, war Homer nicht ein Bettler und ist er nicht trotzdem der Lehrer der Menschheit geworden?“

„Weiß man, mit welchen Schmerzen er das erkaufte hat?“

„Mit bitteren ohne Zweifel. Aber erst neulich, weist Du? haben wir im Shakspeare gelesen: —

Säß ist die Frucht der Widerwärtigkeit,  
Die gleich der Kröte, häßlich und voll Gift,  
Ein köstliches Juwel im Haupte trägt."

"Liebe Lotte, wärest Du nicht eben meine liebe Lotte, ich könnte Dich um Deine unschätzbare Fähigkeit beneiden, Alles im tröstlichen Lichte zu sehen."

"Warum denn, Einchen, sollte ich unsern neuen Freund allzu sehr darob beklagen, daß er dem Leben dessen Bedürfnisse abringen muß, da ich doch sehe, wie ihn diese Nothwendigkeit nicht verschlechtert, sondern nur verebelt hat? . . . Better Wilhelm theilte mir einen gar herzigen Zug von ihm mit, während die gute Mutter Schillern von den Beziehungen unseres seligen Vaters zu Friedrich dem Großen erzählte."

"Einen herzigen Zug? Laß doch hören!"

"Ja, er hat mich recht gefreut. Fast noch mehr als Schillers „Lied an die Freude,“ welches uns doch neulich so sehr entzückte."

"Das herrliche Lied! Wie kommst Du gerade jetzt darauf?"

"O, es hängt mit meiner Geschichte ganz unmittelbar zusammen, wäre vielleicht ohne dieselbe gar nicht entstanden. Höre nur . . . Während Schiller in Gohlis bei Leipzig lebte und an seinem Don Carlos

schrieb, pflegte er sich durch einen Gang im Rosenthal in erster Morgenröthe auf seine Tagesarbeit vorzubereiten. Auf einem dieser Gänge vernimmt er im Ufergebüsch der Pleiße eine leise Menschenstimme, die sich in einem Selbstgespräch, halb verzweiflungsvolle Klage, halb Gebet, Luft macht. Er bringt rasch durch das Buschwerk und findet einen Jüngling, welcher eben halbentkleidet in den Fluß springen will. Schiller wirft sich auf ihn, um den Selbstmord zu verhindern. Der Unglückliche, nachdem er seiner Bestürzung Meister geworden, erzählt seinem Retter, daß er ein armer Student der Theologie sei, und seit einem halben Jahre nur trocken Brod gegessen habe. Jetzt aber seien seine bisherigen spärlichen Subsistenzmittel vollends gänzlich verlegt und er müsse demnach langsam am Hunger sterben oder aber eine minder qualvolle Todesart wählen. Schiller gibt dem Armen alles Geld, welches er bei sich hat, spricht ihm tröstend zu und nimmt ihm das Versprechen ab, die nächsten acht Tage über nicht auf sein schreckliches Vorhaben zurückzukommen. Einige Tage darauf ist Schiller als Hochzeitsgast in ein reiches leipziger Haus geladen. Mitten in der Fröhlichkeit des festlichen Kreises erinnert er sich da seines armen Theologen“ . . .



Karoline, ahnend, was kommen werde, war am Klavier getreten, schlug die Saiten an und sang leise:—

„Göttern kann man nicht vergelten,  
Schön ist's Ihn gleich zu sein.  
Gram und Armuth soll sich melden,  
Mit den Frohen sich erfreu'n“ . . .

„Ja,“ fuhr Lotte fort, „so war es auch. Schiller erhob sich und schilderte der frohen Tafelrunde sein Abenteuer im Rosenthal in begeisternder Weise. Dann ging er mit einem Teller rund um die Tafel und hatte die Genugthuung, zu erfahren, daß seine Erzählung die Börsen nicht weniger weit als die Herzen geöffnet habe. Noch am nämlichen Abend händigte er dem Erstaunten und entzückten Studenten den schönen Ertrag dieses Wittganges ein und in der Nacht habe er dann in seiner stillen Kammer zu Wohl's das Lied an die Freude gedichtet.“

„Ich glaube es von Herzen. Darum ist auch so ein voller Jubelton einer schönsten Seele darin. Nur ein wahrhaft guter Mensch kann diesen unsterblichen Hymnus geschaffen haben.“

„So nuthet er auch mich an. Gewiß, Schiller ist ein guter Mensch.“

„Sage: ein großer und ein guter!“ versetzte Karoline mit schwärmerischer Jungfräulichkeit.

### Drittes Capitel.

Wie das kleine Samenorn der Freundschaft zur Blume wird.

Der Dichter hatte demnach im Iengelfeld'schen Hause einen Eindruck zurückgelassen, welcher zu kräftig und günstig war, als daß er sich je wieder hätte verwischen können. Aber er hatte auch einen Eindruck mithinweggetragen, welcher jenem an Stärke nicht nachstand. So hätte müssen ein besonderer Unstern walten, wenn das Verhältniß von beiden Seiten nicht ein schönes und dauerndes geworden wäre.

Neuere Umstände kamen hinzu, um die beiden Schwestern und den Dichter einander näher zu rücken. Gegen Ende des Winters zu kam Lotte für eine Weile nach Weimar. Es galt, den Hofdamenplan zu förbern. Allein Lotte scheint an der Hofluft wenig Behagen gefunden zu haben. Sie sehnte sich nach Ihren heimatlichen Bergen und verhehlte diese Sehnsucht auch dem Dichter nicht, welcher bereits das schöne Vorrecht genoss, freundschaftlichen Tones mündlich und schriftlich mit dem anmuthigen Mädchen verkehren zu dürfen. Er sagte ihr damals:

„Sie können Sich nicht herzlicher nach Ihren

Bergen und Bäumen sehnen, mein gnädiges Fräulein, als ich. Man kann den Menschen recht gut sein und doch wenig von ihnen empfangen. Das ist, glaube ich, auch Ihr Fall. Jenes beweist ein wohlwollendes Herz, aber das Letztere einen Charakter. Edle Menschen sind schon dem Glücke sehr nahe, wenn nur ihre Seele ein freies Spiel hat. Dieses wird oft von der Gesellschaft — von guter sogar — eingeschränkt; aber die Einsamkeit gibt es uns wieder und eine schöne Natur wirkt auf uns wie eine schöne Melodie . . . . Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hof- und Affemblemelust Sich gefallen; ich hätte eine ganz andere Meinung von Ihnen haben müssen, wenn ich das geglaubt hätte. So entgegenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterstelle — verzeihen Sie mir.“

Die erbetene Verzeihung wurde sicherlich gerne gewährt. Ueberhaupt muß sich Lotte während des Aufenthalts in Weimar ganz dem unbefangenen Frohsinn und der heiteren Güte ihres glücklichen Naturells überlassen haben. Zeugniß dessen ist die Strophe, welche der Dichter beim Scheiden in ihr Stammbuch schrieb: —

„Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen  
 Umhüpft — so Lotte, spielt um Dich die Welt;  
 Doch so, wie sie sich malt in Deinem Herzen,  
 In Deiner Seele schönen Spiegel fällt,  
 So ist sie doch nicht! — die Eroberungen,  
 Die jeder Deiner Blicke stegreich zählt,  
 Die Deine sanfte Seele Dir erzwingen,  
 Die Statuen, die Dein Gefühl beseelt,  
 Die Herzen, die Dein eignes Dir errungen,  
 Die Wunder, die Du selbst gethan,  
 Die Reize, die Dein Dasein ihm gegeben,  
 Die rechnest Du für Schätze diesem Leben,  
 Für J u g e n d e n und Erdenbürgern an.  
 Den holden Hauber nie entweihter Jugend,  
 Der Engelgüte mächt'ger Lalisman,  
 Der Majestät der Unschuld und der Tugend,  
 Den will ich seh'n, der d i e s e m trogen kann!...“

Der Abschied war jedoch nur für eine kurze  
 Frist genommen. Schiller sehnte sich mit dem kom-  
 menden Frühling aus dem weimarer Stadtleben  
 hinweg, welches damals, aus Gründen, wie wir sie  
 im vorigen Capitel angedeutet, bei manchem Förder-  
 lichen für den Dichter auch viel Unersprießliches hatte.  
 Er versprach sich im Rückblick auf sein Gartenhaus-  
 leben in Gohlis und Loschwitz, auf die Arbeiten,  
 welche ihn beschäftigten, den besten Einfluß von länd-  
 licher Einsamkeit. Aber freilich, so ganz einsam sollte  
 dieselbe doch nicht sein. Es zog ihn in die Nähe

von Kuboffstadt, denn die beiden Schwestern machten nun schon einen Theil seiner Erziehung aus.

Von ihrer Seite fand dieser Wunsch des Freundes die günstigste Aufnahme und bereitwilligste Unterstützung. Die Schwestern sahen sich nach einer passenden Sommerherberge für den Dichter um und fanden eine solche in der Entfernung einer Meilen halben Stunde von der Stadt bei dem Dorfe Bollstädt, das zwischen Wiesen und Gärten an der Saale liegt, in dem Hause des Cantors Urbehan.

Hier zog in der Mitte des Monats der Dichter und fand bei der Familie seines Wirthes freundliche Aufnahme und sorgliche Pflege. Wenige Tage nach seiner Ankunft schrieb er in einem Schreiben an seinen Freund Körner den neuen Aufenthaltsort, das herrliche Saalethal mit seinen sanftansteigenden Bergen und die seiner Wohnung gegenüber liegende Anhöhe, von wo Schiller der reizenden Aussicht auf die Stadt so gerne genoß. Dieser Punkt, welchen eine schöne Pleiade nachmals „Schillerhöhe“ genannt und mit einer Bronzebüste des Dichters geschmückt hat, ist Wanderern, welche den Spuren des Genies nachzugehen und die Stätten, welche großer Menschen Anwesenheit geweiht, aufzusuchen lieben, wohlbekannt.

Es waren glückliche Tage, welche Schiller in

Wolffstadt verlebte, für seinen Geist eine Zeit des Reisens, für sein Herz eine Zeit sanfter Befriedigung. Mit wem immer er in Berührung kam, der gewann ihn lieb. Selbst die einfachen Dörfler, in deren Gedächtniß der „junge gelehrte Mann mit dem blassen geistreichen Gesichte und den langen, gelben Haaren, welche nicht gepudert und zusammengebredt waren, wie die der Stadtherren,“ bis auf unsere Zeit herab fortgelebt hat.

Was ihm der Umgang mit den beiden Schwestern, was diesen der Umgang mit dem Dichter war, das hat uns Karoline in unübertrefflich schönen Worten geschildert. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden und Tagen für uns Alle. Schiller wurde ruhiger, klarer; seine Ersehnung, wie sein Wesen, anmuthiger; sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs erdbehrt; uns nun fand er immer empfänglich für die Gedanken, welche eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Bestreben gab ihm

selbst eine milde, harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über von heiterer Laune, und wenn oft störende Gestalten unseren kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffevisite unserem genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiter ideales Leben unserm inneren Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig. Man wandelte im Gespräche mit ihm wie zwischen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reineren leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Ruche“ . . . .

Daß bei solcher Stimmung die Arbeiten des Dichters gedeihlich vorrückten, kann nicht Wunder

nehmen. Ihn beschäftigten damals vornehmlich zwei größere Unternehmungen, die Geschichte des Abfalls der Niederlande und der Geißerfieber.

Das erstere dieser Werke war die erste bedeutendere Frucht seiner geschichtlichen Studien und ist auch, trotz ihrer fragmentarischen Gestalt, die bedeutendste seiner geschichtsschreiberischen Arbeiten geblieben. Die Schüler von der Geschichtsschreibung dachte, haben wir zu berühren schon Gelegenheit gehabt. Ihm war hauptsächlich um die innere, um die philosophische Wahrheit zu thun, durchaus mehr um den Geist als um den Buchstaben der Begebenheiten. Das Detail, namentlich da, wo es der künstlerischen Formgebung widerstrebt, ließ ihn gleichgiltig. Ueberall auf die großen, ewigen Züge in den Geschehnissen, Leiden, Verkirrungen und Thaten der Einzelnen und der Völker hindeutend, war er, wie als Dichter ein vorwärts zeigender, so als Historiker ein rückwärts gewandter Prophet. So war ihm denn der glorreiche Befreiungskampf der Niederländer gegen die spanische Despotie ein Mittel, „in der Brust des Lesers ein freudiges Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache.“ Die Idee, von welcher das ganze Werk beseelt und getragen ist, prägt sich in der



Stelle der Einleitung aus, wo es heißt: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Gewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen und heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann.“

Dem Roman der Geisterseher liegt eigentlich der nämliche Gedanke zu Grunde, wie der Geschichte der niederländischen Revolution. Hier wie dort dreht sich Alles um den Kampf der lichten gegen die dunkeln Mächte. Nur geht dieser Streit, der im Geschichtswerk auf der objectiven Bühne der Historie sich abspielt, im Roman innerhalb der Schranken individueller Beziehungen vor sich. Schiller, welcher von seinem Geisterseher später nicht mehr viel hielt, that dem Werke Unrecht, insofern dasselbe eine meisterhaft psychologische Behandlung culturgeschichtlicher Probleme des 18. Jahrhunderts enthält. Der Dichter hatte mit der Wahl dieses Gegenstandes einen ganz vortrefflichen Griff in seine eigene Zeit hineingethan. Vielleicht, daß ihn jener Brief aus Paris, welchen ihm Raleigh zu schreiben versprochen und auch wirklich geschrieben hatte, auf das Thema des Geister-

sehers geleitet. Der Freund hatte ihm darin den Verlauf und Ausgang der Intrigue am herzoglichen Hofe von \* auseinandergesetzt, Lauretta's Stellung dazu, sein eigenes rettendes Eingreifen und seine Belohnung durch die Gerettete. So hatte Schiller erfahren, wie sehr zwei Menschen, die seinem Herzen theuer waren, in die Laufbahn des sizilianischen Abenteurers, der an verschiedenen Enden und Orten Europa's seine unglaublich frechen und doch urkundlich verbürgten Gauleleien trieb, verflochten worden waren. Das erklärt die Wärme, womit der Dichter an die Ausführung des Gegenstandes ging. In dem Maße aber, in welchem die Gestalten Raleigh's und Lauretta's, von denen er weiter keine Nachricht mehr erhalten, allmählig durch die Zeit und durch neuere Bekanntschaften in dämmernde Ferne gerückt wurden, erkaltete auch seine Theilnahme an dem geisterseherischen Thema und er ließ es zuletzt ganz fallen. Unrecht jedoch würde man dem Dichter thun, wollte man in der Heldin des Geistersehers, in der schönen Griechin, Erinnerungen an Lauretta finden. Dagegen hat man guten Grund, in jener Gestalt der Fiction Züge der Wirklichkeit zu vermuthen, Züge von jener Henriette Elisabeth, welche den Dichter während seines Aufents-

halts in Dresden so leidenschaftlich aufgeregt und verwirrt hatte.

Wenn im Geistesjünger Schiller eine Gattung der Poesie, den Roman, cultivirt hat, zu welcher er später nie wieder zurückgekehrt ist, so sind dagegen zwei berühmte Gedichte aus dieser Periode, die Sitten Griechenlands und die Künstler, nur Vorblüthen — allerdings prächtige — jener lyrisch-didaktischen Dichtertätigkeit, die später Früchte trieb, welche mit den besten des germanischen Geistes gehören.

Gegen das Klagenlied um die Sitten Griechenlands hat gleich bei seinem Erscheinen das Zelotenthum wüthend die Lanze eingelegt. Das Gedicht sei irreligiös, wurde geifert Wunderlicher Mißverstand! Alle Adern dieses Liedes schwellen von religiösem Gefühl. Es ist ein Laut innigster Sehnsucht nach dem ‚holden Blütenalter der Natur,‘ wo dir noch nicht als ein Abfall vom Göttlichen betrachtet, verachtet und gehaßt wurde, wie das später geschah, als man vergaß und vergessen machen wollte, daß auch der Stifter des Christenthums in den Evangelien überall als vom innigsten Natursinn durchdrungen erscheint.

Wenn aber Schiller in den Sitten Griechenlands als ein Rächer der Schönheit erscheint, so steht

er in den Künstlern als ihr Prophet da. Wir möchten dieses wunderbare Gedicht eine Transfiguration der Culturgeschichte der Menschheit nennen. Des Dichters philosophisches Credo: Durch Schönheit zur Wahrheit und Freiheit! kommt hier voll und ganz zur künstlerischen Erscheinung. In erhabensten Tönen wird die Mission des Dichters, des Künstlers verkündigt und über den wogenden Gedankenstrom dieser frohen Botschaft fährt sanftigend und glättend die Hand der Grazie. Wer die Schöpfungen unjeres theuren Dichters näher kennt, dem müssen die Künstler als die erste völlig reine Ausströmung seiner großen Seele erscheinen. Man spürt in jeder Zeile die wohlthätige Einwirkung der beiden Schwestern, man fühlt, daß er diesen seinen Dank zollen wollte, daß er sich selbst im Auge hatte, als er in den Künstlern die Stelle schrieb:

„In Allem, was ihn jetzt umleht,  
Spricht ihn das holde Gleichmaß an; —  
Der Schönheit goldner Gürtel webt  
Sich mild in seine Lebensbahn.“

Als Lotte das Gedicht im Deutschen Merkur gelesen, sagte sie dem Freund:

„Ich finde immer mehr Schönes, je öfter ich's lese. Sie haben den Lorbeerkranz errungen! So hat noch kein Dichter die Künste bejungen, noch lei-

ner hat gezeigt, wie viel wir Ihnen zu danken haben, — und man fühlt es klar, daß es so ist.“

Das gegenseitige Vertrauen, das gegenseitige Gefühl der Unentbehrlichkeit wuchs zwischen den Frauen und dem Dichter von Tag zu Tage. Ausdrücke lebendigster Freundschaft traten in ihren Beziehungen an die Stelle der conventionellen Anreden und Begrüßungen; aber während Karoline ihre Empfindungen mehr zu beherrschen verstand, ließ die arglose Unschuld Lotte's hinter dem Schleier der Freundschaft manchmal schon ein wärmeres, weichtliches Gefühl hervorblicken. So, wenn sie dem Dichter einen Strauß sendet und dazu die Worte schreibt:

„Diese Blumen sollen ihre süßen Düfte um Sie verbreiten, lieber Freund, und Ihnen einen schönen Gruß von mir bringen.“

Schiller und die Schwester lasen in diesen Sommer mitssammen den Homer und so wurde der Dichter von der Hand der Freundschaft immer mehr hineingelettet in die große Welt des Alterthums, in welcher er sich dann durch Uebertragungen aus den Euripides noch heimlicher zu machen suchte. D gewährte es ihm Freude und Aufmunterung, wahr

zunehmen, wie fein und lebhaft das Verständniß Lotte's für die Alten war. Einmal äußerte sie:

„Wie schön kommt mir nicht der Muth vor, womit die Menschen der antiken Welt das Unglück tragen. Nie verlieren sie ganz die wohlthätige Hoffnung, und wenn dann Alles verschwindet, so suchen sie Trost in dem beständigen Wechsel der Dinge“...

Im Iengelsb'schen Hause war es auch, wo Schiller zuerst dem eben aus Italien zurückgekehrten Göthe persönlich begegnete. Aber wenn die beiden Schwestern, der Verehrung für Göthe voll, von dieser Zusammenkunft für ihren Freund viel Gutes und Bestes gehofft hatten, so sollten sie für jetzt in dieser Hoffnung sich sehr getäuscht finden. Es mußten noch Jahre vergehen, bevor zwischen den beiden Heroen unserer Literatur Verständniß und Zusammenklang sich herstellte. Schiller zwar war dem berühmten Manne mit offener Herzlichkeit geneigt, aber Göthe's Gemessenheit scheuchte ihn zurück.

Göthe befand sich damals in einer sehr unbehaglichen Stimmung. Zu der quälenden Rück Erinnerung an den eben verlassenen Süden gesellten sich peinliche Eindrücke, die er im Vaterlande vorfand. Die laute Bewunderung für Schillers wildgeniale Jugendwerke war ihm, wie er später offen

erklärte, zuwider, nicht etwa aus kleinlichem Reib, sondern weil sie ihn, der sich in Italien ein neues Schönheitsideal gebildet, allzu geräuschvoll an die eigene Kraftgenialität erinnerten, welche er als eine abgethanene Sache angehehen wissen wollte. Daß Schiller dem kraftgenialischen Naturalismus bereits sich entwunden, daß er eine Bahn eingeschlagen hatte, welche ihn mit Göthe früher oder später zusammenführen mußte, und zwar im modernen Griechenthum zusammenführen mußte, das übersah damals der Letztere, obwohl ihn Schillers Gedichte von den griechischen Göttern und den Künstlern schon hätten darauf aufmerksam machen können.

So blieb die erste Zusammenkunft zwischen den Beiden kalt und förmlich. Schillers gerechtes Selbstbewußtsein fühlte sich verletzt, daß Göthe sein Entgegenkommen ablehnend aufgenommen. Doch war er gerecht genug, gegen Körner brieflich zu äußern:

„Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei Göthe bereits durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her ganz anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungenarten scheinen wesentlich verschiedene. Indessen schließt sich aus einer solchen

Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Den Freundinnen gegenüber sprach sich aber Schillers verletztes Gefühl stärker aus.

„Soviel ich sehe und gehört habe,“ sagte er, „hat sich Göthe durch seinen Geist und tausend Verbindlichkeiten Freunde, Verehrer und Vergötterung erworben, aber sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. Ich fürchte, er hat sich aus dem höchsten Genuß der Eigenliebe ein Ideal von Glück geschaffen, bei dem er nicht glücklich ist. Dieser Charakter gefällt mir nicht, ich würde mir ihn nicht wünschen und in der Nähe eines solchen Menschen wäre mir nicht wohl.“

Da Karoline schwieg, versetzte Lotte:

„Sie haben da, theurer Freund, ein Urtheil über Göthe gefällt, das mir in seinem Charakter Einiges klar macht, was ich sonst nicht gut zusammenreimen könnte; nämlich, daß er sich ein Ideal von Egoismus gebildet hat und daher an Nichts mehr recht innig zu seinem eigenen Glück sich anschließen kann. Er kann den Menschen viel für sie selbst geben, aber Andere ihm Nichts. Er kommt sich daher oft so einsam vor, weil er sich zu groß fühlt,



und ich glaube, dieß muß ihm trübe Augenblicke machen.“

„Das mag allerdings wahr sein,“ entgegnete Schiller, — „aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel mit ihm allein wäre, so würde ich freilich weder Zeit noch Mühe schenken, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da Jeder, wie Hamlet sagt, in der Welt seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz lebenswürdiges Wesen, so werde ich das einmal in jener Welt erfahren, wo wir Alle Engel sind . . . Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und, wenn Sie wollen, auch zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es gibt eine Sprache, die alle Menschen verstehen. Diese ist: *Gebrauche Deine Kräfte!* Wenn Jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem Andern nicht verborgen bleiben. Dieß ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird Otho mich kennen, wie ich seinen Geist schon jetzt kenne

und anerkenne . . . Und das noch, meine Freundinnen, lassen Sie mich Ihnen ein für allemal sagen. Erwarten Sie nicht zu viel Herzliches und Ergötzendes von Menschen, die von Allem, was sich ihnen nähert, in Bewunderung und Anbetung gewiegt werden. Es ist Nichts zerbrechlicher im Menschen als seine Bescheidenheit und sein Wohlwollen. Wenn so viele Hände an dieses zerbrechlich zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zu Schanden geht? . . . Wenn mich je das Glück oder Unglück träfe, daß ich sehr berühmt würde, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften und lassen Sie den Menschen im Uebrigen laufen.“

„Welche Timonslaune, bester Freund!“ sagte Caroline lächelnd. „Ich kann nicht glauben, daß das Wohlwollen, diese eigentliche Grundsäule der Menschheit so leicht einstürzen könne, und daß das menschliche Wesen sich so ganz in Ruhmsucht und Eitelkeit auflöse. Ich hoffe, Sie sollen mir immer lieb bleiben können, ungeachtet aller Berühmtheit. Wie diese bisher an Ihnen noch Nichts verbrochen hat, so wird sie es auch in der Zukunft nicht thun. Ihrem inneren Dasein werden diese Dinge nie Etwas gelten, hoffe ich, und das Zerreißen unserer Freund-

schafft denke ich mir gern aus dem Bereiche der Mög-  
lichkeit hinaus.“

Nach einer Pause setzte sie noch hinzu:

„Ueber Göthe kann ich eigentlich sehr wenig  
sagen, da ich ihn so gar selten gesehen habe und  
ihn mehr nur aus den Erzählungen Anderer kenne.  
Es kann sein, ich habe ein unrichtiges Bild von ihm.  
Das aber bleibt mir doch immer wahr, daß man  
ihm nur seines Genies wegen Vieles vergeben kann,  
und auf das Vergebenmüssen kommt man am Ende  
doch immer mit den Menschen. Aller Umgang müßte  
sonst aufhören. Die rein umschriebene Form der  
Menschheit, die sich in jeder Lage des Lebens grazios  
bewegt und nie von der Schönheitsslinie abweicht —  
wo ist sie?“ . . . .

Aber die „schönen Tage von Kranjuz“ —  
(damals war diese Lebensart noch nicht trivial ge-  
worden) — gingen vorüber und mit dem Blätterfall  
kam die Zeit des Scheidens. Seine literarischen  
Geschäfte und Verbindungen riefen den Dichter nach  
Weimar zurück, obgleich er die Stunde der Trennung  
soweit wie möglich hinausgerückt hatte.

Die drei guten Menschen, welche sich so innig  
verstanden und zugethan waren, hatten verabredet,  
daß sie sich, nachdem der Dichter im lensefeld'schen

Hause bereits so zu sagen offiziellen Abschied genommen, noch einmal da treffen wollten, wo sie sich an den Sommerabenden so oft begegnet waren. Demzufolge gingen die beiden Schwestern im bleichen Licht der Novemberabendsonne hinaus an die Brücke über den Waldbach, wo der Freund ihrer schon wartete.

Sie wandelten mitsammen unter den halbtentelaudeten Bäumen des Saalufers hin. Der Fluß rauschte, vom ersten Schneefall angeichwolken, trübe zu ihren Füßen.

„Wie melancholisch die Landschaft ist, die doch kaum noch so grün und sonnenhell aussah,“ bemerkte Caroline. „Sie stimmt mir allzusehr zu unseren Gefühlen, bester Freund, denn ich sehe mit wehmüthiger Genugthuung, daß Sie so wenig gern von uns gehen als wir Sie zusehen lassen . . . Wie schön war diese Zeit unseres Zusammenseins! Ach, so schön, daß ich, weil sie nun unwiderbringlich dahin, fast wünschen möchte, sie wäre nie gewesen.“

„Nein,“ entgegnete Schiller. „Wir wollen uns, meine Theuren, diesen Sommer nicht reuen lassen, ob er gleich vergangen ist. Er hat unsere Herzen mit seltgen Empfindungen bereichert, er hat unsere Existenz verschönert und das Eigenthum unserer Seele vermehrt. Was mich betrifft, mich machte er glück-

licher als alle, die ihm vorhergegangen sind. Er wird mir noch wohlthun in der Erinnerung und die Liebe, holbe Nothwendigkeit, denke ich, soll ihn noch oft und immer schöner für mich wiederbringen. Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist, Ihr Herz, Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Und lassen Sie der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir Etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir frühe von unserer Freundschaft gebildet und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben.“

„Ich verstehe Ihre Absicht, theurer Freund, und dadurch, daß Sie unserer Freundschaft für Sie einen höheren Werth beilegen, an das Bleibende dieses Verhältnisses zu erinnern und uns so über das Schmerzliche des Augenblickes hinwegzuhelfen.“

„Und warum, beste Freundin, sollten wir uns diese Trennung schwerer denken und machen als sie ist? Die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht schnell und heiter vor mir. Alles soll und wird mich darauf zurückführen. Alles wird mich an Sie erinnern und mir theurer sein durch diese Erinnerung. Möchte ich sie doch von meiner innigen Freundschaft so lebhaft überzeugt haben als sie

ein Theil meines Wesens geworden ist. Ja, meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele und nie werde ich sie verlieren als wenn ich mir selbst fremd werde.“

Indem der Dichter bei diesen Worten seine Blicke von Karoline zu Lotte hinübergeben ließ, glaubte er zu bemerken, daß die gesenkten Wimpern des Mädchens feucht seien. Auch Frau von Beulwitz machte diese Wahrnehmung, und als Lotte, wie um sich der Beobachtung zu entziehen, sich abwandte, flüsterte ihre Schwester dem Freunde zu: „Sagen sie Eolochen noch ein gutes Wort“ — und trat dann zurück, um ihm dazu Gelegenheit zu geben.

„Theure Lotte,“ sagte er, „Sie sind den ganzen Abend her so still gewesen, als machte es Ihnen Mühe, mich freundlich zu entlassen und mir zu sagen, daß Sie, wie ich zu hoffen mich erühne, auch in der Ferne meiner wohlwollend gedenken werden.“

„O, glauben Sie das nicht, lieber Freund,“ versetzte sie mit sanftem Erröthen und bemüht, mit ruhiger Fassung zu sprechen. Aber warum sollt' ich es leugnen, daß der lange gefürchtete Moment, welcher nun gekommen, mich traurig macht? . . . Noch sehen wir mitsammen dieses Thal, diesen Fluß, diese Berge, und morgen soll dieß Alles nicht mehr so

sein? . . . Mögen immer gute und frohe Geister Sie umschweben, theurer Freund."

"Ich nehme Ihren Wunsch als ein gutes Omen dankbar an, liebe Lotte. Aber werden Sie mir gerne von Ihnen Nachricht nach Weimar geben und mich dem Gang Ihrer Seele auch abweisend folgen lassen?"

"O, gerne, gerne! . . . Ich möchte Ihnen sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und sie Andern deutlich zu machen. Aber glauben Sie, daß ich nicht weniger den Werth Ihrer Freundschaft zu schätzen weiß. Lassen Sie so oft, wie Sie können und Lust haben, von Sich hören, damit der Gang Ihres Geistes mir nicht fremd wird und ich nach Maßgabe meiner Kräfte ihm folgen kann . . . Und so leben Sie wohl, so wohl, als ich es wünsche, und . . . und denken Sie gern meiner und oft."

"Das brauchen Sie mir nicht erst zu empfehlen," entgegnete der Dichter. "Wie oft und gerne wird es geschehen!"

Damit reichte er Lotten und ihrer inzwischen wieder herbeigetretenen Schwester die Hände hin und sagte noch: —

„Adieu! Adieu! Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben, theure Freundinnen, viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer, glauben Sie mir, werde ich das Schicksal segnen, das mich hieher geführt hat.“

Damit trennten sie sich an dem Weg über den Balbbach, wo Schiller zurückblieb, um den nach der Stadt gehenden Schwestern nachzusehen. Schon wollte sie eine Biegung des Weges seinen Blicken entziehen, als sich Lotte noch einmal nach dem Freunde umwandte.

Es war nur ein flüchtiges Zurückwenden, aber dennoch gab es dem Dichter auf seinem Heimgang viel zu denken.

---

### Viertes Capitel.

„Der Weg von Freundschaft bis zur Liebe“ . . . . Der gute Genius und der durch ihn herbeigeführte „Moment des befreiten Herzens.“ — Ein Donnerschlag und eine Anekdote.

Damals blieben Briefe — kaum glaublich für das an Dampf- und Telegraphengeschwindigkeit gewohnte Geschlecht unsrer Tage — Briefe, welche  
1856. XXIV. Schiller IV. 6



mit der Post von Weimar nach Rudolstadt und umgekehrt gingen, manchmal nicht weniger als vier Tage unterwegs. Zum Glück aber für befreundete Menschen, welche das rege Bedürfnis der Mittheilung hatten, gab es eine „Botenfrau,“ welche schneller ging als der Postwagen fuhr.

Diese gute Botenfrau hatte im Winter 1788—89 gar viele Botschaften zwischen dem Iengetfeld'schen Hause in Rudolstadt und der Wohnung Schillers in Weimar anzurichten, gar viele Briefe und Bücherpakete hin- und herzutragen. Es ist überhaupt „erstaunend,“ um ein beliebtes Wort jener Zeit zu gebrauchen, wie sehr die Menschen des vorigen Jahrhunderts zum Briefwechseln aufgelegt waren. Und Epigonen bleibt dazu nicht mehr Zeit genug. Oder sollten wir uns irren? Wird dem zwanzigsten Jahrhundert aus dem unfrigen auch eine solche Masse von gedruckten Briefwechseln beiseert werden, wie uns aus dem vorigen? Mag sein, aber wir fürchten, was den Gehalt angeht, dürfte ein großer Unterschied fühlbar werden. Und doch wieder werden die Briefwechsel des neunzehnten Jahrhunderts vor denen des achtzehnten Einiges voranshaben, das staatsbürgerliche Moment.

In Wahrheit, man müßte es „erstaunend“ finden, wie die Bannerträger des deutschen Geistes im

vorigen Jahrhundert fast durchweg so gar keine Beziehung zum Staat gewinnen konnten, wenn man nicht wüßte, daß es damals in Deutschland eigentlich gar kein staatliches Leben gab. Das deutsche Reich war nur eine Leiche des Mittelalters, und wenn alle edlen und strebsamen Geister vor dem penetranten Leichengeruch in die reinere Region der Ideale sich emporflüchteten, wer kann es Ihnen verargen? Der Deutsche hat ohnehin wenig politisches Geschick. Er ist dazu viel zu wenig schlecht. Was Wunder, daß Männer, welche das Deutschtum in seiner höchsten Potenz darstellten, und noch dazu unter den ange-deuteten Umständen, darauf ausgingen, für ihren Genius ein Terrain zu suchen, welches sich von der gemeinen Wirklichkeit scharf abhob? Während jenseits des Rheins die schwarzen, schicksalschwangern Völker sich aufthürmten, deren Electricität so bald in einem welthistorischen Gewitter sich entladen sollte, wandelten unsere Dichter und Philosophen in den Aetherhöhen der Idee und hielten jene Vorzeichen einer ungeheuren Katastrophe kaum einiger flüchtigen Seitenblicke werth. Und doch war hier wie dort der Geist des Jahrhunderts gleich thätig. Hier wie dort machte er Revolution, und wenn auch die deutsche nur im „Reich der Träume“ vor sich gegangen, so war sie dafür eine

zehnmal intensivere als die, welche thatsächlich in Frankreich sich abspielte. Keiner der großen Helden oder der großen Verbrecher der französischen Revolution ist auch nur bis an den Fuß jener Gletscherhöhe der Gedankenfühnheit gelangt, von welcher aus der kleine hagere Mann da hinten in Königsberg, welcher so zu sagen nie aus den Thoren seiner Vaterstadt herausgekommen, den Himmel erschürzte . . . . Wir scheinen nicht dazu bestimmt, die Saaten, welche unser Genius aus dem Boden trieb, einzuhelmsen. Aber was thut das am Ende? der Welt wird die Ernte vom deutschen Gedankenfeld doch zu gute kommen. Hellaß ging unter, aber heute noch sind die Hellenen die Wirdbürger aller wahrhaft gebildeten Menschen. Wann die Gloire der Franzosen wie ein Feuerwerk verpufft, wann die Seeherrschaft Englands zur fernen Sage geworden sein wird, dann immer noch wird die Menschheit von den Saftgeschenden zehren, die ihr Lessing und Kant, Goethe und Schiller hinterlassen haben. Diese Namen werden dann vielleicht verweht sein, aber nimmer wird im Wirbelsturm der Jahrtausende der Hauch des Geistes ihrer Träger verwehen . . . .

Doch wir müssen zu unserer guten Botenfrau zurück, welche so eben in Schillers Zimmer getreten

ist und aus ihrer mächtigen Ledertasche zwei Briefe hervorgezogen hat.

Karoline schrieb unter Anderem:

„Ein großes Prinzip der Duldung ist mit der Gedanke, daß die Menschen zu dem geboren werden, was sie sind, und nicht fliegen können, wenn ihnen die Natur keine Flügel gegeben hat. So wie es Cedern und Gänseblumen geben muß, so muß es auch verschiedene Menschenarten geben, glaube ich. In unserem Herzen dünkt es mir doch ein schöner Irrthum, daß wir die Gänseblumen mit gleicher Liebe wie die Cedern umfassen möchten; er deutet mir auf das Dasein einer schönheitsreicheren Welt, deren Ahnung unseren innern Sinn ergriffen hat. Glücklich macht diese überfließende Kraft des Herzens nicht immer und doch ist wieder kein Glück ohne sie. Ach, das Regen der Flügel der Psyche, die an ihre Hülle stoßen — wie klar drückt das Bild unsere Existenz aus!“

In Lotte's Brief hieß es:

„Ich beobachte mich so gern, wie so Alles von außen auf mich wirkt und die Seiten meiner Empfindungen anschlägt. Wir hängen doch recht von kleinen Zufällen ab, und doch ist mir wieder Nichts klein in der Welt, weil Alles in einander verflochten ist und zum großen Ganzen gehört. Ich vergesse gerne

mein Ich, wenn ich an den großen Zusammenhang des Ganzen denke. Wie wird man sich selbst da so klein? Und es ist doch wieder so in unsrer Natur, daß wir gern Alles auf uns zurückführen. Unstreitig aber sind es schönere Gefühle, wenn man nicht bloß auf sich steht: wie weit und groß wird da der Geist!..

Wie schon so oft, brachten auch diesmal die Briefe der beiden Schwestern dem Dichter ihr ganzes Wesen wohlthuend nahe. Scheinbar war der Ton in beiden Episteln der gleiche; beide Freundinnen philosophirten, aber wie sie es thaten, das begründete den großen Unterschied, der dem Dichter so viel zu schaffen machte.

Denn sagen wir es nur gleich, sein Verhältnis zu den Schwestern hatte den seltsamsten Dualismus der Neigung in ihm hervorgerufen, einen Dualismus, welchen er, so lange ihm derselbe nicht in seiner ganzen Schärfe klar geworden, durch ein seltsamstes Auskunftsmittel versöhnen zu können wähnte. Er dachte sich die Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens mit den Freundinnen, die Möglichkeit eines idealen Doppelverhältnisses, welches freilich nur in den Gedanken eines Mannes von Schillers Seelenhöhe ein ideales bleiben konnte. Begreiflich und verzeihlich ist diese psychologische Verirrung von Selten eines Dichters, wel-

den sein Genius rastlos trieb, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den „goldnen Duft des Ideals“ zu weben, — aber wäre dieser Irrthum realisiert worden, hätte er realisiert werden können, Deutschland und die Welt hätten es zu beklagen gehabt, denn Schiller müßte an dieser Realität furchtbar schnell zu Grunde gegangen sein. Charakteristisch für das Jahrhundert ist es jedoch immerhin, daß in einem seiner hellsten und edelsten Geister für eine Weile die Reminiscenz einer romantischen Monstrosität erwachen konnte, wie sie die mittelalterliche Sage von dem Grafen von Gleichen erzählt.

Es währte einige Zeit, bis sich der ange deutete Zwiespalt in dem Dichter soweit entwickelt und geklärt hatte, daß wenigstens eine Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin möglich ward. Gibt es doch gar hartnäckige Illusionen der Phantasie.

Der Schwung von Karoline's Geist zog den Dichter mächtig an. Es war in dem Wesen der jungen Frau etwas dem seinigen Verwandtes: eine Kühnheit der Anschauung, welche, mit einem Fußtritte der Verachtung die Erde hinter sich lassend, zum Aether aufstrebte. Es war ihm Freude, die Freundin auf diesen Flügen zu begleiten und sie zu weiteren zu ermuntern. Sein eigener Idealismus fühlte sich so

sympathetisch von ihrer Begeisterung getragen. Ihr Geist verstand den seinigen so ganz, und wie man mit duftenden Spezerien auf den Altären die heiligen Flammen nährt, so nährte sie mit den Huldigungen einer geistreichen Schwärmerci das Bestafener seiner Seele.

Aber — wunderliche Menschen, die wir sind! — mitten aus den Rosen des Freundschaftsenthlasimus, welche Schiller der Freundin streut, blickt oft ein Etwas hervor, das, wenn es kein skeptischer Dorn ist, einem solchen wenigstens sehr ähnlich sieht. Ob der Dichter zuweilen schon ein Gefühl davon gehabt, daß Karoline, namentlich dann, als sie später als Schriftstellerin aufgetreten, von einer gewissen blaustrümpfigen Starkgeisterei und ästhetisirenden Koletterie, aller ihrer unbestreitbaren großen Vorzüge und Tugenden ungeachtet, keineswegs ganz frei war, — ob der Dichter so ein Gefühl gehabt, steht dahin. Aber Etwas scheint ihn unter dem Schleier sittlicher Hoheit, welcher über die Freundin gebreitet war, dennoch geschreckt zu haben: gerade das Außerordentliche in Karoline's Wesen. Das fürchte er, denn die Ueberzeugung, daß eine Frau, die ein außerordentliches Wesen sei, ihn nicht glücklich machen könne, lehrte ihm stets wieder.

Hatte er doch diese Ueberzeugung, um ihrer je verlustig gehen zu können, mit allzu schmerzlichen Erfahrungen erkaufte. Schon hatten früher zwei außerordentliche weibliche Wesen seine Laufbahn gekreuzt, erst Lauretta, dann Lolo. Was anderes hatten ihm, bei kälterer Ueberlegung, seine Beziehungen zu diesen Weibern eingetragen als Schmerzen? In Lauretta hatte er den Geist der Abenteuerlichkeit, in Lolo den Geist der Leidenschaft des Jahrhunderts verkörpert gefunden, in Formen allerdings, die einen Dichter blenden mußten, ihn aber doch nicht auf die Länge bestechen konnten. Es war in Schiller bei allem Aufschwung immer eine gewisse schwäbische Bedächtlichkeit, ein idyllisch-häuslicher Sinn, von welchem man Notiz nehmen muß, um von seiner Aeußerung, daß bei einer ewigen Verbindung, die er eingehen solle, Leidenschaft nicht sein dürfe, nicht überrascht zu werden. So hatte er früher dem Gedanken entsagt, in einer Verbindung mit Lauretta oder mit Lolo sein Glück zu suchen, und so übertrug er seine Hoffnung auf eine beglückende Verbindung von der kühn und hoch schwärmenden Karoline allmählig auf ihre sanftere Schwester.

Die Correspondenz mit Lotte zeigte ihm, daß er bei dieser jene Ruhe finden würde, welche dem



Manne von Genie nach seinen Aufträgen doppelt nöthig und wohlthwend ist. Auch Lotten mangelte es nicht an Verständniß für das hohe Streben des Freundes. Sie ließ sich gern und leicht von den Fittigen seines Genies mitemportragen in die Regionen ideallischer Schönheit, aber zugleich wußten ihn ihre Natur, ihre angeborene Sicherheit, das Leben zu nehmen, wie es ist, vor dem Verchwärmen und Verfliegen ins Lustleere zwanglos anmuthig zu bewahren. Jeder Blick auf die Freundin, jeder ihrer Briefe mußten ihn mehr und mehr überzeugen, daß es sich an dieser Brust, in welcher ein so echt weibliches Herz schlug, sicher ruhen lassen müßte . . . . Lotte hatte ihm einmal über den Don Carlos geschrieben und dabei gesagt, daß sie besonders von der Stelle angemuthet worden sei, wo Posa so schön das Bild der Königin entwerfe. Der Dichter schlug die Stelle nach, und als er laut vor sich hin die Worte las: —

In angebor'ner stiller Glorie,  
 Mit sorgenlosem Leichtsin, mit des Aufstands  
 Schuimähiger Berechnung unbekannt,  
 Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,  
 Mit festem Heldenschritte wandelt sie  
 Die schmale Mittelbahn des Schicksals,  
 Unwissend, daß sie Anberung erzwungen,  
 Wo sie von eig'nem Beifall nie geträumt . . .

Da kam es über ihn, als müßte ihm, da er dieses schrieb, eine prophetische Ahnung von Lotte's Bild und Wesen die Feder geführt haben.

Wo aber mehr nur die stille Nacht des Gemüthes als das hochwogende Begehren leidenschaftlich aufgeregter Phantasie waltet, gelangen die Empfindungen selten zu rascher und entscheidender Ergießung. Schiller konnte sich zwar durch manchen innigeren Seelenton in Lotte's Briefen ermutigt fühlen, ihr die Beschaffenheit seiner Gefühle für sie mitzutheilen. Aber er kam vorerst noch nicht dazu. Freilich ließ er sie merken, daß er ihr mehr sagen möchte, als seine Briefe enthielten, und er beklagt sich, daß auch die übereinstimmendsten Menschen, die „einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig in einander leben, doch wieder einen so wettehnen Weg zu einander haben, sich so nah und doch so fern sind.“ Dann biegt er wieder ab und bringt es nur soweit, die Freundin seine Stimmung errathen zu lassen, indem er ihr die unterdrückte Stelle aus dem Don Carlos schickt: —

..... Schlimm, daß der Gedanke  
 Erst in der Worte todte Elemente  
 Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle  
 Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.  
 Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,

Der meine Seele ganz empfängt und ganz  
 Sie wiedergibt; dann, dann hast Du genug  
 Das Räthsel meines Lebens aufzulären! . . . .

Inzwischen trat jener Wechsel in der äußeren Lage des Dichters ein, welcher ihn seinen Wohnsitz von Weimar nach Jena verlegen ließ. Die Geschichte des Abfalls der Niederlande hatte Aufsehen erregt und so erhielt Schiller, auf Betreiben Otho's, von dem weimarer und den übrigen thüringischen Höfen, deren gemeinschaftliche Landesuniversität Jena war, den Antrag, dort eine Professur der Geschichte zu übernehmen. Das war freilich kein „klingender“ Antrag, aber immerhin gereicht es dem achtzehnten Jahrhundert zur Ehre, daß es den Mann, welcher die Einleitung zu jenem Geschichtswerk geschrieben, für berufen erachtete, ein Lehrer der akademischen Jugend zu sein. Etwas schüchtern — denn er wußte wohl, wie manchen Lerngang er noch auf dem Gebiete zu machen habe, welches er jetzt lehrend betrat — bestieg er an einem der ersten Raitage 1789 zum ersten Mal die Lehrbühne, aber die Hunderte von Zuhörern, welche sein Ruf herbeigelockt, machten ihm Muth. Er setzte seinem Auditorium Wesen und Zweck des geschichtlichen Studiums in einer vortrefflichen Rede andeinander und hatte sich, zunächst über alte Geschichte

lesend, bald leidlich in seine Dozentenrolle hineingefunden.

Aber Wirrsal und Verbitterung blieben doch auch nicht aus. Das stolze Professorenthum ließ seinen Zopf empfindlich genug vor Schillers Gesicht herumschwirren und die Schwestern hatten häufig Gelegenheit, den Freund über Anfechtungen von jener Seite her zu trösten. Und dann drängte gerade das Verhältniß zu den Freundinnen zu einer Entscheidung. Schiller fühlte, daß es so, wie bisher, doch nicht wohl fortgehen könne. Abgesehen von allem Anderen, stand er jetzt in einem Alter, wo jeder rechte Mann auf die Begründung einer eigenen Häuslichkeit denkt, und er hatte vom elterlichen Hause her stets das Gefühl in sich getragen, daß Einem wohl sein müsse in seinen vier Pfählen, wenn man eine darüber hinausreichende tüchtige Wirksamkeit entfalten wolle. So fühlte er sich denn jetzt in Jena doppelt einsam und klagte, seinem Herzen fehle die „beseelende Verührung.“

Hier nun trat Caroline wie ein guter Genius vermittelnd ein. Sie hatte mit richtigem Tact das Bedürfniß einer friedlichen Häuslichkeit, die Sehnsucht nach einem ruhigen Familienleben aus dem Freunde herausgeföhlt und sofort war ihr Entschluß gefaßt. Viel, sehr viel mag dieser Entschluß sie

gelostet haben, aber nachdem sie erkannt, daß er der einzig richtige sei, hielt sie ihn fest mit der ganzen Kraft ihrer Seele und brachte ihn so gewandt, wie das eben nur eine Frau kann, zur Ausführung.

Die beiden Schwestern begleiteten im Hochsommer eine Freundin zur Badetur nach Lanchstädt. Diese Freundin, Karoline von Dachsöden, hatte sich kürzlich mit dem jungen und liebenswürdigen Wilhelm von Humboldt verlobt, welcher so eben seine akademischen Studien in Göttingen vollendet hatte und jetzt in Weimar und Jena Anknüpfungen zu weiteren suchte und fand. Durch seine Braut im lengefeld'schen Hause heimisch geworden, hatte Humboldt auch Schillers Bekanntschaft gemacht und diese blühte von Tag zu Tag mehr zu jener Freundschaft auf, welche für des Dichters Bestrebungen so fördernd werden sollte. Denn damals schon rührte sich in dem jungen Humboldt jene universelle Empfänglichkeit und jener feinkritische und doch immer wohlwollende Sinn, wodurch er später ein so bedeutender Forscher und Gesetzgeber des Schönen geworden ist.

Ein Besuch des jungen Mannes in Lanchstädt ließ Karolinen einen schicklichen Vorwand, auch Schiller zu einem Ausflug dahin zu veranlassen, und als er gekommen, ging sie ohne Zögern daran, die

Lösung eines Knotens zu versuchen, welcher immer verworrenet zu werden drohte.

Die Schwestern wohnten im Hause des Tischlers Rüdler, einem der Stillsten des stillen Badeortes, wo es nur dann lauter herging, wenn zeitweilig der Hof von Weimar herüberkam, und sehr laut nur dann, wenn eine Bande jeneser Studenten einfiel. Die Hinterseite des Rüdler'schen Hauses sah auf eine einsame Wiese hinaus, welche mit Buschwerk und Bäumen besetzt war.

Auf diesen Platz blickten, am Fenster stehend, an einem thauschweren und sonnenhellen Augustmorgen Frau von Benkwiß und Schiller, welche eine lange, ernste, zum Theil leidenschaftliche Unterredung so eben beendigt hatten.

Der Dichter, vom Wiedersehen der Freundin aufgeregert, war in jenen seltsamen Dualismus zurückgefallen, dessen wir oben gedenkten, und hatte mit berebter Zunge phantastische Zukunftspläne entworfen.

„O, meine Freundin,“ hatte er gesagt, — „dann wird unser Leben erst wirklich angefangen haben. Ich schreibe, aber ich weiß Euch in meinem Zimmer. Sie, Karoline, sind am Klavier und Lottchen arbeitet neben Ihnen und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, sehe ich Euch Beide. Ich lege die Feder

weg, um mich an Euren schlagenden Herzen zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß Nichts Euch mit entzweien kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Senß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben!“

„Nicht also, theurer Freund,“ hatte Caroline klar und fest entgegnet, — „nicht also! Warum sich in Phantasieen berauschen, die uns, das Unmögliche als wirklich erscheinen lassend, nur verwirren mühten? . . . Haben Sie mir nicht früher selbst gesagt, daß bei einer Verbindung, welche Sie dauernd beglücken soll, Leidenschaft nicht sein dürfe? Und Sie hatten recht, vollständig recht. Ich will Ihnen daher sagen, was Ihnen zu Ihrem Glücke notwendig ist: ein Weib, welches Sie liebt, beget und pflegt, ein Wesen, welches ganz in Ihnen aufgeht, ohne doch alle Schätze Ihres Herzens als Entgelt dafür in Anspruch zu nehmen, — ein Wesen, das Ihnen Ruhe gibt, ohne um die Freiheit Ihres Geistes kleinliche Schranken zu ziehen. Ich kenne ein solches Wesen und — sehen Sie mir nur offen in die

Augen, bester Freund — auch Sie kennen es und wissen, daß Sie von demselben nur Gutes zu gewärtigen haben.“

„Sie sind immer gut, Caroline,“ sagte er etwas kleinlaut, „und wissen mich mit sanfter Hand zu mir selbst zurückzuführen.“

„Das ist ja, denke ich, überhaupt die Aufgabe von uns Frauen und so will ich sie denn auch an Ihnen üben . . . Ich weiß, was Sie quält und drückt, lieber Freund, was Sie wünschen und ersehnen. Der peinigende Zwiespalt in Ihnen, der den Flug ihres Geistes hemmt, muß ein Ende nehmen . . . Glauben Sie mir, indem ich Sie glücklich und zufrieden sehe, bin ich es auch, und so sage ich Ihnen: suchen Sie nicht mir und sich selbst zu verheimlichen, was ich längst weiß, nämlich: Sie sehen mich mit dem Auge der Phantasie an, meine Schwester aber mit dem des Herzens.“

„Wie?“ rief Schiller aus, fast erschreckt durch diese Enthüllung und doch auch wieder wie von einer schwereren Last befreit.

„Ja,“ fuhr die Freundin fort, „so ist es. Und nicht erst seit heute oder gestern ist es so . . . Als Sie neulich an Lotte die Verje aus Don Carlos sandten, wußte ich, welches Gefühl Ihr Herz erfülle.“



„Aber . . . Lotte?“

„O, seien Sie ruhig . . . ich habe in meiner Schwester Herz gelesen: es schlägt warm und innig für Sie.“

„Es wäre möglich?“

„Es ist. Und nicht erst die Berse aus Dou Carlos und die Art, wie Lotte sie aufnahm, haben mich überzeugt. Erinnern Sie Sich eines Abends aus dem vorigen Sommer, lieber Freund. Sie waren von Volkstädt zu uns hereingekommen und waren Zeuge einer kleinen Störung zwischen der chère mère und Lotte geworden. Mama war weggegangen und auch ich hatte für eine Weile das Zimmer verlassen. Als ich zurückkam, hielten Sie Lotte's Hand in der Ihrigen. Sie hatten der Guten tröstende Worte gesagt, Sie hatten ihr die Hand gedrückt und — Ihr Händedruck war erwidert worden. Ich sah es wohl und ich sah noch mehr, denn ich mußte bemerken, daß mein Kommen störend war, störend für Sie Beide . . . . Sehen Sie, das war für Sie und Lotte so ein Moment des befreiten Herzens. Warum sollte er nicht wiederkehren, heute, jetzt? Es ist eine glückliche Stunde. Sehen Sie, wie hell der Himmel und wie morgenfrisch die Erde. Es athmet in dieser Morgenfrische Etwas, das die Seek

ist . . . Lotte ist dort unter den Bäumen. Sehen Sie zu ihr, ohne Zaudern. Glückliche Augenblicke wollen benützt sein. Sehen Sie, theurer Freund! Lassen Sie Ihr Herz sprechen, das der Schwester wird antworten.“ . . . .

Und es war wirklich gegangen.

Da rührte aber doch ein heftiger Sturm die Seele Karoline's auf.

„Das Opfer ist gebracht,“ flüsterte sie mit bebenden Lippen vor sich hin, — „und er hat es angenommen!“

Dann warf sie sich auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Nach einer in Schmerzen verbrachten Stunde raffte sie sich auf, trocknete ihre Thränen, vertilgte sorgfältig die Spuren derselben und ging auf die Wiege hinunter.

Sachte durch das Gebüsch schreitend, nahte sie sich auf Umwegen der Stelle, wo die Schwester seit dem Aufenthalt am hiesigen Orte gern und oft weilte, der Bank unter dem großen Rußbaum, welcher inmitten einer Fülle von Blättergrün seinen weißen Stamm erhob.

In der Nähe desselben angekommen, bog sie die Zweige auseinander und sah den Dichter und

die Schwester mitsammen auf der Bank sitzen. Schiller hielt die beiden Hände des Mädchens in den seinigen und Lotte lehnte an dem geliebten Manne, das sanft geröthete Gesicht an seiner Schulter verbergend.

Die Herzen hatten sich befreit, die Seelen gelöst und die Beiden ergingen sich jetzt in jenem süßen Geplauder, welches dem Austausch süßester Gefühle zu folgen pflegt.

Karoline hatte über das eigene Herz einen schweren, aber schönsten Triumph errungen. Wenn beim ersten Anblick des Paares ein stehender Blick, Etwas wie Eifersucht, ihr durch die Brust gefahren, so war das so schnell gegangen, wie es gekommen. Mit neidloser Freude blickte sie jetzt auf die Glücklichen und hörte mit innigster Theilnahme, was sie sich Alles zu jagen hatten.

„So ist denn wahr, theuerste Lotte?“ jagte der Dichter, die ganze Treuherzigkeit seiner Seele in den Augen. „Karoline hat richtig in Ihrer Seele gelesen?“

„Sie wußten es wohl, Theuerster,“ entgegnete sie, — „und lange schon mußten Sie es wissen können. . . Warum sollte ich mich verstellen, Ihnen gegenüber verstellen? Ja, Karoline hat in meiner Seele gelesen. Sie lebten darin, ach, wie so ganz! Glänzend und hell steht der Gedanke, zu Ihrem

Glücke beitragen zu dürfen, vor mir. Kann es treue  
 tunige Liebe, so ist der warme Wunsch meines Herzens  
 erfüllt, Sie glücklich zu sehen.“

„Ich werde es sein, Geliebte, denn Du wirst  
 mir angehören und mit liebevoller Hand die Wolken  
 von unserem Himmel scheuchen . . . . O, wie schwer  
 ist mir mein Geheimniß Dir gegenüber geworden!  
 Oft, als wir in Rudolstadt täglich uns sahen, nahm  
 ich meinen ganzen Muth zusammen und kam zu  
 Dir mit dem Vorsatz, Dir mich zu entdecken, aber  
 dieser Muth verließ mich immer. Ich glaubte Er-  
 gennuß in meinem Wunsche zu finden; ich fürchtete,  
 daß ich nur meine Glückseligkeit dabei im Auge  
 hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück.  
 Konnte ich Dir nicht werden, was Du mir warst,  
 so hätte mein Leiden Dich betrübt, ich hätte die  
 schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein  
 Geständniß zerstört, ich hätte auch das verloren, was  
 ich hatte, Deine reine und schweesterliche Freundschaft.  
 Dann gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung  
 auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben  
 konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo  
 ich es sogar für edel hielt, ihr alles Uebrige zum  
 Opfer zu bringen. Du konntest ohne mich glücklich  
 sein, aber durch mich nie unglücklich werden. Du

konntest Dich einem Anderen schenken, aber Selma konnte Dich reiner und zärtlicher lieben als ich. Dieses fühlte ich lebendig in mir und darauf baute ich meine Hoffnungen, bis sie dann wieder erblaßten vor der Zurückhaltung und Kälte sogar, welche ich oft an Dir mir gegenüber wahrzunehmen glaubte."

„Und ist es mir nicht ähnlich ergangen, Geliebter? Wie oft ergriffen mich diese Gefühle und ich durfte sie Dir nicht sagen. Auch wenn ich gewiß gewesen wäre, ob ich Dir das sei, was Du mir... Wohl empfand ich, daß Dich meine scheinbare Kälte oft abgestoßen haben könnte, Theurer, Lieber. Meine Anhänglichkeit an Dich konnte ich Dich nicht so, wie ich wünschte, fühlen lassen. Meine natürliche Scheu vor jedem Schein von Zudringlichkeit mag wohl eine der Ursachen davon gewesen sein. Während Du im vorigen Sommer unter uns lebstest, kam mich so oft ein starkes Mißtrauen gegen mich selbst an. Der Gedanke, daß Dir Karoline mehr, so viel mehr sein könnte als ich, die Vorstellung, daß Du mich zu Deinem Glücke nicht nöthig hättest, zog mich auch mehr in mich zurück. Die Menschen, die mehr Zutrauen zu sich selbst haben, sind wohl glücklicher. Zuweilen möchte ich auch so sein, aber ich hatte, als ich noch klein war, einen Hang zur Eitelkeit,

ber mich, wenn er mir geblieben wäre, recht un-  
träglich hätte machen können. Da ist es nun doch  
wohl besser, ich bin zu furchtsam und zu bescheiden  
als zu eitel.“

„Wie schön diese Bescheidenheit Dich kleidet,  
Ehenerste! Aber Deine Liebe ist ja Alles, was Du  
brauchst, und ich will sie Dir leicht machen durch  
die meinige. Ach, das eben ist das höchste Glück in  
unserer Verbindung, daß sie auf sich selbst ruht und  
in einem einfachen Kreise sich ewig um sich selbst  
bewegt. . . . Karoline ist mir näher im Alter und  
darum auch gleicher in der Form unserer Gefühle  
und Gedanken, als Du, meine Tante. Aber ich wünschte  
nicht um Alles, daß Du anders wärest als Du bist.  
Und sieh, was Karoline etwa vor Dir voraushat, mußt  
Du von mir empfangen. Deine Seele muß sich in meiner  
Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein.  
Deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe  
fallen. Gäßen wir uns später gefunden, so hättest  
Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich  
für mich aufblühen zu sehen.“

„Wie gut Du bist, Friedrich, und wie gerne  
ich Deine frohen Hoffnungen theile! . . . O, es  
wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz für  
einander leben. Wie Vieles wird sich nach und nach

im ungehörten Beisammensein entwickeln : wie Vieles werden wir noch an einander finden, was uns näher und enger verknüpfen kann. Deine Liebe macht mich so glücklich, so ganz glücklich. Ich will es zu verdienen suchen, redlich zu verdienen suchen, dieses Glück. Reich in Deinem Geiste wird der meinige sich freuen, dem Flug Deines Geistes zu folgen. Welche Aussicht auf die Zukunft! Wie so hell und lachend steht nun mein künftiges Leben vor mir! ... Aber wir dürfen nicht selbstüchtig sein, Ebeurer. Wenn diese Stunde Dich beglückte, wie mich, so komm, daß wir die schwesterliche Hand dankend drücken, die uns so liebevoll zusammengeführt hat."

"Daran erkenne ich wieder meine gute, zärtliche, selbstsuchtslose Gotte. Daß Du und Karoline so gut zusammenstimmen, hat mich immer tief gefreut. Ist es doch so selten, daß Schwestern, die von früher Kindheit an in so viele Collisionen kommen, bei entwickeltem Charakter einander Etwas sind. Eure beiderseitige Harmonie ist ein schöner Genuß für mich und ich vereine Euch in meinem Herzen, wie ihr Euch selbst vereinigt habt . . . Ja, komm, wir wollen zur Schwester."

"Sie ist hier," sagte Frau von Deulwitz, aus dem Gebüsch hervortretend, — „sie ist hier, um

Ich mit Euch zu freuen und Euch, Ihr Theuren, und diese Stunde zu segnen, in welcher gute Götter das Räthsel Eurer Herzen so schön gelöst haben.“

„O meine theure Karoline, o meine geliebte Lotte!“ rief der Dichter hochbewegt aus. „Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein seliger Duft überkleidet sie mir die ganze Natur. Nie noch habe ich so wie jetzt empfunden, wie frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig diese doch für sich selbst zu geben im Stande ist und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig, nur dadurch, daß wir uns erneuen, wird sie neu. Wie oft schon ging mir die Sonne auf, wie oft hat meine Phantasie ihr Seele und Sprache verliehen. Aber nie, nie bis heute hab' ich in ihr meine Liebe gelesen . . . Gestirn des Tages, empfang' das Jubelopfer meines beglückten Herzens!“

Er führte die erröthende Braut der Schwester zu, deren Arme auch ihm sich öffneten, und so standen diese drei guten Menschen —

. . . in der schönern Welt,  
 Wo aus nimmer verfliegenden Bächen  
 Lebensfluten der Dürstende trinkt  
 Und, gereinigt von sterblichen Schwächen,  
 Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt .....



Vielleicht ist es dem Menschen gut, daß solche Momente ebenso selten als kurz sind. Er ist doch lange nicht ätherisch genug organisiert, sie auf die Länge zu ertragen, und müßte daher eigentlich — obgleich er es nicht ist — jedem Zufall dankbar sein, welcher ihn aus den olympischen Höhen wieder in die Niederung der Wirklichkeit zurückversetzt.

Die Annäherung rascher Schritte löste die Gruppe unter dem Rußbaum.

Wilhelm von Humboldt kam über die Diefse daher, und wenn die Drei nicht selber zu bewegt gewesen wären, hätten sie an dem jungen Manne eine ungewöhnliche Aufregung wahrnehmen müssen. Er hielt einen offenen Brief in der Hand und rief den Freunden schon von Weitem zu:

„Da schickt mir Professor Schulz aus Paris ein ganzes Gewitter mit welterschütternden Blitzen und weltgeschichtlichen Donnerschlägen. Der Sturm ist zum Ausbruch gekommen, die brütende Schwüle hat sich entladen . . . Freuen Sie sich, theurer Freund, die Geister, welche Ihr Posa beschworen, sind rührig am Werke. Am vierzehnten Juni hat das Volk von Paris die Bastille erstürmt!“

Das war in der That ein weltgeschichtlicher Donnerschlag. Aber solche Donnerschläge sind doch

rauscht störend, wenn sie so plötzlich in ein Idyll der Liebe hereinfallen.

Karoline war zuerst fähig, sich dem Eindruck der großen Neuigkeit, welche in jenen Tagen Millionen von Herzen wie eine Verheißung besserer Zeit durchzitterte, von ganzem Herzen hinzugeben und demselben enthusiastischen Ausdruck zu verleihen.

„Welch ein Glückstag!“ sagte sie. „Soweit es Menschen von freiem Geiste und fühlender Seele gibt, muß diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterner Despotie als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erscheinen.“

Lotte, obgleich sie, wie alle empfänglichen Gemüther in Deutschland, den Anfängen der Staatsumwälzung in Frankreich bisher mit Theilnahme gefolgt war, enthielt sich der Zustimmung zu dieser Aeußerung; denn sie blickte auf den Geliebten und sah, daß dieser von der Neuigkeit keineswegs freudig überrascht war. Sie hatte schon angefangen, zu halten, was sie ihm versprochen: — in seinem Geiste zu leben.

Wilhelm von Humboldt zeigte schon damals in seinem Auftreten und Gebahren eine Mäßigung und Selbstbeherrschung, welche den künftigen Staatsmann in ihm errathen ließ. Dennoch war er durch das

große Ereigniß, welches in Paris stattgefunden, höchlich erregt. Sein in Beobachtung und Beurtheilung politischer Phänomene und Probleme bereits geübter Geist sagte ihm, daß der Bastillenkrieg und die damit verknüpften Vorgänge eine französische nicht nur, sondern europäische Katastrophe von unberechenbarer Tragweite ausmachten. Daher konnte er sich denn auch nicht in die Kälte finden, womit Schiller die Nachricht aufgenommen hatte.

Und doch hätten Humboldt und Frau von Benckwiz, welche die Verwunderung des Ersteren theilte, bei ruhiger Ueberlegung begreifen müssen, daß Schiller — auch abgesehen davon, was er diesen Morgen erlebt hatte — durch die pariser Neuigkeiten weit mehr ernst und sorgenvoll als froh gestimmt werden mußte.

Wir haben früheren Ortes auszuführen oder wenigstens anzudeuten versucht, daß unseres Dichters Idealismus kein gemachter, sondern ein gefühlter, ein gelebter gewesen sei. Er gab sich in seinen Dichtungen stets so, wie er wirklich war. Auch sie sind, wie die Göthe'schen, Bekenntnisse. Seine Werke sind zugleich Schillers Bildungsgeschichte. Sieben, ja nur drei Jahre früher hätte ihn eine geschichtliche Thatfache, wie der Bastillenkrieg, unzweifelhaft in Feuer und Flammen gesetzt. Nun aber war die revolutio-

näre Periode seines Lebens und Dichtens schon vorüber. Er hatte an der Hand der Geschichte den Verlauf der menschlichen und staatlichen Geschichte ruhiger ansehen und beurtheilen gelernt. Der Ungestüm subjectiver Willkür, der jugendliche Sturm und Drang lag ihm schon fernab, er konnte sich die Freiheit nicht mehr als eine anarchische, sondern nur noch als eine schöne, das heißt organisirte vorstellen und ihm schien, nie würden die Völker auf dem Wege der Revolution das gewinnen, was sie nur auf dem Wege „ruhiger Bildung“ erreichen könnten. Man kann dieses Ideal, welches bekanntlich auch Göthe hegte, ein einseitiges nennen, wie denn alle Ideale im Grunde einseitig sind und sein müssen, — aber man muß es fest im Auge halten, wenn man unseren Dichter nicht schief beurtheilen will. Sein ganzes Dichten und Trachten war auf Verkündigung und Anbahnung schöner Menschlichkeit gerichtet: er war ein befreiender Geist, nicht aber ein revolutionärer. Nur der Unverstand kann diese Begriffe in einen zusammenwerfen wollen. Schiller hat den Unterschied durch einen Vers in seinem Gedicht von den Künstlern prägnant ausgedrückt. Er will die Gesellschaft: —

Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze —

und hierin liegt schon der Ausschluß alles Gewalt-  
samens. Bei Alldem aber bleibt die Frage offen, ob  
ein tieferes und liebevolleres Eingehen in die That-  
sachen der Wirklichkeit Schillers Stellung zur fran-  
zösischen Revolution nicht wesentlich hätte modifiziren  
müssen. Das Verständniß der geschichtlichen Noth-  
wendigkeit, aus welcher gewaltjame Umwälzungen  
entspringen, ist unserem Dichter keineswegs in dem  
Grade verschlossen geblieben, wie es Goethe blieb,  
aber doch hat auch Schiller auf die unausweichlichen  
Störungen der „schönen Harmonie,“ welche sein Idea-  
lismus anstrebte, durch nothwendige weltgeschichtliche  
Katastrophen ein allzu großes Gewicht gelegt . . .

Humboldt gab nach dem empfangenen Briefe  
eine lebhafteste Schilderung des großen Ereignisses und  
sagte zum Schluß:

„Sie sehen ernst, theurer Freund, und diese  
Vorgänge scheinen Sie eher zu verstimmen als zu  
erfreuen.“

„Ich will es nicht leugnen,“ versetzte der Dich-  
ter. „So sehr ich einerseits mit diesem heroischen  
Aufschwung einer Nation sympathisiren möchte, ebenso  
sehr kann ich trübe Ahnungen nicht unterdrücken.  
Der Bastillensturm erscheint mir als ein Symptom,  
welches unzweideutig auf die Republik hinweist.“

„Und das könnte Sie mißmüthig machen, lieber Freund?“ fragte Frau von Beulwitz erstaunt.

„Rißtraulich, ja,“ entgegnete Schiller. „Die Baumaterialien zu einer modernen Republik sind noch nicht vorhanden und es ist die Frage, ob sie es jemals sein werden. Jede Nachahmung der antiken Republik aber wird und muß an unseren viel zu complizirten sozialen Verhältnissen scheitern. Und dann, ein so sittlich verwahrlostes Volk, wie die Franzosen, namentlich in den Ausschlag gebenden gebildeten Ständen, sind, ist entschieden unfähig, wahrhaft republikanisch zu fühlen und zu handeln.“

„Aber,“ warf Humboldt ein, „es ist doch viel guter Fond in diesem Volke, etwas Gutmüthiges und wieder Schwungreiches, selbst in den Verzerrungen seiner Leidenschaft. Schulz schreibt mir da eine Anekdote, die zugleich komisch und charakteristisch ist. Er selbst ist der Held des Abenteuers, wobei er gelegentlich mit hätte aufgegeben werden können. Er war dabei, als Camille Desmoulins im Palais Royal das Volk zum Aufruhr stachelte. Als die aufgeregte Menge herausströmte, wurde er mit fortgerissen, und da man ihn für einen Engländer hielt, wollte ihn ein Trupp zum Anführer haben. Man drang ihm eine Flinte auf und er mußte mit,

gern oder ungern. Unterwegs gabeln sie noch Andere auf, welche aber das Mitgehen verweigern, weil sie Fremde seien. Comment, sagt ein zerlumpter Kerl zu ihnen, vous ne ferez rien pour l'humanité? Schulz benützte den entstandenen Wortwechsel, um sich still im Gedränge zu verlieren und seine Flute von sich zu werfen.“

Die Schwestern lachten und der Dichter lächelte bei der Vorstellung von den Nöthen eines friedlichen deutschen Gelehrten im Strudel der Revolution. Auch in der weltbürgerlichen Phrase des pariser Proletariats lag etwas Versöhnendes und so löste sich die drückende Spannung, in welche der Donnerschlag die kleine Gesellschaft versetzt hatte, in Heiterkeit auf.

---

## Fünftes Capitel,

worin der „große Wurf“ gelingt und das sechste Buch unserer Geschichte mit einer Serenade beschlossen wird.

Wie viele gute und große Herzen gibt es, die, in kümmerlichen Verhältnissen vorzeitig hinreichend, nie zu vollem Aufblühen gelangen! Der Druck der Sorge lastet bleiern auf ihnen und gestattet nicht,

daß sie das Gute und Beste, was sie in sich haben, zu eigener und Anderer Freude offenbaren. Von keinem Strahl der Sonne des Glückes getroffen, verwelken, und verdorren sie, und wenn dann die dürrer Blätter nur einen mißfarbigen Staub geben, verwundern sich die Glücklichen über das klägliche Ergebnis. Wahrlich, ein tiefes Mitleid, um nicht zu sagen ein bitterer Vorwurf, müßte die Menschen „auf den Höhen der Gesellschaft“ anwandeln, wüßten sie, was für Schätze von Genie und Hochsinn da unten in Armuth und Dunkelheit ungehoben, ja ungeahnt zu Grunde gehen. „Offene Bahn für Alle!“ ist freilich eines der Stichwörter unserer Zeit geworden, allein wie so manches andere ist auch dieses nur eine brutale Ironie. „Die Bahn ist auch Dir geöffnet, warum rennst Du nicht mit uns Andern nach dem lockenden Ziele?“ — „Aber ich habe ja Fesseln an den Armen und Centnergewichte an den Beinen.“ — „Fesseln und Centnergewichte? Stehst Du, das ist Deine Sache, nicht die unsrige. Laissez faire, laissez aller!“ . . . .

Hast Du Dir, geneigter Leser, haben Sie Sich, schöne Leserin, einmal auf dem Platz vor dem alten Schloß in Stuttgart Schillers Statue von Thorwaldsen betrachtet? Sie haben es ohne Zweifel und



es hat Sie tiefergriffen, zu sehen, wie der schwere Lorbeerkranz das Haupt des Heros niederbeugt. Man hat Thorswaldsen dieses Zuges wegen hart getabelt, aber der große Künstler hatte wohl gewußt, was er that. Freilich, nicht gerade der Lorbeer war es, was so schwer auf des Dichters Haupt lastete. Es war die Sorge, welche zu ihm sprach: Nur auf dem Flammenwagen der Mühen und Schmerzen sollst Du in den Himmel der Unsterblichkeit einziehen! . . . O gewiß, auch Schiller hätte ein Lied singen können über das Laissez faire, laissez aller! der Kinder des Glückes, ein furchtbares Lied, aber sein Genius versiegelte ihm stolz den Mund. So hat er schweigend geduldet und schweigend gerungen und theuer erkaufte er jenes wahrste und höchste Lo von Odith's Lippen: —

Tief unter ihm in wechsellosem Scheine  
Lag, was uns alle bündigt, das Gemeine . . .

Und doch einen vollen und blüthebeschwerten Frühling des Glückes hat der edle Ringer erlebt. Es war die Zeit seiner Bräutigamschaft.

In den Briefen, welche während des Herbstes und Winters, die der Erklärung in Lauchstädt folgten, die gute alte Botenfrau zwischen Jena und Au-

holstadt hin- und hertrug, blüht und duftet ein ganzer Liebeslenz.

Der Dualismus in der Seele des Dichters war überwunden. Er sah jetzt in Karoline die Schwester, aber in Lotte die Braut.

Wie mußte ihm das Herz aufgehen, wenn ihm das geliebte Mädchen schrieb: —

„Daß ich Dir Etwas sein könnte, fühlte ich wohl früher in manchen Momenten, aber doch öfter schwankte mein Herz zwischen Zweifel und Gewißheit und ich fand mich unruhig, ungewiß mit mir selbst. Nun aber denke ich Deiner mit einer Empfindung voll warmer, tuniger Liebe und fühle mich glücklich in der Idee, Dir zu gehören, zu der Freude Deines Lebens beitragen zu können.“

Oder ein andermal: —

„Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundschaft, die mich vielleicht zu Einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich jetzt belebt. Einmal glaubte ich zu lieben, aber ich war noch ein Kind, und das Bedürfnis, mein Herz anzuschließen, das Sehnen nach Liebe, das mir so von Millers Sigwart und ähnlichen Büchern geblieben war, machten mich empfänglicher, Eindrücke anzunehmen. Aber es war

nicht das Streben in meiner Seele, was ich jetzt habe, — dieses mächtige Gefühl nur für Dich, für Dein Glück zu leben.“

Ober wieder ein andermal: —

„Ach, ohne Dich gibt es keine Freude mehr für mich in der Welt. So eine Aehnlichkeit eines ruhigen Gefühls kann mich wohl zuweilen anwandeln, aber wirkliche Ruhe ist es doch nicht. Ich könnte mich betäuben, mir einen Wahn von Glück vormalen ohne Dich; aber lange könnte dieß Alles doch nicht dauern und ich wäre unglücklich ohne Grenzen. Ich denke mir es zuweilen, wie mir sein müßte ohne Dich, wie ich so das ganze lange Leben ausdauern könnte, ohne den schönen Schimmer Deiner Liebe um mich zu haben. Aber ich müßte sterben.“ . . . .

Solcher Wolken Schatten, wie sie oft gerade dann, wann er auf der Schwelle ersehnten Glückes steht, über die Seele des Menschen hinziehen, begegnen uns noch mehrere in den Brautbriefen Lotte's. Zuweilen kamen die alten Zweifel wieder über sie, ob sie wohl dem Gestehten auch ein wirkliches Glück zu geben vermöge, ob sie ihm genügen könne, und sie verschwieg ihm diese Zweifel nicht.

Dann setzte sich der Dichter hin und schrieb

der Guten, Bescheidenen in einem herrlichen Trostbrief die Worte: —

„Ich erkenne Deinen ruhigen, heiteren Geist in dieser Stimmung nicht mehr, Geliebte! Deine Zweifel hättest Du nicht, wenn meine Liebe für Dich einen lebhafteren Ausdruck gehabt, wenn ich mehr Worte dafür gehabt hätte, was Du meinem Herzen bist. Aber diese Zweifel werden bei Dir aufhören, wenn Du mich ganz kennst, wenn Du mit meinem Wesen vertraut genug geworden bist, um zu wissen, in welche Sprache sich meine Empfindungen kleiden. Auch meine Liebe ist still, wie mein ganzes übriges Wesen. Nicht aus einzelnen raschen Aufwallungen, aus dem ganzen Zusammenklang meines Lebens wirst Du sie kennen lernen . . . Und Du, Theure, erhalte mir Deine Zufriedenheit, die stille, sanfte Gleichheit Deiner Seele, die mir so wohlthätig werden soll, die meinen unruhigen Geist liebevoll zurückrufen wird. Laß mich immer, immer in den tiefsten Grund Deiner Gedanken blicken, und wenn Alles trübe und unwohl ist um uns her, so laß Deine Seele mir helle sein!“ . . .

Die Wolkenschatten wollten aber noch immer nicht ganz weichen, wiewgleich sie jetzt von einer anderen Seite herfielen. Es stand wirklich eine

Wolte am Liebeshimmel des Paars, — die Unge-  
 wissheit, wie die „chère mère,“ die von dem Ver-  
 hältniß, in welches Lottchen zu dem Dichter getre-  
 ten war, noch nicht wußte, dasselbe nehmen würde.  
 Es war dieß um so zweifelhafter, da die früher be-  
 rührte Hofdamenidee der Frau von Lengefeld, na-  
 mentlich vollends, seit sie selber Prinzessinnen-Nia  
 am rudolstädt'schen Hofe geworden, immer bestimm-  
 ter entwickelt, um nicht zu sagen fix geworden war.  
 Gegen ihre Ideen ist aber bekanntlich sehr schwer  
 anzukommen.

Da mußte denn der „hilfreiche Genius,“ Schwe-  
 ster Karoline, wieder die vermittelnde Hand rühren,  
 um ihre Ideen und anderweitige Hindernisse zu  
 beseitigen.

Sie that es und zwar mit Erfolg, denn eine  
 Frau kann, was sie will, nämlich wenn sie nur das  
 will, was sie ihrem innersten Herzensdrang zufolge  
 wollen muß, Karoline wollte die Schwester und den  
 Freund glücklich sehen, wie hätte sie da nicht eine  
 vortreffliche Diplomatin sein sollen? Sie machte die  
 chère mère vorläufig mit der Sachlage bekannt und  
 ließ dabei geschickt mitelfließen, daß der Herzog von  
 Weimar Schillers Professur in Jena unzweifelhaft  
 mit einem fixen Gehalt dotiren werde, sowie, daß

der Freiherr von Dalberg, Coadjutor zu Erfurt, in hoher Achtung vor dem Genius des Dichters die bestimmte Absicht ausgesprochen hätte, denselben, sobald er Kurfürst (von Mainz) geworden sein würde, den niedrigen Sorgen des Lebens zu entheben.

Frau von Lengefeld nahm diese Eröffnungen auf wie eine Frau von Herz und Verstand thun mußte. Es geht zwar die Sage, sie habe einige Augenblicke den Kopf so bedenklich geschüttelt, daß ihre hohe Frisur in bedrohliches Schwanken gerathen sei, — aber wir glauben nicht daran.

Oder wenigstens mußte das Kopfschütteln schon ganz vorüber und vergessen gewesen sein, als ihr Schiller, auf von schwesterlicher Hand gebahntem Wege zum Ziele vorschreitend, unlange darauf eines Dezembertages sagte:

„Ich liebe Lottchen und ich gebe die Entscheidung über das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände, verehrte Frau.“

Denn wäre noch Etwas wie Kopfschütteln oder dergleichen vorhanden gewesen, so hätte ja die chère mère den Freiwerber nicht so mütterlich gut ansehen und ihm nicht so freundlich und vertrauensvoll sagen können:

„Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste,

was ich noch zu geben habe, ich will Ihnen mein gutes Lottchen geben“ . . . . .

Der Frühling kam mit jenen „sanften Tagen,“ die ein Landsmann und Nachfolger Schillers so schön besungen hat. Der Himmel heiterte endlich wieder sein grämlich Anlitz auf und aus Freude darob begann ihm die Erde entgegenzugrünen. O, alte und ewigjunge Hochzeitsfeier zwischen dem himmlischen Vater und der heiligen Muttererde, millionenmal schon vollzogen und doch immer wieder so junglingshaft und jungfräulich, — wie schweigst Du unglückliche, wie beflügelst Du glückliche Herzen!

Die Vögel dachten schon daran, ihre Nester zu bauen, und da Vögel und Dichter, wie weltbekannt, mitsammen in enger Verwandtschaft stehen, so war es ganz in der Ordnung, daß Schillers Wohnung in Jena Veränderungen unterworfen wurde, welche andeuteten, daß es mit der Junggesellschaft ihres Inhabers zu Ende gehe.

Wenige Tage darauf fuhr in der Morgenfrühe ein Wagen bei der Kirche des Dorfes Benigenjena vor.

Die Sonne schien hell in die stille Dorfkirche, deren Thüre sich hinter dem Dichter und seiner Braut, die zwischen ihrer Mutter und ihrer Schwester einherging, geschlossen hatte.

„Nach welchem Formular wünschen Sie getraut zu werden?“ fragte der bereitstehende Pastor den Bräutigam.

„Nach dem altherkömmlichen, welches einst auch bei der Trauung meiner geliebten Eltern in Anwendung kam,“ erwiderte Schiller. „Ich glaube, das wird mir Segen bringen.“

Frau von Lengefeld geleitete den Schwiegersohn, Karoline die Schwester zum Altar. Der Pastor nahm seine Stelle ein. Die Hände des Paares wurden vereinigt, die weihenden Worte darüber gesprochen.

Dann warf sich Lotte an die Brust der Mutter, und Karoline umarmte den Bruder . . .

Still verging der Tag, und als die stillere Nacht kam, fand sich das junge Paar in seiner beschriebenen Häuslichkeit allein. Was bedürfen und wollten sie mehr?

Aber theilnehmende Menschen wollten den Neuvermählten doch ihre Sympathie bezeugen.

Von Freunden des Dichters geführt, kamen die Studenten mit Klarinetten, Geigen und Waldhörnern die Straße herauf, bildeten drunten vor dem Hause einen Kreis und stimmten den Gesang an:

Freude, schöner Götterfunken . . .

Das war eine sinnige Wahl. Wie eine helle



Feuerflamme schlug jene Strophe des Liebes, welche das Erbe des Dichters so mächtig ausdrückt, prächtig zum Nachthimmel empor: —

Festen Muth in schweren Leiden,  
Hilfe, wo die Unschuld weint,  
Ewigkeit geschwornen Eiden,  
Wahrheit gegen Freund und Feind!  
Männerhoh vor Königsthronen —  
Brüder, gält' es Gut und Blut —  
Dem Verdienste seine Kronen,  
Untergang der Lügenbrut!

Dann erscholl ein lautes: „Hoch der Bräutigam!  
Hoch die Braut! Quod felix faustumque sit!“

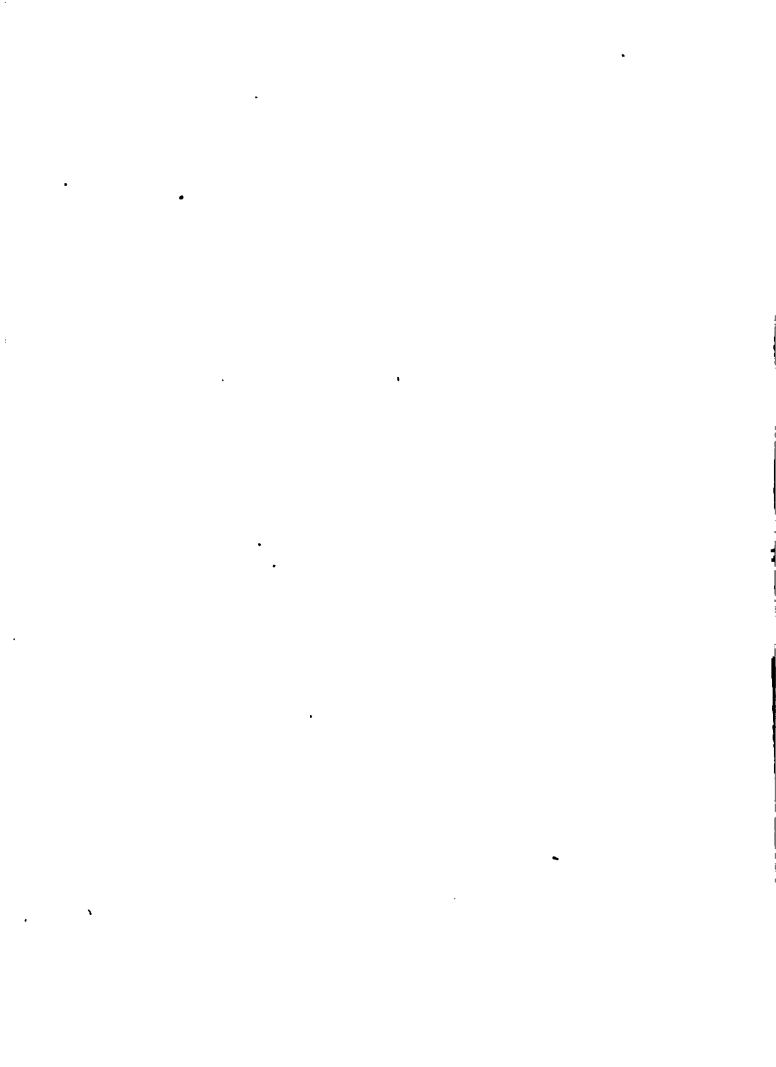
Ein schallender Lusch der Instrumente und die Ständchenbringer zogen ab. Aber aus der Ferne tönten noch einmal, gedämpfteren Lautes die Worte herüber:

Wem der große Wurf gelungen,  
Eines Freundes Freund zu sein,  
Wer ein holdes Weib umschlungen,  
Wische seinen Jubel ein!

Wie klang das schmeichelnd und lockend hinauf  
in die Brautkammer, wo beim Schein der schwächsten  
Lampe zwei Glückliche aus trauester Nähe ein-  
ander selig in die Augen sahen!

**Nachspiel.**

---



## I.

Wir sahen den Herzensbund Schillers und Lotte's entstehen, wachsen und zu einem glücklichen Abschluß gelangen. Des Dichters Sehnsucht nach häuslichem Frieden und Behagen war jetzt erfüllt und es kam dadurch in sein Leben das versöhnende Element, welches sein Dichten zu immer harmonischerer Entwicklung und Durchbildung brachte.

An der Schwelle der Hochzeitskammer uns bescheiden rückwärts wendend, haben wir den theuren Mann seinem Glück überlassen. Wir könnten jetzt das Spendeopfer aussetzen und die Leser entlassen, welche unser Thema, wenn auch nicht die Ausführung desselben, um uns versammelt haben mag. Aber wir glauben, daß uns noch eine Pflicht zu erfüllen übrig bleibe, die, den Dichter zu begleiten bis ans Ende

seines Lebensganges, bis zum Fahnenstechen über seinem Grabe.

Und so rolle denn der Vorhang noch einmal empor. In rasch wechselnden Szenen, bei deren Vorführung uns meist nur die Thätigkeit des Anordners obliegt, mag das Drama seinem Ende zuschreiten. Oder, mit anderen Worten, wir machen jetzt Rosset, um das Lebensbild des Dichters und damit auch das Bild seiner Zeit zu vollenden. Ein reiches Material liegt bereit und wir brauchen die einzelnen Steine nur in den Rahmen einzupassen.

---

### 3.

#### 1) Schiller an Körner.

„Ich bin ein sechstägiger Ehemann und was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit frohlichem Geiste um mich her und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt. Nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und heilighingend diese Lage dahin. Ich habe meiner Beschäfte

gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst . . . . Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau als so verlassen und allein . . . . Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten und oft regt sich's wieder in meiner Brust . . . . Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterem Muth entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, staune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartung gegangen. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen... Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre und ich werde im vollen Genuße meines Geistes leben, — ja, ich hoffe, ich werde zu meiner Jugend zurückkehren. Ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück."

2) Lotte an Wilhelm von Wolzogen.

"Du mußt nun wissen, daß ich seit vierzehn Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichste, tüchtigste Liebe verbindet, kannst Du denken, daß wir glücklich sind und es bleiben werden. Ich ahnete nie so viel Glück in der Welt als ich nun gefunden.

Das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden. Ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe sein Leben immer freundlich erblicken; und er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als Du uns meinen Schiller zum ersten Mal vorführtest? Dank Dir, Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch Dich gab!“

---

### 3.

Die Universität Jena zählte damals gegen achthundert Studenten und man kann sich leicht vorstellen, daß es da manchmal bunt über Eck berging. Ein Studentenlied aus jener Zeit stellt und beantwortet die Frage, wer „ein rechter Bursch“ sei, so: —

„Wer ist ein rechter Bursch? Der, so am Tage schmanset,  
Des Nachts herumschwärmt, weht \*) und brüllt und branset,  
Der die Philister schwänzt, die Professores prellt  
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gefellt.“

---

\*) Den Hieber auf dem Pflaster.

Solcher „rechten“ Burschen gab es auch in Jena nicht wenige und die Studentenflute war im Allgemeinen roh und rübe. Keine Woche verging ohne irgend eine „Geschichte,“ in welcher der jugendliche Uebermuth sich austobte. Ein Student, der sich von einer schönen Gräfin, während ihr Reisewagen vor dem Gasthaus hielt, in „ziemlich grazibler Weise“ einen Kuß erbeten, wurde relegirt. Darüber Aufruhr unter seinen Commilitonen, welcher durch requirirtes Militär niedergeschlagen werden mußte. Sofort zogen die Studenten in hellen Haufen aus der Stadt nach Erfurt, bis eine allgemeine Amnestie sie wieder nach Jena zurückführte.

Und neben der Studentenromantik ging auch die Professorenwunderlichkeit im Schwange. In den Straßen von Jena begegnete man damals abenteuerlichen Gelehrtenfiguren, welche an die Gundling und Fasmann und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelm's I. erinnerten. Da sah man einen Doctor Legend der Mathematik, der von den Studenten aus Barmherzigkeit in ein Galalleid gesteckt wurde, welches ihm vom Leibe faulte, so daß er im Federhut und rothen Treppenrock, einen schwarzen Strumpfum den Hals und ein zerlöcheres Hemd darunter, einherging. Ferner einen Orientalisten in einem abgeschabten weißen Rock, der

1856. XXIV. Schiller. IV. 9



ihm um eben so viel zu lang als das schwarze Bein-  
kleid zu kurz war, in ausgetretenen Pantoffeln ein-  
herschlugen, sich vermittelst eines Quastenstockes, der  
ihm bis über die Nase ging, im Gleichgewicht er-  
haltend. Endlich einen Philosophen, welcher durch  
Anschlag am schwarzen Brett bekannt machte, er  
wolle über Kants Kritik der reinen Vernunft lesen,  
falls ihm Jemand das fragliche Buch leihen würde.

Aber diesem Cyriakus stand auch wieder die  
feinste Sitte zur Seite und der gelehrten Wunder-  
lichkeit das edelste wissenschaftliche Streben. Dama-  
: lehrten in Jena neben Schiller ein Hufeland, Ortel-  
bach und Paulus. Bald kamen auch Fichte, die Brüder  
Schlegel, Schelling und Hegel. Die kleine Univer-  
sitätsstadt wurde recht eigentlich der Mittelpunkt jener  
großen Bewegung, welche sich in der deutschen Wi-  
senschaft auf der Grenzscheide zweier Jahrhunderte  
vollzog und das ganze Geistesleben der Nation zu  
frischen Säften schwellte.

Ganz eigen muthet uns, die wir uns seither zu  
reichere Lebensformen gewöhnt haben, die Simp-  
lilität und Frugalität an, welche in jenen jenen  
Kreisen herrschte. Ein gewisser idyllischer Zug kenn-  
zeichnete das damalige deutsche Gelehrtenthum. So  
sehen wir Lotte ihren Schiller in sein Auditorium

begleiten, um ihm, während er kocht, im Seitenzimmer Thee zu bereiten, und der Dichter schreibt darüber, Anfangs habe sich seine Frau sehr vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber habe sie Herz. Dann wieder hat Schiller eine Abendgesellschaft gebeten, ohne in seiner Sorglosigkeit die Hausfrau davon zu benachrichtigen. Da werden dann in der Eile ein paar ungleiche Tische zusammengedrückt, ein Tischtuch wird darüber geworfen und es erscheint ein Stück Braten und etwas Salat als die ganze Aufwahrung, was aber die Unbefangenhait und Fröhlichkeit der Gesellschaft durchaus nicht beeinträchtigt.

Neben seinem akademischen Lehramt gab sich Schiller wieder mit Eifer literarischen Plänen und Arbeiten hin. Er schrieb seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, welche als Vorstudie zum Wallenstein anzusehen ist. Sein dichterischer Genie, bevor er seinen herrlichsten Aufschwung nahm, nährte sich in dieser Zeit still mit dem Studium der Geschichte und der Philosophie Kants. In diese führte ihn sein Colleague Reinhold ein, der eifrigste Apostel des Königsberger Weisen, und sie wurde für ihn, was für Göthe die Reise nach Italien geworden, das Läuterungsbad, aus welchem dann seine Poesie in vollendeter Schönheit und ganzer Kraft hervorging.

So, im Besitze einer trefflichen Frau, von seinen Hörern geehrt und geliebt, durch den Umgang mit strebenden Freunden gehoben, konnte sich der Dichter in der Gegenwart behagen und hoffend in die Zukunft blicken. „Ich habe,“ schrieb er am Schluß des Jahres 1790 an seinen Vater, — „ich habe freilich viel Arbeit, aber es fehlt mir dazu nicht an freudigem Muth und der Himmel segnet sie.“

## 4.

Doch schwere Prüfungskunden kamen.

Schillers Körper war ein zu schwaches Gefäß für einen solchen Geist. Schon jetzt versagte jener diesem oft den Dienst, — in bedrohlichster Weise.

Wir finden den Dichter im Krankenzimmer, von einem gefährlichen Fieber langsam genesend. Von Zeit zu Zeit arbeitet es schmerzlich in seiner Brust. Er führt dann ein Tuch an die Lippen, und wenn er es wieder wegzieht, haften rothe Flecken an der Leinwand.

Schwägerin Karoline ist aus Rudolstadt herübergekommen, um gemeinsam mit der Schwester den

Kranken zu pflegen. Sie sitzt an seinem Bette und lieft ihm aus Kants Kritik der Urtheilskraft vor.

Die hohen Gedanken des großen Philosophen werden verwandt in der Seele des Kranken.

„Mir kommt eine gute Idee, liebe Schwester,“ sagt er. „Reiche mir dort vom Tische die Schreibmaterialien.“

Sie steht ihn bittend, abwehrend an. Er versteht ihren Blick und sagt sanft:

„Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben und wirken, so lange wir's vermögen.“

Nun gehorcht die Freundin, und während der Kranke schreibt, tritt sie ans Fenster und flüstert in sich hinein:

„Nein, daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft enden und uns für immer entzogen werden könne, — es darf nicht sein, es ist nicht möglich!“

Nach einer Weile hält der Kranke ermattet in seiner Arbeit inne und sagt:

„Wenn ich wieder gesund werde, liebe Schwester, muß ich entweder das Meer oder die Alpen sehen. Seeluft oder Alpenluft soll mir die Brust stärken und die Seele weiten.“

Ah, dieser Seufzer, oft und sehnsüchtig wieder-

gelehrt, ist erfolglos verhallt. Ihm, der vom Meer und von den Alpen so schön gedichtet, war es niemals gegönnt, weder diese noch jenes zu sehen . . .

Lotte ist abgerufen worden. Im Nebenzimmer liest ihr Freund Reinhold einen Brief von Jens Baggesen vor, welchen er so eben aus Kopenhagen erhalten.

Die Kunde von Schillers Erkrankung war bis nach Dänemark gelangt und ein ihr nachtretendes falsches Gerücht von seinem Tode hatte dort die Verehrer des Dichters in tiefe Bestürzung und Trauer versetzt. Baggesen, dessen Enthusiasmus für den Schöpfer des Don Carlos, welchen er unlängst zu Jena persönlich kennen gelernt, die Farbe der Schwärmerei des Jahrhunderts trug, hatte schmerzhaft ausgerufen: „O warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!“ Und er beredete seine Freunde, den Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und den Minister Grafen Ernst von Schimmelmann, dem geliebten Todtgeglaubten ein feierliches Todtenfest zu halten, draußen in Hellebed, am Meeresufer, der schwedischen Küste gegenüber. Auch die Frauen der drei Freunde nahmen an der Feier Theil und da saßen denn diese sechs guten Menschen am genannten Orte zusammen und lasen Lieb-

Inszenen aus dem Don Carlos und die Götter Griechenlands und die Künstler und ein heimlich von dem Grafen herbestellter Sängerkhor intonirte das Lied an die Freude, während weißgekleidete Knaben und Mädchen Blumen streuten, und tiefergriffen gelobten zuletzt Alle, dem Geiste des theuren Dichters treu zu sein „bis zum Wiederseh'n dort oben“

Als Reinhold mit der Vorlesung des Briefes, welcher Solches enthielt, zu Ende gekommen, sagte er:

„Reinen Sie nicht, verehrte Frau, daß die Mittheilung dieser Epistel auf unsern Kranken heilsamer wirken werde als irgend eine Arznei?“

„O gewiß!“ erwiderte Lotte. „Und wenn Sie Baggejen antworten, so sagen Sie ihm . . . sagen Sie ihm . . . schreiben Sie ihm“ . . . .

Sie konnte nicht aubreben, denn ein Thränenstrom ersticke ihre Stimme.

„Ich kann ihm nichts Besseres und Rührenderes schreiben, als was ich jetzt sehe und höre,“ sagte der Freund . . . .

Er schrieb an den dänischen Dichter, was er gesehen und gehört; er schrieb aber auch zugleich, Schiller könnte sich vielleicht ganz erholen und wieder zu fester Gesundheit gelangen, „wenn er nicht im Falle einer Krankheit unschlüssig sein müßte, ob er

seinen Gehalt von zweihundert Thalern in die Apotheke oder in die Küche schicken sollte“ — ein Wort, welches in seiner bitteren Wahrheit zu denen gehört, die der deutschen Nation die Schwärze auf die Stirnereiben müssen.

Darauf kam mit umgehender Post ein von dem Herzog von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann geschriebener und unterzeichneter Brief an Schiller, den wir hersehen, weil er nicht oft genug wiederholt werden kann. Diese Urkunde, welche nach unserem Gefühl eines der schönsten culturgeschichtlichen Documente des achtzehnten Jahrhunderts ist, lautet so.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgerfinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann. Beide sind Ihnen unbekant, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Nempeln konnte. Wir finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band unserer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten uns bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser als Mitglied unseres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch unsere Trauer bei der Nachricht von seinem Tode und unsere Thränen

floßen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

„Dieses lebhafteste Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bei Ihnen gegen den Schein von unbescheidener Zubringlichkeit! Es entferne jede Verleumdung der Absicht dieses Schreibens. Wir faßten es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicatez Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wieder hergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, Sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir



kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Größe, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edleren Art von Stolz fröhnen.

„Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieser Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung der Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz der Regierung, zugleich eine große Handelsstadt ist und sehr schätzbare Bücherammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehmer zu machen, denn wir sind hier nicht die Einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dieß Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen

ihrer Lehrer zu erhalten und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen.“

---

5.

Wieder genesen, vollzog unser Dichter den inneren Reinigungsprozeß durch Fortführung seiner kunstphilosophischen Studien. Früchte derselben waren zunächst jene ästhetischen Abhandlungen, von welchen schön gesagt worden, daß sie die Gejeze des Schönen schon im Leben erfüllen. Schiller tritt in diesen Schriften keineswegs als abstrakter Aesthetiker auf. Ueberall geht er darauf aus, zu zeigen, daß in der Schönheit auch die Freiheit enthalten sei, überall waltet die Beziehung der Kunst zum Staat, die Beziehung des vermittelst des Schönen erzogenen Menschen zum freien Staatsbürger. Allerdings wurde hiebei das Staatsbürgerthum im weitesten Sinne gefaßt, in dem von Weltbürgerthum. Schiller, wie alle die größten Geister deutscher Nation, war Kosmopolit von ganzem Herzen. Diese auserwählten Menschen eilten ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte, vielleicht um Jahrtausende voraus.

Mitten unter diesen Arbeiten überfiel den Dichter

ein echt schwäbisches Heimweh, das bekanntlich dem schweizerischen an Stärke kaum nachsteht. „Die Liebe zum Heimatlande ist sehr lebhaft in mir geworden und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig“ — schrieb er im Juli 1793 seinem Körner und wenige Wochen später befand er sich mit Lotte auf der Fahrt nach dem alten geliebten Schwabenland.

An den Ufern des heimatlichen Neckars angekommen, nahm er zuerst in der Reichsstadt Heilbronn Quartier. Hier begrüßten ihn die herbeigeeilten Eltern, Jugendfreunde, Verehrer. Da legte er in die Arme der erzückten Mutter seine Lotte und empfing von dem ernstern Vater, der, jetzt als Major, noch immer die Oberaufsicht über die Solitude hatte, einen Händedruck, der ihm sagte, daß der Preis mit seinem Friß zufrieden sei.

Von Heilbronn aus schrieb Schiller an Herzog Carl. Der alte Herr war damals durch die Sicht in sein Zimmer zu Hohenheim gebannt und die Schatten des nahenden Todes dämmerten schon um ihn. Er hat in Bezug auf den Brief des Dichters, der unzweifelhaft im Tone eines dankbaren Jünglings gehalten war, nur verlauten lassen, „Schiller werde nach Ludwigsburg und Stuttgart kommen und von

ihm ignoirt werden“ — aber die Zuschrift hatte dem Fürsten doch wohlgethan. Es lag doch auch für ihn eine Satisfaction darin, daß ein Zögling seiner Akademie ruhmgekrönt und von den Besten der Zeit hochgeachtet, in die Heimat zurückkehrte. Herzog Karl hätte müssen kein Schwabe sein, wenn er sich nicht innerlichst darüber gefreut hätte. Aber er war jetzt ein verbitterter Greis, ein grämlicher, dem Tode naher Bodagriff, um dessen Stuhl her noch dazu die schwersten Sorgen lagerten. Konnte doch das furchtbare Gewitter, welches damals Frankreich durchtobte, sich täglich rheinherüber nach den deutschen Grenzländern wälzen. Unter solchen Umständen heißt es dem alten Herrn nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir in seinem Ausdruck, er werde den heimgekehrten Dichter ignoriren, d. h. er werde ihm Nichts in den Weg legen, den Sinn finden, daß er ihm verzeihen habe.

So kam denn Schiller nach Ludwigsburg und Stuttgart, die Stätten, Lehrer und Freunde seiner Jugend zu begrüßen. Alles kam ihm mit herzlichster Hulbigung entgegen. Denn schon die vortheilhafte Umwandlung, welche die Jahre an seiner Persönlichkeit hervorgebracht, mußte einen gewinnenden Eindruck machen. Sein Akademiegenosse und Herzogs-

von der Freude als von der Anstrengung, und ihre freundlichen Augen strahlten von Glück.

Galt es doch, die Feier des siebenzigsten Geburtstages ihres Eheberrn recht festlich zu machen, denn der geliebte Sohn war dazu mit seinem Freunde Hoven von Ludwigsburg heraufgekommen, wo Lotte leider hatte zurückbleiben müssen, in Folge einer Unpäßlichkeit, welche aber nur eine Folge der glücklichen Erfüllung einer schönsten Hoffnung war.

Der Herr Major thronte ganz glücklich in seinem an den Tisch gerückten Sorgenstuhl, das silberweiße Haupt mit einem zierlich gestickten Sammetkappchen bedeckt, welches ihm die Schwiegertochter mit ihren besten Wünschen durch den Sohn geschickt hatte.

Die Mahlzeit war unter heiterem Geplauder zu Ende gegangen und eben wollte der Greis, als treuer Diener seines Herrn, die Gesundheit des Herzogs ausbringen, als draußen Geräusch entstand und die alte Magd in das Zimmer stürzte mit dem Ausruf:

„Ach, Herr Jeses, der Herzog ist todt! Vor drei Stunden, sagt der an den Schloßverwalter geschickte Bote, ist er zu Hohenheim gestorben.“

„So habe ihn Gott selig!“ sagte der Greis.

Und er nahm das Kappchen vom Haupt und seine Lippen bewegten sich in leisem Gebet.

Schiller und die Mutter saßen schweigend.

Hoven bemerkte:

„Wenn Schubart noch lebte, würde er sagen:  
Der Herodes ist endlich abgefahren!“

„Das wäre schlecht von dem Schubart,“ versetzte der Greis mit Strenge. „Ich sag’, wie auch der Herzog früher irrte, was er auch fehlte, seit langen Jahren hat er nach bestem Wissen und Gewissen seine Schuldigkeit gethan. Mehr kann Niemand thun und immer war er, was der Schubart — Gott verzeih’ es mir, daß ich einem Todten Uebles nachreden muß — niemals gewesen, ein Mann!“

Der Hofmedicus nahm die Zurechtweisung geduldig hin. Um aber die drückende Pause, welche eingetreten war, zu endigen, füllte er die Gläser, hielt das seinige an das des Majors und sagte mit einem Blick auf den Schöpfer des Liedes an die Freude:

„Wohlan, auch die Todten sollen leben!“

Verstöhnt schlug der Greis an und der Dichter bemerkte ernst und ergriffen:

„So ist er also zur Ruhe gegangen, dieser rastlos thätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften überwogen und das An denken der letzteren muß mit dem Todten begraben

werden. Darum sage ich, wer noch jetzt nachtheilig von ihm spricht, der ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.“

„Recht so, lieber Fritz!“ sagte der Greis, dem Sohne die Hand reichend, während eine Thräne an seinen grauen Wimpern funkelte . . . . „Siehe Er, dieses Wort von Ihm freut mich mehr als Sein schönstes Gedicht.“

Von dem einen Todten kam die Rede auf andere. Der Dichter hatte viele seiner liebsten Bekannten nicht mehr in der Heimat vorgefunden, am ungernsten aber zwei vermißt, den Sammerdoctor und Schubart.

Der humoristische Arzt war erst vor Kurzem gestorben, dem Humor bis zum letzten Athemzug getreu.

„Als er auf dem Sterbebette lag,“ berichtet Hoven dem Freund, „erhielt er unter anderen Besuchen auch den eines Collegen, welcher dem Kranken zuerst allerlei Hoffnungen vormachte, zuletzt aber, das ungläubig ironische Lächeln desselben bemerkend, das Wort fallen ließ, das Sterben sei ja nichts so Schweres. — Haben Sie es schon versucht?“ versetzte der Sammerdoctor spottend, und als er die verlegen verneinende Miene des Amtesbruders sah, fügte er hinzu. Wohlan, ich will mich mit diesem Experiment sogleich alles Ernstes befassen. — Wenige Sekunden darauf

kehrte er das Gesicht der Wand zu und verschied mit den Worten Kabela's: Je m'en vais chercher un grand Peut-être."

"Friede seinem Staub!" sagte Schiller. "Er war ein wunderliches Original, voller Widersprüche, Pessimist und Enthusiast zugleich, unfähig, seiner Spottlust zu widerstehen, und dennoch herzensgut. . . . So ziemlich das Nämlische läßt sich auch von Schubart sagen, dessen Tod mich vor zwei Jahren tief ergriffen hat. Es knüpfte sich doch so Manches in dem Entwicklungsgange meines eigenen Talents an diesen unglücklichen Mann, dem es nicht gegönnt war, zu harmonischer Entfaltung seiner zweifellos bedeutenden Anlagen zu gelangen. Wie lebte er in den letzten Jahren nach seiner Erlösung vom Asperg?"

"So gut, daß er zuletzt ganz furchtbar roth und aufgedunsen war," versetzte Hoven. "Du weißt, daß ihn der Herzog, nachdem er ihn vermittelst zehnjähriger Kerkerhaft erzogen, wie er es nannte, zu seinem Hofschauspieldirector und Hofpoeten machte. Da mußte er denn die Carmina zur Feier der durchlauchtigsten Geburts- und Namenstage, Genesungen, Reisen und Heimkünfte anfertigen und Charakteristisch ist es, daß er das oft nicht allein mit geziemend ernster Miene, sondern mit wirklicher Begeisterung für den



Herzog that. In besseren Stunden hat er in seiner wiederaufgenommenen deutschen Chronik Blitze einer genialen Anschauung und Beurtheilung der Weltlage ausgehen lassen. Im Grunde seines Herzens Republikaner, hatte er insbesondere der nordamerikanischen Republik Aufmerksamkeit und Neigung zugewendet. Dort, meinte er, würden, wann die übrigen Weltstaaten längst erschlafft wären, noch Thaten geschehen welche der Menschheit Ehre machten. Wenige Nummern später machte er die Leser der Chronik auf die wachsende Macht Rußlands aufmerksam und meinte, das Schicksal habe Rußland so sehr zum ersten Reiche der Welt bestimmt, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Halb mit Sympathie, halb mit Grauen erfüllte ihn der Gang der Dinge in Frankreich. Er warnte die deutschen und überhaupt die auswärtigen Staaten, in die französische Umwälzung sich einzumischen, und sehr lebhaft steht mir eine Stelle aus der deutschen Chronik im Gedächtniß, welche der weit und sehr Blickende schon zu Anfang des Jahres 1790 geschrieben.“

„Welche Stelle meinst Du?“

„Die, wo Schubart sagte, die Sonne des Jahrhunderts werde untergehen, vom wallenden Dampf der Leichen verfinstert, aber aus dem allgemeinen

Brande, aus dem Schutte der Zerstörung werde Europa aufsteigen in neuer Gestalt.“

Schiller versank in Nachdenken.

Der Hofmedicus unterbrach es mit der Frage:

„Und was, lieber Freund, hältst denn Du eigentlich von der Revolution, die sich immer wüthender geberdet?“

„Offen gestanden, sehr wenig,“ erwiderte der Dichter. „Ich hatte von diesem französischen Freiheitswesen von Anfang an keine große Meinung, seit der Hinrichtung des Königs aber und gar seit dieser völlig nutzlosen und barbarischen Ermordung der Königin ist an die Stelle meines Mißtrauens der Abscheu getreten. Du weißt, ich trug mich lebhaft mit dem Gedanken, mit einer Vertheidigungsschrift für Ludwig XVI. vor den Convent zu treten; aber der Stel an diesen Henkersknechten verleidete mir die Sache . . . Schubarts freudige Erwartungen vom Ausgang dieser wilden Ummwälzung kann ich leider durchaus nicht theilen,“ fuhr er fort. „Die eigentlichen Prinzipien einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung sind unter den Menschen noch lange nicht genug bekannt und anerkannt. Sie sind im Grunde noch gar nirgends vorhanden als in dem

Buch, welches Du gestern auf meinem Tische liegen habest, in Kants Kritik der Vernunft.“

Und nach einer Weile fügte er noch das prophetische Wort hinzu, welches so bald in Erfüllung gehen sollte: —

„Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und dann wird, früher oder später, ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen — er mag kommen woher er will — der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Theil Europa's machen wird.“ . . . .

Da es Abend geworden, begleiteten Vater und Mutter den Sohn und seinen Freund durch den Park bis zum Orte, wo die Straße steil gegen die Ebene von Ludwigsburg abfällt, und noch lange sahen die greisen Eltern dem geliebten Sproßling von der Anhöhe nach, wie seine hohe Gestalt neben der kleineren Hovens dahinschritt.

„Er hat mir erzählt,“ sagte die Mutter, „bei er in jener schrecklichen Festnacht, in der Nacht seiner Flucht, von dort unten herauf einen bitter-schwarzen Abschiedsblick auf die erleuchtete Solitude geworfen. Jetzt ist der Flüchtling heimgekehrt, rich

beladen mit Ehren. Aber der Ruhm hat sein Herz nicht verändert. Es ist noch so gut und sanft, wie es von Jugend auf gewesen."

Mit bebender Stimme setzte sie hinzu:

"Ach, so gibt es keinen Sohn mehr in der Welt. Der Segen des Himmels über ihn, jetzt und immerdar!"

"Amen," versetzte der fromme und redliche Greis. Und seine von der Arbeit von siebzig Jahren zitternden Hände erhebend, betete er laut und inbrünstig:

"Dich, Wesen aller Wesen, Dich hab' ich bei der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geisteskräften zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen könnte, und Du hast mich erhört. Dank Dir und Segen über ihn!"

---

## 7.

Das schönste Gastgeschenk gab das alte Schwabenland dem Dichter, als dieser im Mai des folgenden Jahres wieder nach Thüringen zurückkehrte, mit auf den Weg, seinen erstgeborenen Sohn Karl, welchen Lotte im September 1793 dem Gatten zu Ludwigsburg gegeben hatte.

In einer durch das Entzücken der ersten Vaterfreude, wie durch das Gefühl, das gewaltjam zerrissene Band, das ihn an sein Heimatland knüpfte, friedlich und schön wieder befestigt zu haben, — in dieser gehobenen Stimmung nahm, am häuslichen Herde angelangt, der Dichter seine Arbeiten wieder auf.

Er hatte zu Tübingen mit seinem Verleger Cotta die Herausgabe der *Horae* verabredet, welches Journal die bedeutendsten Schriftsteller der Nation vereinigen sollte und zu dessen Führung bereits Männer wie Wilhelm von Humboldt, Fichte und Boltmann mit Schiller sich verbunden hatten. Aber auch die Mitwirkung Göthe's sollte gewonnen werden, und dieß unternahm unser Dichter in einem vom dreizehnten Juni 1794 datirten Briefe. Das ist ein für die Geschichte der deutschen Literatur bekanntlich sehr wichtiges Datum, denn da Göthe's Antwort freundlich und beifällig lautete, so wurde jenes Schreiben der Anfang eines regen, schriftlich und mündlich gepflegten Gedankenaustausches, der bald zu vertrauter Freundschaft erwuchs.

So hatten sich die beiden Trefflichen in guter Stunde zuletzt doch gefunden. Ihr Bund ist der ganzen Nation zu gute gekommen und Wilhelm von

Humboldt hat nur die Wahrheit gesagt, als er über denselben die schöne Aeußerung that:

„Der gegenseitige Einfluß dieser beiden großen Männer auf einander war der mächtigste und würdigste. Jeder fühlte sich dadurch angeregt, gestärkt und ermutigt auf seiner Bahn, jeder sah klarer und richtiger ein, wie auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel sie vereinte. Keiner zog den Andern in seinen Pfad herüber oder brachte ihn nur ins Schwanken im Verfolgen des eigenen. Wie durch ihre unsterblichen Werke, haben sie durch ihre Freundschaft, in der sich das geistige Zusammenstreben unlösbar mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens verwebte, ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht.“

Sörbe hat später eingestanden, daß die vertraute Bekanntschaft mit Schiller für ihn einen neuen Frühling heraufführte, in welchem „Alles froh neben einander keimte, knospete und blühte,“ und bei Schiller äußerte sich eine solche Frühlingstfreudigkeit schon in der Ankündigung der Horen, wo er seine Stellung zu seiner Zeit mit den Worten kennzeichnet: —

„Je mehr das beschränkte Interesse der Gegen-

wart die Gemüther einengt und unterjocht, desto bringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“

Hier ist die Erhebung über die wildgährenden Interessen des Tages, über alles Endliche und Vergängliche, deutlich manifestirt. Es ist eine lähne und frohe Botschaft des Idealismus, wie sie unser Dichter unlange darauf auch in seinem wundervollen Gedicht vom Ideal und Leben verkündigte: —

Nur der Körper eignet jenen Mächten,  
Die das dunkle Schicksal flechten;  
Aber frei von jeder Zeitgewalt,  
Die Gespielin seliger Naturen,  
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,  
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.  
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben  
Werft die Angst des Irdischen von euch!  
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben  
In des Ideales Reich! . . .

Es konnte nicht an Stimmen fehlen, welche den beiden Freunden diese Erhebung über die

Lageinteressen zum Vorwurf machten und machen, aber die Tadler übersehen, daß Goethe und Schiller gerade daraus das Vermögen und die Lust zu neuen künstlerischen Thaten schöpften, das heißt die Kraft und den Willen zur Vollführung ihrer eigensten Mission.

---

S.

Die neuerwachte Lust, zu schaffen, äußerte sich bei Goethe vorwiegend episch, indem er, von dem Freunde aufgemuntert, den schon 1777 begonnenen Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre wieder vornahm und denselben jetzt zum Muster- und Meisterroman unserer Literatur abschloß. Schillers Dichtung schlug mit verjüngter Kraft zunächst die lyrisch-didaktische Weise an, welche in seinen Gedichten aus dieser Zeit so gedankenschön tönt. Wie er in dem Prachtlied von des Gesanges Macht gesungen, so waltet sie in dieser Lyrik. Hier erscheint der Dichter wirklich und wahrhaftig als: —

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,  
Die still des Lebens Faden dreh'n, —  
Wer kann des Sängers Lauber lösen,  
Wer setzet Löwen widersteh'n?



Wie mit dem Stab des Götterboten  
 Beherrscht er das bewegte Herz;  
 Er taucht es in das Reich der Todten,  
 Er hebt es staunend himmelwärts  
 Und wiegt es zwischen Grust und Spiele  
 Auf schwanker Leiter der Gefühle . . . . .

Gemeinsam machten dann die beiden Freunde  
 vermittelt der 414 Distichen, welche unter dem Titel  
 „Xenten“ in Schillers Musenalmanach für 1797 er-  
 schienen, ihren berühmten Feldzug gegen die Unzu-  
 länglichkeiten, Thorheiten und Schlechtigkeiten der zeit-  
 genössischen Literatur. Das war ein Unternehmen,  
 welches die literarische Atmosphäre gewitterhaft heil-  
 sam reinigte. Aber ein wüthender Tumult brach los.  
 Doch die Beiden machten sich wenig daraus, sondern  
 gingen daran, durch neue positive Kunstschöpfungen  
 der Nation zu beweisen, daß sie zum Tadel des  
 Verfehlten und Mittelmäßigen berechtigt gewesen,  
 weil sie Besseres zu geben im Stande seien.

Sie dichteten jetzt in schönem Wettstreit ihre  
 herrlichen Balladen und Romanzen, Göthe mit Vor-  
 liebe die erstere, Schiller mehr die letztere dieser poeti-  
 schen Gattungen pflegend. Göthe benützte dann die  
 epische Stimmung seiner Phantasie, um sein Gedicht  
 von Hermann und Dorothea zu schaffen, das vom  
 bürgerlichen Jdyl zum kosmopolitischen Epos sich

erweitert und dessen homerisch naive und schöne Form vom wärmsten deutschen Herzschlag erfüllt ist. Schiller seinerseits folgte wieder dem dramatischen Zuge seines Genius, der sich schon in seinem großen Lieb von der Glocke, diesem „Lieb vom Leben,“ mit neubelebter Macht offenbarte und dem die unter Göthe's Direction stehende weimarer Bühne Raum zu voller Aeußerung gewährte.

Die deutsche Schauspielkunst war durch ihre berühmten Träger Adermann, Echhof, Schröder, Bell, Beck, Jffland und Fleck allmählig zu einer nationalen Ausbildung gediehen, welche sie befähigte, die dramatischen Meisterwerke unserer Classe in würdiger Gestalt vorzuführen. Namentlich geschah dieß auf der weimarer Bühne, an deren Gedeihen neben Göthe auch Schiller, nach seiner 1799 bewerkstelligten Uebersiedlung nach Weimar, durch Rath und That bedeutenden Antheil hatte.

Auf dieser Bühne erschien 1799 die große Trilogie Wallenstein, welche Schiller wie im Vorgefühle der anbrechenden kriegerischen Epoche geschaffen. Dann erichteten in den Jahren 1800 — 1804 in rascher Folge Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina auf den Brettern, welche „die Welt bedeuten,“ und endlich der Wilhelm Tell,

welcher die Idee der Freiheit, mit deren Verkündigung der Dichter in den Räubern wildgenialisch begannen, in dem verklärten Lichte geläuterter Schönheit der stannenden Nation noch einmal voll und ganz enthüllte . . . . So war erfüllt, an ihm selber erfüllt, was er vormals in dem Gedicht von den Künstlern über den Entwicklungsgang des Dichters gesagt: —

So führt ihn, in verborg'nem Lauf,  
Durch immer rein're Formen, rein're Löhne,  
Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne  
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —  
Zuletzt, am reifen Ziel der Selten,  
Noch eine glückliche Begeisterung,  
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwingung,  
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Denn: höchste Wahrheit ist nur im Lobe, hat  
vor nahezu zwei Jahrtausenden ein morgenländischer  
Seher: gesungen.

---

## 9.

„Eigen Dach und Fach“ — es liegt ein eigener Zauber des Heimatlichen in diesem Worte und wir müssen unseren Dichter beglückwünschen, daß ihm gegönnt war, diesen Zauber zu erfahren — freilich

nur als Preis einer Thätigkeit, die eine zu aufstrebende sein mußte, um lange dauern zu können.

Wenn man Jena in südwestlicher Richtung verläßt und durch das sogenannte „Mönchsgäßchen“ eine Strecke weit zwischen Gärten hingehet, gelangt man an ein zweistöckiges, ziemlich symmetrisch gebautes Haus, welches jetzt zur Sternwarte dient. Dieses Haus mit dem dazu gehörenden Garten hatte Schiller im Frühjahr 1797 käuflich an sich gebracht und mit seiner Familie bezogen.

In der südwestlichen Ecke des Gartens stand in dem Schatten einer Linde, einer Tanne und einer Akazie eine Hütte, in welcher der Dichter die Sommernächte hindurch zu arbeiten pflegte. Dort haben oft im ersten Morgenrauen Vorübergehende noch die Lampe flimmern und in ihrem Schein den Dichter raschen Schrittes in der Hütte hin- und hergehen und dann wieder zum Schreibtisch treten sehen, um ewige Gedanken aus seiner Seele auf Papier zu strömen.

Es war so eine Sommernacht. Das Mondlicht lag auf den Hügeln und auf den Dächern der Stadt, wo schon Alles längst zur Ruhe gegangen. Leise wiegten die Bäume des Gartens ihre Wipfel in der balsamischen Kühle und in der hinter dem Garten

liegenden tiefen Schlucht des Leutrabaches schlug dann und wann eine Nachtigall an, wie schlaftrunken.

Aber es war heute keine Arbeitsnacht für unseren Dichter, es war eine jener geweihten Nächte, die er mit dem großen Freunde zu verplaudern pflegte, wann dieser ihn aufzusuchen nach Jena kam.

Auf dem „verwitterten Steintisch“ in der Laube neben der „Hütte“ blinkte Rheinwein in den grünen Römern, und wie darin die goldenen Perlen, so liegen aus den Seelen der Freunde goldene Gedanken auf.

Dem erlauchten Wirthe gegenüber saß der erlauchte Gast.

Ötthe stand damals im Zenith des Mannesalters. Auf seinem Antlitz — „herrlicheres Angesicht konnte kaum ein Sterblicher haben“ — lag ein stilles Bewußtsein von Größe und Glück, und wie er so dasaß, freundlich ernst, mußte einem Betrachter die Behauptung seiner Bewunderer, daß er Etwas vom olympischen Zeus habe, vollauf gerechtfertigt erscheinen. Wenn er dagegen ging oder stand, war eine gewisse Förmlichkeit, um nicht zu sagen Steifigkeit, an ihm wahrzunehmen, die ein feiner Beobachter, Arndt, von dem Umstand hergeleitet hat, daß an der herrlichen Mannesgestalt doch eine Unangemessenheit war, nämlich um einige Zoll zu kurze Beine.

Die Freunde waren jedoch heute nicht allein. Es befand sich noch ein Dritter da, ein junger Landsmann Schillers, welcher denselben Göthe'n als Friedrich Hölberlin vorgestellt hatte.

Der Schöpfer des Hyperion und der Klagelieder um Diotima war damals ein schlanker Mann mit einem länglichten, blassen Gesicht, einer prächtig gebauten Stirne und geisterhaften Augen, aus deren melancholischer Tiefe manchmal ein dämonischer Blitz blendend und erschreckend fuhr, wie ein Vorzeichen jener Flamme des Wahnsinns, die so bald über dem Haupte des Unglücklichen zusammenschlagen sollte. Es war schon damals, bei aller Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung, in seinem Wesen etwas Gebrücktes, Aengstliches, das dann wieder plötzlich den Aeußerungen einer heftigen Subjectivität Platz machte, Aeußerungen, deren Schroffheit man mit einem sonst so sanften und liebevollen Charakter nicht zu reimen wußte.

Ein unerschöpfliches Thema, die Kunst und ihre Stellung zur Zeit und zur Gesellschaft, hatte auch heute wieder, wie so oft, die beiden Freunde beschäftigt. Der junge Dichter hatte eine bescheidene Zurückhaltung beobachtet, als fühlte er, daß, wo solche Männer sprachen, ihm nur zu hören gezieme. Schillers

freundliche Bemühung, den Landsmann ins Gespräch zu ziehen, hatte ihn aber, da man gerade von günstigen und ungünstigen Einflüssen auf den Künstler von außen her redete, zuletzt doch zu der Aeußerung vermocht: —

„Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig wie das Tageslicht den Pflanzen. Wie das Tageslicht in der Pflanze sich wiederfindet, nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten Spiel der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannigfaltigen Gestalten und Bildungen des Künstlers wieder.“

„Das dürfte schwerlich zu bestreiten sein,“ bemerkte Schiller. „Aber wie mir einst eine geniale Frau richtig gesagt hat, daß die Weiber, um ihre Bestimmung zur Mutterschaft zu erfüllen, unmöglich immer auf das Kommen eines Halbgottes warten dürfen, so möchte es auch um die Kunst schlimm stehen, wenn der Künstler immer erst der Anregung von Seiten edler Naturen harren müßte. Ueberhaupt wird er, glaube ich, wohl thun, sich nicht von der Gegenwart beherrschen und einengen zu lassen. . . . Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Jüdling oder

gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reißt den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nährt ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann ein Mann geworden ist, so lehre er in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern, furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangefleckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geabelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Die Tempel des Alterthums blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet. Tausend Steine zeugen redend davon. Die Wahrheit lebt in der Täuschung



fort und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. Sowie die edle Kunst die edle Natur überlebte, schreitet sie derselben auch in der Begeisterung voran, bildend und erweckend. Gehe noch die Wahrheit ihr liegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtung ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.“

„Freilich, wir müssen der Zukunft vertrauen,“ sagte Odthe, — „denn die Gegenwart blickt nur allzu oft mißverständlich, schein und übelwollend. Welche Urtheile hat man zu befahren! Wie vielfach fehle es unsern deutschen Landsleuten an Verstandniß für redliches und tüchtiges Streben und wie breit darf sich unter ihnen die Toleranz für das Unzulängliche oder geradezu Richtige machen!“

„Die Deutschen!“ brach Hölderlin mit Heftigkeit aus. „Müssen sie nicht fählos sein für alles wahrhaft schöne Leben? Ruht nicht überall der Fluch der gottverlassenen Unnatur auf ihnen? Es ist ein hartes Wort und dennoch sag' ich's, weil es Wahrheit ist: ich kann kein Volk mir denken, welches zerriffener wäre als die Deutschen. Handwerker sieht Du, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Herren und

Anechte, Jungen und gefessete Leute, aber keine Menschen. Ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt unter einander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande verrinnt?"

„Unser junger Freund,“ bemerkte Göthe gegen Schiller, „spricht mit der Lebhaftigkeit seines Alters. Etwas Wahres ist aber doch an seinem traurigen Gleichniß. Ein nationaler Leib, das ist es, was unserem Volke fehlt. An Geist würde es nicht mangeln . . . Da hat mir Giner erst unlängst wieder vorgeworfen, ich hätte kein nationales Gefühl. Aber wo existirt denn eine deutsche Nation? Etwa in der Spottgeburt des regensburger Reichstags? . . . Gewiß, Deutschland ist meinem Herzen theuer, und oft hat es mich bitter geschmerzt, daß die Deutschen, die als Individuen so ehrenwerth sind, als Volk so miserabel sein müssen. Vor diesem Schmerz habe ich mich in die Kunst und in die Wissenschaft geflüchtet, denn diese gehören der Welt im Großen und Ganzen und die Nationalitätsschranken verschwinden vor ihnen. Wenn mir aber Leute, welche in den Wirrsalen unserer Zeit allen gesunden Sinn und Verstand verloren haben, daherkommen, und mir zumuthen, ich sollte Partei nehmen und patriotisch wirken, so kann

mich das nur mit Verwunderung und Widerwillen erfüllen. Immer wird der Dichter als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte, seines dichterischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und bildet, wo er es findet . . . Und was heißt denn sein Vaterland lieben? Was heißt denn patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslanglich bemüht ist, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungsweise zu veredeln, was soll er denn da noch Besseres thun? Wie soll er denn da patriotischer wirken?"

„Mag der Unverstand die Frage beantworten, wenn er es kann,“ versetzte Schiller. „Wir aber, meine Freunde, wir wollen uns dadurch nicht irre lassen. Indem wir redlich trachten, der Menschheit zu dienen, dienen wir doch wohl auch unserem Lande. Nein, wir wollen uns nicht irremachen lassen. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein und bleiben, weil es nicht anders sein kann. Sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Denkers, zu keinem

Volle und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse und Bürger aller Zeiten zu sein."

---

## 10.

Der Umzug nach Weimar hatte für unseren Dichter, indem ihm dadurch die Nähe Göthe's und einer trefflichen Bühne gesichert wurde, viel Förderliches. Auch ist es nicht mehr als billig, dankbar anzuerkennen, daß der Herzog Karl August durch Aussetzung eines Jahrgehaltens für den Dichter that, was seine nicht allzu reichlich zugemessenen Mittel ihm erlaubten. Aber immer noch war Schiller daneben zu fortgesetzter anstrengender Arbeit gezwungen und gewiß Jedem überfällt ein Schauer des Mitleids, wenn er die Thatsache hört, daß der Dichter, um sich bei seinen Nachtarbeiten wach zu erhalten, stets ein Gefäß mit kaltem Wasser unter dem Schreibtisch stehen hatte, worin er die Füße stellte, während er zugleich starken Kaffee trank.

So wurde manche seiner größten Schöpfungen der Sorge und der Krankheit abgerungen. Die Maria Stuart ist unter Schmerzen vollendet, viele

der prächtigsten Stellen in der Jungfrau von Orleans sind unter heftigen Leiden gedichtet worden.

Schwerer Kummer beugte — auch abgesehen von den immer bedenklicher werdenden Gesundheitsumständen des Dichters — oft dieses edle Haupt, machte das sinnende Auge immer tiefer in seine Höhle zurücktreten, die Wangen immer hohler, die Stirne immer geisterhaft verklärter. Aus dem alten Schwabenland kam Todespost auf Todespost. Erst starb Schwesterlein Nanette, deren holde Persönlichkeit und geniale Anlagen dem Bruder so große Hoffnungen für sie eingeblöht hatten, — dann der brave Vater, dann die geliebte Mutter.

Die Gestaltung der öffentlichen Zustände wurde auch immer trostloser. Schillers Prophezeiung hinsichtlich der französischen Revolution hatte sich bereits erfüllt. Bonaparte war als Bändiger der Anarchie aufgestanden und hatte seine Eroberungs- und Triumphezüge begonnen. Aber Schiller vermochte in den allgemeinen Jubel über das Genie und Glück des Mannes nicht einzustimmen, sondern äußerte:

„Wenn ich mich nur für ihn interessieren könnte!  
Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht.  
Dieser Charakter ist mir durchaus zuwider. Keine

einzig heitere Äußerung, kein einziges gutes Wort hört man von ihm.“

Der düstere Despotengeist in Bonaparte widerete unseren Dichter an, und je mehr die Zeitgenossen, selbst ein Göthe, unter diesen Despotengeist sich beugten, um so lebhafter drängte es Schiller, seinem Volke und der Menschheit das Evangelium der Freiheit und Menschenwürde zu verkündigen. Dabei ist es wunderbar, zu sehen, wie sich die Eindrücke der Zeitereignisse in ihm zu dichterischen Problemen und Gestalten umwandeln, oder vielmehr, wie er, ein echter Seher, ein Bates im Sinne der Alten, diese Zeitereignisse poetisch antecipirte. So war der Wallenstein eine Vorherverkündigung der napoleon'schen Säbelherrschaft, so deuteten die Jungfrau und der Tell prophetisch auf das Zerbrechen des Joches, welches der Eroberer den Völkern auferlegte. Der Tell insbesondere hat einen unermesslichen Einfluß auf die deutsche Jugend geübt, welche in den glorreichen Schlachten des Befreiungskrieges die von Tyrannenthaf glühende Brust den französischen Kugeln und Bajonetten entgegenstellte . . . Das eben ist ja das Große der Poesie Schillers, daß sie, aus der sittlichen Ueberzeugung geboren, Thaten zu zeugen vermag.

---

## II.

Er sollte die edle Saat seines Geistes nicht mehr aufgehen sehen, die große Erhebung des Jahres 1813 nicht mehr erleben, aber auch nicht die ihr auf dem Fuße nachtretende große Enttäuschung der Nation.

Seine letzten Lebensjahre waren nicht ohne Sonnenblicke des Glückes.

Er hatte auf der Esplanade in Weimar wieder „eigen Dach und Fach“ und neben dem Erstgeborenen Karl belebten noch ein Sohn und zwei Töchterlein die Räume des Hauses.

Mit eigenen Empfindungen mochte der Dichter zwei Documente betrachten, die, obgleich himmelweit verschieden, friedlich mitsammen in demselben Fache seines Schreibtisches lagen. Sie hatten auch sicherlich in Schillers Augen ganz den gleichen Werth, keinen sehr großen.

Das eine dieser Documente trug das Datum: „Paris, le 10. Oct. 1792, l' an 1er de la Republique Francaise“ — und war unterzeichnet von Roland, als Minister des Innern der Republik, und gegengezeichnet von Danton. Es war die Urkunde, kraft welcher der Convent dem Sieur Schiller, zugleich

mit Washington, Wilberforce, Pestalozzi, Kosciuszko, Klopstock und anderen großen Zeitgenossen, das Ehrenbürgerrecht der französischen Republik verlieh. Das andere Document führte das Datum: „Wien, 7. September 1802“ — und die Unterschrift „Franz.“ Es war die Urkunde, kraft welcher der letzte deutsche Kaiser „in gnädigster Rücksicht auf die ehrerbietigsten Wünsche Seiner des Herzogs zu Sachsen-Weimar Liebden, wie auch auf die ausgezeichnet seltenen Verdienste des Hofraths Johann Christoph Friedrich Schiller, denselben sammt seinen ehelichen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderlei Geschlechts, mit wohlbedachtem Rathe, gutem Rathe und rechtem Wissen in des heiligen römischen Reiches Adelstand gnädigst erhoben, eingesetzt und gewürdigt hat.“ \*)

So süßlos für alles wahrhaft Schöne, wie sie der arme Silberlin in der Gartenlaube zu Jena

---

\*) Schiller an Körner: „Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zeit erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen.“ — Schiller an Humboldt: „Sie werden gelacht haben, als Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserm Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich nun Lotte's und der Kinder willen mir es auch gefallen lassen.“



gescholten hatte, waren also doch die Deutschen nicht. Weber die Fürsten — das angezogene Document zeigt es — noch das Volk.

Von Seiten des letzteren empfing der Dichter im Jahre 1801 eine begeisterte Huldigung. Er war nach Leipzig gegangen, um der ersten Aufführung der Jungfrau anzuwohnen. Ungeachtet des heißen Abends war das Haus bis zum Erdrücken voll und die Aufmerksamkeit auf das Stück liebevoll gespannt. Als nach dem ersten Act der Vorhang niederging, brach wie aus e i n e m Munde ein tausendstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!“ aus und Trompetengeschmetter und Paukenschlag mischten sich in den jubelnden Zuruf. Nur Wenige wurden der dankenden Verbengung des Dichters gewahr, welchen seine Bescheidenheit im Hintergrunde der dunkeln Loge zurückhielt. Aber nach der Beendigung der Tragödie, da wollte Alles den Lieblingsdichter der Nation sehen. Der Platz vor dem Theater bis hinab zum rannstädter Thore war dicht mit Männern und Frauen angefüllt. Als Schiller herauskam, war schnell eine Hecke gebildet und alle Häupter entblößten sich. So schritt er durch die Reihen seiner Verehrer, die ihn mit ehrerbietigem Schweigen begrüßten, während Mütter

ihre Kinder in die Höhe hoben und ihnen zuriefen:  
 „Seht, dieser ist es — Friedrich Schiller!“

---

## 12.

Aber wenige Jahre darauf war die Zeit erfüllt und die Uhr abgelaufen. Der aufgekehrte, müde Leib versagte seinen Dienst einem Geiste, der rastlos und schöpfungsfreudig seinen leuchtenden Pfad hinwandelte.

Schillers Gesundheit war im Winter 1804—5 immer wankender geworden. Der Frühling schien Genesung und Erstarkung bringen zu wollen, wie schon so oft, aber diesmal war es eine täuschende Hoffnung gewesen. . . .

Leser, Du bist wohl auch schon in jenem Heiligthum gestanden, in jenem kleinen, hellgrün tapezirten Zimmer mit den zwei nach der Straße gehenden Fenstern, welche Lotte's sorgliche Hand mit karmosinrothen Vorhängen versah, weil der Gatte meinte, diese Farbe stimme ihn productiv. Deine Blicke haben gewiß mit ehrfurchtsvoller Rührung an jenem unscheinbaren Schreibtisch dort gehaftet, an welchem der Tell geschaffen wurde, und wenn sie sich dann

linkshin gewendet, nach der einfachen Bettstelle in der Ecke, da sind Dir vielleicht die Wimpern feucht geworden.

Dort, auf jenem Bette lag am 9. Mai 1805 unser Dichter, um nimmer wieder aufzustehen.

Seine Geliebtesten waren um ihn.

Zu Füßen des Bettes stand Schwester Caroline, vergeblich sich bemühend, vermittelst gewärmter Ritzen in die erkaltenden Füße des Kranken Wärme zurückzurufen. In einer Ecke saßen der elfjährige Karl und der neunjährige Ernst, mit gefalteten Händen trübe vor sich hinsehend. Lotte kniete am Bette, die Hände des theueren Mannes in den ihrigen haltend. Ihr älteres Töchterlein, das fünfsteilbjährige Linchen, lehnte sich an die Mutter, in glücklicher Unschuld nicht wissend, was das Alles zu bedeuten habe.

Der treffliche Hausarzt war eben weggegangen, den kummervoll fragenden Blick Caroline's mit einem schmerzlich hoffnungslosen erwidern.

Die Abendsonne stand draußen hell am wolkenlosen Himmel.

Der Kranke hatte die Nacht über schwer mit dem Feind des Lebens gerungen. Am Morgen hatte er einige Stunden ruhig geschlummert. Dann waren wilde Fieberphantasien über ihn gekommen. Als

hätte sich seinem Geiſt der ſchredliche Kriegsſturm, welcher Thüringen ſo bald erfüllen ſollte, zum Voraus angekündigt, hatte er im Delirium ausgerufen:

„Wer löſte die Kanonen? — Wer commandirt den linken Flügel? — Siehſt Du, die Kettenkugeln reißen ganze Glieder nieder! — Wie prächtig ſieht das Regiment aus! — Sind ſie im Lager? — Das iſt luſtig! — Singt noch einmal den Rundgeſang!“ . . . .

Dann war er ruhiger geworden, und als Schweſter Karoline mit der Frage, wie es gehe, zu ihm getreten, hatte er erwidert:

„Immer beſſer, immer heiterer!“

Dann hatte er mit der Hand auf den prächtigen Strauß von Frühroſen ge deutet, welcher neben ſeinem Bette im Glaſe ſtand, und dazu geſagt:

„Sonderbar, mir iſt, als duſteten aus dieſen Roſen goldene Jugenderinnerungen mich an.“

Den Strauß hatte geſtern eine Unbekannte unten im Hauſe für den Kranken abgegeben. Als ſie erfahren, wie es mit ihm ſtand, hatte ſie den Schleier über das Geſicht gezogen und war ſchnell weggegangen. Aber die Dienerin hatte bemerkt, daß die hohe Geſtalt der Fremden im Sehen wankte. . . .

Am Nachmittag hatte der Sterbende nach ſeinem

jüngsten Kinde verlangt. Die kleine Emilie wurde gebracht und er sah ihr lange wehmüthig ins Gesicht. Dann verbunkelten Thränen seinen Blick und er winkte, das Kind wegzubringen.

Später wieder aus einem fieberhaften Schlummer erwachend, sah er sanft lächelnd in die Höhe und äußerte:

„Wie viele Dinge werden mir jetzt licht und klar!“

Er hatte die Sonne immer so sehr geliebt. Die letzten Zeilen, die er geschrieben, lagen dort auf dem Schreibtisch. Es war der schöne Monolog der Marfa im Demetrius, mit dem glühenden Aufruf zum Tagesgestirn, ein letzter Seufzer idealer Sehnsucht:

O warum bin ich hier geengt, gebunden,

Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!

Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball

Umkreist, sei Du die Botin meiner Wünsche! . . .

„Laßt mich die Sonne sehen!“ bat er auch jetzt.

Karoline schlug den Fenstervorhang zurück. Der Sterbende erhob das Haupt und schaute heiteren Auges in den klaren Abend hinaus.

Die Natur hatte sein Lebewohl empfangen — er sank in die Kissen zurück.

Vorahnend hatte er vor Jahren vom Tode des Künstlers gesungen: —

Gelassen hingestüzt auf Grazien und Musen,  
Empfängt er das Geschoß, das ihn bebräut,  
Mit freundlich dargebotnem Busen  
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit . . . .

Und so geschah es.

Die große Seele löste sich schmerzlos.

Lotte fühlte einen Druck seiner Hand. Dann fuhr ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, das Haupt sank rückwärts, die Augen brachen und ein sanftes Lächeln stand auf den Lippen des Todten.

„Er hat mir noch die Hand gedrückt!“ schluchzte Lotte aus der Tiefe ihres Jammers und presste ihre aufschreienden Knaben ans Herz.

„Der gute Papa schläft jetzt ruhig,“ sagte Eichen. „Er lächelt im Schlafe.“

„Sein Leib schläft, Kind,“ versetzte Karoline bebend, — „aber sein Geist wird wach sein durch die Jahrhunderte hinab!“

---

### 13.

Damals lebte auf der Kunizburg bei Jena einsam eine fremde Frau, die erst vor wenigen Monaten in die Gegend gekommen war.

Sie hatte den einsam stehenden Landstz gemiethet, suchte und empfing keine Gesellschaft und ließ sich von den guten Jeneusern als eine Sonderlingin bezeichnen, ohne weiter davon Noth zu nehmen.

Einige hielten sie für eine Schwedin, Andere knüpften an den Umstand, daß die Fremde als Dienerschaft einen alten Neger und dessen Tochter mitgebracht, die Vermuthung, sie möchte eine Amerikanerin sein.

Indem wir am Morgen nach Schillers Todestag die Kunstburg betreten, finden wir in dem Zimmer, wo die Fremde am liebsten weilte, verschiedene Andeutungen, daß uns die Einsteblerin nicht so unbekannt sei, wie sie den Bewohnern von Jena war.

Auf einem zierlichen Schreibtisch bemerken wir in reichen, aber von häufigem Gebrauch zeigenden Einbänden die sämmtlichen Schriften Schillers. Ueber dem Schreibtisch hängen Seite an Seite zwei vortrefflich in Aquarellfarben ausgeführte männliche Portraits. Das eine stellt Schiller dar, aber den Jüngling Schiller, in der Frisur und Uniform eines herzoglich württembergischen Regimentsmedicus. Das andere einen schönen Mann in der Blüthe seiner Jahre, angethan mit der Uniform eines Obersts der

virginischen Miltz. Aus seinem Gesicht blickten die verständigen und bleberen Augen von William Raleigh.

Brauchen wir zu sagen, wer die Bewohnerin des Zimmers ist, welche vor dem Schreibtisch sitzt, über ein aufgeschlagenes Exemplar der Braut von Messina hingebeugt?

Sie war noch immer schön. Ihre unvergleichlich anmuthigen Formen hatten sich wenig oder gar nicht verändert. Aber in ihren tiefdunkeln Augen lag Kummer, auf ihrer schönen Stirne schwere Sorge und an den Schläfen zeigte das rabenschwarze Haar einen weißlichen Schimmer.

Sie trug vom Haupt bis zur Sohle tiefe Trauer und hatte vollwichtige Ursache dazu, denn das treueste, liebevollste Gattenherz war gebrochen, fern von ihr, ohne daß sie seine letzten Seufzer hatte empfangen können.

Oberst Raleigh war voriges Jahr im Grenz- kriege von den wilden Sioux erschlagen worden.

Seine Waffengefährten hatten den Leichnam des tapferen Führers mitzurückgebracht, und als ihn die Witwe am Ufer seines heimatlichen Potomacs bestatete, da durfte sie sich in der Pein ihres Schmerzes wohl daran erinnern, daß der große Washington wenige Jahre zuvor zu ihr gesagt hatte:



„Mistress, Ihr Gatte ist einer der besten Menschen und wackersten Amerikaner, die ich mein Leben lang gekannt. Er verdient es, daß Sie ihn so glücklich machen, wie Sie thun.“

Ihre Ehe war kinderlos geblieben und so hatte sie, jetzt allein in der Welt stehend, dem Verlangen nachgegeben, die alte Welt wiederzusehen. Vielleicht, daß noch ein leiser Nachklang ihres abenteuerlichen Jugendsinnes mitdabei im Spiele war, vielleicht aber auch nur die tiefgeheime Sehnsucht, dem unvergeßlichen Freund, dessen Namen die Schwingen des Ruhmes über das Weltmeer getragen, noch einmal ins Angesicht zu sehen.

Sie hatte in Stuttgart die Stätten ihrer widerspruchsvollen Jugend aufgesucht. Auch im Chor der Stiftskirche war sie gewesen, unter dessen Steinplatten die Ueberbleibsel von dem ruhten, welcher einst Herzog Karl geheißt, und es war kein Wort des Fluches mehr, sondern ein Segensspruch, was von ihren Lippen in die Fürstengruft niederrieselte.

Aber das Antlitz, welches zu sehen sie nach Thüringen gekommen, sollte sie nicht mehr sehen. Sie hatte ihm nur noch einen Rosengruß senden können, wie sie vor Zeiten, damals auf dem Sal-

vator bei Smünd, ihm durch eine Rose ihre Segenswart angekündigt hatte . . .

Die Nacht war für sie eine schlummerlose gewesen und vergebens suchte jetzt sie die düsteren Gedanken, ein trübstes Vorgefühl, durch die Beschäftigung mit der vor ihr liegenden Dichtung loszuwerden. Ihre Augen wanderten von dem Buch immer wieder unwillkürlich zu dem Jugendbild des Dichters, welches sie aus treuer Erinnerung gemalt hatte.

Da näherten sich Schritte der Thüre und der alte Pompejus trat ein.

„Du kommst aus der Stadt, Pompei?“ fragte sie. „Was bringst Du?“

„Nistreß,“ erwiderte der grauköpfige Mohr, — „Leute viel traurig in Stadt. Groß Gedräng' vor Posthaus. Viele weinen. Andere blaß werden und still weggehen. Sie sagen, großer Mann sein gestorben, gestern Abend.“

„Schiller?“ schrie Lauretta auf und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„So Leute sagen.“

Sie hatte nur noch die Kraft, den Alten fortzuwinken.

Dann sank sie wie vernichtet auf ihren Stuhl zurück und rang in namenlosem Leid die Hände.

Es währte lange, bis ein wohlthätiger Thränenstrom den Krampf ihrer Seele löste; noch länger, bis sie aufstehen und, die umschleierten Augen zu dem Bild ihres Gatten erhebend, zitternden Mundes sagen konnte:

„Du würdest mir nicht zürnen um dieses Schmerzes willen, wenn Du lebstest, Du treues und edles Herz! Nein, — Du würdest sagen: Weine um ihn, Lauretta, und laß' mich mit Dir trauern.“

---

#### 14.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai wurde die Hülle des Dichters zur Mitternachtsstunde zu Grabe getragen.

Es war eine linde Rainacht. Am Himmel stand der Mond, von zerrissenem Gewölk umflutet. Laut schlugen im Park die Nachtigallen. Sonst tief still in ganz Betmar.

Vor dem bescheidenen Haus auf der Esplana de stand auf der Bahre der Sarg. Ein Lorbeerkranz lag zu Häupten. Hinter den verschlossenen Fensterladen tönte verhaltenes Weinen.

Eine Gruppe junger Männer in Trauertracht,

Gelehrte, Künstler, Beamte, umgab den Sarg. Acht derselben hoben die theure Last auf die Schultern. Die Uebrigen folgten, die Träger von Zeit zu Zeit ablösend in ihrem frommen Amt.

So ging der Zug durch die stille Stadt, durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsstraße nach dem alten Kirchhof bei St. Jakob.

Rechts am Eingang desselben, vor dem sogenannten Kaffengewölbe, setzten die Träger die Bahre nieder.

In diesem Augenblick trat der Mond voll aus den Wolken und goß sein milbes Licht auf den Sarg herab.

Nun öffnete sich die Pforte des düsteren Gewölbes, der Todengräber und seine Gehilfen nahmen den Sarg auf und trugen ihn hinein.

Still entfernte sich das Trauergeleite und bald folgten ihm die Todengräber.

Jetzt aber kam eine tief in einen Männermantel verhüllte Gestalt zwischen den Grabhügeln hervor.

Sie stand einen Augenblick lauschend, als wollte sie sich vom Weggehen der Andern überzeugen.

Dann trat sie an die Pforte des Gewölbes und fand dieselbe nur angelehnt, wie ihr der Todengräber versprochen hatte.

Sie ließ den Mantel fallen und der Mond beschien noch, bevor er in Wolken untertauchte, die Gestalt Lauretta's.

Sie ging hinein, tastete sich zu dem Sarge hin, kniete daran nieder, umschloß ihn mit den Armen und legte die Stirne daran.

Lange unterbrach nur ein leises Schluchzen die Todtenstille des Ortes.

„Ich sollte Deine theuren Züge nicht mehr sehen,“ flüsterte sie enblich, — „aber was thut es? Nun lebst Du in meiner Seele so, wie Du warest, als mir einmal doch vergönnt war, Deine Lippen mit den meinigen zu berühren . . . . O, Du Guter, Großer, Unsterblicher, Du wirst fortleben, so lange es Herzen gibt, edle und hohe Gedanken zu hegen, und Zungen, sie auszusprechen. Die fernsten Geschlechter werden Dich ehren, segnen, lieben; aber — o laß' mir diesen Trost! — nie hat ein Herz so Dich geliebt, nie wird eines so Dich lieben, wie ich Dich liebte und liebe . . . . Und so leb' wohl, Hütle eines unvergänglichen Geistes! Mir bleibt noch die Pflicht, jenseits des Ozeans am Grabe Eines zu trauern, der mich gerettet aus dem wilden Strudel des Irthums und hochgehalten hat sein Lebenlang.“

Sie küßte den Sarg, brach ein Blatt aus dem

Lorbeerkranz, barg es an ihren Busen und verließ das Gewölbe. Der Mond war untergegangen und ein kühler Wind ging pfeifend über die Gräber.

Lauretta hüllte sich in ihren Mantel und schritt durch die Nacht dahin, fest und gefaßt wie Eine, die mit dem Leben abgerechnet hat und nun ohne weiteren Antheil ruhig hinnehmen will, was es noch bringen mag.

---

### 15.

Lotte an Fischenich.

„Es hat Niemand, kann ich behaupten, das hohe edle Wesen Schillers so verstanden wie ich, denn keine Nuance entging mir. Ich mußte mir seinen Charakter, die Triebfedern seines Handelns zu erklären und zurechtzulegen wie Niemand. Die Jahre verbanden und immer fester, da ich durch das Leben mit ihm seine Ansichten auf meinem eigenen Wege gewann und ihn verstand, wie keiner seiner Freunde. Ich war ihm so nothwendig zu seiner Existenz, wie er mir . . . Ich habe die Veruhigung, daß ich gewiß Alles für ihn that, um ihn vor unangenehmen Einbrüden im Leben zu bewahren, die Veruhigung,

daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte . . . . Ach, lieber Freund, Sie kannten ihn nur halb, denn in dem letzten Theile seines Lebens, wo seine Seele auch unter dem drückenden Gefühle der Krankheit frei sich erhob, — wo er immer milder, immer lieber wurde, sein Herz an dem unschuldigen Leben seiner Kinder sich erfreute, da war er ganz anders noch, als da Sie mit uns lebten. Diese Liebe, diese Freude an den kleinen Geschöpfen, diese Heiterkeit, wenn er zu uns hereintrat, würde Ihrem Herzen wohlgethan haben. Das lange Leben mit ihm hatte auch mein Gefühl auf eine glückliche Höhe gestellt; bei ihm, mit ihm war ich über das Leben hinweg!“

---

## 16.

Görke, während Schillers Todesleiden selber von Krankheit heimgesucht, schrieb, kaum nothdürftig genesen, an Zelter:

„Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun den Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.“

Und als der Olympier einigermaßen sich gefaßt

sprach er in die allgemeine, laute und herzliche Trauer und Wehklage um Schiller hinein diese Worte voll antiker Größe:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von binnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Luchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Schiller frühe hinwegschied, kommt auch uns zugute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. Und so wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben.“

---

### 17.

Auf jeder bedeutenderen Bühne Deutschlands wurde für Schiller eine Lobtenfeier veranstaltet, —



eine besonders glänzende unter Jfflands Mitwirkung zu Berlin, die sinnigste aber wohl am 10. August 1805 zu Lauchstädt. Alle Mitglieder der weimarer Bühne waren dabei thätig und den Schluß bildete jener herrliche Erinnerungsgejang Göthe's auf den verewigten Freund, der bei dieser Veranlassung (in seiner ersten Gestalt) gesprochen wurde. Der Gegenstand der Darstellung war das Lied von der Glocke in dramatische Gestalt gebracht. Der Schauplatz stellte des Glockengießers Werkstatt vor. Nachdem alle die tiefergreifenden Bilder, welche das „Lied vom Leben“ aufrollt, vorübergezogen und die Töne des Schlußchors verhallt waren, zog der göthe'sche „Epilog“ die Summe von Schillers Existenz:

. . . „Ja, er war unser! Wie bequem, gesellig  
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,  
Wie bald sein Ernü, anschließend, wohlgerällig  
Zur Wechselfrede heiter sich geneigt,  
Bald raschgewandt, geinreich und sicherstellig  
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt  
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:  
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Rag das stolze Wort  
Den lanten Schmerz gewaltig übertönen!  
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,  
Rach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.

Judeffen schritt sein Geist gewaltig fort  
 Ins Gewige des Wahren, Guten, Schönen —  
 Und hinter ihm in wechsellosem Scheine  
 Lag, was uns alle bändiget, das Gemeine.

Ihm glühte seine Wange roth und röther  
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,  
 Von jenem Muth, der, früher oder später,  
 Den Widerstand der stumpfen Welt beziegt,  
 Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,  
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,  
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
 Damit der Tag dem Eblen endlich komme . . . .

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte  
 Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,  
 Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,  
 Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las ;  
 Doch wie er athemlos in unsrer Mitte  
 In Leiden bangte, künmerlich genas :  
 Das haben wir in traurig-schönen Jahren —  
 Denn er war unser — leidend miterfahren.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,  
 Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.  
 So schied er nun, wie er so oft genesen,  
 Nun schreckt uns das, wovor uns längst gegraut.  
 Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen  
 Sich hier verklärt, wenn er herniederschaut.  
 Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,  
 Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,  
 Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,  
 Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,  
 In seinem Kreise willig festgebant:  
 Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,  
 Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.  
 So feiert ihn! denn was dem Mann das Leben  
 Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!“

---

 18.

Es gereicht Göthe zu großer Ehre, daß er namentlich auch dann noch, als sich der unerspreßliche und widerwärtige Streit erhoben hatte: ob er oder Schiller der größere Dichter? — oft und gern auf den verewigten Freund zurückkam und bei jeder Gelegenheit das Lob desselben anstimmte.

So äußerte in den berühmten Gesprächen mit Eckermann der greise Dichterkönig: —

„Schillers eigentliche Produktivität lag im Idealen und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als in irgend einer anderen Literatur seinesgleichen hat. Durch alle seine Werke geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sowie Schiller in seiner Cultur weiter

ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideale . . . . Sein Inneres kündigte sich schon in seinem Aeußeren entschieden an. Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, Alles war stolz und großartig an ihm, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper, war auch sein Talent . . . . Immer erschien er im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur. Er war so groß am Theatertisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirte ihn, Nichts engte ihn ein, Nichts zog den Flug seiner Gedanken herab. Was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein großer, ein prächtiger, ein rechter Mensch und so sollte man auch sein!"

---

### 19.

Die Pietät der Freundschaft und Verehrung verhalf auch den Gebeinen unseres Dichters zu einer würdigen Ruhestelle.

Als durch die Anlegung eines neuen Friedhofes die Aufräumung des Kaffengewölbes bei Sanct Jakob veranlaßt wurde, gelang es im Jahre 1826 der frommen Bemühung des damaligen Bürgermeisters von Weimar, Karl Leberecht Schwabe, aus dem Roberhaus jener Gruft den Schädel Schillers herauszufinden. Bei Gelegenheit des Fundes dieser kostbaren Reliquie schrieb Göthe seine schönen Terzinen. „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“: —

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!  
 Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!  
 Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,  
 Das stehend strömt gesteigerte Gestalten.  
 Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,  
 Wie bin ich werth, Dich in der Hand zu halten? . . .

Der gemachte Fund ermutigte aber zu weiteren Nachforschungen, und da sich der Herzog Karl August entschlossen hatte, die Ueberreste Schillers in der Fürstengruft auf dem neuen Gottesacker beisetzen zu lassen, so gelang es auf seine Anregung hin und unter Beihilfe tüchtiger Anatomen, sämtliche Gebeine des Dichters aufzufinden und dem Schädel wieder anzufügen.

In der Morgenfrühe des 16. Decembers 1827 wurde dann, was von dem Dichter des Wallenstein

und Tell Irdisches übriggeblieben, in der Fürstengruft beigesezt. Vier Jahre und einige Monate später folgte dahin der dreißigjährige Dichter des Faust und der Iphigenie dem vorangegangenen Freunde \*).

\*) „Hügelan steigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen tempelartigen Gebäudes von mäßigem Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter diesen that sich eine schwere Doppelthüre auf und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stuckatur, dessen Kuppel von Pfeilern getragen wurde und zu dem das Licht von oben einfiel. In der Mitte blühte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch diese in das Dunkel der Gruft hinab. Ich überließ mich a: der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters gestört wurden, dann schritten wir schweigend die breite Seitentreppe hinunter. Der Küster hatte inzwischen die an den Wänden umher vertheilten Lichter entzündet; eine freundliche Heiße ließ den Umfang und die Form der Gruft, sowie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe sah ich, auf gemauerten Unterlagen reinlich erhoben, zwei platte Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz neben einander stehen. An dem ersten las ich in metallenen Buchstaben den Namen Göthe, an dem zweiten in ganz gleichen Charakteren Schiller. Es war sonst nicht die mindeste Verzierung an den Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derselben.“ (J m m e z m a n n, Tagebuchblätter, Herbst 1837.)

Und wieder, vierundbreißig Jahre nach dem Todestag Schillers, war es Mai.

Der Himmel blaute und die Sonne strahlte ob den Straßen von Stuttgart, die sich festlich geschmückt hatten, als gälte es, einen Triumphator huldigend zu begrüßen.

Und wirklich, das galt es.

Der siebenundfünfzig Jahre zuvor bei Nacht und Nebel zum eßlinger Thore hinausgeflohen, um nicht gleich Schubart „erzogen“ zu werden, kehrte heute durch alle Thore herein, in den Herzen der einziehenden Schaaren seiner Verehrer, triumphierend in die Stadt seines Heimatlandes zurück.

Dort, auf jenem Plage zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche, wo er uns eines Tages in dem kümmerlichen Aufzug eines herzoglichen Feldschäfers begegnete, feierte heute der große Todte die Auferstehung, durch die Liebe der Nation und durch die Kunst.

Aus allen Gauen des alten Schwabenlandes, aus dem Norden und Süden, Osten und Westen Deutschlands und fernher aus den Alpen und von jenseits der Alpen, aus dem Lande, das „die Loire

Stolz durchströmt,<sup>4</sup> aus den Niederlanden, aus Scandinavien und vom Ufer der Newa, von den britischen Inseln und selbst von der großen Republik jenseits des Ozeans waren sie gekommen, den Manen des großen Weltbürgers Dank und Hulbigung darzubringen.

Auf dem Festplatze scharten sich die Lieberfränze mit ihren Fahnen, die Festordner, die Festjungfrauen, die Ehrengäste um die verhüllte Statue. Kopf an Kopf stand weithin in den Straßen das Volk. Und als nun Mörite's schöne Festcantate dem, —

Der in die deutsche Leyer  
Mit Engelstimmen sang,  
Ein überirdisch Feuer  
In alle Seelen schwang —

erklungen war, fiel, von der Hand seines jungen Entels weggezogen, die Hülle von dem Erzbild des Dichters.

Feierlicher Glockenklang begrüßte es. Dann ehrfurchtsvolle Stille und auf die geschmückten Stufen des Piedestals trat der begeisterte Festredner.

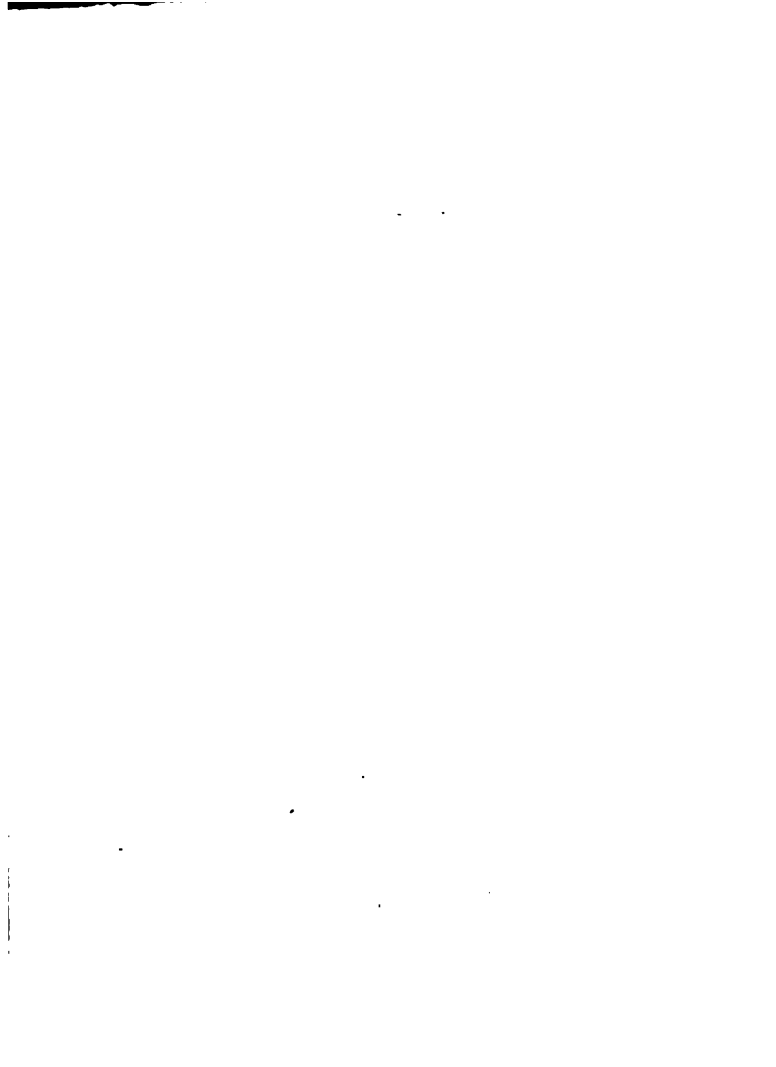
„O, ihr berebten Lippen,“ sprach er im Verlaufe seiner Rede, nach der Statue empordeutend, —  
„welche Hülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte



sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diejem Dichterauge! In wie klaren Worten rethtet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen. Dieser Mund ermutigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, — und wiederum verlangte er von den Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu verabeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staate aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte, und ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, daß die gesunkene Menschheit unter jenem tyrantischen Joch beugt, von dem Nutzen, dem Wohl der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen . . . . Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns ins Reich des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unver-

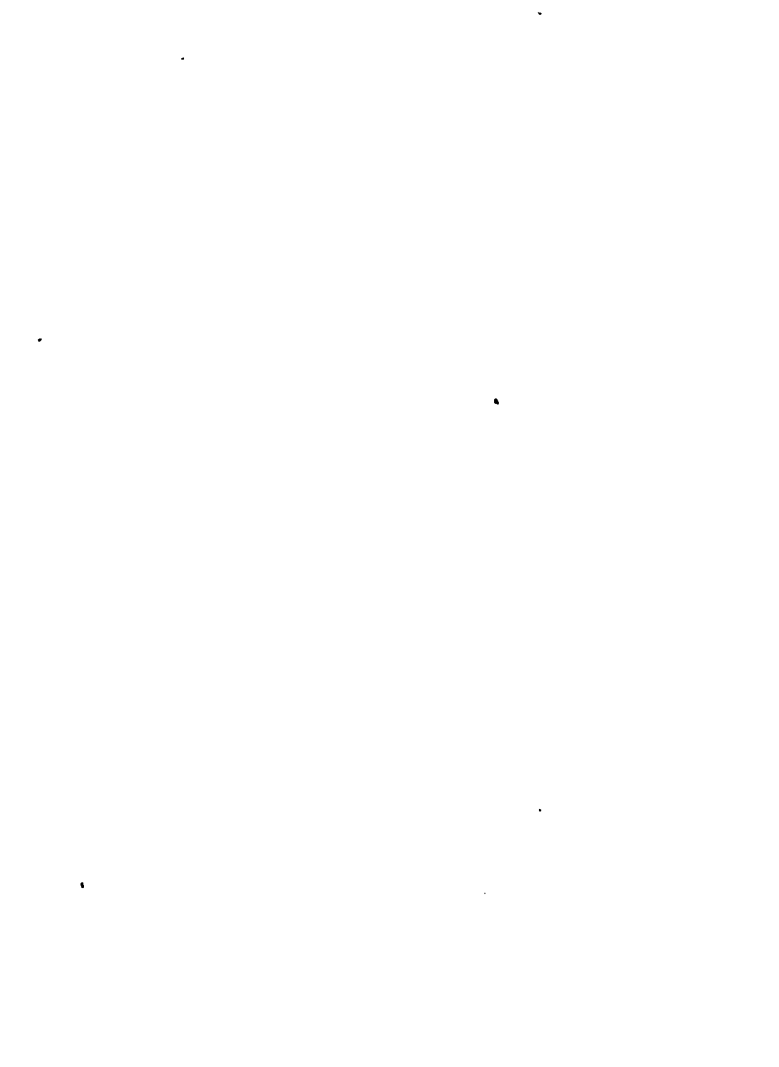
Lieblichen Besessungen strebe, ein Fremdling in der  
 Sinnenwelt werde und über der Form die Materie ver-  
 liere. Das unverfügbare Gefühl sollte neben dem  
 unbestechlichen Bewußtsein gelten; vom Alles tren-  
 nenden Verstand rief er zurück zur Alles vereinigenden  
 Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und  
 Schönheit, der, edles Streben in der Brust, gegen  
 den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er:  
 „Lebe mit Deinem Jahrhundert, aber sei nicht  
 sein Geschöpf; leiste Deinen Zeitgenossen, was sie  
 bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt, auf  
 die Du wirkst, die Richtung zum Guten: — so wird  
 der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung  
 bringen!“

Mit diesem guten Wort sei unser Buch von  
 Friedrich Schiller beschlossen.



**Begleitschreiben**  
an  
**O t t o W i g a n d,**  
den Freund.

---



Winterthur, Ende Septembers 1856.

Ihnen, lieber Freund, brauche ich die Motive, welche mich bestimmten, vorliegenden Versuch im culturgeschichtlichen Roman gerade jetzt zu machen, kaum anzudeuten, geschweige des Breiteren auseinanderzusetzen. Haben wir doch erst vor wenigen Monaten auf den grünen Hügeln von Appenzell über die Bedeutung Schillers auch für unsere Zeit, und doppelt für unsere Zeit, unsere Ansichten ausgetauscht. Sie gingen darauf hinaus, eines der wenigen erfreulichen Symptome in dieser Periode des Rammonismus sei die nicht erlahmende, sondern vielmehr im Stillen immer weitere Kreise ziehende Wirksamkeit der Gedankenwelt Schillers.

So lange die deutsche Jugend beiderlei Geschlechts sich noch nicht einreden läßt, es sei Nichts der Betrachtung und Beachtung werth, ja es existire eigentlich gar Nichts, als was sich wägen, zählen, messen, zersehen, mit der Lupe untersuchen, mit dem Skalpell zerfasern, mit Häuten packen lasse, — so lange sie dem anmaßlichen Prophetenthum der „phosphor- und excrementalgedanklichen Kraftstoffel,“ wie nicht weniger den Weltstanzvisionen der Umkehrer, die frohe Botschaft der Humanität, welche in den Werken unseres Lessing, Göthe und Schiller gepredigt wird, standhaft entgegenhält, — so lange verzweifle ich nicht an der Zukunft unseres Landes.

Vielleicht habe ich mich über die Jünger der neuesten materialistischen Schule zu stark ausgebracht und stehe daher nicht an, zu erklären, daß ich, namentlich soweit ich sie persönlich kenne, weder an der Aufrichtigkeit ihrer Ueberzeugung noch an der Redlichkeit ihrer Absicht zweifle. Das aber, scheint mir, sollte dormalen bei jeder Gelegenheit ausgesprochen werden, daß die Materialisten neuesten Styls, indem sie der Freiheit eine Gasse zu brechen glauben, nur der herz- und schamlosen Selbdespötte Handlangerdienste thun. Wartet nur, verlangt nur von den Völkern einen Aufschwung der Seele, wann es ein-

mal den bankokratischen Ausbeutern eurer Prämissen vollständig gelungen sein sollte, ihre Schlussfolgerungen zu unbeschränkter Geltung zu bringen. Der verhasste „Geist“ würde dann allerdings ausgetrieben und die Gesellschaft lauter Materie sein, das heißt ein Meer von Roth . . . . .

Sie wissen, lieber Freund, welche Anschauungen mich bei meinen culturgeschichtlichen Arbeiten ernsterer Form leiten. Sie werden dieselben — denn in Ihnen werde ich wenigstens einen aufmerksamen und billigen Leser haben — auch in diesem novellistischen Buch wiederfinden, welches, ich glaube es sagen zu dürfen, auf gewissenhaften culturhistorischen Studien ruht. Gerade deshalb durften, wenn das Gemälde ein treues sein sollte, neben der Lichtseite auch dunkle und dunkelste Schatten nicht vermieden werden.

Meine Absicht ging auf umfassende Darstellung des deutschen Lebens im vorigen Jahrhundert. Am Schiller, dessen Jugenderscheinung ja schon vielfach eine mythische Färbung angenommen, sollte sich Alles gruppiren. Warum ich aus dem ursprünglichen Plane Manches ausfallen lassen, warum ich darauf verzichten mußte, den Gegensatz zwischen dem jungen Amerika und dem alten Europa, welcher in der Figur



Raleighs zur Anschauung kommen sollte, vollständig auszuführen, warum der Charakter Lauretta's, in welcher das zur Signatur jener Zeit so wesentlich gehörende Element der Abenteuerlichkeit personifizirt ist, mehr nur skizzirt als durchgebildet wurde, — das Alles werde ich Ihnen mündlich sagen. Oder vielmehr, die Ursache — eine äußerliche zwar, aber nicht wohl zu umgehende — liegt zu nahe, als daß Sie dieselbe nicht errathen sollten.

Gewöhnlichen Romanlesern dürfte mein Buch schwerlich zusagen. Namentlich der vierte Band nicht, wo der Novellist hinter den Referenten mehr zurücktritt. Es hätte mir aber Frevel geschienen, hier, wo ich nach den anziehendsten Dokumenten arbeiten konnte, eine Fiktion zu versuchen, welche doch unbedingt hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben wäre....

Ein Schwarm von Zugvögeln lärmt reisefertig vor meinem Fenster auf der Wiese. Wer mit uns Glücklichen nach Süden flüchten könnte vor dem nahenden Winter! Sie können es auch nicht, lieber Alter, und so mag Ihnen dieses Buch an den langen Abenden hie und da eine Stunde lärzen. . . Ich grüße Sie mit alter Freundschaft.

J. Herr.

Ende.

Prag. 1856. Druck von Rath. Gerzabel.

## Zur Nachricht!

Da die weite Entfernung vom Druckort dem Verfasser die Besorgung der Correctur verwehrte, ist es wünschbar, daß der Leser nachstehende Druckfehler vor der Lektüre des Buches gefälligst verbessere.

### Band I.

S.	Z.	statt	ist zu lesen
44	2 von u.	„gänzlich“	„zugleich“
55	3 von o.	„bespielen“	„bespezialen“
77	10 von o.	„Trup“	„Trupp“
90	8 von o.	„Seraphim“	„Seraphim“
130	7 von u.	„doch“	„noch“
140	4u.5v. o.	„causum communum“	„causam communem“
145	2 von u.	„mehr“	„wahr“
165	5 von o.	„Lichtblau“	„Lichtbraun“
228	8 von o.	„Lichter“	„Fichten“
253	10 von o.	„i“	„il“
266	5 von o.	„die“	„dir“

### Band II.

S.	Z.	statt	ist zu lesen
14	4 von o.	„zweimal“	„einmal“
25	5 von o.	„Leben“	„leben“
39	5 von u.	„Stügenbach“	„Stügerbach“
48	6 von o.	„wüßte“	„wüßte“
53	2 von u.	„loszureißen“	„loszueisen“
54	5 von o.	„Ramsthal“	„Remsthal“

S.	S.	Statt	ist zu lesen
64	13 von o.	„Halbach“	„Halbuch“
74	13 von o.	„reichster“	„reinsten“
78	9 von o.	„abgeschlossenen“	„abgeschlossene“
161	9 von u.	„angustia“	„angustia“
229	2 von u.	„Feuerbränder“	„Feuerbränden“
230	4 von o.	„an“	„von“

### B a n d III.

S.	S.	Statt	ist zu lesen
17	8 von u.	„reise“	„reiche“
69	5 von u.	„Laubpfählen“	„Laubpfählen“
71	4 von o.	„den“	„dem“
74	5 von o.	„entfernt“	„entfernet“
74	8 von o.	„Bergerh“	„Bergerhen“
98	4 von o.	„Gründelwalb“	„Gründelwalb“
115	13 von u.	„vom“	„von“
128	10 von o.	„Gain“	„Gein“
131	10 von o.	„ein“	„sein“
137	13 von o.	nach „Rk“	setze ein Komma
145	13 von o.	„Nationen“	„Nation“
151	10 von u.	„Ruppen“	„Ruppeln“
154	13 von u.	nach „wollen“	setze ein Komma
159	9 von u.	„Kampf“	„Krampf“
165	13 von u.	„Juweliers“	„Juweliere“
168	9 von u.	„ein Buch“	„einem Buch“
174	4 von o.	„welches“	„welchen“
187	6 von o.	„welche“	„welcher“
195	1 von o.	nach „Gebäude“	setze ein Komma
199	13 von o.	nach „Kaleigh“	setze ein Komma
211	4 von o.	„verziehe“	„verzeihe“

B a n d IV.

S.	3.	statt	ist zu lesen
19	12 von o.	nach „lag“ statt des	Fragezeichens einen Punkt
58	12 von u.	„Erstaunten“	„erstaunten“
59	6 von u.	„Ihren“	„ihren“
61	14 von o.	„Den“	„Dem“
61	15 von o.	„mäch't'ger“	„mäch't'gen“
78	2 von u.	„Sie“	„Sie“
79	10 von o.	„Sie“	„Sie“
85	5 von u.	„Seiten“	„Saiten“
95	4 von o.	„Stillsten“	„Stilfesten“
121	10 von u.	„bedürfen“	„bedurften“
142	2 von u.	„seinem“	„seinem“
185	1 von o.	„ihren“	„ihrem“

